







# DEUTSCHES LESEBUCH

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

DRITTER THEIL.

ZWEITER BAND.

PROBEN DER DEUTSCHEN PROSA VON MDCCXL BIS MDCCXLII.

Dritte Ausgabe.

---

BASEL.

SCHWEIGHAUSERISCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG.

(HUGO RICHTER.)

MDCCCLXXVI.

g.c.  
W 1156de

PROBEN  
DER DEUTSCHEN PROSA

SEIT DEM JAHRE MD.

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

ZWEITER BAND.

VON MDCCXL. BIS MDCCXLII.

DRITTE AUSGABE.

BASEL.

SCHWEIGHAUSERISCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

(HUGO RICHTER.)

MDCCCLXXVI.





3 8 4/7.

**Alle Rechte vorbehalten.**



**PROBEN DER DEUTSCHEN PROSA**  
**SEIT DEM JAHRE MDCCXL.**



## AUS JOHANN JACOB BREITINGERS CRITISCHER DICHTTRUNST.

Johann Jacob Breitingers Critische Dichtkunst Worinnen die Poetische Mahlerey in Abficht auf die Erfindung Im Grunde unterfuchet und mit Beyfpielen aus den berühmteften Alten und Neuern erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführet von J. J. Bodemer. Zürich 1740. 8<sup>o</sup>

### DER VIERTE ABSCHNITT. VON DER WAHL DER MATERIE.

Nachdem ich nun gezeigt habe, daß die Kunst des Poeten so wohl als des Malers in einer geschickten Nachahmung der Natur besteht, und daß ihre vornehmste und erste Abficht ist, die Wahrheit den Gemüthern auf eine angenehm-ergetzende Weise beyzubringen, so hoffe, mein Leser werde mir mit seiner Aufmerksamkeit nicht ungerne zu einigen absonderlichen Betrachtungen der Materie der poetischen Nachahmung nachfolgen, da ich zu unterfuchen gedeneke, was für Kraft und Nachdruck eine geschickte Wahl der Materie den Werken der Poesie mittheilen könne. Nach Vollendung dessen wird mir obliegen, die Vortheile und Geheimnisse der poetischen Kunst, welche sie in der Ausführung ihres Vorhabens mit so erwünschtem Fortgang anwendet, zu erklären und an das Licht zu stellen.

Die Kunst muß ihre Urbilder, die sie durch eine geschickte Nachahmung sinnlich vorstellen will, in der Natur auffuchen und bey ihr entlehnen, alldieweil das Unnatürliche uns

nicht gefallen kan. Die Natur hat denen Künstlern des Poeten und des Malers alle ihre Schätze, auch die verborgensten vor den äußerlichen Sinnen, eröffnet, und ihnen ohne Maß gebung überlassen, die Wahl unter denselben nach ihren Abfichten einzurichten. Nun ist die Natur zwar in allen ihren Werken über die Massen verwundersam, und ein aufmerksamer Geist findet in einer tiefen Betrachtung derselben immer neue Materie zu seiner Ergetzung, und gleichsam eine unerfchöpfliche Quelle von Vergnügen, er richte seine Gemüthes-Augen auf das unerforschliche Wesen derselben, und auf ihre unbegreifliche Zeugung, oder auf ihre unermessliche Mannigfaltigkeit, auf ihren Zusammenhang, Ordnung, Ebenmaß, Verhältniß unter und gegen einander, auf ihre weisen Abfichten, auf eines jeden Stückes Gestaltung, innerliche Beschaffenheit, Vollkommenheit in seiner Art, und so fort. Alle diese Betrachtungen und derselben geschickte Vorstellungen müssen ohne Ausnahm und Unterschied einen angenehm-erleuchtenden Einfluß

auf den Verstand haben: Alleine dergleichen Betrachtungen erfordern ein tiefes und strenges Nachdenken, wozu die wenigsten Menschen gefähiget sind, daher auch das Verwunderliche in den Werken der Natur, welches alleine den forschenden Verstand bestrahlet, für den größten Haufen der Menschen nichts empfindliches hat, und darum auch in ihrem Kopf ungeschmacket und ohne Ergetzen ist. Die Natur hat dem Menschen ein allgemeineres und vor seine Natur bequemerer Ergetzen zugedacht, dessen Genuß ihm nicht so schwer ankommen sollte, aus dieser Ursache hat sie ihn mit den Sinnen, als mit Werkzeugen begabet, mittelst deren die Schönheiten der Natur sich ihm durch einen bloßen Eindruck ohne seine Mühe offenbaren; welches machet, daß auch die meisten Menschen mehr nach einem sinnlichen Ergetzen streben, und mehr durch das Gefühl als durch den Verstand geleitet werden: denn es ist viel leichter, den Eindrücken folgen, welche die Sachen in der Natur auf uns machen, und die meisten Leute wissen kein ander Mittel, als dieses, sich vor Verdruß zu verwahren. Und eben dieses sinnliche Ergetzen ist dasjenige, welches die Dicht- und die Mahler-Kunst durch die Nachahmung hervorbringen suchen; da sie nemlich sich bestreben, die Sachen so lebendig nachzubilden, daß ihre Gemähde eben dieselben Eindrücke auf die Phantasie und das menschliche Gemüthe machen, als die natürlichen Gegenstände durch die Kraft ihrer wirklichen Gegenwart thun würden. Nun lehret uns aber die unwiderprechliche Erfahrung, daß nicht alle Dinge in der Natur, die eine gleiche Wahrheit haben, auch einen gleichen Eindruck in dem Gemüthe machen, oder dasselbe mit einer gleichen Kraft rühren; nicht alle Speisen reizen den sinnlichen Geschmack auf einem gleichen Grad und mit einer gleichen

Luft; wir suchen den widrigen Geruch, der uns von einem Todten-Aaß in die Nase steigt, durch einen angenehmen vorfichtig zu dämpfen; eine sanfte Musik, das mirmelnde Rauschen einer Bache, und das gräßliche Gebrülle des Donners machen gantz verschiedene Eindrücke auf den Sinn des Gehöres; die Morgenröthe, die untergehende Sonne, der Zug und die Bewegungen eines Kriegs-Heeres, ein Sturm auf der See, ein Wasser-Fall, die Eißberge, die von den Schweizern Glätcher genannt werden, sind alles Sachen, die nach gantz verschiedenen Weisen auf das Gemüthe wirken. Folglich hat unter den Urbildern, so die Natur dem Poeten und dem Mahler zum Muster ausgestellt hat, eine vernünftige Wahl Platz, welche durch die besondern Absichten eines jeden Vorhabens bestimmt wird; und es ist auch in der That sehr viel, ja alles an dieser Wahl der Bilder gelegen, angesehen der glückliche Fortgang einer Vorstellung größtentheils von derselben abhängt, alldieweil die Nachahmungen uns nur in dem Maaße rühren, als die nachgeahmte Sache selbst thun würde, wenn wir sie wahrhaftig vor Augen sehen. Dergestalt wäre es an einem Poeten oder Mahler, wie Dämos wohl angemercket hat, das unvorsichtigste Stücke, wenn sie solche Sachen vor sich nähmen nachzunehmen, welche wir in der Natur mit Gleichgültigkeit anschauen würden; wenn sie ihre Kunst anwendeten, uns Handlungen vor Augen zu stellen, die nur eine mittelmäßige Aufmerksamkeit von uns erhalten würden, wenn wir sie wahrhaftig gesehen haben. Wie wird uns die Copie rühren können, da ihr Original selbst solches nicht vermag? Wie wird ein Gemähde vermögen, unsere Augen auf sich zu ziehen, welches einen Bauer vorstellet, der zwey Lastthiere vor sich her treibet, wenn die Handlung, die in diesem Gemähde nachgeahmet wird, unser

Geficht nicht auf sich ziehen mag? Wir loben zwar den Mahler wegen seiner Kunnſt, dieſe Sache gefehickt nachzuahmen, aber wir tadeln ihn, daß er feinen Fleiß auf Sachen gewandt hat, um die wir uns ſo wenig bekümmern. Ja ich muß hier inſondere anmerken, daß der Mahler in dieſem Stücke noch einen wichtigen Vortheil vor dem Poeten beſitzt, welchen ihm die beſondere Art der Nachahmung, der er ſich bedienet, einräumet; ein Gemälde kan uns durch die bloße Schönheit der Verfertigung gefallen, ohne daß die Sache, die es vorſtellet, etwas dazu beytrage; wenn ſelch die Materie ſeiner Vorſtellung nichts vortreffliches oder verwunderſames an ſich hat, ſo kan dennoch ſein Gemälde durch das hohe Licht und die Vermifchung der Farben, oder durch das Leben der Vorſtellung, oder durch einen andern Vortheil der Kunnſt das Auge ergetzen, und in dieſer Abſicht ſchätzbar ſeyn; wie die künstlich-gemahlten Weintrauben des Zeuxis und des Parrhaſius, und der ſeine Pinſel-Zug, mit welchem Apelles dem berühmten Mahler Protogenes ſeine unerwartete Ankunnſt auf der Inſel Rhodus verrathen hat; dieſe helobten Meiſterſtücke haben ihren Preis nicht von der Materie ihrer Vorſtellung, fondern von der Kunnſt bekommen, die ihre Urheber in der Nachahmung erwieſen haben, man bewunderte in denſelben den Pinſel, der die Natur ſo genau hat nachahmen können, woraus erhellet, daß eine glückliche Nachahmung den Verdienſt des Mahlers am meiſten erhebet. Da hingegen der Poet in der Ausführung ſeines Vorhabens ſtatt der ſichtbaren Farben ſich der Worte und ihrer harmoniſchen Verbindung bedienen muß, ſo hat die einfältige Nachahmung eines übelerwehlten Gegenſtandes keine eigentümliche Schönheit oder Kraft, durch welche ſie das Gemüthe entzücken, oder in Bewegung ſetzen könnte.

Die Schönheiten in der Ausarbeitung machen vor ſich alleine kein Gedicht zu einem guten Stücke, wie ſie ein Gemälde zu einem ſchätzbaren Werke machen. Die Welt machet niemahls viel aus den Werken eines Poeten, der keinen andern Talent hat, als daß er es in der Mechanik ſeiner Kunnſt hoch gebracht hat. Vermoget dieſer Anmerkung heſtetel der wahre Verdienſt eines Poeten im wenigſten darinn, daß er ohne Wahl und Unterſchied alles ſchildere, was in der Natur vorkömmt, und es iſt bey weitem nicht das vollkommene Lob, wenn man gleich von ſeinen Werken ſagen kan, daß ſie wahr, natürlich und ähnlich ſeyn; die Poefie empfängt ihre größte Stärke und Schönheit von der geſchickten Wahl der Bilder. Alſo iſt leicht zu erachten, was vor ein wichtiges Ding es um die Wahl der Materie iſt, vornehmlich in poetiſchen Werken.

Die Kunnſt des Poeten und des Mahlers, ſuchet durch den unſchuldigen Betrug der künstlichen Nachahmung eben diejenigen Eindrücke in dem Gemüthe der Menſchen zu erwecken, welche es von den gegenwärtigen in der Natur vorkommenden Dingen ſelbſt empfangen würde; die Kunnſt der Nachahmung thut mehrers nicht, als daß ſie die abweſenden Gegenſtände gleichſam herhey bringet und vor Augen ſtellet: Alſo muß die Kraft und Würkung der Vorſtellung auf das Gemüthe unmittelbar von der Materie der Vorſtellung herrühren. Nun hat das Ergezen, welches die Natur und hiemit auch die Nachahmung durch die Eindrücke ihrer Vorſtellungen hervorbringen, einen doppelten Grund; angeſehen dieſe Vorſtellungen dienen, entweder den angeholren Vorwitz und die Begierde nach Wiſſenſchaft zufrieden zu ſtellen, oder das Gemüthe in Bewegung zu ſetzen, an ſich zu ziehen und einzunehmen; daſſelbe in einer angenehmen Unruh aufzuhalten, es

befchäftigt zu halten, und dadurch den verdrüßlichen Zustand einer Bewegungs-leeren Stille aufzuheben. Ihre Abficht ift demnach, entweder uns auf ihre Vorftellungen aufmerk-  
 5 fam zu machen, und zu unterrichten, oder uns denfelben zu Gunft einzunehmen und zu bewegen. Darum find auch die Gegenftände, welche uns die Natur und die Nachahmung der Kunft vorftellet, entweder lehrreich oder  
 10 bewegend. Alleine die Sachen, die nicht weiter bequem find, als unfern Vorwitz zu ftillen, ziehen uns nicht fo fehr an fich, als die Sachen, die vermögend find uns das Hertz zu rühren. Wenn es erlaubt ift, fo zu reden, fo ift der Verftand in feinem Umgang fehvie-  
 15 riger, als das Hertz. Die Unruh und Bewegung der Gemüthes-Leidenfchaften ift dem Menfchen etwas fo natürliches und angenehmes, daß man fagen kan, die Menfchen über-  
 20 haupt empfangen mehr Befeherde von dem Leben das ohne Leidenfchaften ift, als von den Leidenfchaften felbft. Gleichwie die lange Weile ihnen befchwerlicher fällt, als die Un-  
 wiffenheit, fo ziehen fie die Luft in Bewegung gefezet zu werden, der Luft Unter-  
 25 richt zu empfangen vor. Die verftändigen Maler, fagt Dübos, haben diefe Wahrheit fo wohl eingefehen, fie fo wohl empfunden, daß fie felten Landfchaften ohne Perfonen  
 und ede vorgeftellet haben. Sie haben fie  
 30 bevölkert, fie haben in diefe Gemälde irgend eine Materie hinein gebracht, dazu etliche Perfonen gehöreten, die uns mit einer gewiffen Handlung in Bewegung bringen und folglich an fich ziehen könnten. Und aus  
 35 demfelben Grund haben auch gefchickte Verfaffer, die lehrreiche Gedichte verfertigen, und uns in ihren Werken Unterricht ertheilen wollen, damit fie die Aufmerkfamkeit der  
 40 Lefer unterhielten, ihre Verfe mit folchen Bildern angezieret, die hertzrührende Gegenftände abhilderten; wie Virgil in den

Büchern von dem Feldbau gethan hat; und eben daher kömmt es, daß die Leute alle-  
 zeit lieber die Bücher lefen werden, die fie  
 5 rühren, als die, fo fie unterrichten. Demnach ift ohne Streit die Wahl folcher Materien, die bequem find, das Gemüthe zu rühren und einzunehmen, von einer kräftigern  
 und ficherern Würckung, als die Vorftellung der todten Werke der Natur: Ja ich darf  
 10 behaupten, daß fo gar unter den bewegenden Stücken diejenigen die kräftigfte Würckung haben, und das strengfte Ergetzen gewähren, welche die heftigften, ungeftümften und  
 widerwärtigften Gemüths-Leidenfchaften, als  
 15 Furcht, Schrecken, Mitleiden, erregen, weil die Kunft der Nachahmung diefe Leidenfchaften, wie ich an dem Ende des vorhergehenden Abfchnittes gezeigt habe, von allem  
 würcklich Widerwärtigen reiniget; daher  
 20 auch die Tragödie stärker anziehet und bewegt als die Comödie.

Die Wahl aber der Materie wird noch näher beftimmt und eingefchräncket durch die  
 verfhiedenen Arten und Gattungen Gedichte.  
 25 Diefe find fo viele ungleiche Mittel und Wege, fo die Kunft der poetifchen Nachahmung erfunden hat, das erbauliche Ergetzen, als ihre Haupt-Abficht zu erhalten. Unter denfelben  
 dienet das Epifche Gedichte vornehmlich eine  
 30 allgemeine moralifche Wahrheit durch die gefchickte Nachahmung einer großen Handlung, die ihrer Wichtigkeit halber gantzen Nationen angelegen ift, nach ihren ausführlichen Umftänden mit Ergetzen begrifflich  
 35 zu machen; die Tragödie fuchet durch die lebhaftte Vorftellung eines harten und unvermutheten Schickfals, das vornehme Perfonen  
 fich durch ihre Mißhandlungen zugezogen haben, bey den Zufehern Traurigkeit, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und fie auf  
 40 ihre eigene Unglücks-Fälle vorzubereiten; die Comödie führet Leute von bürgerlichem Stand

auf, sie durch die Nachahmung ihrer Fehler lächerlich zu machen; die Satyre ist ein moralisches Straf-Gedicht über einseitige Laster, da entweder das Lächerliche in denselben entdeckt, oder das abscheuliche Wesen der Bosheit mit lebhaften Farben abgebildet wird; wie diese beyden die Menschen durch die Befehmung von dem Lasterhaften abschrecken, also suchen die Lobgedichte sie durch die Erhebung ungemeiner Thaten in einen nützlichen Ruhm-Eifer zu bringen; die Schaefer-Gedichte mahlen die glückselige Einfach und Unschuld des ersten güldenen Welt-Alters mit den anmuthigsten Farben ab; die Elegie will dem Leser durch ihre wehmüthigen und verlichten Seufzer und Klagen eine innige und Mitleidens-volle Gemüthes-Bewegung abmüthigen; die Ode führet uns durch ihre entzückende Verwirrung aus uns selbst; die Sinn-Gedichte beflüßigen durch ihre kleinen flüchtigen und scharfsinnigen Einfälle; die Lehr-Gedichte unterrichten uns auf eine ergezende und leichte Weise von den Geheimnissen ganzer Willensschaften oder besonderer Stücke derselben. Alle diese verschiedene Arten Gedichte geben der Materie der poetischen Nachahmung eine eigene Form, welche durch gewisse Regeln, die in der besondern Art der Nachahmung gegründet sind, ganz verschieden ausgesetzt und eingeschräncket wird. Ich halte vor unethig, hier die besondern Regeln, nach welchen diese verschiedenen Gattungen Gedichte müssen eingerichtet werden, anzuführen, ich setze voraus, daß ein Poet sich dieselben theils aus denen berühmten Schriften der alten und neuen Kunsttrichter, dergleichen Aristoteles, Dornatius, Boileau, Dubos, Dacier, la Motte, Fontenelle, Muratori, Addison, Pope sind, vorher bekannt gemacht, theils den Gebrauch derselben aus eigenen Anmerkungen unter Leitung der besten poetischen Stücke aus den altern

und den neuern Zeiten gelernt habe. Mein Vorhaben ist alleine, einige allgemeine Anmerkungen über den Unterschied der erwähnten poetischen Formen mitzutheilen, insoferne die Wahl der poetischen Materie dadurch ungleich bestimmet wird.

Ich merke vor allen Dingen an, daß in einigen Gattungen Gedichte der Poet selbst das Wort alleine führet, in andern aber fremden Personen übergibt. In jenen Stücken, in welchen der Poet das Wort nimmt, herrschet die poetische Erzählung und Beschreibung; da erweist er seine mahlerische Kunst bald in der lebhaften Vorstellung der Werke der Natur und der Kunst, bald in einer nachdrücklichen Erzählung einer ganzen Reihe merkwürdiger Begebenheiten, bald in einer natürlichen Schilderung des verächtlichen und häßlichen Lasters in Absicht auf dessen unverständiges Betragen; bald in einer prächtigen Herausstreichung des erhabenen und bewährten Tugend-Ruhmes: Die hertzbrechenden und beweglichen Stücke beschreiben entweder den Schwung und den Gang der Gemüthes-Bewegungen, oder sie führen dieselben selbst auf den Schauplatz, wo sie sich in ihrer angehohrnen Sprache erklären, ja sie treiben dieselben zuweilen vermittelst der erhitzten Einbildungs-Kraft auf einen solchen Grad der Verwirrung, daß es läßt, als wenn der Poet durch eine Begeisterung in die noch zukünftige Welt wäre entzückt worden, und die Dinge, die erst noch geschehen können, als gegenwärtig vor Augen sehe. Was die dramatischen Gedichte anbelanget, in welchen der Poet das Wort fremden Personen überläßt, herrschen in solchen die Handlungen, durch welche der Gemüthes-Zustand der Menschen deutlich characterisirt, und gleichsam sichtbar gemacht wird; diese Handlungen aber sind vornehmlich nach dem ungleichen Stand, Alter und Würde der Per-

fonen, welche aufgeführt werden, unterfchieden, und eben daher rühret es, daß einige von diesen Gedichten in ihrer Ausführung weit prächtiger, andere aber gar natürlich und einfältig find. Endlich fließen in dem Epischen Gedichte alle andere Gattungen und Formen der befondern Gedichte gleichfam zufammen, das Epische wechfelt da mit dem Dramatischen, das Tragische mit dem Comischen beftändig ab; gleichwie man nun angemerket hat, daß felten ein Mensch in allen Stücken und Gattungen der Malerey vortreflich feyn könne, fo ift es fich deſto weniger zu verwundern, daß die wenigften in dieſem allervollkommenften Haupt-Werke der Poefie etwas rechtſchaffenes gefchrieben haben.

Nun ift der Schluß leicht zu machen, daß der Poet ſich in der Wahl feiner Materie allezeit nach dem Unterſchied dieſer poetiſchen Formen richten müſſe. Die Tragischen Begegniffen, ſagt Dämos, können nicht in einem Sinn-Gedichte erzehlet werden; dieſes kan zum höchſten einen ſcheinbaren Umſtand ſolcher Begegniffe ausnehmen, und in ſein gehöriges Licht ſetzen, es kan uns ein Stück davon zur Verwunderung vorlegen, aber es kan uns damit nicht das Hertz treffen; die Comedie will keine graufamen Laſterthaten vornehmen; Thalia kan keine Verwünschungen thun, noch einer ſchwartzten Übelthat die gebührende Straffe anthun. Die Ecloga ſchicket ſich nicht vor gewalthatige und blutige Leidenschaften.\*

Endlich wird die Freyheit des Poeten und des Malers in der Wahl der Urbilder durch die Geſetze der Ehrbarkeit und der Sitten in engere Schrancken geſetzt. Die Natur lehret uns durch ihr eigenes Beyſpiel, daß nicht alles, was natürlich iſt, den Sinnen durch die Nachahmung mit Ergetzen könne vorgeſtellt werden, geſtalt ſie den Gliedmaßen des menſchlichen Leibes eine ungleiche

Ehre und Würdigkeit zugeleget, und einige derſelben nach ihrer weiſen Vorſicht von den Sinnen weggewendet und verſtecket, damit ſie denſelben durch ihre natürlichen aber eckelhaften Verrichtungen nicht beſchwerlich fallen, oder ſie an ihrem Ergetzen ſtören mögten. Da der Poet nun auch in ſeiner Wahl der Vorſchrift und dem Exempel der Natur folgen muß, ſo ware es ja thöricht gehalten, wenn er diejenigen Gliedmaßen und Verrichtungen, welche die Natur ſo ſorgfältig verborgen hat, damit ſie dem Geſichte oder Geruche keinen Eckel verurſachen, durch die Nachahmung zu den Sinnen und der Einbildung herbey bringen, und ihnen nähern wollte. Zudem hat eben dieſe vorſichtige Natur dem Menſchen, ſo bald die unordentliche Luſt in ſeinem Hertzen angeflammet war, und ihn angereizet hatte, die Glieder des Leibes ſchändlicher Weiſe als Waffen der Unreinigkeit zu mißbrauchen, die Schamhaftigkeit eingepflanzet, die ſich durch eine holde Röthe in dem Angeſicht zeigt, ſo bald er ſeiner nacketen Bieſſe gewahr wird, und ihn hinterhält, daß er nicht über die Schrancken der Ehrbarkeit hinaus ſchweiffet, ſondern alles ſorgfältig verbirgt, was bey andern Menſchen Aufloß und Ärgerniß verurſachen könnte. Eben dieſe ſchamhafte Liebe der Zucht muß den Poeten in der Wahl ſeiner Bilder leiten, wenn er ehrbaren und vernünftigen Gemüthern gefallen will. Und daher entſtehet denn die *Σεμνότης*, die Züchtigkeit und Ehrbarkeit in den Gemälden, wenn alles auf das ſorgfältigſte vernieden wird, was die ſchamhaftigſte Tugend nur im geringſten verletzen könnte. Daſern aber ein Poet ſich gemüthiget ſichet von ſolchen Dingen zu reden, ſo muß er auch alsdann von der Natur lernen, daß er ſolche anſtoßige Dinge den Sinnen nicht von ihren eckelhaften Umſtänden vorlege, ſondern ſie durch eine geſchickte Umſchreibung viel-



mehr errathen laſſe, als entdecke. Die II. Sprache iſt hierinfaßlich überaus züchtig und eingezo- gen, und die dem Iſrael, *Deuter. XXXII. 15. 14.* unbefohlene Reulichkeit laßt ſich auch in den Redens-Arten der Ehrer verſpühren. Ich will nur die einzige Ausdrückung anführen, mit welcher ſie eine ſolche natürliche Verrichtung anzudeuten pflegen, wenn ſie ſagen, die Fülle decken, *Judic. III. 24. 1. Sam. XXIV. 4.* womit ſie zugleich die Sorgfalt gar genau anzeigen, die bey dergleichen Gefchäften muß beobachtet werden.

Ich erinnere mich hier eines Fehlers, welchen der Hr. la Motte in ſeiner Abhandlung von Homerus an dieſem großen Poeten dieſes Stückes halber ausgeſetzt hat. Er tadelt nemlich, daß Homerus in der Rede des Phenix, womit er den Achilles durch die Erinnerung der Pflege, die er in deſſen zartesten Kindheit über ſich genommen, zu begütigen geſuchet, ein ganz unangenehmes und eckelhaftes Bild habe einfließen laſſen, welches von dieſem franzöſiſchen Criticus dergeltalt überſetzt wird. »Wie ofte habet ihr mir den Buſen voll geſpien, wie Kinder gewohnt ſind zu thun, und ihre Säugammen zu beſpeyen.« Und er führt dieſes Exempel bl. *XXI.* vor einen Beweisſtum an, daß nicht alles, was in der Natur iſt, darum weil es in der Natur iſt, zu ſchildern ſey. Alleine wenn ich den Homerus in dem neunten B. der Ilias v. 481. ſelbſt einſehe, ſo fällt dieſe Befchuldigung größtentheils auf die platte und ungeſchickte Überſetzung dieſes franzöſiſchen Academici zurück, maſſen nichts iſt, das durch pebelhafte, niedrige Wörter und Redens-Arten nicht könne verderbet und verunglimpft werden, ſo daß auch in dieſem Sinne die Anmerkung gilt:

*Nihil eſt, quin male narrando poſſit depravari.*

La Motte überſetzt dieſe Stelle mit Worten, die zwar die Haupt-Ideen von Homers Ausdrücken in ſich enthalten, aber über dem noch einige zugeſetzte Begriffe, die gantz eckelhaft ſind, mit ſich führen. Hingegen haben die Wörter, die Homerus gebraucht hat, nichts von dieſen Neben-Ideen, ſie bringen nur den Haupt-Begriff von der Vergieſſung des Weins hervor, ohne den Eckel, den das Wort, ſpeyen, noch daneben anzeigt. Der alte Poet drückt ſich ungefehr alſo aus: »Du hatteſt dich auch ſo fehr an mich gewöhnet, daß es fehlen, du könnteſt ohne mich nicht leben. Du wollteſt ohne mich bey niemand fremdem eſſen, und auch ſelbſt daheim nichts koſten, wenn ich dich nicht auf die Knie nahm, ich mußte dir die Speiſen vorſchneiden, bis du dich fatt geſſen hatteſt, und wenn ich dir zu trincken both, haſt du mir in dieſer rohen und unbehüllichen Kindheit die Weſte oft mit Wein benetzt und übergoffen. Alſo habe ich viel für dich geſthan und ertragen, denn weil die Götter mir keine Kinder gegeben, die von mir entſproffen wären, hielt ich dich als mein eigenes Kind, und hoffete du würdeſt dereiſt mein Troſt ſeyn, und mein graues Haupt vor allem Ungemach bewahren.« Die Wörter *Kαταδύω* und *ἀποβλύζω* haben nichts wildriges in ſich, jenes heiſſet naß machen, benetzen, beſeuchten; dieſes bedeutet eigentlich das ſtrudeln einer Quelle, und *ſingultus bibentium*. Auch iſt hier die Rede von der erſten Kindheit des Achilles, und da ärgert man ſich an kleinen Kindern nicht, wenn ſie ſich etwa bey alzu begierigem Trincken übergieſſen. Alleine wenn ich dem franzöſiſchen Tadler ein Genügen thun will, muß ich nicht alleine zeigen, daß dieſes Bild natürlich und um etwas ertraglich ſey, ſondern ich muß auch die Wahl deſſelben vertheidigen, weil

er gläubet, die Weglassung dieses Bildes würde dem Nachdruck der Rede gewaltig aufgeholfen haben. Phenix will den zornigen Achilles auf gelindere Gedanken bringen, er erinnert ihn daran der zärtlichen und unermüdeten Sorge, die er in dessen ersten Jahren vor seine Auferziehung getragen. Sollte diese Vorstellung ihre Würckung thun, so mußte er zeigen, daß es nicht eine gemeine Vorsorge gewesen, sondern daß sie mit vieler Verdrüßlichkeit und großer Müh vergesellschaftet gewesen. Diese beyden Stücke nun hat die Einführung des erwähnten Bildes in das gehörige Licht gesetzt, und Phenix giebt an dem Schlusse seiner Erzählung deutlich genug zu verstehen, daß dieses seine Absicht gewesen, v. 488.

Ὡς ἐπέ σοι μάλα πόλλ' ἔπαθον, καὶ πόλλ' ἐμύγησα.

Da er nun dasjenige, was die Auferziehung verdrüßliches hat, eben so wohl ausdrücken wollte, als was sie mühsames hat, so mußte er nothwendig einen Umstand erwehlen, der einen um etwas widrigen Eindruck machte, wozu sich das Übergießen der Kleider trefflich wohl schickete. Und es ist so fern daß dieser Umstand die Kraft der Vorstellung schwäche, daß er dieselbe vielmehr bis auf das höchste treibet. Man lege nur diese Worte einer Mutter, Säugammen oder Pfliegerin in den Mund, so wird ihre Kraft jedermann empfindlich werden; und es wird sich wohl niemand ärgern, wenn eine solche ihrem undankbaren Sohn als ein Zeichen der eckelhaften und verdrüßlichen Mühe seiner Erziehung vorrückt, daß er sie ofte übergossen habe. Denn daß Phenix als ein fürstlicher Herr, die Mühe der Erziehung des Achilles selbst auf sich genommen, ist nicht alleine ein Zeugniß der zärtlichen Liebe, mit welcher er Achilles in dessen Kindheit zugehan gewesen, und machet uns eine gute

und vortheilhaftige Meinung von Achilles, sondern es ist auch nach der Gewohnheit der alten Heroischen Zeiten geschehen, da es sehr üblich war, daß Helden und Fürsten die Pflege junger Helden und Fürstlicher Kinder gehabt haben.

Alleine damit ich wieder auf mein Vorhaben komme, so muß ich in Ansehung dieser Ehrbarkeit in den Gemälden hier auch anmerken, daß der weltweise Zeno und seine Anhänger sie nicht gebilligt haben, *placuit enim illis*, schreibt Cicero, *suo quamque rem nomine appellare*, wovon der Brief dieses Römischen Weltweisen an Pætus im nemten B. seiner Briefe verdienet nachgelesen zu werden, in welchem er diesen unversehamten stoischen Lehrsatz verwirrt. Mit Zeno hielt es eine andere berichtigte Secte der Alten, die wegen ihrer Schamlosigkeit in den Reden und auch in den Thaten die Cynische genennet worden. Und ich werde nicht irren, wenn ich unter diese Cynische Secte alle diejenigen Poeten zehle, welche die edle Dichtkunst nöthigen, unter der Fahne der Wolflust Dienste zu thun, und mit der Keuschheit, Zucht und Ehrbarkeit Krieg zu führen. Ich meine hier nicht die heidnischen Poeten, welche ihr Religions-Systema und das Exempel ihrer Götter in ihren unreinen Lüften gestärket, massen sie mit dem Wahn eingenommen waren, daß sie durch die Ausübung derselben denjenigen ähnlich werden könnten, welche von ihnen angebetet wurden; sondern ich rede von solchen, die sich vor Verehrer einer Gottheit ausgeben, die aller Unreinigkeit feind ist, die auch selbst die ersten Regungen derselben zu unterdrucken befehlet, und um jedes garstige Wort Rechenchaft fordert; welche dennoch ihre meiste poetische Arbeit nur dazu mißbrauchen, daß sie die Aufwallungen und Ausbrüche der unreinen Lüfte auf das natürlichste ausdrücken, und

hey ihren Lesern eben dergleichen Regungen erwecken. Der sel. Hr. Doctor Rambach hat in der Vorrede zu seinen poetischen Fest-Gedanken, wo er von dem Mißbrauche und rechten Gebrauche der Poesie handelt § 3 – § 8. mit einem billigen Eifer über die mehr als Cynische Schamlosigkeit und das große Ärgeruß geklaget, das eine starcke Anzahl der deutschen Poeten dadurch angerichtet hat, und die Gefahr, in die sich solche cynische Dichter muthwilliger Weise stürzten, klarlich vor Augen geleet. Ich verweise auch meinen Leser zu dieser Abhandlung, welche wohl werth ist, daß sie mit Bedacht gelesen werde, und begnüge mich nur noch die kurzze Anmerkung hinzu zu setzen, daß solche ärgerliche Reimen-Schmiede sich vergebens schmeicheln, mit ihren unflätigen Zoten und schlüpfrigen Allusionen ehrbare und zuchtliebende Gemüther zu belustigen, massen das Ergetzen, welches die Poesie gebühren soll, der Ehrbarkeit nicht anstößig, und hingegen der Glückseligkeit des Menschen beförderlich seyn soll.

Noch muß ich zu ihrer mehreren Befchæmung gedennen, daß die verständigen Kunst-Lehrer unter den Heiden selbst den Poeten unter ihren andern Regeln die Beobachtung der Ehrbarkeit vorgeschrieben haben; also hat Hermogenes in seinem vierten B. einen Abschnitt Περὶ τῆς Σεμνότητος τῆ λόγου gesetzt. Dasselbst führt er ein Beyspiel aus Menander an, wo dieser die Schwächung einer Tochter mit dem Worte ausdrücket: Ἔγωγε. Wohey er diese Anmerkung hinzusetzet: Ἐκόσμησε πρῶγμα ἀισχρὸν, σεμνοτέρῳ λόγου συνθέσει. Er füget ferner hey: *Conficitur igitur dignitas in turpitudine: vel si nomen eum nomine commutemus: aut, quod sæpe fit, si res non exponatur, eum omnino turpis est: sed quæ ante rem fieri solent, et in sermonibus agitari, et quæ rem turpem conse-*

*quantur: quæ necessario aperte et eum dignitate significant etiam ea quæ silentio prætereuntur. Ut apud Homerum Odysse. 2.*

*Ἄσπε δὲ παρθένοιον ζώνην, κατὰ δ' ὕπνον*  
*ἔχουεν.*

*Ἢ δ' ὑποκουμένη τέκεν ὄν ἴδεν τεκνέιν.*

*Hæc somnolat indicavit, eum passit quæ ante rem et congressionem silent fieri, virginæam solvit zonam: et quia addidit, quæ post conceptulionem sunt: Hæc vero gravida facta peperit, quem peperisse decebat.*

Horatius hat schon angemerket, daß die Gelehrten gantz ungleiche Meinungen von der wahren Absicht der Poesie hegen, indem einige das Ergetzen, andere das Nützliche, noch andere beydes zugleich vor den Hauptzweck der Poesie ausgehen haben:

*Aut prodesse volunt, aut delectare poete,*

*Aut simul et jucunda et idonea dicere vita.*

Alleine dieser Streit laßt sich leicht beylegen, wenn man einmahl bedencket, daß die Poesie, insoweit sie eine Kunst ist, die in der Nachahmung besthet, nothwendig ergetzen muß, und dann ferner, daß alle Künfte und Wissenschaften zu der Beförderung der menschlichen Glückseligkeit müssen gebraucht werden; dergestalt, daß folglich das Ergetzen selbst ein Mittel abgeben muß, das Wohlfeyn des Menschen zu befördern, gleichwie in der That die edleren Künfte durch das Ergetzen den Wohlstand des Gemüthes, die mechanischen Künfte aber die Vollkommenheit des äußerlichen Zustandes suchen. Woraus sich denn schließeln laßt, daß nichts in seinem rechten und vernünftigen Gebrauche könne ergetzlich seyn, was nicht zugleich nützlich ist. Demnach öffen diejenigen, welche das Nützliche von dem Ergetzlichen fordern, zu dem schändlichsten Mißbrauche der Künfte Thür und Thor, und machen solche zu Werckzeugen der gartigsten Lüfte. Wenn ich dann sage, daß das Ergetzen der Hauptzweck der

Poesie sey, so versteht sich da nicht ein schädliches Ergetzen, welches seinen Ursprung von dem Laster nimmt, und den schlimmen Lüften schmeichelt, sondern das ist ein Ergetzen, welches der Vernunft und der Würdigkeit der menschlichen Natur gemäß, und auf das Wahre und Gute gegründet ist, oder wenigst ein unfehlbares Ergetzen, das der Ehrbarkeit und Tugend nicht nachtheilig ist. Ein Poet ist zugleich ein Mensch, ein Bürger und Christ. Auf diesen Titeln beruht seine Vortrefflichkeit und Würde, und die Hoffnung einer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit. Nun verdient aber dasjenige den Namen eines wahren Ergetzens nicht, dessen Genuß den Menschen seiner Würde entsetzt, und ihn von der wahren Glückseligkeit entfernt; folglich muß das Ergetzen, welches die poetische Kunst gewähren kan, den Menschen zur Beobachtung der natürlichen, bürgerlichen und christlichen Pflichten aufmuntern, und also seine Glückseligkeit zu befördern dienen. Der Poet ist derowegen alleine darinne von dem Weltweisen, dem Sitten- und dem Staats-Lehrer unterschieden, daß er diejenigen moralischen und politischen Wahrheiten, die das Gemüthe zum guten lenken können, auf eine angenehm-erzeugende, allgemeine und sinnliche Weise vorstellet. Also ist auch kein Zweifel, daß nicht die Dicht-Kunst um so viel höher zu schätzen, und vor vollkommener zu achten sey, je mehr sie zu der Glückseligkeit der Menschen beyträgt. Wenn nun dieselbe nicht alleine durch das Ergetzen einer geschickten Nachahmung be-  
 5 10 15 20 25 30 35

40 *Omne tulit punctum qui misceuit utile dulci.*  
 Folglich muß ein Poet, der das höchste Lob erlangen will, sich einig darauf be-  
 45 50 55

zugleich auch dadurch Nutzen schaffe. Die Poesie ist zu allen Zeiten von vernünftigen Kennern vor eine Lehrerin der Weisheit und Tugend und vor eine Fördererin der menschlichen Glückseligkeit angesehen worden, sie diente gleich in ihrem ersten Gebrauche nach Aristoteles Bericht in dem vierten Cap. seiner poetischen Kunst theils zur Verherrlichung der Götter, theils zur Befehmung der Lasterhaften; und die Fabel, die ein wesent-  
 5 10 15 20 25 30 35 40 45 50 55

liches Theil von der Dicht-Kunst ausmachet, hat jederzeit der Sitten- und der Staats-Lehre nützliche Dienste gethan, indem sie die Unterrichte dieser Wissenschaften mittelst ihrer Kunst auf eine angenehme Weise in die Gemüther der Menschen eingespielet hat. Die Geschichte des Menenius Agrippa kan uns ohne mehrers davon überzeugen. Dieser kluge Römer hat durch die geschickte Fabel von der Empörung der Glieder wider den Magen die Anfuhr der Bürgerchaft von Rom gestillet. Also war die Poesie in ihrem Ursprung und rechten Gebrauche zur Verherrlichung Gottes, zur Besserung des Nebenmenschen, und zu einer unfehlbaren Aufmunterung und Befähigung des Gemüthes gewidmet: Aber so bald diese edle Gabe des Himmels durch den schädlichen Mißbrauch entweyhet worden, ward sie nach und nach zu einem schändlichen Werkzeuge der drey vornehmsten lasterhaften Neigungen, der Wollust, der Ehrfucht, und des Geitzes gemacht, und mußte diesen Tyrannen als eine gefangene Selavin dienen. Wenn man inzwischen die besondern Arten Gedichte, ihre verschiedene Gestalt und ihren Zweck einseheth, so zeigt sich noch klarer, daß das Ergetzen der Poesie sich noch feruer die Erbauung zu seiner letzten Absicht setzen, und dieselbe durch verschiedene Wege müßte befördern helfen. Was zwar die kleinern Gattungen der Lyrischen Gedichte betrifft, als die Oden, Cantaten, Madrigale,

Elegien, Sonnete u. a., so kan man nicht immer fördern, daß sie allemahl großen Nutzen schafften; allemallen sie zu einer unschuldigen Kurtzweil dienen, und daher genug ist, wenn sie nur den vornehmsten und Haupt-Zweck der Poësie, nemlich das Ergetzen, gewähren. Alleine die größern Hauptstücke der Poësie, als die Epopee, das Trauerspiel, die Comedie, die Satyre, anbelangend, ist unstreitig, daß diese Gattungen Gedichte nicht das bloße Ergetzen, sondern die Besserung des Willens zum Zwecke haben. Das epische oder heroische Gedichte ist eine Schule für den Leser, wo er zu hohen, tugendhaften und großmüthigen Unternehmungen aufgeweckt und vorbereitet wird; und die Epische Fabel hat allezeit eine nützliche Hauptlehre in sich; in der Tragödie kan man die Abwechslungen des menschlichen Schicksals erlernen, mittelst des Schreckens und des Mitleidens die Affecten der Leute reinigen, und die Mächtigen durch das Beyspiel anderer, die sich selbst durch ihre Tyrannie in das größte Elend gestürzt haben, von Grausamkeit und Gewaltthätigkeit abhalten; die

Comedie stellet uns die Mängel gemeiner Personen vor Augen, und ist ein Spiegel des bürgerlichen Lebens, damit die Hans-Vaeter unter dem Volk lernen, ihren Haushaltungen vorzusehen, ihre eigenen Fehler verbessern, und sich an ihrem Stand begnügen. Dero wegen muß sich die Poësie nicht nur als eine Kunst betrachten, die in der Nachahmung besteht, sondern als ein Geschenk des Himmels, und ein köstliches Werkzeug, dadurch Wahrheit und Tugend eingeföhret und das Laster verjaget wird. Und diessennach muß ein Poet in der Wahl seiner Materie nicht alleine auf das Wahre und Neue sehen, und es ist nicht genug, daß seine Vorstellungen natürlich und wunderbar seyn, sondern sie müssen auch ehrbar und nützlich seyn; hiemit müssen sie die Erleuchtung des Verstandes und die Besserung des Willens zum Zwecke haben; an welchen beyden Stücken die Glückseligkeit des menschlichen Lebens einzig hängt, und ohne welche kein wahrhaftes und eigentliches, vernünftigen Geschöpfen auffändiges Ergetzen statt haben kan.

---

## ALBRECHT VON HALLERS VORREDE ZUR ÜBERSETZUNG DES ERSTEN THEILES VON BÜFFONS NATURGESCHICHTE.

---

Sammlung Kleiner Hallerischer Schriften.    Bern 1736. 3<sup>o</sup>

---

IN allen Meinungen der Menschen beruhet eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewonheit, deren gantze Völker folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorfams angeben zu können; Sie sind veränderlich,

eben darum, weil sie auf keine wahren Gründe gebauet sind. Es ist der Wahrheit unmittelbahres Vorrecht, daß sie ewig bleibt.

Es sind etwa hundert Jahre verlossen, daß in Europa die Erklärungen der natürlichen

Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angefehene Vorzüge großer Gelehrter waren.

Nachdem einmal Rene Des Cartes auf eine Mechanische Weise die Bildung und den Bau der Welt ausgelegt, und sich die Freyheit genommen hatte, solche Figuren den kleinsten Theilen der Materien zu geben, und ihnen solche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er sie zu seinen Erklärungen nöthig hatte, so sah gantz Europa diese schöpferische Gewalt, als ein unzertrenliches Vorrecht eines Weltweisen an; Man baute Welten, man machte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meinte dem gemeinen Besten ausnehmend gedienet zu haben, wann die wirklichen Begebenheiten in der Natur sich nur einiger maßen durch den angeblichen Bau erklären ließen, den man für sie ausgedenkt hatte.

Aber dieser bequeme Gebrauch dauerte nicht so lang, als die faulen Natur-Lehrer wohl gewünschet hätten. Die Erfindungen der Einbildung sind wie ein gekünsteltes Metall, es kan die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerstörbare Festigkeit haben, die die Natur ihrem Golde giebet. Eine falsche Münze ist gangbar, weil die Neuigkeit ihr einigen Glantz giebt, die Zeit deckt ihre Ræthe, und ihre mechte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stoltz und die Ruhmbegierde der Menschen nothwendig erregt, waren das erste Mittel die Blöße der Hypothesen aufzudecken; Ein junger Weltweiser fand einen bequemen Weg zur Grøße in der Widerlegung eines berühmten Manns, und es war ihm viel leichter, dessen Schwäche zu finden, als etwas besseres an die Stelle des niedergerissenen Lehrgebäudes zu setzen; Ein gemeiner Probfstein entdeckt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen ist für die Menschen zu schwer. Hieraus

folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meinungen auf die Natur gebauet war, so blieb nichts davon übrig, was mit so großer Bewunderung war aufgebauet worden. Der Cartesianer verdrang den Schüler der Peripatetischen Secte, der Gallandiste fand die Schwäche des Cartesianers, und eine allgemeine Vergessenheit hat nunmehr die streitenden Lehrer begraben. Die liegenden Meynungen und die überwundenen sind in ein unparteyisches Nichts zurück getreten, aus welchem sie die Einbildung ohne die Erlaubniß der Natur gezogen hatte.

Ein großer Vorzug der neuern Zeiten war die immer steigende Kunst der Arbeiter, die zur Entblößung der Natur Werkzeuge verfertigten. Bequemere Sternröhre, ründere Glasstropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Spritzen und Messer thaten mehr zur Vergrößerung des Reiches der Wissenschaften, als der schöpferische Geist des Cartes, als der Vatter der Ordnung Aristoteles, und der belehene Gallendi. Bey jedem Schritte, den man näher zur Natur that, fand man das Gemähle unähnlicher, welches uns die Weltweisen von derselben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypothesen wuchs mit der Überzeugung, daß sie eben so wenig richtig waren, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Aeneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Urbilde ähnlich seyn kan; Der Mahler und der Weltweise hatten das Urbild nie gekant.

Die Mathematische Lehrart breitete sich über Europa aus, sie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langsam uns der Wahrheit nähern, als geschwind von derselben entfernen. Man trug den Menschen das schwere Gesetz auf, nichts zu glauben, als was erwiesen ware, und nach und nach wurde es von den gestifteten Völkern

angenommen. England fieng an, Boerhaave und Holland folgte nach, Deutchland bequeme sich dazu, und Franckreich, so ungerne es seinen Landsmann verließ, so unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor seinen Nachbarn hatte, schämte sich endlich, und that in seiner Academie, in der Perfohn seines Reaumürs, seines Manpertüis, seines Clairauts, der Wahrheit die längstverfchuldete Abbitte.

Die Mittelstraße ist für den Menschen der allerfchwerfte Weg, er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergeben, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Mönch in der Trappe, als daß er zwischen beyden Abwegen in einem vernünftigen Christenthum fortleben solte. Die Mittelstraße ist eine Linie, ein Weg ohne Breite, wer wolte sich auf demselben erhalten können? So wenig das Hertz des Menschen sich auf der Mittelstraße festsetzen kan, so wenig kan es auch sein Verstand; auf einer Seite fließt der Mensch zu hoch mit eignen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er sinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Janfenisten zur Maschine. Eben so gieng es der Naturlehre, man hatte sich bey den willkührlichen Erklärungen übel befunden, und ward zum Zweifler, die Academie zu Athen wolte sich vor dem Irrthume hüten, sie sank immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit Recht zu den Ausschweifungen des menschlichen Verstandes, zu seiner Übermäßigkeit, (dann die glückliche Sprache unsers gemäßigten Vaterlandes, hat keine rechten Wörter für *Excès* und *Caprice*) die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypothesen, alle Systemata zu verachten; eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menschlichen Geschlechte

fchädlicher werden kan, als die Träume der Schulweisen nimmermehr haben seyn können.

Der Mensch ist von Natur faul, seine träge Kraft senckt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völcker, die sich den Trieben der Natur wehrloß überlassen, sind aller Arbeit äufferst verdrüssig, sie buken auf der Erde, sie schmauchen Tobak, sie schlaffen in ihren Hängbetten, und würden niemahls aufstehen, wann sie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europäer haben mehrere elastische Kräfte, die ihre Schlafrieckheit stöhren.

Der Ehrgeiz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neubegeherte, lassen ihren Verstand nicht so brache liegen; wie bey den Völkern, die für Ehre und Weißheit keinen Nahmen haben. Aber alle diese Triebe sind noch kaum stark genug, uns zu der schweren Arbeit anzufeuern, die die Nachforschung der Wahrheit erfordert. Im scharffinnigen Italien, im siedendkenden Spanien, ruhen tausend und tausend sehige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verschlaffen und verträumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der Europäer mit Ehrbegeherte, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnæus als das hauptfächliche Vorrecht des Menschen ansieht, womit er sich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beyder Welten, der natürlichen und derjenigen geworden ist, die er selber aufgeföhret, und die Theorie genennet hat.

Man stelle sich nun eine Zeit vor, wo aus ganz Europa alle willkührliche Meynungen, alle Hypothesen gänzlich, nach dem Wunsche vieler nenern Weisen verbannt sind; Man nehme die Sätze dieser des menschlichen Hertzens nicht recht kundigen Geometern an, daß der Mensch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermügend seye, daß wir nichts

zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erscheinungen, und daß die Wahrheit in einem Abgrunde liege, zu welchem wir keine Brücke haben.

Was wird wohl die Wirkung dieser Sprache der Verzweiffelung seyn, wann sie die Oberhand gewönne? Eben die, so die erkaunte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. So bald der reisende Waghals kein Gold, keine eines Wunfches würdige Waare an dem un-  
gastfreyen Ufer mehr hohlet, so verläßt er die  
angefangene Entdeckung, niemand verfolgt  
die ersten Untersuchungen, das Land bleibt  
unbebaut, und kein bloßer Name haftet auf  
dem gleichgültigen Gedächtnisse der Nachwelt.

Ich befürchte sehr, das Reich der Wahrheit werde eben dieses Schicksal erfahren, so bald wir in demselben keine fruchtbaren Entdeckungen zu machen hoffen, so bald unfre Neugierigkeit, unser Ehrgeiz kein Eigen-  
thum in demselben mehr erwartet. Wann  
der Weg zur Wahrheit uns so weit, so un-  
gewiß, so schwer gemacht wird, wann man  
uns vorfagt, daß wir nicht anders als mit  
dem Senekbley in der Hand gehen sollen,  
und doch dabey uns zu wissen thut, daß wir  
mit aller Vorficht alle Augenblicke fallen  
werden, wann alle unfre Bemühungen uns  
zu nichts, als von einer pebelhaften Unwissen-  
heit zu einer gelehtern führen, werden wir  
uns wohl bewegen? Werden wir in einer  
mühsamen Reife fortfahren, die uns nirgends  
hinführt? Wied nicht die Gemächlichkeit,  
wie ein neuer Cincas, einem jeden gelehrten  
Pyrrhus ins Ohr sagen: Warum willst du die  
gewissen Vernuggen der Wollust, und der  
Ruhe verläugnen, und mit einer chimärischen  
Rittersehaft die Rechte der Wahrheit ohne  
den geringsten Ansehen etwas auszurichten,  
unfruchtbar vertheidigen? Wann du alles ge-  
than hast, so bist du wieder wie jetzt, bey  
der Unwissenheit

Sollte jemand mich mit dem Beyspiele der Mathematic wiederlegen wollen, von welcher man alles Willkührliche, alles Halbwahre, und Unerweisliche glaubt verbannt zu seyn, so wurden mir doch solche Antworten auf diesen Einwurf bleiben, die mir zureichend vor-  
kommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematic gehet mit überaus einfachen Dingen um, mit Linien, mit Dreyecken, mit Vierecken, mit Zahlen, deren Eigenschaften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht sind. Sie beschäftiget sich mit diesen einfachen Größen, und suchet derselben Verhältniße und Zusammensetzungen. Keine andern menschlichen Willenschaften haben diesen Vortheil, und es läßt sich bey keiner die gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptsächlich schreibe: so ist es bekannt, daß uns von den Cörpern, aus denen die Natur bestehet, und von der Bewegung, die ihre Kräfte ausmacht, das meiste unbekannt ist. Ein mathematischer Lehrer fängt vom Puncte, von der Linie, von solchen einzeln Dingen an, deren vollständige Erklärung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper sind völlig verborgen, die ersten aus den Elementen entstandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkraft, des electrischen und des magnetischen Wesens, des Lichts und Feners, sind uns nur hin und wieder stückweise und unvollkommen bekannt.

Der gröbere Bau der Thiere und Pflanzen, der Bau, den die Vergrößerungsgläser entdecken, und der nur Gebürge von Elementen entdeckt, ist noch wenig und selten in einzelnen Cörpern entworfen. Selbst der noch gröbere Bau, den ein Messer zergliederet, den eine Richtsehnur mißt, und ein Treibofen trennet, ist noch so unausgeföhrt, so unzuverlässig, daß die größten Mathematiker,



wenn sie von den Kräften der Thiere haben schreiben sollen, die Feder niedergeleget und verlangt haben, man solle ihnen Maasse und Winkel und einen Grund schaffen, auf den sie bauen könnten. Kan man denn von uns eine mathematische Strenge verlangen? kan eine Summe von Begriffen gewiß werden, wann die einzelnen noch unbestimmt sind?

Es ist wahr, diese spröde Schöne, die Mathematik, ist den Hypothesen nicht so feind, als sie sich aufstellt: Sie sieht sie als eine Schwachheit an, deren sie sich schämet, und sich derselben doch nicht ganz entziehen kan, und sie kömmt hierin mit den irrdischen Schönen überein. Der große Vorzug der heutigen obern Mathematic, diese verblendende Meßkunst des Unermeßlichen, ist auf eine bloße Hypothese gegründet. Newton, der Zerstörer der willkürlichen Meinungen, hat dieselben nicht gänzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an seiner Schkunnst eine verwundbare Stelle seyn, wie könnte sonst ein Euler, und so gar ein Mahler, ein Gantier dieselbe wiederlegen! Seine allgemeine Materie, das Mittel des Lichts, des Schalls, der Sinne, der Schnellkraft, war es nicht eine Hypothese, und da dieser Prometheus sich näher zu Erde lenckte, da er die Zeiten ausmessen, und den Begebenheiten feste Schranken setzen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkürliche und gar sehr einem Zweifel unterworfenen Meinungen zum Grunde zu setzen?

Nach einem Newton wird sich nun wohl niemand schämen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein so guter Kenner das Wahrscheinliche als eine Münze gebraucht, so kann es doch nicht so gar ohne Werth seyn. Es ist andern, es ist eine Nothmünze, es dient bloß ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten, die Gewißheit ist ein echtes Gold, dessen Preis niemahls heruntergesetzt wer-

den kan, es würde uns lieb seyn, wann wir dessen so viel hätten, daß wir die willkürliche Münze entbehren könnten.

Da aber dieses nicht angeht, da wir ohne diese letztere fast von der gantzen Naturlehre schweigen müssen, da alle die Theile der menschlichen Wissenschaft lauter Fragmente, und einzelne Bruchstücke ohne Zusammenhang und ohne Verbindung werden würden, sollten wir nicht diese mangelnden Theile mit dem Wahrscheinlichen ergänzen, und aufstatt einer Ruine ein Gebäude aufrichten. Ich bediene mich mit Fleiß dieses Gleichnisses, ich habe Bücher von mathematischen Lehrern gesehen, die vom Bau des menschlichen Leibes geschrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles unerläuterte zu verbannen sich verbunden zu seyn glaubten. Wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbestimmt haben sie reden müssen, um das Wahrscheinliche zu vermeiden.

Doch ich komme zu dem wahren Nutzen der Hypothesen: Sie sind zwar noch die Wahrheit nicht, aber sie führen dazu, und ich sage noch mehr, die Menschen haben noch keinen Weg gefunden, der glücklicher zu derselben geführt hätte. Sie sind der Leitfaden der zum neuen und zum wahren führt, und es fällt mir kein Erfinder ein, der sich derselben nicht bedienet hätte. Als Kepler dem Lauffe der Planeten seine Gesetze bestimmen wollte, so bildete er sich eine Meinung, eine unwahrscheinliche Meinung, deren Ungrund erwiesen ist, und dennoch führte ihn diese Meinung zu dem wunderbaren und von der Nachwelt bestärkten Gesetze, des Verhältnisses der Periodischen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton fest genug war, darauf zu bauen.

Die Alchemisten machten sich Gespenster, güldene Berge, und mehr als Ovidische Ver-

wandlungen; sie arbeiteten, um sich diesen Gefpenffern zu nähern, und fanden auf dem Wege eben fo nützliche, und vielleicht dem menschlichen Gefchlechte noch nützlichere Wahrheiten, als ein Mittel wäre, Bley zu Gold zu machen, eine Erfindung die uns in kurzer Zeit mit allem möglichen Goide in die Armoth zurnckbringen, und in die Nothwendigkeit verfezen würde, mit Diamanten, oder mit einem andern Preise unfern Handel zu treiben, der zugleich felten und beftändig genug wäre.

Die grefften Gefetzgeber der Botanick haben fich willkührliche Grundregeln gemacht, nach welchen fie Claffen, Gefchlechter und Gattungen bildeten, und nach welchen fie Gewächse vereinigten oder trennten. Alle diese Gefetze find willkührlich, fie find noch alle unzuverlässig erfunden worden, aber fie haben uns dennoch ungläubliche Dienfte gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächse in eine folche Ordnung gefezet, daß wir leichter und unendlich gewiffer zehn tauſend Pflanzen unterſcheiden, als die Alten ihre sechs hunderte.

Die angenommenen Hypotheſen haben würcklich erweiſliche Ähnlichkeiten entdeckt, fie haben uns noch nicht gantz zur Wahrheit, aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführt, jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas näher, und ohne dieſelben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieſes Gleichniß für meinen Zweck fo deutlich, daß ich es noch nicht verlaſſen werde. Wann man keine Hypotheſen bey der Kräuterkenntniß gebrauchet, und nur wie Cluſius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beſchreiben geſuchet hätte, fo würde nach dieſer, von unfern Gegnern, gepriefenen mathematiſchen Methode gar nichts zum beſten dieſer Wiſſenſchaft gethan worden ſeyn.

Cluſius und Johann Bauhin waren groſſe Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verſtand und ihre Arbeitſamkeit find ohne Tadel, aber fie hatten keinen Zweck bey ihrer Arbeit, und keine Ordnung.

Da fie kein Lehrgebäude hatten, noch haben wollten, fo blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die männlichen waren unter einander vermengt, die ähnlichen getrennet, die Natur wiederſprochen, und der Gebrauch der Namen fo verdorben, daß dieſes groſſe Hülfsmittel des Gedächtniſſes mehr ſchadete, als es Nutzen that. Wann ein Ehrenpreiſ, eine *Onagra*, eine *Scutellaria*, ein *Epilobium*, eine *Peplis*, eine *Lyſimachia* alle *Lyſimachia* heißen, und alle den gleichen Nahmen führen, ſo ſolten ſie, nach den Regeln der Characteriſtic, ähnliche Weſen ſeyn. Aber da dieſer Name ohne Syſtem ausgetheilet wurde, ſo bezeichnete er verſchiedene und unähnliche Dinge, und verführte alſo mit ſeiner Gleichförmigkeit den Lernenden, die bey einem ähnlichen Nahmen ähnliche Dinge erwarten.

Da dieſe groſſen Männer kein Syſtem hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein beſonder Vorrecht anwieſen, daß es das Kennzeichen der Art ſeyn ſollte, ſo bemerketen ſie von den meiſten Kräutern die Geſtalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Decke, der Staubfäden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht gantz und gar nicht. Ihre Beſchreibungen wurden dadurch ſo unvollkommen, daß man ſie ſehr oft gar nicht würde brauchen können, wann nicht der Fleiß der neuern von vornen an die gleichen Gewächſe zergliedert, und Maas und Zahl beſtimmet hätte.

Schon zu ihren Lebzeiten erſchien Caſalpin, ein Mann, der in der Peripatetiſchen Schule die Liebe zur Ordnung, und den

Wunsch alles zu erklären, angenommen hatte. Er war ein mittelmäßiger Kräuterkenner, Clusius hat mehr Kräuter erfunden, als Casalpini gekannt hat, da sein Kräuterbuch nach des Michelizengröße noch nicht 900. Arten in sich faßt.

Mit einem so geringen Vorrathe setzte sich Casalpini vor, die Botanick Systematisch zu machen. Es war fast nicht möglich, daß er bey seiner kleinen Kenntniß der einzeln Theile das Gantze untadelhaft hätte übersehen und anordnen können. Er nahm also die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Saamen wachsen, und dennoch trat er der Wahrheit näher, und bestimmte mehr wahre Ähnlichkeiten, mehr natürliche Classen, als alle Kräuterkenner vom Theophrastus bis zum Tournefort.

Dieser letztere sah die Pflanzen auf einer andern Seite, bey der Blüthe an, einer Seite, auf welcher die Franzosen alle Dinge anzusehen pflegen. Er wählte einige wenige Gestalten von Blumen-Blatte, die noch dazu weder genug bestimmt, noch genug unterschieden waren, und nach dieser unvollkommenen Hypothese führte er ein Gebäude auf, das sich die Verwunderung von gantz Europa zuzog. Selbst sein Gegner Ray bediente sich seines Lichtes, die Ordnung zu erweitern, die er in seinem hohen Alter den Kräutern vorschrieb.

Tournefort genoss fast dreyßig Jahre nach seinem Tode seinen Ruhm, und war ein Gesetzgeber in seiner Wissenschaft. Aber die Hypothesen sind, wie wir schon gesagt haben, ein Gerüste sich zur Wahrheit zu nähern: Sie dürfen nicht immer aufrecht bleiben. Linnæus trat in Norden auf. Er wählte sich neue Grundsätze, er gründete seine Hypothese auf eine Hypothese, auf die willkürliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfächern und Staubwegen, die nach einer bloß

wahrscheinlichen Meinung eine Ähnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieses neue Lehrgebäude that die größten Dienste. Alles wurde rege, von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume, und der Frucht aufs genaueste beschrieben, dann sie waren nunmehr alle nöthig geworden. Die Botanick hebt seit dem ihr Haupt über alle andere Wissenschaften empor, sie ist nicht nur der Vollkommenheit selbst am nächsten, sie hat nicht nur nach und nach der Natur fast alle ihre Classen und Ähnlichkeiten abgerathen, sondern sie hat dem gantzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Ertzte haben bey ihr, wie die Rømer bey dem Areopagus, ihre Gesetze geholet, und sich denselben unterworfen.

Ich habe bis hieher meinen Satz mit Exempeln bewiesen, es wird mir eben so leicht seyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wann die Menschen handeln sollen, so werden sie wircklicher nach dem Verhältnisse der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trägheit wird durch den Ehrgeiz, und durch ihre andern der Schnellkraft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, so bald ihr herrschender Trieb es erfordert, und dieser herrschende Trieb ist hauptsächlich eine eigene Hypothese, und gleich nach derselben das Vergnügen, die Hypothese eines andern zu zersthören.

Ein Lehrgebäude, das unsern Namen führen soll, eine Meinung, die aus unsern Kräften entsprossen ist, that bey dem Gelehrten, was die Ehrfucht bey dem Alexander that. Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrung, Kunst und Werkzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verstandes, werden mit Luft, und ohne Widerspruch angewandt, wann wir einen Zweck dabey haben, wann dadurch

ußer Lehrgebäude wahrſcheinlicher, gewiffer und angenehmer wird. Wer würde die Staubfäden in faſt unzählbaren Gewächſen, und in faſt unzählbaren Blumen gezählet und gemellen haben, wann ſie nicht das weſentliche ſeines Lehrgebäudes hey dem Linneus, und alſo die Hauptmittel geweſen wären, daſſelbe vollſtändig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten. Da Newton einmahl auf den Gedanken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu ſpalten, ſo dauerten ihn keine Koſten, die Künftler müſten ihr äufferſtes thun, ihn mit Werkzeugen zu verſehen, die für ſeine Abſicht ſein genug waren, und er unterwarf ſich den mühſamſten und ſchwerſten Abmeſſungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit ſeiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypotheſen haben noch einen erſtlichſten Nutzen, den ſie auch bey den ſüchloſteſten Weltweiſen behalten, wann ſchon einer entſtehen würde, der die Wahrheit bloß wegen ihrer Schönheit, und ohne Rückſicht auf ſeinen Ruhm lieben ſollte. Sie werffen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefordert wird, und die ohne Hypotheſe uns nicht eingefallen wären, eine Würckung, die ihren unſeglichen Vortheil in den Willenſchaften hat.

Die wenigſten Menſchen hätten Scharffſicht genug, von ſich ſelber ſich Fragen vorzſchreiben, und einzufehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nützlichſten anzufehen wäre. Aber ein Syſtem, oder die Zerſtörung deſſelben, wirft eine unzählbare Menge von ſolchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die ſie öfters beantwortet. Alſo hat das Ptolomäiſche, das Tychoſiſche und das Copernicaniſche Weltgebäude den Sternkennern gewieſen, worauf ſie zu mercken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchen die Wahrheit erkannt werden ſollte.

Eine jede Wahrſcheinlichkeit beſitzt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Satz mit noch andern ausmachen, die uns dieſesmal noch mangeln. Wir erſehen alſo genau, aus dem was wir haben, dasjenige was wir ermangeln, und finden ein Verzeichniß von denjenigen Erfahrungen und Bemerkniſſen vor uns, die unfere Wahrſcheinlichkeit zur Gewiſſheit machen würden, wenn wir ſie beſaßen. Wie ein Feldmeſſer, der eine Landcharte entwirft, von welcher er einige Stellen beſtimmt hat, dazwiſchen ihm aber die Stellungen anderer Örter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halbgewiſſen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht Mathematiſch kennt, eben ſo thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er necht dem gewiſſen das noch ungewiſſe in eine zuſammenhangende Verfaſſung gebracht hätte, ſo würde ſeine Arbeit die noch übrigen Stellen, und die Grenzen genauer zu beſtimmen viel ſchwerer, viel unangenehmer und faſt unmöglich ſeyn, weil ſie keinen Zuſammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich ſind die bloß wahrſcheinlichen Lehrgebäude auch um deßwegen höchſt nützlich, weil ſie eine Eiferſucht und einen Wettſtreit unter den Gelehrten erwecken. Ein Läufer, der um einen Preis mit ſeinem Nebenbuhler rennt, greift ſich ganz anders an, und macht viel geſchwindere Schritte, als wann er für ſich ſeinen Weg gieng.

Der Preis iſt die Ehre des Rechthabens, und das gemeine Beſte genießt die Früchte des Beſtrebens der Streitenden.

Darf ich mich ſelber zum Beyſpiel geben, es kan ohne Eitelkeit geſchehen. Wäre Boerhovens, und meine Meinung von dem Athemholen niemahls in Zweifel gezogen worden, ſo hätte ich mich mit einem oder zweyen

Gründen vergnügt, und meine Überzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wissenschaften ist unermesslich, man weiß nicht, wo man anfangen soll, in einem Felde zu arbeiten, dessen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß sind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieses Feldes wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wann man ihn uns fireitig macht, mit Ernst umzäumen. Ich wurde genöthiget, neue Versuche zu machen, und diese öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit dessen, das ich vertheidigte, ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man an einer Lehre zweiffeln sollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an so vielen Thieren gesehen hatte.

Dieß ist ein kleines Beyspiel, die Figur der Erde ist ein großes. Newtons Meinung davon war etwas mehr, und Casins seine etwas minder als wahrscheinlich: man stritt, und dieser Streit brachte uns die zwey vortreflichen Reifen nach dem Pol und nach der Mittel-Linie zuwege, die nunmehr die Sache nicht nur nach des Newtons Sätzen entschieden, sondern viel genauer und gewisser gemacht haben, als eine bloße allgemeine Rechnung hätte thun können.

Bloße geometrische Sätze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklärungen der natürlichen Erscheinungen würden keine Streitigkeit, keine Nacheiferung erwecken, dieses thun die Hypothesen, woran zwar vieles ist, das sie in Stand setzet, vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreifen kan.

Streitende Secten sind wie Stahl und Feuersteine, sie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schuzrede für die Hypothesen so gemeint sey.

daß ich das Wahrscheinliche dem Wahren an die Seite setzen wolle. Nein der Mond wird niemahls, wie die Sonne scheinen, aber doch ist sein schwächerer, sein kalter Schimmer uns nützlich. Die Ptolomäische Einrichtung war falsch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde, viele Erfahrungen, die richtig waren, lagen unter noch mehreren Meinungen, die nichts wahres hatten, vernichtet. Und dennoch hat die Welt mit einem sehr großen Nutzen diese Hypothese so viele Jahre gebraucht, und davon im gemeinen Leben fast eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit selber haben. Endlich ist der Tag gekommen, und hat den Crystallinen Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der Mitte der Welt, die unnöthige Geschwindigkeit der Sonne und der Fixsterne, und die andern Fehler dieses Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkundigern eine allgemeine Gewißheit verlangt, die sie nicht im Stande waren zu liefern, so hätte man so viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der nähern oder weitern Entfernung der Gestirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältnisse der Theile der Welt unter sich gehabt. Man hätte von den gemeinsten Erscheinungen, den Finsternissen, sich keinen Begriff machen können, und wäre in einer barbarischen Unwissenheit geblieben, aus welcher doch Ptolomäus uns schon halb heraus gerissen hat.

Alsdann wird niemand sich über die angenommenen und unerwiesenen Lehrsätze beklagen können, wann wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug lassen, und das Wahrscheinliche nur um den Preis ansetzen, den es an sich selber hat. Niemand wird betroffen werden, wann wir zwar mit dem Wahrscheinlichen die Lücken des Wahren ergänzen, wann wir aus demselben über den Abgrund

der Unwillenheit Erwartungs-Brücken bauen, aber dabey warnen, daß sie nur bis auf einen gewissen Grad zuverlässig sind. Wir können annehmen, was wir wollen, wann wir den Leser nur bey dem Angenommenen aufrichtig erinnern, unsere wahrscheinliche Meynung seye von dem Wahren noch sehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet, wann wir gestehen, es feldte uns noch zur Überzeugung diese noch ungemachte Erfahrung, jenes Maas, oder der Bau von diesem noch nicht bestimmten Theile. Kan jemand klagen, wann man Scheidemünze für Scheidemünze angiebt, und ihren Preis nicht höher setzt, als das Silber an derselben wehrt ist? Der betrügt allein, der sie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube aus diesen Betrachtungen werde man denjenigen, die der Natur Werke und Thaten zu erklären sich bestreben, die Freyheit vergönnen, nebst dem erwiesenen etwas unerwiesenes, etwas wahrscheinliches zuzubauen, und also ein Gebäude aufzuführen, dessen Hauptfäulen zwar feste, dessen Theile aber nicht alle von der gleichen unerfehthbaren Stärke sind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß solche Erwartungsstücke mehrentheils die Ursache gewesen sind, daß sie mit der zuverlässigsten Materie in kurzem von ihrem Verfäßer, von seinen Gegnern, oder von der Nachwelt erfetzet worden, und ich glaube es ist nunmehr wahrscheinlich, daß die Hypothesen, so wohl in Ansehung des Verstandes, als des Willens, dem Wachstume der Wissenschaften zuträglich seyen.

Diese Betrachtung ist um desto natürlicher, je mehr der Herr von Büffon, als der Haupturheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypothesen, und zum Theil ganz neue, ganz fremde, und einem ungewohnten Leser unwahrscheinliche Lehrsätze vorzutragen. Dann auch diese Freyheit

hat ihren großen Nutzen. Geht man mit feinen Vorgängern immer auf dem gleichen Pfade, suchet man nicht neue Wege, so wird nichts entdecket. Es ist wahr, die Erfinder neuer Welten sind nicht allemahl glücklich, einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurücke, und andere entdecken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntschaft uns gleichgültig ist. Aber wäre kein Columbus, kein Magellan aus Spanien abgefegelt, so wären viele Schiffbrüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdecket worden.

Der Herr von Büffon scheint von denjenigen Reisenden zu seyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdecken mögen, und sich dabey weder die Mühe der Schiffarth, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdrießen lassen. Dann eine irrite Lehre ist für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich anfang, ist keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr, als eine Hypothese vorgetragen habe, sein Gefährte der Herr Daubenton, scheint sich mehr an die Natur selber zu halten, und dennoch hat er, in der Vergleichung der Geburtsglieder heyder Geschlechter, eine angenommene Meynung, und zwar eine alte, aufs neue zu beweisen vorgenommen.

Der Titel dieser Werke verspricht bloß ein Verzeichniß samt einer Beschreibung der Seltenheiten der Königlischen Kunstkammer, ich brauche das Wort bloß, ob wohl ein solches Verzeichniß schon ein sehr großes und ein sehr nützlich und ein fast unnachahmbares Werk ausmacht, wann man die Größe von Frankreich, die Menge seiner in America, Asia und Africa blühenden Pflanzstätte, und die allgemeinen Befehle betrachtet, die schon lange gegeben, und schon oft wiederhollet worden, aus allen Gegenden, alles zu der Königlischen Gesellschaft der Wissen-

schafften, und zur Königlischen Sammlung zu schicken, was die Natur in so vielen Gegenden merkwürdiges zeuget. Wann man den Eifer und die Ehrfucht der Franzosen betrachtet, mit welcher sie brennen, so bald sie den Namen ihres Königes hören, und mit demselben in einige Bekanttschaft zu kommen hoffen, wann man ferner bedenkt, wie vieler großen Naturkenner Samlungen in die Königlische zusammen geflossen sind, so wird man von dem gegenwärtigen Werke nichts als etwas ungemeines erwarten, und wir zweifeln nicht, die Ausführung werde diese Hofnung, so groß sie auch seyn kan, erfüllen und unterstützen.

Die zur Beschreibung des Cabinets gehörigen Theile dieses großen und prächtigen Werkes werden, nach den dreyen, die wir in Händen haben, so auf einander folgen, daß im vierten alle vierfüßigen, im fünften alle Thiere beschrieben werden, die zu Wasser und zu Lande leben, im sechsten werden die Fische, im siebenten die Muscheln, im achten die Insecten, im neunten die Vogel, im zehnten, elften und zwölften die Pflanzen, im dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten diejenigen Dinge beschrieben werden, die man aus der Erde gräbt, und folglich findet man den ganzen Umfang der Natur, und das ganze Reich der Geschöpfe hier, die dem Menschen unterworfen, und zu seiner Betrachtung geschallen sind.

Aber dieses Werk faßt weit mehr als dieses in sich. Hiervon werden zwar noch mehrere Beweisthümer in den folgenden Theilen folgen, in dem man im fünften Bande eine Physiologie der Thiere, in dem elften eine Abhandlung von dem Bane der Pflanzen und vom Ackerbau, und im dreyzehnten eine an-

dere von der Erzeugung der Steine und Erzte finden wird.

Doch auch schon der erste Theil, der zweyte, und ein Theil vom dritten sind weit über den Inhalt eines Verzeichnisses erhoben, und hier liegt eben der Grund unserer Vertheidigung der noch nicht völlig erwiesenen Meinungen. Dann diese Theile enthalten des Herrn von Buffons Gedanken vom Ursprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andern zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum besondern Baue der kleinern Welt gehörige Hypothesen.

Sie sind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer Schügung sind. Man findet überall viel Kenntniß der Sachen, viele Erfahrungen und viel Einsicht, aber doch geht der Verfasser immer etwas weiter als seine Kenntniß, seine Erfahrung, und seine Einsicht. Ich würde mit Vergnügen hiervon den Leser unterhalten, und meine Gedanken über des Herrn von Buffon seine mit Freyheit und Bescheidenheit sagen, wann es möglich wäre sie kurz zu sagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zuließe, die anstatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da diese beyden Fälle nicht möglich sind, so kann ich nichts weiter, als den Leser ermahnen, mit einer Philosophischen Achtbarkeit dieses Werk zu lesen. Er wird viel neues, viel eigenes finden, und es werden wenige Leser seyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch solche Sätze antreffen, die mit derjenigen Einschränkung müssen angesehen werden, davon ich oben gesprochen habe.

Gegeben zu Göttingen den 23. Sept. 1750.

## GOTTLIEB WILHELM RABENER.

### AUS DEM VERSUCH EINES DEUTSCHEN WÖRTERBUCHS.

#### COMPLIMENT.

Gehört unter die nichtbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des eines Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kan man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch heynaher der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt seyn, als er will, kan sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ist und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmenden Alter sich von seinem Handwerke ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bey allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altvaterisches, doch sehr tiefes Compliment.

Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Huth abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bey dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug seyn von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen sie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieses eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundtexte nicht das geringste bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: 'Ich würde Sie für den größten Menschen von der Welt halten, wenn sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde waren, daß Sie nicht nöthig hätten, mir so viel Complimente zu machen.'

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Eurer Hochedl. gehorsamst ergebenster &c. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion &c. Ich werde zeitlebens nicht



ermangeln, zu feyn Derofelben &c. Diefes find lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant find, nichts.

Wenn dergleichen Leute folche Formeln unter ihre Briefe fetzen, fo denken fie dabey eben fo wenig, als mein Schneider, bey den Worten: *Laus Deo!* oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerutt machen will, und zum Anfange der Meffe unter feine Wechsel fehreibt: *Leifte gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe.*

#### GELEHRT.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schickfal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die ftudirt haben, wollen gelehrt feyn; aber, im Vertrauen zu fagen, find es die wenigften. Freylich liegt diefer Fehler nicht an denen, welche fich des Titels eines Gelehrten anmaßen, fondern nur an etlichen eigenfinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es fey noch ein fehr großer Unterfeheid zwifchen einem Gelehrten und zwifchen einem Manne, der keine Profeflion oder kein Handwerk treibt, der in feiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen abfolvirt, und endlich promovirt hat. Diefen närrifchen Richter vergehen fich fo weit, daß fie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laffen, welche Bücher gefchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche fich den Wiffenfchaften mit ganzem Ernfte widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkfamkeit lefen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterfuchen: fich bemühen, ihnen

noch weiter nachzuforſchen; auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuerzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes fich felbft überführen wollen; Sachen, die in der Welt zu nichts nütze find, als höchstens eine kritifche Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und fich auf folche Wiffenfchaften legen, welche der menfchlichen Gefellſchaft wahren Nutzen bringen; und welche diefe Wiffenfchaften auch wirklich zum Nutzen anderer anzuwenden fuchen? Nur diefe follten den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ift beynahe zu viel! Wenn das gelten foll: So ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, fich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er befeiden, ohne Eigenliebe, und eben fo tugendhaft, als philofophifch, fey. Verlangt man noch diefes; was für ein kleines Häuflein wird aus unfer großen gelehrten Welt werden? Ich wüſche mir nicht diefes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man, auf folche Art, um ihre gelehrten Titel und Ämter bringen. Und da fie, außer ihrer gelehrten Miene, fonft nichts verſtehen, wodurch fie fich nähren könnten; wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbft in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wüſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann: So will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich feyn, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf. Ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht,

wenn sich etwan jemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüßte.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Hr. Professor Titus Maullus Vernicularius. Es geht nummehr in das drey und funfzigste Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Aufsetzung seiner eignen Gesundheit, bleiß aus Liebe zum gemeinen Besten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatsehnitzer gesammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unfrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versichern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein befehrer Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so graufames Urtheil ergehen sollte! Er läßt sich darauf todt schlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tractirt; so oft heißt es immer über das andre Wort: *Prout nos docti loquimur!* Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateinisch, und mit niemanden spricht er deutsch, als mit seiner Magd, und mit dem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! Wenn er noch lange lebt: So bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programmata zugeführt, in welchem er so viel himmelfreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten Römischen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Lesung der

ersten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermaunte sich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung zu seiner Besserung da; wenn das Ding so fortgeht: so wird er noch an diesem ketzerischen Programmata elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veste, Rechtshochgelehrte Hr. D. Valentin Vanno, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daß er das geringste von der Rechtsgelehrsamkeit verstehe; aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herr Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als zehen andere seines Gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch ein Doctor werden. Ihre Hochedlen, unser Herr Vanno hieß schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumließ; und es ist gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist; er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts seyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben; Das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum funfzehn Jahr alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doctor werden, und im kurzen wird er es seyn! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geglüte, daß sie alle Doctor seyn müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehen Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab: So werden sie die betrübteste

Figur von der Welt vorstellen! Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden seyn, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, George Knut, ist ein so grundgelehrter Mann, daß er die alten Römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verblemmelter Nummus in die Hände fällt: So sieht er so lustig und freundlich aus, als Harpax kaum ansehen kann, wenn er feinfilbrige Zweydrithelle einwechselt. Nur ohnlängst ist er in eine sehr heftige Verbit-  
 5 terung mit einem andern auch so gelehrten Maame gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daß die Leser ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stellte die *Venerem victri-*  
 10 *cem* vor; sein Widerfacher aber behauptete, sie bedente die *Venerem armatum* der Laedæmonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum Höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren diese große Männer einig. Ob sie aber *victrix*  
 oder *armata* seyn sollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer so weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstand. Selbst die Weiber die-  
 15 ser beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch schimpften sie einander so muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich ins Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb  
 20 *Venus victrix!* Wie froh war mein Vetter!

Über diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so muthig, daß so gar seine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabey zu Muth. Ich fürchte  
 25 immer, er werde einer von den ersten seyn, welchen man die Gelehrsamkeit abspriecht, und ich kann es meinen Lesern beynabe nicht zumuthen, daß sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und sieht  
 30 so zerstreut im Gesichte aus, daß es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daß sich Liebhaber zu ihren Künften  
 35 finden. Nun kann man einen ungefähren Überschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland seyn müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste  
 40 nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sey: So muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt  
 45 anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen heert: Es ist ein gelehrtes Werk! Aber die  
 50 Begriffe, die ein jeder dabey hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern  
 55 Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er heerte, daß man eine witzige Monatschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit  
 60 einem Worte es geht mit der Gelehrsamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre, alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

**Gelehrter Hochmuth;** dieses Wort ist von einer so weitläufigen Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigstens so viel Bände einnehmen dürfte, als die europäische Fama.

**Gelehrter Wind;** hiervon siehe mit mehreren die meisten Vorreden.

**Gelehrtes Frauenzimmer,** ist ein Problem.

#### VERSTAND.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben: So wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf der Catheder von dem Worte. **Verstand,** macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt **Verstand** so viel, als **Reichthum.**

Ein Mensch ohne **Verstand,** ist nichts anders, als ein armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigste, und nützlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm alles nichts; der **Verstand** fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen **Dreyer Verstand** darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht liest. Warum? Mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen **Dreyer** dafür bekommen.

Das Mädchen hat **Verstand,** sagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen weiter nichts thut, als daß es Caffee trinkt, Lomber spielt, Knetchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn spottet. In Gesellschaften,

wo sie keines von diesem allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer: So würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel **Verstand,** denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen **Verstand,** heißt so viel: Er hat von seinen Ältern eine reiche Erbschaft überkommen, und nicht nöthig gehabt, selbst **Geld** zu verdienen.

Was also dieses heiße: **Er wuchert mit seinem Verstande,** das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von sich selbst.

Ich bin der dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas wenigens von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreißigjährige Erfahrung die verschiedenen Grade des **Verstandes** kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem **Verstande** meiner Landsleute ohngefähr folgenden **Tariff** machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne **Verstand**;  
 6000 Thaler, ein ziemlicher **Verstand**;  
 12000 Thaler, ein feiner **Verstand**;  
 30000 Thaler, ein großer **Verstand**;  
 50000 Thaler, ein durchdringender **Verstand**;  
 100000 Thaler, ein englischer **Verstand**;  
 und auf solche Weise steigt es mit jedem tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er besaß aber viermal hundert tausend Thaler, und um deswillen versicherte mich mein Correspondente, daß er in ganz **Meklenburg** bey nahe der **Verständigste** wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerutten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr fehmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch

ihren nasinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daß ich mich kunstmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eignes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.

### AUS DEN SATIRISCHEN BRIEFEN.

Hochzuehrender Herr Professor,

Meine Jungen wachsen heran, und es ist nun Zeit, daß ich ihnen einen gefcheiten Hofmeister halte. Bisher habe ich den Schulmeister lassen zu ihnen gehen; aber er kann sie nicht mehr händigen. Ich weis, in welchem Ansehen Sie in Leipzig stehen, und daß Ihr Vorzimmer beständig von solchen krummgebückten Creaturen voll ist, welche Hofmeisterstellen, oder Informations suchen. Lesen Sie mir einen hübschen gefunden Kerl aus. Sie wissen es selbst, daß bey mir weder Menschen noch Vieh Noth leiden. Fritze, der älteste ist ein durchtriebener Schelm. Er hat einen offenen Kopf, . . . . . ich darf es den Buben nicht merken lassen, daß ich ihn lieb habe; der leichtfertige Schelm! Er ist noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in *humanioris* gar seine *principio*. Ferdinand ist meiner Frau ihr Junge. Er ist immer kränklich, und das geringste Ärgerniß kann ihm schaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen seyn, und meine Frau hat schon zween Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteste Mädchen ist zwölf Jahre. Sie soll noch ein bischen Catechissen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann

geben, der mag sehen, wie er mit ihr zurechte kömmt. Mit dem kleinen Mädchen hat der Hofmeister gar nichts zu thun, die behält die Mamfell bey sich. Sehn Sie nun, Herr Professor, das ist die Arbeit alle. Ich werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir einen hübschen Menschen vorsehlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein versteht, sich in Wäsche und Kleidung reinlich und sauber hält, Französisch und Italienisch sprechen kann, eine schöne Hand schreibt, die Mathematik versteht, Verse macht, so viel man fürs Haus braucht, tanzen, sechten und reiten kan, und wo möglich, ein wenig zeichnet. In der Historie muß er auch gut beschlagen seyn, vor allen Dingen aber in der Wapenkunst. Ist er schon auf Reisen gewesen; desto besser. Aber er muß sich gefallen lassen, bey mir auf meinem Gute zu bleiben, und sich wenigstens auf sechs Jahre bey mir zu vermieten. Dafür soll er bey meinen Kindern auf der Stube freye Wohnung haben, mit dem Kammerdiener essen, und jährlich 50. Gulden bekommen. Zum heiligen Christe und zur Messe gebe ich nichts; dergleichen Betteleyen kann ich nicht leiden. Sind die sechs Jahre um, so kann

er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn sodann an seinem Glücke nicht hindern. Mich dünkt, die Vorsehlege sind ganz billig. Hat der Mensch Lust zur Wirthschaft, so kann er meinem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird kein Schade nicht seyn, denn er weis doch nicht, wozu ers einmal brauchen kann. Ich werde für Ihre Bemühung erkenntlich seyn, und bin,  
Hochzuehrender Herr Professor,

Ihr  
dienftbereitwilligster  
.....

Hochwohlgebohrner Herr,  
Gnediger Herr,

Ew. Excellenz gnädigt mir ertheiltem Befehle unterthänigst nachzuleben, habe ich mir Mühe gegeben, alle diejenigen *subjecta* 20 *quibus modo* zu sondiren, von denen ich geglaubt, daß sie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wären, welche Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, als ein wahrer Mæcenat, und Beschützer der schönen Künste und Wissenschaften, so großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche *conditiones* suchen; aber es ist zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vornehm seyn, und sich nicht ge- 25 fallen lassen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewissen Grund zu ihrem größern Glücke zu legen. Die wenigen Wissenschaften, so sie etwan besitzen, machen sie so stolz, daß sie unversehamt genug sind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts bestehen, als Kinder zu informiren, so viel zu fordern, daß man dafür gar reichlich drey Bediente in Livrey halten könnte. Ich habe einen jungen Menschen 30 bey mir gehaht, welcher in der That alle diejenigen Fähigkeiten besitzt, so Ew. Ex-

cellenz bey einem Hofmeister für Dero junge gnädige Herrschaft verlangen. Überdieses ist er von einem gesetzten Wesen, tugendhaft und so gar, welches Ew. Excellenz 5 nicht ungnädig vermerken werden, fromm und christlich. Es wird keiner, so wie dieser, vermögend seyn, Dero junge Herren zu wackern Männern fürs Vaterland, und zur Ehre Dero hohen Hauses zu erziehn. 10 Aber was hilft das? Seine Forderungen sind ungeheuer, und Ew. Excellenz sind viel zu einsehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Anherren so vieles Geld wegwerfen, und dennoch nichts weiter dadurch erlangen sollten, als rechtshaf- 15 tene Kinder. Wollen Sie Dieselben eine Luft machen, so geruhen Sie gnädig, dessen eigenhändigen Aufsatz seiner lächerlichen *Protesion* in der copylichen Anfüge *sub* *A.* zu lesen. Mit einem Worte, ein so theurer Hofmeister ist für Ew. Excellenz keine Sache. Es sind noch einige andere bey mir gewesen, welche sich für eine große Gnade halten, als Hofmeister in Ew. Excellenz 25 Dienste zu treten. Sie verstehn freylich das wenigste von dem, was Dieselben verlangen; und ich kann nicht läugnen, daß bey den meisten die Aufführung nicht die beste ist. Inzwischen kann ich ihnen doch nach- 30 rühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen, und die Ew. Excellenz gewiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nachricht davon werden Sie in der Beylage *sub B.* von ihnen finden. Ew. Excellenz gnädigten *Disposition* dieserhalb bin 35 in Unterthänigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbey wäre, sonder alles unziemende Maabgehen, ich liesse diese Candidaten alle auf einmal zu mir kommen und sie auf die Hofmeisterstelle leitiren. Denjenigen, welcher 40 am wenigsten für seine Bemühung haben wollte, könnte ich sodann gedachte Hof-

meisterstelle zuzuschlagen. Doch überlasse alles zu Dero erleuchtetem Ermessen ich lediglich, und verharre mit der tiefsten Devotion,

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz

unterthanig gehorfaunter Diener

\* \* \* \* \*

N. S. Wolten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben, und das Stipendium, so Dieselben zu disponiren haben, meinem ältesten Sohne gnädig conferiren: so würde dieses mit der größten Unterthanigkeit ich Lebenslang veneriren.

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu seyn, für die von Seiner Excellenz geforderten Bemühungen, und Dienste als Hofmeister der jungen Herrschaft jährlich folgendes verlangen könne:

1.) Für Aufsicht, Unterweisung im Christenthume, und in der lateinischen Sprache überhaupt \* \* \* \* \* 50 Thlr. —

2.) Für die Französische Information monatlich zwey Thaler, thut auf dreyzehn Monate \* \* \* \* \* 26 Thlr. —

3.) Dergleichen im Italienischen, zwey Thaler \* \* \* \* \* 26 Thlr. —

4.) Als Schreibemeister, monatlich einen Thaler, zwölf Groschen \* \* \* \* \* 19 Thlr. 12 gl.

5.) Für Lection im Rechnen, und in der Mathematik, monatlich drey Thaler 39 Thlr. —

6.) Mit den Versen, bittet er, ihn gnädig zu versehenen.

7.) Als Tanzmeister monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwey Stunden geben. \* \* \* \* \* 13 Thlr. —

8.) Als Fechtmeister, täglich eine Stunde, zwey Thaler, zwölf Groschen. \* \* \* \* \* 32 Thlr. 12 gl.

9.) Als Bereiter, auch täglich eine Stunde, vier Thaler. 52 Thlr. — und verspricht er hierbey weder Accidencien zu fodern, noch sonst einigen Aufwand zu veranlassen.

10.) Für die Anleitung in der Geschichte, Wapenkunst und dergleichen, wird weiter nichts verlangt, und gehört dieses zum ersten Capitel.

11.) Man hofft, die gnädige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrschaft zu speisen, und Gelegenheit zu haben, derselben auch einige Anweisung in der Kunst zu geben, wie sie mit Anstand essen solle, und sich bey der Tafel vernünftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Edelleuten fehlt.

12.) Junker Ferdinand muß der Aufsicht und Zucht des Hofmeisters lediglich überlassen bleiben, ohne von der gnädigen Frau geschützt zu werden, welches man zu seinem eigenen Besten wünscht.

13.) Bey dieser Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu geben, welches durch einen Kornschreiber am besten verrichtet werden kann.

14.) Nach Verlauf der sechs Jahre hoffet man gnädige Beförderung.

Obige Kosten betragen zusammen . . . . . 258 Thlr. —

Es soll weder Treue noch Fleiß gespart werden, die Pflicht eines Hofmeisters, nach allem Vermögen, redlich zu erfüllen.

Elias Pfaffendorff.

B.

Verzeichniß derer Candidaten, die sich zur Hofmeisterstelle angeeignet haben.

1.) N. N. Ein junger Mensch, 22 Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bey mir zu Tische gehabt, und gefun-

den, daß er zu viel iſt. Verlangt außer den zwey ordentlichen Mahlzeiten, annoch Frühstück und Veſperbrod, und über dieſes täglich drey Kannen Bier. Will 50 Thaler haben.

2.) N. N. *Artium Magiſter*. 40 Jahre alt. Scheint ein geſetzter Menſch zu ſeyn. Hat ſchon ſeit 20 Jahren als Informator unter adelichen Herrſchaften gedient, aber niemals länger, als ein Jahr, an einem Orte aushalten können. Mag ehemals in ſeinen Wiſſenſchaften nicht unrecht geſeyn, doch hat er in dieſen 20 Jahren alles wieder ausgeſchwitzt. Inzwiſchen weiſt er immer noch ſo viel, als Ew. Excellenz junge Herrſchaft zu lernen nöthig hat. Bittet ſich über die 50 Gulden freyes Bier und Tabak aus, ſo viel er braucht. NB. Raucht nur Bremer.

3.) N. N. 29 Jahre alt, friſch und geſund vom Körper, der Gottesgelahrtheit Beſiſſener, predigt einen ziemlichen Baß, und beſitzt eine große Stärke in Poſtillen. Will mit 50 Gulden zufrieden ſeyn, wenn er in 6 Jahren Subſtitute werden kann.

4.) N. N. hat zehn Jahre lang auf Uni-verſitäten gelebt, aber noch nicht abſolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den ſechs Jahren Zeit haben, nachzuholen, was er verſaumt hat. Er iſt ein luftiger Kopf, und wird ſich für Junker Fritzen gut ſchicken. Bittet ſtelltlich um Verſorgung und Brod, da er ſich mit einem Näthemädchen verſprochen hat. Er ſucht.

5.) N. N. 27 Jahre alt, iſt überſichtlich, redet lateiniſch und griechiſch, kann aber kein Deutſch. Deſto beſſer ſchickt er ſich zu einem Informator in ein adeliches Haus. Es iſt ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, ſondern auch von dem Adel zu verlangen,

daß ſie die ſo genannten deutſchen witzigen Schriften mit Geſchmack leſen, und Deutſch lernen ſollen. Als wenn ein Deutſcher nöthig hätte, deutſch zu lernen! *Que! qualis! quanta! CCLXXX II. S. ſage 2100 Seſterzen*, thut, nach unſerer Münze, etwan fiebenzig Thaler leichte Geld.

6.) N. N. Seines Handwerks ein Poet, ſchreibt einen fließenden Vers, alles in Reimen, und iſt ein Todfeind von den itzigen ſchweren ſtrotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel ſey Dank, daß es noch hin und wieder Lente giebt, die Geſchmack haben! Außer der Mythologie, die er Trotz zehn andern verſteht, hat er nichts gelernt. Er hat itzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Feſttagsepitheln in Reime bringt, ohne ein Wort vom Grundtexte zu ändern, oder zu verſetzen. Wenn er damit fertig iſt, will er ſich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloquia exponirt er ziemlich. In Wünfchen iſt er unerſchöpflich. Er erbiethet ſich, ohne Befoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation von zweyhundert Verſen haar vier Groſchen gegeben werden, wober er es jährlich wenigſtens auf 80 Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgeſetztes Kleid, es mag ſo alt ſeyn, als es wolle. Um ein paar ganze Hofen wollte ich Ew. Excellenz ſelbſt für den armen Schelm, ſtatt des Handgeldes, gebeten haben. NB. Er iſt auch witzig, und fatiriſch, man möchte ſich vor Lachen ausſchütten. Ew. Excellenz können tauſend Spaß mit ihm haben. Beſe wird er nicht leicht, man müſte denn ſeine Verſe tadeln.

7.) Da Ew. Excellenz gar wohlbedächtigt zu ſagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit ertraglicher ſey, als einer, der keinen Haſen hetzen kann: ſo wollte ich Ihnen wohl N. N. vorſchlagen.



Er hat wider feinen Willen ftudiren müffen, weil es fein Vormund fehlechterdings verlangt . . . . . Gelernt hat er alfo wenig oder nichts; aber er ift ein ganzer Jäger. Lerchenetze ftrickt er als ein Meifter, und in der ganzen Gegend ift keiner, der den Vogelheerd fo gefchickt anrichten kann. Er will 50. Thaler, und alle Fuchsbälge. Fängt auch Haufter.

8.) N. N. ift kurz, unterfetzt, und im Durchfchnitt wenigftens zwey und eine halbe Elle ftark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte; doch habe ich viele fehöne *Testimonia* von ihm gefehen, die er von Schulen mitgebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeifter nicht fonderlich zu brauchen ift, fo wird er doch alsdann fehr gut feyn, wenn Ew. Excellenz Gäfte haben. Denn ob er gleich nur ein fehlechter Bürger ift, fo fauft er doch trotz manchem Cavalier. Er ift mit 50. Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Raufch bekommt, den er fich trinkt, fo oft er die *honneurs* vom Haufe macht.

9.) N. N. ein guter, ftiller, ehrlicher Menfch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt, aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: O ja! hochedler Patron! Ich glaube, daß er grundgelehrt ift, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird fich alles gefallen laffen. Ich fragte, was er zur Befoldung haben wollte; aber er bückte fich fehr tief, und fagte: Wie Sie befehlen,

Hochedler Patron! NB. Trägt keine Mäufchetten.

10.) N. N. Ein hüßes artiges Herrchen. Ist geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch fo. Hat vier Jahre in Leipzig ftudirt, und in vier Jahren keinen Huth auf den Kopf gebracht. Hat fich, wie er fagt, vornehmlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet fich die junge Herrfchaft zu frifiren. Macht Dintenlecke aus der Wäfehe, hobet Schränke, und kann allerhand artige Figuren in Papier ausfchneiden. Als ich von ihm willen wollte, wie viel er an Befoldung verlangte; fo machte er einen Rück-*Pos*. und fagte ganz klar: Siebenzig Thaler, zu dienen, Ihre Hochedlen! Er gefällt meiner Frau.

11.) Wenn Ew. Excellenz einen Menfchen haben wollen, der im Lateinifchen, Franzöfifchen, Italianifchen, und der Hiftorie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen möglichen Wiffenfchaften Unterweifung geben foll, fo fchlage ich Ihnen N. N. vor. Er verfteht zwar von allem diefem nichts, er ift aber meiner Schwefter Sohn, und kömmt alle Wochen wenigftens zweymal zu mir, mich mit vieler Demuth feiner Devotion zu verfichern, um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wiffen. Ich habe ihn zeither, mit gutem Erfolge, jungen Leuten zur Privatinformation vorgefchlagen, welche fo billig gewesen find, ihn monatlich, in Anfehung meiner, zu bezahlen, ohne feine Stunden abzuwarten. Er repetirt mit ihnen meine juriftifchen Collegia, ungeachtet er ein Theologus ift. Achtzig Thaler Befoldung dürften wohl nicht zu viel feyn, denn er ift mein Vetter.

## AN HERRN CABINETSSERRETZER FERBER IN WARSCHAU.

Dresden, am 12. August, 1760.

**Bald** werden Sie glauben müssen, daß mein  
gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt  
sey, da ich, seit meinem erlittenen Unglücke,  
an meinen liebsten Freund nicht geschrieben,  
und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten  
in meiner größten Beängstigung habe ich  
taufendmal an Sie gedacht, und da ich  
endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte,  
so fiel mir zu meiner größten Beruhigung  
ein, daß mir doch noch die Freundschaft  
meines Ferbers übrig sey. Es war ganz  
natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich,  
Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Her-  
zen liebe, und da ich die Nachricht von  
meinem Verluste eben damals in Gegenwart  
Ihrer Mademoiselle Schwester erfuhr, die  
ich unendlich und doppelt hochschätze, weil  
sie Ihre Schwester und meine Freundin ist.  
Sie wird Ihnen von H... aus von meinem  
Schicksale etwas gemeldet haben; erlauben  
Sie mir, daß ich es hier wiederhole.

Unsere Briefe sind so oft vergnügt und  
feherzhaft gewesen; dieser mag einmal trau-  
rig seyn. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen  
mein Wort; denn mein Verlust, so weh er  
mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne  
gekostet, und mir keine unruhige Minute ge-  
macht. Mir selbst ist das unbegreiflich.  
Es war weder Unempfindlichkeit, noch Phi-  
losophie; eine Gnade von Gott war es, ich  
erkenne es dafür, daß ich mit der größten  
Gelassenheit mein Haus brennen sah, und  
mit eben der Gelassenheit hernach anhörte,  
daß alles verloren sey.

Der 19te Julii war dieser schreckliche Tag.  
Schon am 14ten, da unsre Noth anging, war  
mein Haus der Gefahr am meisten ausge-

setzt Früh um acht Uhr zerfchmetterte  
eine Haubitzgranade das Zimmer meines Be-  
dienten, und zündete. Wir löschten damals  
noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen,  
so gut es möglich seyn wollte, zusammen-  
packen, und theils in den Keller, theils in  
ein Gewölbe schaffen, welches wir feste ge-  
nung zu seyn glaubten. Weil sich aber die  
Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Car-  
cassen auf die Gegend meiner Wohnung reg-  
nete, so flüchtete ich noch selbigen Abend  
um sieben Uhr nach Neustadt zu Herrn D...,  
meinen Bedienten aber ließ ich, mit seinem  
guten Willen, zurücke. Neustadt ward vom  
15ten an auch beschossen, und zwey Zwölf-  
pflünder fahren durch unser Haus, aber wir  
waren doch mit dem Feuereinwerfen dafelbst  
versehont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser  
Aufenthalt war, so viel komische und lä-  
cherliche Auftritte kamen doch dabey vor.  
Die Madame Z... mit ihrer Bedienung,  
und ich, waren die meiste Zeit bey Herrn  
H. in seiner Stube, und da schliefen wir  
auch. Hinten im Hofe, in zwey gewölbten  
Stübchen staek die ganze D.. Familie, und  
noch vierzig Personen, alt und jung. Die  
Fensterladen waren mit Miste verschüttet,  
der obere schöne Saal mit Miste bedeckt,  
und mit eben so viel Miste der ganze Hof  
bestreut. Unter diesem Miste lagen alle diese  
Personen. Einige waren stille und verdrüß-  
lich, einige beteten, und man sahe es ihnen  
am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zank-  
ten, daß er es doch so weit habe kommen  
lassen, ungeachtet sie ihm nun seit vier Jah-  
ren die Ehre angethan, und fleißig gebetet.  
In einem andern Winkel saßen einige po-

litische Kammengießer, und machten für Dau-  
 nen einen Operationsplan, wurden aber sehr  
 uneinig, weil sie sich über den kleinen Ne-  
 benumstand nicht vergleichen konnten, ob  
 sie den König von Preußen mit seiner Ar-  
 mee wollten zu Kriegsgefangenen machen,  
 oder nicht lieber alles über die Klinge sprin-  
 gen lassen. Ich war fürs letztere, aber ich  
 ward überstimmt. Eine Priesterwitwe kriegte  
 mich immer auf die Seite, und zischelte mir  
 ins Ohr: Wir sollten Gott danken! Nur der  
 lichen Religion wegen schölle uns der König  
 von Preußen todt, und unfre Hänser in Grund.  
 Aber, zum Henker, Madame, was haben meine  
 Perucken mit der Religion zu thun? (denn  
 kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine  
 dreyßigpfündige Granade meinen ganzen Ap-  
 paratum von Perucken zerfchmettert habe.)  
 Lassen Sie es gut seyn, antwortete sie mir,  
 es wird sich schon geben, danken Sie Gott  
 dafür! — Die verwünfchte fromme Frau hat  
 mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar  
 gute Freunde vertrieben uns die Zeit in un-  
 ferer Stube, und mich dencht, das war noch  
 am solidesten gedacht. Unter dergleichen  
 Abwechselung und Unruhe brachten wir den  
 19<sup>ten</sup> heran, den schrecklichsten Tag meines  
 Lebens. Schon um drey Uhr Nachmittags  
 stund die Kreuzkirche, das Amthaus und  
 meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief  
 vor in das Gouvernementshaus, (hier war  
 es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre  
 Babet antraf.) und sah diesem Greuel der  
 Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort,  
 und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Be-  
 diener mit der Nachricht, daß mein Haus  
 niedergebrannt, das Gewölbe von den Bom-  
 ben eingeschmissen, und darinnen alles ver-  
 brannt, der ganz unbefchädigte Keller aber  
 von denen zum Löfchen commandirten Sol-  
 daten rein ausgeplündert sey. Das that weh,  
 mein lieber Ferber, sehr weh; alle mein

Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorrathe,  
 alle meine Bücher und Manuscripte, alle  
 Briefe, die ich von Ihnen und andern guten  
 Freunden so sorgfältig gesammelt hatte, alles  
 war verloren; von Sachen, die ich wohl auf  
 dreytaufend Thaler rechnen kann, habe ich  
 nicht zehu Thaler werth gerettet. Der äl-  
 teste Zeugrock, den ich anzog, um desto  
 bequemer zu löfchen, eine alte abgelebte  
 Perucke, die ich in eben der Absicht auf-  
 gesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon  
 für meinen Bedienten bestimmt hatte, und  
 ein Schlafrock: das war meine ganze Gar-  
 derobbe. Die witzigen Manuscripte, welche  
 nach meinem Tode sollten gedruckt werden,  
 sind zum kräftigen Troste der Narren künf-  
 tigen Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun  
 verlohnt es bey nahe die Mühe nicht, daß  
 ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter  
 nichts gedruckt werden kann. Dieser Ge-  
 danke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn  
 ich, als Autor, an den Tod dachte; aber  
 nun will ich immer leben bleiben, und mich  
 in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine  
 schönen Bücher dauern mich sehr, aber man-  
 nichmal dauern mich doch meine Hemden  
 noch mehr, und meine Kleider und meine  
 Betten, und — kurz, Ferber, ich bin so  
 nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für  
 mich, daß ich noch meine Wechsel und Do-  
 cumente gerettet habe. An baarem Gelde  
 habe ich nicht viel über vierzig Thaler ver-  
 loren; aber wie viel baares Geld hat denn  
 ein Steuersekretär, der ein Jahr in preußi-  
 schem Depot und zwey Jahr unter der Vor-  
 mundschaft der Landesdeputation gestanden?  
 Das schmerzt mich am meisten, was ich durch  
 die Plünderung verloren habe. Einige von  
 unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, un-  
 sere Errettern, Leute, die sich das größte  
 Gewissen machen würden, am Charfreytage  
 Schweinebraten zu essen, die plündern uns

selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wut der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warfchan nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle ehrliche von der Garnison, Officiers so wohl, als Gemeine, einen Abfehen vor diesen Gewaltthatigkeiten gehabt, und sagen Sie auch zum Ruhme unsers tapfern Commandanten, daß er die strengste Ordre gestellet habe, diesem Unwesen zu steuern: doch hat es nichts geholfen, denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich!

Den Sonntag früh ward in Neustadt angefaßt, daß wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Überzuge von einem Kopfküssen stack mein ganzer Reichthum. Wir wadeten bey der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D. Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Aunft gemacht, etwas zu essen, zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sehe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Mantel hinaus bringe: Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die hebliche Gewohnheit abgekommen were, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht bloß auf die göttliche Fürsorge verließ. Ich gieng, und kam nach

Lofchwitz zu einem guten Freunde, hey dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittwochs früh, da ich ein Pferd bekam, und nach 3 H. ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulceina zu suchen, ist kein so abentheuerlicher Ritt gesehen worden, als der meinige. Stellen Sie Sich meinen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehn Jahren gewesen war, im Karren zu ziehn; auf diesem Gaulen den Steuersekretär Rabener, noch nicht völlig drey Ellen lang, und, der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalbe Elle im Durchschnitte; diesen Sekretär in ein paar zerrißnen Schuhen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebensfatten Zeugrocke, einer Haarbentelperucke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt, und vielleicht seit der preussischen Invasion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornsack, in welchen der Rest seines Vermögens gesticket war, auf diesem Kornfacke einen huttfreigiten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Roekelor dienen sollte; zur Rechten gieng mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brodt und Braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprechen, und, wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amtssteuereinnnehmer in H..., wo ich sehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthinn eine bejahrte dienstoffertige Frau war, voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewesen seyn: der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkammerad

Hier wohnte ich. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Alfistenrathum mit ihrer Familie, und ganz unvermuthet Ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortreflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und seine Frau sorgten für unsre Bequemlichkeit; beyde waren sehr dienstfertig und gattfrey; auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen reichlich gesegnet.

Am 2ten August fuhr ich mit der Frau Schwester zurück, und bedauerte, daß mein

Exilium nicht länger gewahret hatte. Nun bin ich hier, und wohne bey der D..., welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumt, und sich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kömmt sie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abentheuer! Das übrige wünsch ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig, und küsse Sie in Gedanken. Versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl.

## AUS CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT GELLERTS ABHANDLUNG VON DEM GUTEN GESCHMACKE IN BRIEFEN.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutfamen Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Inhalt der Briefe Achtung geben. Wer weiß nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit sehn ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vortragt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen Briefen schläfrig denken müsse, daß man allen feinen und fehenen Gedanken den Zugang verwehren müsse. Nein, man soll sich nur hüten, daß man sie nicht von weiten

berhöhlt, und mit Gewalt in seine Materie hinein zwingt. Endlich ist es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gesucht sind, man muß sie auch mit Bescheidenheit und Sparlichkeit anbringen. Ein Brief soll eben nicht einem armfeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ist; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer seyn, darinnen man eine Menge von Kostbarkeiten zur Schau ausgesetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehen, und welche die Aufmerksamkeit ermüden. anstatt, daß sie dieselbe bequem sättigen sollten. Gefuchte Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie den Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben so sehr, als ungekünstelte und doch keine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns sanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verfehante, durch eine muntre und nachlässige Miene gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl ausputzen. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht, und ermüden sie auch nicht; sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit von den ganz starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gern finden. Wir müssen daraus nicht schließen, daß dieses allemal die besten Gedanken in Briefen sind, die uns am ersten bey der Sache einfallen. Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das sich bey seiner Zubereitung nicht

gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil sie, wenn ich also sagen darf, zu natürlich ist. Sie hat, wie das Wasser, gar keinen Geschmack. Ich meine die Schreibart, die zwar aus sehr leichten, aber auch sehr leeren, Worten und Gedanken besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geistreich seyn will; eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin, ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art sage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß fleckt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vernüthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht und geredet haben würden, oder daß wir es dem Verfasser doch gleich thun könnten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beyspiele zu erläutern suchen, und auch die wahre natürliche an

einem Exempel zeigen. Solche Beyspiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muster guter Briefe, angepriesen hat. Es ist ein Dankfugungs schreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmann, mit seinem großen Gönner und Wohlthäter. Er sollte also die gefetzte und ersthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit seinem Gönner spricht, kann seine Gnade zwar loben; aber er muß es bescheiden thun, und die Lobprüche nicht übertreiben. Er soll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhaft Art zu erkennen geben; aber er soll sie nicht auf das Possierliche und Abenthererliche treiben. Der Brief heißt so:

„Hochwohlgehohrner Herr &c.

Wann ich so verfehwennerisch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ansbildung meiner unterthanigsten Erkenntlichkeit schicken. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz hithero empfangen, in eine einzige Lobschrift zu fassen; Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen Poeten durchstantert, so habe ich allererst gesehen, daß Ew.

Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungeweine Gemüthsart, auch neue und ungeweine Formeln erfordert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten; weil sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem einzigen, und zwar fremden, Menschen erwiesen. Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinne, welche zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich Ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthanigstem Respect bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthanigen und gehorsamsten  
Knecht.\*

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn so wohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: „Wenn ich so verfehwennerisch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte.“ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten geherte, welche Anfangs mit der Miene des Witzes schmeicheln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen: so würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verfehwennerisch ist! Ist das die bedachtame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch so verfehwennerisch mit Worten wäre, als sein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten ist, würde er sich denn des

wegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke ist natürlich, der im Grunde falsch ist. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er haushälteriger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: »Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun: da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthänigsten Erkenntlichkeit fecht.« Man sieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period soll eine Erklärung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. »Sie werden dadurch nichts ärmer.« Das dadurch ist unendlich. Man muß großen Herren nichts von arm werden vorlagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine fehlerhafte Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zuließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen, -da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche: u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon auschwei-

fend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszufehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ich zu verantworten hätte, wenn er um meinwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armfeligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbefehrblich zu machen. Über einem Lobgedichte acht Tage zubringen, das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müßen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, ist eine gefuchte und undentliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommener in seinem eignen Herzen machen, nicht aber sie durch Worte zu erkennen geben. Ich habe mir zwar vielmal sürgenommen, meine Gedanken auf einmal anzuschütten: das ist sehr unverseamt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein großes Geschenk. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die größte Beleidigung für einen bescheidenen Mann. Einem geradezu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens ist; das ist etwas fehlerhaftes. Ein Client verrieth bey einem solchen Machtpruch einen erstaunenden Stolz. Er ruhm sich gleichsam, die Verdienste aller



Andern so genau zu kennen, daß er den Anspruch thun kann, wer der größte sey. Gefezt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er sezt schon zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er auch aufrichtig ware, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeugungen erkaufen will, und der sich endlich aus Bescheidenheit das Recht nicht anmaßen sollte, die Verdienste seines Gönners mit so großem Geräusche zu bestimmen. «Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen Poeten durchstaukert, so habe ich allererst gesehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeyne Gemüthsart auch neue und ungemeyne Formeln erfordert.» Die ganze Stelle ist wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich seine Lobrede auf den Trajan. Also ist ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchstaukert. Durchstaukern ist ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn seinem Gönner auch Schmeicheleyen sagen wollen? Ihres gleichen ist ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer sagt im Ernste, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfordert seine neue und ungemeyne Gemüthsart bloß neue und ungemeyne Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfasser die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielt, als die Gedanken. Um sich von dem Unnatürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Com-

pliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfangs: Gnediger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeyne Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungemeyne Formeln erfordert u. s. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat betruken hätte? «Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen; allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten, weil sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem einzigen und zwar fremden Menschen erwiesen &c.» Hier ist erstlich der Zusammenhang dieser Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeynen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun sagt er, die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht würde glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redet itzt von seiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauterischen Verdiensten. Besteht denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Rauter besser ist, als alle übrigen Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gesteht, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren versehenen. Er fährt fort: «Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige.» Ist dieses nicht der schlechteste Gedanke in dem Briefe, so ist es doch der wahrste. «Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthanigstem Respekto bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich neune Ew. Excellenz unterthanigen

- und gehorfamsten Knecht.\* Nachdem der Verfasser in dem ganzen Briefe mit seinem Gönner pedantisch complimentirt hat: so wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt sein Herz, und findet alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig sind. Es ist bey nahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkasten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer, einfallen sollte, der sich sein Loblied selber macht. Erst hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Bescheidenheit noch höher, und spricht, daß nur die bloßen Buchstaben zu einer Rede in seinem Herzen fertig liegen. Wenn dieses kein falscher Gedanke ist, so muß gar keiner möglich seyn. Was sind Buchstaben im Herzen? Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wissen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankfagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig sind. Auf diese Art beziehet sich der Gedanke nur auf die Dankfagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides aufspielen. Sie machen sich Ihr Loblied selber; eine grobe Schmeicheley! - Und seyn zufrieden, daß ich mit unterthanigstem Respekte bewundre, was sich doch nicht anders vergelten kann, als - daß ich mich nenne &c.\* Der Schluß ist ebenso spitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er sich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären sie vergolten, wenn sie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief ist unständig. Die Gedanken sind frostig, kindisch und falsch. Der Zusammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, ist gezwungen. Der Ausdruck ist niedrig, schmutzig und undeutlich. Die mei-

sten von den neukirchischen galanten Briefen können zu Mustern dienen, wie ein Brief nicht beschaffen seyn muß, wenn er natürlich seyn soll.

5

Unter den deutschen Briefen, aus unsern Zeiten, haben sich die Freundschaftlichen Briefe, in Ansehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendschreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen sind, den meisten Beyfall erworben. In der That muß man sich wundern, warum es in unsrer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredsamkeit und der Dichtkunst schon glücklich gewesen ist. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen, an Swiften und vielen Andern? Sind wir schon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter lassen sollten, oder sind wir zu bequem dazu? Ist unsre Sprache zu starr und unbiegsam, oder schreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unsrer eignen? Oder sind wir nur zu derjenigen Beredsamkeit geschickt, welche Mühe und Kunst verlangt? Vielleicht machen es einige von diesen Ursachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geschmacke haben. Vielleicht haben auch geschickte Leute aus Bescheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht ist es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt seine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch seine Briefe seinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieser Ursachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn sie unsre Sprache lernen, von uns denken

40

follen, daß wir keine haben; oder was sie  
 von dem Gefehmacke eines Landes denken  
 follen, das für unnatürliche Briefe eingenom-  
 men ist. Wie man auf den guten oder bö-  
 sen Gefehmack einer Nation aus den öffent-  
 lichen Luftbarkeiten, aus den Schaufpielen  
 fehließt, die sie liebt: fo fehließt man viel-  
 leicht noch ficherer aus der Schreibart, die  
 sie zu diefer oder jener Zeit in ihren Brie-  
 fen liebt, auf ihre gezwungenen oder unge-  
 zwungenen, auf ihre guten oder ausfehweifen-  
 den Sitten, und auf die pedantische oder vernünftige  
 Art ihres Umgangs. Den guten Gefehmack  
 in einem Lande überhaupt, und ins-  
 sonderheit den guten Gefehmack in Briefen  
 herzustellen, braucht nicht eine große An-  
 zahl guter Köpfe auf Einmal aufzustehen.  
 Nein, etliche wenige, die zu einer leichten  
 und lebhaften Schreibart geboren sind, wer-  
 den in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß  
 durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten.  
 Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen  
 und oft unachahmlichen Sehensheiten die Le-  
 ser an sich; sie erwerben sich im kurzen die  
 meisten Stimmen. Man liebt sie, weil sie uns  
 gefallen. Man liebt sie wegen der Hochach-  
 tung, die sie sich bey Andern erworben ha-  
 ben, eben so begierig, als seines eignen Ver-  
 gnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich  
 das Gute und Feine davon empfinden, schämen  
 sich doch, den Klugen und den Meisten zu  
 widersprechen, und treten halb gezwungen  
 auf die Seite des guten Gefehmacks. Man  
 ahmet endlich diese Beyspiele nach, und will  
 eben so schön schreiben, wenn man gleich  
 nicht mit gleichem Glücke schreibt. So wer-  
 den durch wenig gute Beyspiele, die in ihrer  
 Art vortreflich sind, die richtigen Empfin-  
 dungen des Natürlichen und Feinen in An-  
 dern erweckt und unterhalten, und der gute  
 Gefehmack geht vom Freunde zum Freunde,  
 vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen

Mutter zur Tochter fort, und wird der herr-  
 schende Gefehmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das steht  
 nicht in unsrer Gewalt; aber seine Gedanken  
 von Dingen, die entweder keine Gelehrsam-  
 keit erfordern, oder die uns bekannt sind, in  
 einer anständigen und vernünftigen Schreib-  
 art vorzutragen, diese Geschicklichkeit kön-  
 nen sich alle junge Leute durch eine gewisse  
 Übung erwerben. Gleichwohl treiben sie die  
 beiden ersten Künfte oft lieber fruchtlos, als  
 daß sie sich mit der beschäftigen sollten, in  
 welcher sie glücklicher seyn könnten. We-  
 nige von denen, die studiren, sind genethigt,  
 öffentliche Redner abzugeben; aber keiner  
 kann die Schreibart der Briefe und die Be-  
 redsamkeit des gemeinen Lebens entbehren.  
 Und mich deucht, wenn junge Leute beden-  
 ken wollten, daß Briefe wider unsern Wil-  
 len Verräther unsers Verstandes, und oft un-  
 sers ganzen Charakters sind; daß sie Mittel  
 sind, Andern eine gute oder schlechte Mey-  
 nung von unsrer Geschicklichkeit beyzubrin-  
 gen; daß sie Beweise sind, ob es dunkel oder  
 helle, ordentlich oder unordentlich, gesund  
 oder krank in unserm Geiste aussieht, ob wir  
 zu leben willen oder nicht; daß sie also sehr  
 oft Mittel sind, uns Hochachtung und Liebe  
 zu erwerben, unser Glück zu befördern oder  
 zu hindern: so sollten sie sich mehr Mühe  
 um die Schreibart der Briefe, und da diese,  
 ohne die Kenntniß der Sprache, nicht rich-  
 tig seyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne  
 Sprache geben. Cicero, so groß er war, war  
 doch nicht zu groß, um sich nicht bis zu  
 einem Sprachfehler mit seiner Critik herab  
 zu lassen, den sein Tiro in einem Briefe be-  
 gangen hatte. Wie sorgfältig bestraft nicht  
 Racine, der Ältere, seinen Sohn in seinen  
 Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht!  
 Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, daß  
 so große Geister über die Richtigkeit ihrer

Sprache so gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ist doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, 10 so feines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitze einer üblen Schreibart ist, in seinem Rechte ste-

ren. Nein, man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhören, erfuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklären, und sie das Natürliche, das Wohlauftändige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.

---

## FRIEDRICH KARL FREYHERR VON MOSER.

---

### AUS DEN BEHERZIGUNGEN.

---

#### ALLGEMEINE BEGRIFFE VON DER POLITISCHEN FREYHEIT.

Das Wort Freyheit kan in einer dreyfachen verschiedenen Bedeutung verstanden werden.

Die philosophische Freyheit der Seele besteht überhaupt in der Einsicht der Dinge, welche unserer Wahl unterworfen seynd, und in dem Gerne, mit welchem wir uns würcksam beweisen, nach unserer Einsicht zu handeln. Je weiser ein Mensch ist, je mehr er Einsichten in den Werth und Beschaffenheit der Dinge und von seinem wahren Besten hat, je weniger er von außen gehemmt ist, dieser Wahl zu folgen, desto mehr Freyheit hat er. Da also unsere Freyheit mit dem Vermögen und Kräften unserer Seele gleich groß ist, so ist auch ganz klar, daß der Mensch, dessen Geist einen größern Grad der Kräfte hat, mehr Freyheit besitzen muß,

als ein anderer, der gleichsam schwach am Geist ist.

Die natürliche Freyheit gründet sich auf die angeborne allgemeine Gleichheit der Menschen und die Folge dieses Grund-Satzes ist die unabhängige Herrschaft des Menschen über seine Person.

Eine mitleidige Beherrzigung des vielen Elends, worunter der größte Theil der Menschen unter dem immer strenger werdenden Joch der heutigen Regierungen seufzen, ein edler Eifer um die Vorrechte der Menschen hat seit einiger Zeit mehr als sonst verschiedene nachdenkende Männer zu dem Wunsch verleitet, die natürliche Freyheit des Menschen in ihrem großen Umfang mehr geltend zu machen. Herr *Helvetius*, einer der Häupter

dieser philosphifchen Statiften macht die An-  
 merkung: Daß in den gefitteten Staaten die  
 Kunft Gefetze zu geben vielmahls nur darin  
 bestehe, eine unzählbare Menge Menschen zu  
 vermögen, zu dem Wohlftand etlicher wen-  
 5 igen ihre Kräfte aufzutrennen, fie finden  
 dieses unbillig und als eine Beleidigung des  
 Menschen-Stands, und halten rathlicher, zu  
 Vermeidung diefer Ungleichheit das Schaefer-  
 Leben wieder einzuführen, bey dem man  
 10 nichts, als einen mehreren Grad des jetzo fo  
 abwechfelnden und vielfältigten Vergnü-  
 gens entbehren würde. Der ganze Gedanke  
 ift in der That recht Schaefer-mäßig und ich  
 wünfchte bey nahe felbft, den Philofophen  
 mit dem Phylax bey der Heerde zu fehen.  
 Der Satz ift fo wenig gegründet, als der  
 Schluß, fo daraus gezogen wird. Das Un-  
 glück, das der Menschen-Freund bey Betrach-  
 20 tung der aus der Ungleichheit der Stände ent-  
 fpringenden Mühfeligkeiten des großen Hau-  
 fens beherzigt, ift kein practifches Unglück,  
 man wird nach einem raifonnablen Verhält-  
 niß weit mehr gemeine Leute als Reiche und  
 Vornehme finden, fo mit ihrem Schieckfal zu-  
 25 frieden feynd; die Nothwendigkeit des ge-  
 meinen Manns, zum Wohlftand der Großern  
 mit feiner Befeherde was beyzutragen, ver-  
 fehafft ihm hinwiederum andere Vortheile und  
 Bequemlichkeiten, bey denen es auf Koften  
 30 des Reichen geht. Es lau fich, im Ganzen  
 genommen, kein Stand des gemeinen We-  
 fens mit Grund über den andern befeheren,  
 jeder hat feine Laft und feine Gemächlich-  
 keiten. Der Bürger muß dem Soldaten Holz,  
 35 Licht, Bett, oft auch Effen und Trinken  
 geben, mittlerweil diefer den größten Theil  
 des Tags hintern Ofen liegt, er würde ihm  
 aber lieber drey-mahl fo viel gehen, um nicht  
 die Strapazen und Gefahren eines Feldzugs  
 40 felbft anzufehen. Der Soldat überlaßt fich  
 lieber der Gefahr, ein Krüppel zu werden,

um nur gewille Freyheiten und Vorzüge die-  
 fes Stands zu genießen, da er mit völliger  
 Sicherheit feiner Haut auf dem Schneider-  
 Stuhl arbeiten könnte. So durch alle Stände  
 hindurch, fo lang der Staat nicht in eine  
 5 außerordentliche Crifis gereth und in fo fern  
 die ganze Form der Regierung eine billige  
 Verhältniß unter den Unterthanen feft fetzt  
 und darüber hält. Herr *Helvetius* zielt zwei-  
 felohne auf die Schindereyen der Finan-  
 10 ciers und Partifans in Frankreich, ein pa-  
 triotifcher Eifer übernimmt ihn. Allein! wo  
 ift das Land, wo der Bauer nicht erhalten  
 muß? Und wann wir auch alle Schaefer wa-  
 15 ren, würde fich doch ein Nimrod finden, der  
 die Kunft, Menschen wie Schafe zu feheren,  
 lernte und übte.

Um den Werth des fo eiferfichtig betrach-  
 teten Stands der natürlichen Freyheit richtig  
 20 genug taxiren zu können, darf man nur den  
 Zuftand folcher Völkler erwegen, welche un-  
 ter einer noch unangebildeten Regierungs-  
 Form geftanden oder das strenge Joeh eines  
 tyrannifchen Regiments von fich abgefchüt-  
 25 telt haben.

In den Zeiten des vierzehenden und fünf-  
 zehenden Jahrhunderts lebte man in Teutfch-  
 land in einem Zuftand, welchen die Ritter  
 jener Zeiten unzweifellich vor die fo geprie-  
 30 sene natürliche Freyheit erkaunt haben. Es  
 ware fehr gewöhnlich, daß geringe Perfo-  
 nen, welche einen Haß oder Rache auf je-  
 mand hatten, den Titel ihrer vermeintlichen  
 Beleidigung an einen Edelmann oder Com-  
 35 mun verhandelten; die Edelleute legten fich  
 häufig auf offenharen Straßen-Raub und lan-  
 teten, als Flibuffiers des feften Lands, aus ihren  
 Berg-Schlöffern, auf vorbeystreifende Kaufleute,  
 welche fie nach Gutbefinden plünderten oder  
 40 fich mit einer Ritter-Zehrung anfehen ließen.  
 Eine demüthigende Erinnerung vor jeden, der  
 in die Leben und Thaten feiner Ahn-Herrn

zu weit zurück gehen wollte. Der Befehlungen unter dem Adel selbst war kein Ende und diese Wildniß der Sitten erstreckte sich so weit auf das ganze Volk, daß wir Exempel von Kuchen-Jungen haben, die ihren gnädigen Herrn die Felle angekündigt haben, der unaufhörlichen Kriege und Plünderungen zwischen dem Land-Adel und denen Städten nicht zu gedenken.

Die Geschichte der Eydgenossenschaft und der vereinigten Niederlande legen uns ebenfalls sehr traurige Beyspiele dar, wie bald ein bereits gesittetes, sich aber selbst überlassenes Volk, einer gänzlichen Verwilderung sich näherte, wann nicht obrigkeitliche Ordnung, Ernst und Zwang dem nur allzusehnlich in Frechheit ansartenden Triebe zur Freyheit Einhalt thate. Unter vielen heroischen und großen Thaten eines um Recht und Freyheit eifernden Volks sieht man in der ersten Epoque ihrer Freywerdung eben so viele Denkmahle der schrecklichsten Verwüstungen, Raubereyen und Ungerechtigkeiten, welche sie unter sich selbst ausgeübt und die allgemeine Zerrüttung zum Deckmantel unzählbarer privat-Leidenenschaften mißbraucht haben.

Es ist an dem, weder Rousseau noch Helvetius wollen uns zu Tartarn und Arabern machen, wir sollen nur wieder patriarchalisch leben. Ein Bild einer solchen patriarchalischen Regierung findet sich amoch in dem Schottländischen Hochland. Die Hochländer seynd in Stämme oder Clans unter ihren Oribsten vertheilt, und jeder Clau hat wiederum besondere aus dem Haupt-Stamm entproffene Äste, welche auch ihre Hauptleute haben; auf welche sich die vielen Neben-Äste und Familien von 50. bis 60. Personen als auf ihre unmittelbarte Beschützer und Vertheidiger verlassen. Die gemeine Hochländer halten es für die hochste Stufe der Tugend, ihren Obersten zu lieben, und ihm

einen blinden Gehorsam zu leisten, sollte derselbe auch gleich der Regierung, den Reichs-Gesetzen und selbst den göttlichen Geboten zuwider seyn. Er ist ihr Abgott und alles was er beliebt, thun sie, nach ihrem eigenen Geständniß, ohne Bedenken. Nächst dieser Liebe gegen ihren Oribsten folgt die, welche sie zu dem besondern Ast tragen, woraus sie abstammen, und hernach kommt der ganze Clau oder diejenige, welche eben den Geschlechts-Nahmen führen. Diesem, er mag recht oder unrecht haben, stehen sie wider die von einem jeden andern Stamm hey, mit welchem sie uneinig seynd und ihre Feindschaft ist, wie der Haß erbitterter Brüder, erschrecklich heftig; ja die Streitigkeiten zwischen zwey Clans werden als erblich durch ganze Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt und bis auf den geringsten Vorfallen vererbet. Diese unumschränkte Gewalt der Clau-Obersten ist nicht nur eine unaufhörliche Quelle der häufigen Empörungen des Volks gegen seine rechtmäßige Regierung, sondern zugleich auch unzertrenlicher Gefetzlosigkeit, Mords, Diebereyen und aller andern Laster, so die menschliche Gesellschaft unsicher zu machen im Stande seynd, und wovon die vor einigen Jahren herausgekommene Schottländische Briefe ein nach dem Leben gezeichnetes fürchterliches Gemähde darstellen.

Ein Volk, das seiner natürlichen Freyheit niemahls anders als zu seinem eigenen Besten und zum Glück seiner Mit-Bürger gebrauchte, erforderte Menschen, welche eine vollkommen tugendhafte Einrichtung ihres Herzens hätten, welche einen lebendigen Eindruck einer allgemeinen Menschen-Liebe fühlten und solche, mit williger Beyseitsetzung ihres eignen Nutzens und Gemächlichkeit, ausübten, nur solche würde man zu keiner Pflicht zu zwingen noethig haben. Wo ist aber je ein solches

Volk auf der Erde erschienen? Selbst in der Familie der Patriarchen waren Ehebrecher und Seelen-Verkäufer. Die allermeiste Menschen haben ein kalt sinniges Gemüth gegen andere, sie lieben sie nicht und hassen sie nicht, es ist ihnen daher gleichgültig: ob sie glücklich oder unglücklich seynd? vielmehr seynd nur allzu viele, welche ihre Freude und einiges Geschäft darin suchen, andere anzufinden, zu hassen, zu betrügen, zu übervorthellen und zu verfolgen. Wie Wenige seynd so milde und gefehlaecht, daß ihre Herzen von den zarten Empfindungen der Tugend sollten entzündet und so durchglühbet werden, daß sie aus Menschen-Liebe ihre eigene Vortheile verläugnen sollten, welches doch oft unvermeidlich ist, wann der Wohlstand einer Gesellschaft im Ganzen erhalten werden solle. Wann nun keine Obrigkeit wäre, welche mit hinreichendem Ernst und gewissen Zwangs-Mitteln die Ausübung derjenigen Pflichten abmüthigte, welche ein Mensch von dem andern fordern kan, wie bald würde die ganze menschliche Gesellschaft in sich selbst zerrüttet werden? und wie nöthig ist unter einem so ungefehlachten Volk eine Gewalt, um durch Furcht einen Theil dessen zu vollbringen, das ein freyes Werk der Tugend seyn sollte.

Es ist also, nach allem diesem Betracht, der obrigkeitliche Stand als ein besonderes Gnadengeschehen Gottes anzusehen, da durch dessen Dienst die Wohlfarth und Sicherheit vieler tausend Menschen auf eine leichte, bequeme und fast unmerkliche Weise auf einmahl besorget wird, welche jeder einzelne Mensch oder Familie theils niemahls, theils nur unvollkommen und mit unzählbaren Gefahren und Befeherden erhalten würde.

In dieser Sorgfalt um die Erhaltung der Grund-Gesetze und Verfassung des Staats, in

dieser Bemühung einer rechtfertigenden Obrigkeit um die Wohlfarth ihrer Bürger, in diesem Respect und Achtung eines Regenten vor den Menschen-Stand seiner Unterthanen beruhet die politische Freyheit eines Volks.

Diese Pflichten seynd in den Rechten der Menschheit selbst gegründet. Dann es ist ein ausgemachter Grund-Satz des allgemeinen Staats-Rechts: Die Völkler haben sich Häupter erwählet, um ihre Freyheit zu beschützen, nicht aber, um sich ihnen zu Knechten zu ergeben. Wann wir einen Fürsten haben, sagt Plinius zum Trajan, so ist es darum, um vor einem Herrn bewahrt zu bleiben.

Ein wirklich freyer Mensch ist, der nicht weiter unterthan ist, als die Ordnung und Erhaltung der Regierungs-Form erfordert, in welcher er lebt.

Ein freyes Land ist also dasjenige, in welchem die Regierungs-Form auf die vor die allgemeine Sicherheit und Wohlfarth möglichste Weise die Gleichheit der Rechte beybehält, welche die Menschen nach den ersten Gesetzen der Natur genießen sollten.

Der Geist der Freyheit ist die ganze Denkungs-Art und Handels-Weise einer Person oder Volks, nach welcher dasselbe in der Ausübung, Bewahrung und Vertheidigung seiner angebohrnen, erkannten und empfindenden Menschheits-Rechte und Würde sich durch die Bande der bürgerlichen Regierung nicht weiter hemmen oder einschräncken läßt, als zu Erhaltung von dieser vornehmten ist.

Die Gesetzgebende Gewalt ist der Mittelpunct, das erste Glied an der großen Kette einer jeden bürgerlichen Gesellschaft und Verfassung, die Gesetze bezeichnen aber auch zugleich den Weg und die Gränze der Freyheit zu denken und zu handeln.

Weil nun eine jede Regierungs-Form durch Gesetze bechränkt ist, weil die Gesetze ordentlicher Weise die Wohlfarth des Staats zum Endzweck haben, und nur das eine rechtmäßige Freyheit ist, welche sich auf die Gesetze gründet und mit denselben gleiche Absichten hat, so folgt daraus, daß auch eine jede Regierungs-Form an und vor sich mit den Rechten der Freyheit compatibel ist.

Gilt dieser Satz von allen Regierungs-Formen überhaupt, so muß er ganz vorzüglich von den Regierungen christlicher Regenten als wahr an sich angegeben werden; und wann das Christenthum von keiner andern Seite liebens- und ehrwürdig wäre, so interessirte es eine jede Menschen-Seele nur darum, ein Christ zu seyn, weil unsere Religion die willkürliche Gewalt, den Despotismus, verabscheuet und die Rechte der Herrschaften und Unterthanen in solch gleiche Waage legt, daß kein Reich glücklicher und ruhiger seyn könnte, als wo der Mensch König und der Mensch Unterthan wahre Christen seynd.

Alle Europäische Völker haben in ihrem Character einen Strich von Freyheit, der sie von andern Völkerschaften des Erdbodens untercheidet. Unstreitig entspringet solches aus den geheiligten Grund-Sätzen der christlichen Religion, welche auf eine so starke Weise vor die Würde des Menschen spricht. Dieses ist so wahr, daß man einer gewissen Nation Schuld gegeben, sie verhindere die Ausbreitung des Evangelii in den Indien nur darum, weil sie sonst gehindert würde, den Menschen-Handel zu treiben und die Selaven wie Vieh zu benutzen.

Noch mehr: Je erleuchteter das Christenthum eines Volcks ist, je mehrere Züge der Freyheit wird man in demselben wahrnehmen. Die Unterthanen des Römischen Pabsts geben einen unwiderprechlichen Beweis aus dem Gegen-Satz, wie knechtisch eine Nation unter

dem Joch eines abergläubischen Regiments wird. Die Zeugnisse der Reisenden von allen Religionen stimmen darinn ein, welche ein weibliches, armes und niederträchtiges Volk die hertige Romanier seyen.

Der einzige Unterschied, welchen die Regierungs-Formen hierinnen bestimmen, besteht darinn, daß der Geist der Freyheit in Monarchien gemeinlich nur in einzeln Personen und Handlungen hervorbleibt, in gemischten oder republicanischen Verfassungen aber allgemeiner herrschend ist und einen Theil des national-Characters ansmacht. Dann da in diesen die Gesetzgebende Gewalt unter mehreren an Rang und Interessen verschiedenen Ständen und Personen getheilt ist, so ist damit die Freyheit eines Volcks nicht nur in sich tiefer begründet, sondern zugleich auch gegen diejenige sicher gestellt, welche ohne diese vervielfältigte Sorgfalt die erste Gelegenheit haben würden, ihr zu schaden.

Dieser anhaltende Trieb, diese würekame Liebe zur Freyheit, entsteht bey edlern Seelen und nach sublimern Begriffen, aus einer Erkenntniß und Gefühl der ursprünglichen Hoheit, Würde und alleinigen Dependenz des Menschen von Gott, als seinem Schöpfer und wahren unmittelbaren Herrn.

Unter dieser hohen Emplindung steht allermaest die dem Menschen eingepflanzte Liebe zur Geselligkeit, die Überzeugung, daß Menschen unter sich zur gemeinschaftlichen Erleichterung ihrer Bedürfnisse verbunden und dabey doch glücklich, ruhig und vergnügt seyn können.

Weil keine Gattung bürgerlicher Gesellschaften so vollkommen ist, daß sie nicht ihre Gebrechen, und keine so verdorben, daß sie nicht ihre relative Vorzüge gegen andere hätte, so tritt zwischen obige Sätze das Vorntheil in die Mitte: Diejenige Ver-



faffung, worinn einer geboren ist, oder unter welche er sich aus freyer Willkühr begeben hat, seye die beste.

Daraus entsteht eine Liebe und Verehrung der Grund-Sätze, auf welchen eine solche Verfassung ruhet. Ist der Staat Monarchisch, so wird selbst ein nachdenklicher *Montesquieu*, nach zwanzig-jährigen Überlegungen sich noch glücklich schätzen, als ein Frau- zose geboren zu seyn.

Ist er in einem monarchisch-democratischen Staat geboren, so faltet er, politischer Andacht voll, die Hände, wann er das Urtheil des Engelländers dagegen liest: »Alles, was ich in Frankreich gesehen — schreibt der Bischoff *Barnet* von seiner dahin gethanen Reise, hat das Siegel auf meine Verehrung der Gesetze, auf meine Liebe zur Freyheit und auf meinen Haß gegen eine willkührliche Gewalt aufgedrückt.»

Der vortreffliche Zuschauer spricht in gleichem Ton: Wam er eine Religion zu wählen und sich von freyen Stücken einer Regierung zu unterwerfen hätte, würde er die Englische Kirche und Regiernngs-Form allen andern vorziehen, er rechnete sich daher würcklich zum besondern Glück, auf dieser Insel geboren zu seyn.

Ist er ein Republicaner, so tönt er Hal- lern nach:

Hier ist mein Vaterland, Ein Gott, ein freyes Herz.

Hieraus liebet eine innere zärtliche Erkännt- lichkeit vor alle aus der glücklich geachteten Verfassung uns zugehende Wohlthaten und wahre oder eingebildete Vorzüge, welche zu- gleich den Grad des Affects, so man unter dem National-Stolz bezeichnet, rege macht.

Es erweckt aber auch diese Hochachtung der Regierungs-Form in einem vom Geist der Freyheit belebten Volk ein eiferfüchtiges Hal- ten über den Grund-Gesetzen des Staats. Man weiß, was man hat, und wünscht, die Nach- kommen solltens nicht schlimmer haben.

Keine Übertretung der Gesetze kan daher einem Volk, in dessen Geist noch Freyheit lebt, zu klein oder gleichgültig seyn. Da- gegen wachen tausend Augen, und ob sie schliefen, so erhebt der Patriot seine Wäch- ter-Stimme, sie zu ermuntern, die Träge zu erschüttern, die Böse zu schrecken, die Muth- lose zu stärken und in einem gantzen Volk die Grund-Sätze seiner Wohlfarth zu befesti- gen und thätig zu machen.

## REL I Q U I E N.

### DER CHRISTLICHE STAATS-MANN.

Ein Gelehrter, der ein Christ ist, hat un- endliche Vorzüge vor denen, die nur in ihrem eignen Licht wandeln. Er muß freilich den Druck des allgemeinen Verderbens fühlen, worunter auch die Wissenschaften liegen, es trifft aber auch bey ihm das Verheißungs- Wort des Herrn Jesu ein: Ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und

Scorpionen und über alle Gewalt des Fein- des und nichts wird euch beschädigen; in- gleichen: So ihr etwas giftiges essen oder trincken werdet, soll es euch nicht schaden. Es gilt dieses insbesondere von derjenigen Art Arbeiten, welche Staats-Gelehrte beschäftigt. Die Erde hat an sich schon was klebriges, Grund und Boden der großen Welt ist aber von der gemeinen Art unterschieden, wie

## CHRISTOPH MARTIN WIELAND.

### EMPFINDUNGEN EINES CHRISTEN.

(PSALMEN, ZWEYTE ABTHEILUNG VI. IX. XII.)

Wem du, o Gott, einen reinen Sinn  
geschenkt hast, wer unverrückt in deiner  
Gegenwart bleibt, dem darf kein Übel be-  
gegnen.

Heilige Stille schwebet über seiner Seele; 5  
er vergißt sich selbst, und befließt sich nur,  
Dir wohl zu gefallen.

Die Seele, die immer zu deinen Füßen  
liegt, verlernt stolz zu seyn. Wenn ich dich  
denke, o Ewiger, was bin ich alsdenn? Ja, 10  
was ist die ganze Welt vor dir?

Wenn du mich an deine Weisheit erin-  
nerst, o dann hab' ich keinen Willen, als  
dein Gefetz.

Dein Auge durchleuchtet die geheimften 15  
Irrgänge meines Herzens.

Deine Heiligkeit macht mein Gebein erzit-  
tern, aber deine Liebe zerfehmilzt mein Herz  
in Wehmuth und Dankbarkeit.

Du sprichst zu meiner Seele: Suche mein 20  
Antlitz! Schau' unverwandt auf mich! Deine  
Sünde ist vor mir hinweg gethan; mein Ant-  
litz strahlt dir lauter Gnade!

O so mege denn meine Seele, gleich jun-  
gen Clernbim, die unter deinen schöpfrischen 25  
Blicken hervor blühen, immer im Licht dei-  
nes Angeichts schweben!

Ach, daß die Wolken verschwänden, die  
dich so oft aus meinen Augen rücken!

Sobald ich nicht auf Dich schaue, verirre 30  
ich! Meine Stärke wird Schwachheit, und  
meine Füße gleiten.

Führe mich, Herr, auf deinem Wege! Laß  
deinen Engel mich bewahren, wenn ich an-

stoßen will; laß deinen Engel mich bewah-  
ren, wenn ich die Wege der Verkehrtheit  
betrete!

Ergreife mich, o Allmächtiger! Verbirg 5  
mich in deine Umfchattung, bilde mich da  
nach deinem Herzen.

Ach! was wäre mir soust das Leben, wenn  
ich deiner Gnade unwerth lebte? Wie viel  
besser wäre mirs, gar nicht zu seyn, wenn  
ich nicht dir zu Ehren bin! 10

Hättest du mich zu einer Blume des Fel-  
des gebildet, so blühet' ich dir zu Ehren;  
hätte mich deine Allmacht zum gefiederten  
Sänger des Hains erschaffen, so weckte mein  
froher Waldgesang den einsamen Weifen zu  
deinem Lob.

Aber du wolltest, daß ich, wiewohl zur  
Hälfte von Staub, mein Haupt unter den Un-  
sterblichen empor hübe.

Du gabst mir Gedanken, um dich zu den-  
ken, und Engelsbegierden, die mich zu Dir  
empor tragen; eine Stimme dich zu loben,  
und Kräfte deinen Willen zu vollbringen.

Du bist alles in allem; du bist das Ziel 25  
aller Geschaffnen, der Anfang und das Ende.

Du allein bist würdig, Preis und Ehre von  
uns zu nehmen; vor dir neigen sich die Him-  
mel; dein Wille ist das Gefetz aller We-  
sen, dein Wille ist Güte und Seligkeit!

Ach! wenn mein Wille dem deinigen wi-  
derstretet, wenn sich der Ohnmächtige, den  
du mit einem Hauch verwehen kannst, ge-  
gen den Unendlichen, der Wurm gegen Gott,  
auflehnet —

Furchtbarer Gedank, entleuch! Meine Seele  
hebet vor dir, als ob sie in die Pforten der  
Hölle blicke.

O du mein Schöpfer, mein Vater, here  
die Gelübde der entflammeten Seele, drücke  
sie tief in mein Herz, und laß den heiligen  
Vorfaß immer vor mir fehweben.

Ach es ist nicht Stolz, was mich entflammet;  
ich fühle meine Nichtigkeit! — Aber ich  
fühle auch, was ich durch dich bin! Dich  
loben ja alle deine Werke! Selbst der Wurm  
im Staub chret dich! Ach laß mich nur zu  
deiner Ehre leben!

Seyd mir gegrüßt, ihr stillen Sebatten des  
Todes, und du sanfte Ruh im kühlen Grabe!

Bald wird meine Seele ihren Staub ab-  
schütteln, bald wird mein Gebein in deinem  
Schooße ruhen.

Sey mir willkommen, festliche Todesstunde,  
du süße Trösterin!

Wenn ich an dich denke, waltet himmlische  
Heiterkeit um meine Seele; wenn ich an dich  
denke, fühle ich mich schon halb entkerkert.

Ich fehwebe schon im Eingange des Him-  
mels, und sehe mit verklärten Blicken auf  
die Dinge dieser Welt herab.

Dort unter den Gebeinen entschlafner Chri-  
sten, wo mir jedes Grabmahl ein Siegeszei-  
chen unsterblicher Seelen ist, die über ihren  
Leib gesieget haben, sammelt mein Geist helle  
Gedanken und Freuden, die seiner Bestimmung  
würdig sind.

Ja, diese Todtengesilde, diese Gräber und  
zerstrenten Gebeine, dieser grauenhafte An-  
blick für irdisch gesimnte Seelen, ist eine lieb-  
liche Ausficht, eine Augenweide für mich.

Demu dein Tod, o Jesu, hat dem Tode  
seine Schrecken ausgezogen; dein Grab hat  
unser Grab geheiligt; dein Auferstehn hat  
den Tod in ewiges Leben verwandelt.

Sey gelobet, o Herr unfer Erliefer! fey  
gelobet von allen Myriaden, die du erlöset  
hast!

Wie felig find die, die an dich glauben!  
5 Wer kann sie schrecken? Was kann den  
göttlichen Frieden ihrer Seele stören?

Darf auch ein Übel die berühren, die an  
deinem Herzen ruhen?

Ein Blick auf dein Kreuz macht ihre Lei-  
den zu Ergetzungen; ein Blick in dein eröff-  
netes Grab macht das Sterben zum Gewinn.

Du bist gestorben! Du bist auferstanden!  
Der Tod ist nicht mehr! Er ist zum Schutz-  
engel geworden!

15 O du Engel des Friedens, du angenehmer  
Bote vom Herrn, wie lange verzögerst du?

Ach, wenn kommst du, mich heimzuhoh-  
len? Wenn wirst du mich dahin bringen,  
wo ich Gottes Angeficht fehau?

Wo feyd ihr, felige Tage, von bessern  
Menschen gelebt, da die erneuerte Welt aus  
den Wallern hervor stieg, und eine schuld-  
lose Jugend in junge Haine lud?

Oder da Rahel, die lieblichste unter den  
Töchtern zu Haran, ihre sanfte Herde in  
stille Fluren leitete, und ihre tonreiche Stimme  
zum Lobe des Schöpfers gewöhnte, indem  
ein blühender Kranz von Schwestern in Rei-  
gen um sie her tanzte, und die unentwehte  
Cither zu göttlichen Psalmen stimmte.

Als die einfältige Natur ihre Kinder noch  
um sich her erzog, ungefehminkt, wie sie  
selbst, in anmuthigen Gefilden, die noch keins  
Zwietracht des goldnen Schmucks der Ernte  
beraubte.

Als ihre bescheidene Begierde sich noch  
mit nährenden Pflanzen begnügte, die jede  
Jahrszeit freygebig hervor bringt; der Öl-  
baum träufelte seine Fettigkeit auf ihre Häup-  
ter, und die emsige Biene theilte den süßen

Honig mit ihnen, den sie auf gewürzreichen Hügeln sammelte.

Als ihre frommen Hütten, die Wohnung der Liebe und der Unschuld, nur von friedlichen Palmen beschützt waren, die ihren wirklichen Schatten dem müden Fremdling entgegen streckten.

Als noch die weiße Mutter die Kinder, die um sie her scherzten, durch lehrende Fabeln ergetzte, und jede hervor keimende Neigung zu künftiger Tugend bildete.

Ach, ihr seyd entflohen, ihr seligen Tage! Nie hat euch meine Auge gesehn; nur in heiligen Träumen besucht mich euer holder Schatten, und erquickt mein Herz mit flüchtiger Wonne.

Wohin seyd ihr entflohen? in welche unbemerkte Hütte? zu welchem frommen Geschlechte, das die Sitten befrer Vater mitten in entarteten Zeiten erhalten hat?

Umsonst such' ich euch, als bey dem Christen, den seine Tugend, gleich einem blendenden Glanz, den übrigen Sterblichen unsichtbar macht.

Sie sind zerftrent, die wenigen Frommen, die Redlichen, die Weifen; sie liegen unter dem verkehrten Haufen versteckt, wie die balsamische Viole von hoch aufgeschossnen Nesseln übersehattet wird.

Ach wie lange soll der Gottlose sich verbreiten, und der Stolze seinen Kamm rethen? Wie lange soll der Fuß des Ungerechten den Armen in den Staub treten, und der Verächter Gottes des zandernden Dammers spot-

ten? Wie lange soll die Natur unter ihren Verwüstern seufzen, und die Sonne klagen, daß ihr heiliges Licht den Thaten der Sünder luechten muß?

Nicht lange, so wird der Gottlose gar nicht mehr seyn, seine Kraft wird verwelkt seyn, und seine Krone zu Boden liegen. Seine Werke wird das Feuer verzehren, und ewiges Vergessen seinen Nahmen auslöfchen.

Alsdann wird man nach seiner Stätte sehen, und sie wird nicht mehr seyn. Er wird seyn, wie einer der nie geboren war, und sein Gedächtniß wie eines Morgentraums.

Aber die Gerechten werden bleiben, und das Maß ihrer Tage ist Ewigkeit. Sie werden versammelt werden, und die neue Erde besitzen, wo Gerechtigkeit wohnt, und Unschuld und Friede sich küffen.

Die ihr jetzt leidet, frohlocket! Dort werdet ihr, mit Palmen gekrönt, dem Siegeswagen des Göttlichen folgen, der vor euch her durch Leiden des Todes zu seiner Herrlichkeit einging.

Die ihr jetzt weinet, erheitert euer Antlitz, ihr werdet euch freuen; mit unsterblicher Freude werdet ihr euch freuen, jede leidende Thrane wird eine Quelle von Seligkeit werden.

Alsdann wird die Wüste blühen wie eine Rose, der Erde wird die Pracht des Himmels gegeben, und alle Stimmen der Schöpfung werden Ein ewiger Lobgesang des Unendlichen seyn.

## GESCHICHTE DES AGATHON.

*Nach der ersten Ausgabe Frankf. u. Leipzig 1766. 67.*

## NEUNTES BUCH, FÜNFTES CAPITEL.

## AGATHON WIRD DER GÜNSTLING DES DIONYSIUS.

Agathon erfuhr die hauptfächlichften Begebenheiten, welche den Inhalt des vorhergehenden Capitels ausmachen, bey einem großen Gastmahl, welches sein Freund der Kaufmann, des folgenden Tages gah, um Agathons Ankunft in Syracus, und seine eigene Wiederkehr feyerlich zu begehen. Der Name eines Gastes, der eine Zeit lang den Griechen so viel von sich zu reden gegeben hatte, zog unter andern Neugierigen auch den Philosophen Aristippus herbey, der sowol wegen der Annehmlichkeiten seines Umgangs, als wegen der Gnade, worin er bey dem Tyrannen stand, in den besten Häusern zu Syracus sehr willkommen war. Dieser Philosoph hatte sich, bey jener großen Migration der schönen Geister aus Griechenland nach Syracus, auch dahin begeben, mehr um einen beobachtenden Zuschauer abzugeben, als in der Absicht, durch parasitische Künste die Eitelkeit des Dionys seinen Bedürfnissen zu machen. Agathon und Aristippus hatten einander zu Athen gekannt; aber damals contrastierte der Enthusiasmus des Ersten mit dem kalten Blut, und der humoristischen Art zu philosophiren des andern zu stark, als daß sie einander wahrhaftig hätten hochschätzen können, obgleich Aristipp sich öfters bey den Versammlungen einfand, welche damals aus Agathons Haus einen Tempel der Mufen, und eine Academie der besten Köpfe von Athen machten. Die Wahrheit war, daß Agathon mit allen seinen schimmernden Eigenschaften in Aristipps Augen ein Phan-

taft, dessen Unglück er seinen Vertrauten öfters vorherfagte — und Aristipp mit allem seinem Witz nach Agathons Begriffen ein bloßer Sophist war, den seine Grundsätze gefelichter machten, weibliche Sybariten noch sybaritischer als junge Republicaner zu tugendhaften Männern zu machen. Der Eindruck, welcher beyden von dieser ehemals von einander gefaßten Meynung geblieben war, machte sie stutzen, da sie sich nach einer Trennung von drey oder vier Jahren so unvermuthet wieder sahen. Es gieng ihnen in den ersten Augenblicken, wie es uns zu gehen pflegt, wenn uns dünkt, als ob wir eine Person kennen sollten, ohne uns gleich deutlich erinnern zu können, wer sie ist, oder wo und in welchen Umständen wir sie gesehen haben. Das sollte Agathon — das sollte Aristipp seyn, dachte jeder bey sich selbst, war überzeugt, daß es so sey, und hatte doch Mühe, seiner eigenen Überzeugung zu glauben. Aristipp suchte im Agathon den Enthusiasten, welcher nicht mehr war; und Agathon glaubte im Aristipp den Sybariten nicht mehr zu finden; vielleicht allein, weil seine Art, Personen und Sachen ins Auge zu fassen, seit einiger Zeit eine merckliche Veränderung erlitten hatte. Ein Umgang von etlichen Stunden lösete beyden das Rathsel ihres anfänglichen Irrthums auf, zerstreute den Rest des alten Vorurtheils, und fleßte ihnen Dispositionen ein, bessere Freunde zu werden. Unvermerkt erinnerten sie sich nicht mehr, daß sie einander ehemals weniger gefallen

hatten; und ihr Herz liebte den kleinen Selbstbetrug, dasjenige was sie itzt für einander empfanden, für die bloße Erneuerung einer alten Freundschaft zu halten. Aristipp fand bey unserm Helden eine Gefälligkeit, eine Politesse, eine Mäßigung, welche ihm zu beweisen fehlten, daß Erfahrungen von mehr als einer Art eine starke Revolution in seinem Gemüthe gewirkt haben mußten. Agathon fand bey dem Philosophen von Cyrene etwas mehr als Witz, einen Beobachtungs-Geist, eine gesunde Art zu denken, eine Feinheit und Richtigkeit der Beurtheilung, welche den Schüler des weisen Socrates in ihm erkennen ließen. Diese Entdeckungen stellten ihnen natürlicher Weise ein gegenseitiges Zutrauen ein, welches sie geneigt machte, sich weniger vor einander zu verbergen, als man bey einer ersten Zusammenkunft zu thun gewohnt ist. Agathon ließ seinem neuen Freunde sein Erstaunen darüber sehen, daß die Hoffnungen, welche man sich zum Vortheil Siciliens von Platons Ansehen bey dem Dionys gemacht, so plötzlich, und auf eine so unbegreifliche Art, vernichtet worden. In der That bestund alles was man in der Stadt davon wußte, in bloßen Muthmaßungen, die sich zum Theil auf allerley unzuverlässige Anekdoten gründeten, welche in Städten, wo ein Hof ist, von müßigen Leuten, die sich das Ansehen geben wollen, als ob sie von den Geheimnissen und Intriguen des Hofes vollkommene Wissenschaft hätten, von Gesellschaft zu Gesellschaft herumgetragen zu werden pflegen. Aristipp hatte in der kurzen Zeit, seit dem er sich an Dionysens Hofe aufhielt, die schwache Seite dieses Prinzen, den Character seiner Günstlinge, der Vornehmsten der Stadt, und der Sicilianer überhaupt so gut ausstudiert, daß er, ohne sich in die Entwicklung der geheimern Triebfedern (womit wir unsre Leser schon bekannt ge-

macht haben) einzulassen, den Agathon leicht überzeugen konnte, daß ein gleichgültiger Zuseher von den Aufschlägen Dions und Platons, den Dionys zu einer freywilligen Niederlegung der monarchischen Gewalt zu vermögen, sich keinen glücklichen Ausgang habe versprechen können. Er mahlte den Tyrannen von seiner besten Seite als einen Prinzen ab, bey dem die unglücklichste Erziehung ein vortreffliches Naturell nicht habe verderben können; der von Natur leutfelig, edel, freygebig, und dabey so bildsam und leicht zu regieren sey, daß alles bloß darauf ankomme, in was für Händen er sich befände. Seiner Meynung nach, war eben diese allzubewegliche Gemüthsart und der Hang für die Vergnügungen der Sinnen die fehlerhafteste Seite dieses Prinzen. Plato hätte die Kunst verstehen sollen, sich dieser Schwachheiten selbst auf eine feine Art zu seinen Absichten zu bedienen; aber das hätte eine Geschmeidigkeit, eine kluge Mischung von Nachgiebigkeit und Zurückhaltung erfordert, wozu der Verfasser des Cratylus und Timæus niemals fähig seyn werde. Überdem hätte er sich zu deutlich merken laßen, daß er gekommen sey, den Hofmeister des Prinzen zu machen; ein Umstand, der schon für sich allein alles habe verderben müssen. Denn die schwächsten Fürsten seyen allemal diejenigen, vor denen man am sorgfältigsten verbergen müsse, daß man weiter sehe als sie; sie würden sich's zur Schande rechnen, sich von dem grössesten Geist in der Welt regieren zu lassen, so bald sie glauben, daß er eine solche Absicht im Schilde führe; und daher komme es, daß sie sich oft lieber der schimpflichen Herrschaft eines Cammerdieners oder einer Maitresse unterwerfen, welche die Kunstgriffe besitzen, ihre Gewalt über das Gemüth des Herrn unter selbischen Schmeicheleyen oder schlaun Liebkofungen zu verbergen. Plato

fey zu einem Minister eines fo jungen Prinzen  
 zu Spitzfindig, und zu einem Günstling zu  
 alt gewesen: Zudem habe ihm seine vertraute  
 Freundschaft mit dem Dion geschadet, da  
 sie seinen heimlichen Feinden beständige Ge-  
 legenheit gegeben, ihn dem Prinzen verläch-  
 dig zu machen. Endlich habe der Einfall,  
 aus Sicilien eine platonische Republik zu  
 machen, an sich selbst nichts getaugt. Der  
 National-Geist der Sicilianer sey eine Zusammen-  
 setzung von so schlimmen Eigenschaften,  
 daß es, seiner Meynung nach, dem weisesten  
 Gesetzgeber unmöglich bleiben würde, sie  
 zur republicanischen Tugend umzubilden; und  
 Dionys, welcher unter gewissen Umständen  
 fähig sey ein guter Fürst zu werden, würde,  
 wenn er sich auch in einem Anstoß von ein-  
 gebildeter Großmuth hätte bereden lassen, die  
 Tyrannie aufzuheben, allezeit ein sehr schlim-  
 mer Bürger gewesen seyn. Diese allgemeine  
 Ursachen seyen, was auch die nähern Ver-  
 anlassungen der Verbannung des Dion und  
 der Ungnade oder wenigstens der Entfernung  
 des Platon gewesen seyn megen, hinlänglich  
 begrifflich zu machen, daß es nicht anders  
 habe gehen können; sie bewiesen aber auch  
 (setzte Aristipp mit einer anseheinenden Gleich-  
 gültigkeit hinzu) daß ein Anderer, der sich  
 die Fehler dieser Vorgänger zu Nutzen zu  
 machen wüßte, wenig Mühe haben würde,  
 die unwürdigen Leute zu verdrängen, welche  
 sich wieder in den Besitz des Zutrauens und  
 der Autorität des Tyrannen geschwungen  
 hätten.

Agathon fand diese Gedanken seines neuen  
 Freundes so wahrscheinlich, daß er sich über-  
 reden ließ, sie für wahr anzunehmen. Und  
 hier spielte ihm die Eigenliebe einen kleinen  
 Streich, dessen er sich nicht zu ihr vermu-  
 thete. Sie flüsterete ihm so leise, daß er ihren  
 Einhauch vielleicht für die Stimme seines Ge-  
 nius, oder der Tugend selbst hielt. den

Gedanken zu — wie fehler es wäre, wenn  
 Agathon dasjenige zu Stande bringen könnte,  
 was Plato vergebens unternommen hatte. Wen-  
 nigstens dünkte es ihn fehler, den Versuch  
 zu machen; und er fühlte eine Art von ab-  
 nendem Bewußtseyn, daß eine solche Unter-  
 nehmung nicht über seine Kräfte gehen würde.  
 Diese Empfindungen (denn Gedanken waren  
 es noch nicht) fliegen, während daß Aristip-  
 pus sprach, in ihm auf; aber er nahm sich  
 wohl in Acht, ihn das geringste davon mer-  
 ken zu lassen; und lenkte, aus Besorgniß von  
 einem so schlauen Höfflinge unvermerkt aus-  
 gekundschattet zu werden, das Gespräch auf  
 andre Gegenstände. Überhaupt vernied er  
 alles, was die Aufmerksamkeit der Anwesen-  
 den vorzüglich auf ihn hätte richten können,  
 desto sorgfältiger, da er wahrnahm, daß man  
 einen außerordentlichen Mann in ihm zu se-  
 hen erwartete. Er sprach sehr bescheiden,  
 und nur so viel als die Gelegenheit unum-  
 gänglich erforderte, von dem Antheil, den  
 er an der Staats-Verwaltung von Athen ge-  
 habt hatte; ließ die Anlässe entfließen, die  
 ihm von einigen mit guter Art (wie sie wen-  
 igstens glaubten) gemacht wurden, um seine  
 Gedanken von Regierungs-Sachen, und von  
 den syracusanischen Angelegenheiten auszu-  
 holen; sprach von allem wie ein gewöhnli-  
 cher Mensch, der sich auf das was er spricht  
 versteht, und begnügte sich bey Gelegenheit  
 sehen zu lassen, daß er ein Kenner aller fehler-  
 nen Sachen sey, ob er sich gleich nur für  
 einen Liebhaber gab. Dieses Betragen, wo-  
 durch er allen Verdacht, als ob er aus be-  
 sondern Absichten nach Syracus gekommen  
 sey, von sich entfernen wollte, hatte die Wür-  
 kung, daß die Meisten, welche mit einem  
 Erwartungs-vollen Vorurtheil für ihn gekom-  
 men waren, sich für betrogen hielten, und  
 mit der Meynung weggingen, Agathon halte  
 in der Nahe nicht, was sein Ruhm verspreche:

Ja, um sich dafür zu rächen, daß er nicht so war, wie er ihrer Einbildung zu lieb hätte seyn sollen, liehen sie ihm noch einige Fehler, die er nicht hatte, und verringerten den Werth der schonen Eigenschaften, welche er entweder nicht verbergen konnte, oder nicht verbergen wollte; gewöhnliches Verfahren der kleinen Geister, wodurch sie sich unter einander in der trefflichen Beredung zu stärken suchten, daß kein so großer Unterschied, oder vielleicht gar keiner, zwischen ihnen und den Agathonen sey — und wer wird so unbillig seyn, und ihnen das übel nehmen?

So bald sich unser Mann allein sah, überließ er sich den Betrachtungen, die in seiner gegenwärtigen Stellung die natürlichsten waren. Sein erster Gedanke, sobald er gehört hatte, daß Plato entfernt, und Dionys wieder in der Gewalt seiner ehemaligen Günstlinge und einer neuangekommenen Tänzerin sey, war gewesen, sich nur wenige Tage bey seinem Freunde verbergen zu halten, und sodann nach Italien überzufahren, wo er verschiedene Ursachen hatte zu hoffen, daß er in dem Haufe des berühmten Archytas zu Tarent willkommen seyn würde. Allein die Unterredung mit dem Aristippus hatte ihn auf andere Gedanken gebracht. Je mehr er dasjenige, was ihm dieser Philosoph von den Ursachen der vorgegangenen Veränderungen gesagt hatte, überlegte; je mehr fand er sich ermuntert, das Werk, welches Plato angegeben hatte, auf einer andern Seite, und, wie er hoffte, mit besserm Erfolg, anzugreifen. Von tausend manchfaltigen Gedanken hin und her gezogen, brachte er den grössten Theil der Nacht in einem Mittelstand zwischen Entschliessung und Ungewißheit zu, bis er endlich mit sich selbst einig wurde, es darauf ankommen zu lassen, wozu ihn die Umstände bestimmen würden. Inzwischen machte er sich auf den Fall, wenn ihn Dio-

nys an seinen Hof zu ziehen suchen sollte, einen Verhaltens-Plan; er stellte sich eine Menge Zufälle vor, welche begegnen konnten, und setzte die Maaßregeln hey sich selbst feste, nach welchen er in allen diesen Umständen handeln wollte. Die genaueste Verbindung der Klugheit mit der Rechtschaffenheit war die Seele davon. Sein eigener Vortheil kam dabey in gar keine Betrachtung; dieser Punkt lag durchaus zum Grunde seines ganzen Systems; er wollte sich durch keine Art von Banden fesseln lassen, sondern immer die Freyheit behalten, sich, so bald er sehen würde, daß er vergeblich arbeite, mit Ehre zurückzuziehen. Das war die einzige Rücksicht, die er dabey auf sich selbst machte. Die lebhafteste Abneigung, die er aus eigener Erfahrung gegen alle populäre Regierungs-Arten gefaßt hatte, ließ ihn nicht daran denken, den Sicilianern zu einer Freyheit behülflich zu seyn, welche er für einen bloßen Namen hielt, unter dessen Schutz die Edeln eines Volkes und der Pöbel einander wechselweise ärger tyrannifiren, als es irgend ein Tyrann zu thun fähig ist; der, so arg er immer seyn mag, doch durch seinen eigenen Vortheil abgehalten wird, seine Selaven gänzlich aufzureiben; — da hingegen der Pöbel, wenn er die Gewalt einmal an sich geriffen hat, seinen wilden Bewegungen keine Grenzen zu setzen fähig ist. Diese Reflexion traf zwar nur die Democratic; aber Agathon hatte von der Aristocratie keine bessere Meynung. Eine endlose Reihe von schlimmen Monarchen fehlten ihm etwas, das nicht in der Natur ist; und ein einziger guter Fürst war, nach seiner Voraussetzung, vermögend, das Glück seines Volkes auf ganze Jahrhunderte zu hefestigen; da hingegen (seiner Meynung nach) die Aristocratie anders nicht als durch die gänzliche Unterdrückung des Volkes auf einen dauerhaften Grund gesetzt werden



könne, und also schon aus dieser einzigen Ursache die schlimmste unter allen möglichen Verfassungen sey. So sehr gegen diese beyde Regierungs-Arten eingenommen als er war, konnte er nicht darauf verfallen, sie mit einander vermischen und durch eine Art von politischer Chemie aus so widerwärtigen Dingen eine gute Composition herausbringen zu wollen. Eine solche Verfassung dächte ihn allzuverwickelt, und aus zu vielerley Gewichtern und Radern zusammengesetzt, um nicht alle Augenblicke in Unordnung zu gerathen, und sich nach und nach selbst aufzureihen. Die Monarchie schien ihm also, von allen Seiten betrachtet, die einfacheste, edelste, und der Analogie des großen Systems der Natur gemäße Art die Menschen zu regieren; und dieses vorausgesetzt, glaubte er alles gethan zu haben, wenn er einen zwischen Tugend und Laster hin und her wankenden Prinzen aus den Händen schlimmer Rathgeber ziehen; durch einen klugen Gebrauch der Gewalt, die er über sein Gemüth zu bekommen hoffte, seine Denkungs-Art verbessern; und ihm nach und nach durch die eigenthümlichen Reitzungen der Tugend endlich vollkommen gewinnen könnte. Und gesetzt auch, daß es ihm nur auf eine unvollkommene Art gelingen würde; so hoffte er, wofern er sich nur einmal seines Herzens bemeistert haben würde, doch immer im Stande zu seyn, viel gutes zu thun, und viel böses zu verhindern; und auch dieses schien ihm genug zu seyn, um beym Schluß der Action mit dem behohnenden Gedanken, eine solche Rolle wol gespielt zu haben, vom Theater abzutreten. In diesen sanft einwirkenden Gedanken schlummerte Agathon endlich ein, und schlief noch, als Ariftippus des folgenden Morgens wieder kam, um ihn im Namen des Dionys einzuladen, um hey diesem Prinzen aufzuführen.

Die Seite, von der sich dieser Philosoph in der gegenwärtigen Geschichte zeigt, stimmt mit dem gemeinen Vorurtheil, welches man gegen ihn gefaßt hat, so wenig überein, als dieses mit den gewißesten Nachrichten, welche von seinem Leben und von seinen Meynungen auf uns gekommen sind. In der That scheint dasselbe sich mehr auf den Mißverstand seiner Grundsätze und einige ärgerliche Mährchen, welche Diogenes von Laerte und Athenaeus, zweyen von den unzuverlässigsten Compilatoren in der Welt, seinen Feinden nacherzählen, als auf irgend etwas zu gründen, welches ihm unsere Hochachtung mit Recht entziehen könnte. Es hat zu allen Zeiten eine Art von Leuten gegeben, welche nirgends als in ihren Schriften tugendhaft sind; Leute welche die Verderbenheit ihres Herzens, und ihre geheimen Laster durch die Affectation der strengsten Grundsätze in der Sittenlehre bedecken wollen; moralische Pantomimen, *qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt*; Leute, welche sich das Ansehen einer außerordentlichen Delicateffe der Ohren in moralischen Dingen geben, und von dem bloßen Schall des Worts Wollust, mit einem heiligen Schauer erröthend — oder erblaffend zusammenfahren; kurz Leute, welche jedermann verachten würde, wenn nicht der größte Haufen dazu verurtheilt wäre, sich durch Maskengesichter, Minen, Geberden, Inflexionen der Stimme, verdrehte Augen, und — weiße Schnupftücher betrügen zu lassen. Diese vor-  
trefflichen Leute, (welche wir etwas genauer beschrieben haben, weil es nicht mehr gebräuchlich ist, denenjenigen einen Bündel Heu vor die Stirne zu binden, denen man nicht allzu nahe kommen darf.) thaten schon damals ihr Bestes, den guten Ariftipp für einen Wollüstling auszufehreyen, dessen ganze Philosophie darin bestehe, daß er die Forderungen unserer sinnlichen Triebe zu Grund-

Ja, um sich dafür zu rächen, daß er nicht so war, wie er ihrer Einbildung zu lieb hätte seyn sollen, liehen sie ihm noch einige Fehler, die er nicht hatte, und verringerten den Werth der schönen Eigenschaften, welche er entweder nicht verbergen konnte, oder nicht verbergen wollte; gewöhnliches Verfahren der kleinen Geister, wodurch sie sich unter einander in der tröstlichen Beredung zu stärken suchten, daß kein so großer Unterschied, oder vielleicht gar keiner, zwischen ihnen und den Agathonen sey — und wer wird so unbillig seyn, und ihnen das übel nehmen?

So bald sich unser Mann allein sah, überließ er sich den Betrachtungen, die in seiner gegenwärtigen Stellung die natürlichsten waren. Sein erster Gedanke, sobald er gehört hatte, daß Plato entfernt, und Dionys wieder in der Gewalt seiner ehemaligen Günstlinge und einer neuangekommenen Tänzerin sey, war gewesen, sich nur wenige Tage bey seinem Freunde verbergen zu halten, und sodann nach Italien überzufahren, wo er verschiedene Ursachen hatte zu hoffen, daß er in dem Haufe des berühmten Archytas zu Tarent willkommen seyn würde. Allein die Unterredung mit dem Aristippus hatte ihn auf andere Gedanken gebracht. Je mehr er dasjenige, was ihm dieser Philosoph von den Ursachen der vorgegangenen Veränderungen gesagt hatte, überlegte; je mehr fand er sich ermuntert, das Werk, welches Plato aufgegeben hatte, auf einer andern Seite, und, wie er hoffte, mit besserem Erfolg, anzugreifen. Von tausend mannichfaltigen Gedanken hin und her gezogen, brachte er den größesten Theil der Nacht in einem Mittelstand zwischen Entschließung und Ungewißheit zu, bis er endlich mit sich selbst einig wurde, es darauf ankommen zu lassen, wozu ihn die Umstände bestimmen würden. Inzwischen machte er sich auf den Fall, wenn ihn Dio-

nys an seinen Hof zu ziehen suchen sollte, einen Verhaltens-Plan; er stellte sich eine Menge Zufälle vor, welche begegnen konnten, und setzte die Maaßregeln bey sich selbst feste, nach welchen er in allen diesen Umständen handeln wollte. Die genaueste Verbindung der Klugheit mit der Rechtfchaffenheit war die Seele davon. Sein eigener Vortheil kam dabey in gar keine Betrachtung; dieser Punkt lag durchaus zum Grunde seines ganzen Systems; er wollte sich durch keine Art von Banden fesseln lassen, sondern immer die Freyheit behalten, sich, so bald er sehen würde, daß er vergeblich arbeite, mit Ehre zurückzuziehen. Das war die einzige Rücksicht, die er dabey auf sich selbst machte. Die lebhafteste Abneigung, die er aus eigener Erfahrung gegen alle populäre Regierungs-Arten gefaßt hatte, ließ ihn nicht daran denken, den Sicilianern zu einer Freyheit behülflich zu seyn, welche er für einen bloßen Namen hielt, unter dessen Schutz die Edeln eines Volkes und der Pöbel einander wechselseitig ärger tyrannifiren, als es irgend ein Tyrann zu thun fähig ist; der, so arg er immer seyn mag, doch durch seinen eignen Vortheil abgehalten wird, seine Sklaven gänzlich aufzureiben; — da hingegen der Pöbel, wenn er die Gewalt einmal an sich gerissen hat, seinen wilden Bewegungen keine Grenzen zu setzen fähig ist. Diese Reflexion traf zwar nur die Demokratie; aber Agathon hatte von der Aristocratie keine bessere Meynung. Eine endlose Reihe von schlimmen Monarchen fehlten ihm etwas, das nicht in der Natur ist; und ein einziger guter Fürst war, nach seiner Voraussetzung, vermögend, das Glück seines Volkes auf ganze Jahrhunderte zu bestelligen; da hingegen (seiner Meynung nach) die Aristocratie anders nicht als durch die gänzliche Unterdrückung des Volks auf einen dauerhaften Grund gesetzt werden

könne, und also schon aus dieser einzigen Ursache die schlimmste unter allen möglichen Verfassungen sey. So sehr gegen diese beyde Regierungs-Arten eingenommen als er war, konnte er nicht darauf verfallen, sie mit einander vermischen und durch eine Art von politischer Chemie aus so widerwärtigen Dingen eine gute Composition herausbringen zu wollen. Eine solche Verfassung dünkte ihn allzuverwickelt, und aus zu vielerley Gewichten und Radern zusammengesetzt, um nicht alle Augenblicke in Unordnung zu gerathen, und sich nach und nach selbst aufzureihen. Die Monarchie schien ihm also, von allen Seiten betrachtet, die einfachste, edelste, und der Analogie des großen Systems der Natur gemäße Art die Menschen zu regieren; und dieses vorausgesetzt, glaubte er alles gethan zu haben, wenn er einen zwischen Tugend und Laster hin und her wandelnden Prinzen aus den Händen schlimmer Rathgeber ziehen; durch einen klugen Gebrauch der Gewalt, die er über sein Gemüth zu bekommen hoffte, seine Denkungs-Art verbessern; und ihn nach und nach durch die eigenthümlichen Reitzungen der Tugend endlich vollkommen gewinnen könnte. Und gesetzt auch, daß es ihm nur auf eine unvollkommene Art gelingen würde; so hoffte er, wofern er sich nur einmal seines Herzens bemeistert haben würde, doch immer im Stande zu seyn, viel gutes zu thun, und viel heftiges zu verhindern; und auch dieses schien ihm genug zu seyn, um beym Schluß der Action mit dem belohnenden Gedanken, eine sechene Rolle wol gespielt zu haben, vom Theater abzutreten. In diesen sault einwiegenden Gedanken schlummerte Agathon endlich ein, und schlief noch, als Ariftippus des folgenden Morgens wieder kam, um ihn im Namen des Dionys einzuladen, und bey diesem Prinzen aufzuführen.

Die Seite, von der sich dieser Philosoph in der gegenwärtigen Geschichte zeigt, stimmt mit dem gemeinen Vorurtheil, welches man gegen ihn gefaßt hat, so wenig überein, als dieses mit den gewissesten Nachrichten, welche von seinem Leben und von seinen Meynungen auf uns gekommen sind. In der That scheint dasselbe sich mehr auf den Mißverstand seiner Grundsatze und einige ärgerliche Mährchen, welche Diogenes von Laerte und Athenens, zweyen von den unzuverlässigsten Compilatoren in der Welt, seinen Feinden nachzuzahlen, als auf irgend etwas zu gründen, welches ihm unsere Hochachtung mit Recht entziehen könnte. Es hat zu allen Zeiten eine Art von Leuten gegeben, welche nirgends als in ihren Schriften tugendhaft sind; Leute welche die Verdorbenheit ihres Herzens, und ihre geheimen Laster durch die Affectation der strengsten Grundsatze in der Sittenlehre bedecken wollen; moralische Pantomimen, *qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt*; Leute, welche sich das Ansehen einer außerordentlichen Delicatesse der Ohren in moralischen Dingen geben, und von dem bloßen Schall des Worts Wollüst, mit einem heiligen Schauer erröthend — oder erbläffend zusammenfahren; kurz Leute, welche jedermann verachten würde, wenn nicht der größte Haufen dazu verurtheilt wäre, sich durch Maskengesichter, Minen, Gebarden, Inflexionen der Stimme, verdrehte Augen, und — weiße Schnupftücher betrügen zu lassen. Diese vor-  
trefflichen Leute, (welche wir etwas genauer beschrieben haben, weil es nicht mehr gebräuchlich ist, denenjenigen einen Bündel Heu vor die Stirne zu binden, denen man nicht allzumahle kommen darf,) thaten schon damals ihr Bestes, den guten Ariftipp für einen Wollüstling auszufehreyen, dessen ganze Philosophie darinu bestehe, daß er die Forderungen unserer sinnlichen Triebe zu Grund-

fätzen gemacht, und die Kunst, gemächlich und angenehm zu leben, in Ein Syſtem gebracht habe.

Es iſt hier der Ort nicht, die Unbilligkeit und den Ungrund dieſes Urtheils zu beweifen; und dieſes iſt auch ſo nöthig nicht, nachdem bereits einer der ehrwürdigſten und verdienſtvollſten Gelehrten unſrer Zeit, ein Mann, der durch die Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens den Namen eines Weiſen verdient, wenn ihn ein Sörblicher verdienen kann, ungeachtet ſeines Standes den Muth gehabt hat, in ſeiner critiſchen Geſchichte der Philoſophie dieſem würdigen Schüler des Socrates Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Ohne uns alſo um Ariſtipp's Lehrſätze zu bekümmern, begnügen wir uns, von ſeinem perſönlichen Character ſo viel zu ſagen als man wiſſen muß, um die Perſon, die er an Dionyſens Hofe vorſtellte, richtiger beurtheilen zu können. Unter allen den vorgeblichen Weiſen, welche ſich damals an dieſem Hofe befanden, war er der einzige, der keine heimliche Abſichten auf die Freygebigkeit des Prinzen hatte: ob er ſich gleich kein Bedenken machte, Geſchenke von ihm anzunehmen, die er nicht durch paraſitiſche Niederträchtigkeit erkaufte. Durch ſeine natürliche Denkkunſt-*Art* eben ſo ſehr als durch ſeine, in der That ziemlich gemächliche Philoſophie, von Ambition und Geldgierigkeit gleich entfernt, bediente er ſich eines zulanglichen Erbguts, (welches er bey Gelegenheit durch den erlaubten Vortheil, den er von ſeinen Talenten zog, zu vermehren wußte,) um, nach ſeiner Neigung, mehr einen Zuſchauer als einen Acteur auf dem Schanplatz der Welt vorzuſtellen. Da er einer der beſten Köpfe ſeiner Zeit war, ſo gab ihm dieſe Freyheit, worinn er ſich ſein ganzes Leben durch erhielt, Gelegenheit, ſich einen Grad von Einſicht zu

erwerben, der ihn zu einem ſcharfen und ſichern Beurtheiler aller Gegenſtände des menſchlichen Lebens machte. Meiſter über ſeine Leidenſchaften, welche von Natur nicht heftig waren; frey von allen Arten der Sorgen, und in den Tumult der Geſchäfte ſelbſt niemals verwickelt, war es ihm nicht ſchwer, ſich immer in dieſer Heiterkeit des Geiſtes, und in dieſer Ruhe des Gemüths zu erhalten, welche die Grundzüge von dem Character eines weiſen Mannes ausmachen. Er hatte ſeine ſchönſten Jahre zu Athen in dem Umgang mit Socrates und den größten Männern dieſes berühmten Zeitalters zugebracht; die Euripiden und Ariſtophane, die Phidias und die Polygnote, und (die Wahrheit zu ſagen) auch die Phrynen, und Laiden, Damen, an denen die Schönheit die geringſte ihrer Reitzungen war, hatten ſeinen Witz gebildet, und jenes zarte Gefühl des Schönen in ihm entwickelt, welches ihn die Manterkeit der Grazien mit der Severität der Philoſophie auf eben dieſe unnachahmliche Art verbinden lehrte, die ihm den Neid aller philoſophiſchen Mäntel und Bärte ſeiner Zeit auf den Hals zog. Nichts übertraf die Annehmlichkeit ſeines Umgangs; niemand wußte ſo gut wie er, die Weiſheit unter der gefälligen Geſtalt des lächelnden Scherzes und der guten Laune in ſolche Geſellſchaften einzuführen, wo ſie in ihrer eignen Geſtalt nicht willkommen wäre. Er beſaß das Geheimniß, den Großen ſelbſt die unangenehmſten Wahrheiten mit Hülfe eines Einfalls oder einer Wendung ertreglich zu machen, und ſich an dem langweiligen Gefchlechte der Narren und Gecken, wovon die Heſe der (danaligen) Fürſten wimmelten, durch einen Spott zu rächen, dea ſie dumm genug waren, mit dankbarem Lächeln für Beyfall anzunehmen. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und die Kenntniß, die er von allen Arten des Schönen beſaß, machte,

daß er wenige feines gleichen hatte, wo es auf die Erfindung hinreicher Ergötzlichkeiten, auf die Anordnung eines Festes, die Auszierung eines Hauses, oder auf das Urtheil über die Werke der Dichter, Tonkünstler, 5 Malher und Bildhauer ankam. Er liebte das Vergnügen, weil er das Schöne liebte; und aus eben diesem Grunde liebte er auch die Tugend. Aber er mußte das Vergnügen in seinem Wege finden, und die Tugend mußte ihm keine allzubefehwerliche Pflichten auflegen; dem einen oder der andern seine Gemächlichkeit aufzuopfern, so weit gieng seine Liebe nicht. Sein vornehmster Grundsatz, und derjenige, dem er allezeit getreu blieb, 15 war: Daß es in unsrer Gewalt sey, in allen Umständen glücklich zu seyn; des Phalaris glühenden Ochsen ausgenommen; denn wie man in diesem sollte glücklich seyn können, davon konnte er sich keinen Begriff machen. Er setzte voraus, daß Seele und Leib sich im Stande der Gesundheit befinden müßten; und behauptete, daß es alsdann nur darauf ankomme, daß wir uns nach den Umständen richten; aufstatt, wie der große Haufe der Sterblichen, zu verlangen, daß sich die Umstände nach uns richten sollen, oder ihnen, zu diesem Ende, Gewalt anthun zu wollen. Von dieser sonderbaren Gefehmeidigkeit kam es her, daß er das viel bedeutende Lob verdiente, welches ihm Horaz giebt: «Daß ihm alle Farben, alle Umstände des günstigen oder widrigen Glückes gleich gut aufstuden»; oder wie Plato von ihm sagte: «Daß es ihm allein gegeben war, ein Kleid von Purpur, und einen Kittel von Sackleinwand mit gleich guter Art zu tragen.»

Es ist kein schwacher Beweis, wie wenig es dem Dionys an Fähigkeit das Gute zu schätzen gefehlt habe, daß er Aristippen um 40 aller dieser Eigenschaften willen höher achtete, als alle andern Gelehrten seines Hofes;

daß er ihn am liebsten um sich leiden mochte, und sich öfters von ihm durch einen Scherz zu guten Handlungen bewegen ließ, wozu ihn seine Pedanten mit aller ihrer Dialectick und fehulgerechten Beredsamkeit nicht zu vermögen fähig waren.

Diese characteristische Züge vorausgesetzt, läßt sich (däucht uns) keine wahrscheinlichere Ursache angeben, warum Aristipp, so bald er unsern Helden zu Syracus erblickte, den Entschluß faßte, ihn bey dem Dionys in Gunst zu setzen, als diese; daß er begierig war zu sehen, was aus einer solchen Verbindung werden, und wie sich Agathon in einer so schlüpfri- 15 gen Stellung verhalten würde. Denn auf einige besondere Vortheile für sich selbst konnte er dabey kein Ansehen haben, da es nur auf ihn ankam, ohne einen Mittelsmann zu bedürfen, sich die Gnade eines Prinzen zu Nutzen zu machen, der in einem Ausstoß von pralerhafter Freygebigkeit fähig war, die Einkünfte von einer ganzen Stadt an einen Lustspringer oder Citharspieler wegzufchenken.

Dem sey indessen wie ihm wolle, so hatte Aristipp nichts angelegners, als des nächsten Morgeus den Prinzen, dem er bey seinem Auftreten aufzuwarten pflegte, von dem neu- 25 angekommenen Agathon zu unterhalten, und eine so vortheilhafte Abfchilderung von ihm zu machen, daß Dionys begierig wurde, diesen außerordentlichen Menschen von Person zu kennen. Aristipp erhielt also den Auftrag, ihn unverzüglich nach Hofe zu bringen, und er vollzog denselben, ohne unsern Helden merken zu lassen, wieviel Antheil er an dieser Neugier des Prinzen gehabt hatte.

Agathon sah eine so bald erfolgende Einladung als ein gutes Omen an, und machte keine Schwierigkeit sie anzunehmen. Er erschien also vor dem Dionys, der ihn mitten unter seinen Hoffleuten auf eine sehr leutfelige Art empfing. Er erfuhr bey dieser Gelegen-

heit abermal, daß die Schenheit eine stumme Empfehlung an alle Menschen, welche Augen haben, ist. Diese Gestalt des vaticanischen Apollo, die ihm schon so manchen guten und schlimmen Dienst gethan, die ihm die Verfolgungen der Pythia und die Zuneigung der Athenienser zugezogen, ihn in den Augen der thrasischen Bacchantinnen zum Gott, und in den Augen der fehenen Danae zum liebenswürdigsten der Sterblichen gemacht hatte — Diese Gestalt, diese einnehmende Gesichtsbildung, diese mit Würde und Anstand zusammenfließende Grazie, welche allen feinen Bewegungen und Handlungen eigen war — thaten ihre Wirkung, und zogen ihm heym ersten Anblick die allgemeine Bewunderung zu. Dionys, welcher als König zu wol mit sich selbst zufrieden war, um über einen Privat-Mann wegen irgend einer Vollkommenheit eifersüchtig zu seyn, überließ sich dem angenehmen Eindruck, den dieser fehene Fremdling auf ihn machte. Die Philosophen hofften, daß das Innwendige einer so viel versprechenden Außenseite nicht gemäß seyn werde, und diese Hoffnung setzte sie in den Stand, mit einem Nasenrumpfen, welches den geringen Werth, den sie einem solchen Vorzug beylegten, andeutete, einander zu zuraunen, daß er — fehen sey. Aber die Heflinge hatten Mühe ihren Verdruß darüber zu verbergen, daß sie keinen Fehler finden konnten, der ihnen den Anblick so vieler Vorzüge ertraglich gemacht hätte. Wenigstens waren dieses die Beobachtungen, welche der kalt sinnige Aristipp hey dieser Gelegenheit zu machen glaubte.

Agathon verband in feinen Reden und in feinem ganzen Betragen so viel Bescheidenheit und Klugheit mit dieser edeln Freyheit und Zuversichtlichkeit eines Weltmannes, worinn er sich zu Smyrna vollkommen gemacht hatte: daß Dionys in wenigen Stunden ganz von ihm

eingenommen war. Man weiß, wie wenig es oft bedarf, den Großen der Welt zu gefallen, wenn uns nur der erste Augenblick günstig ist. Agathon mußte also dem Dionys, welcher wirklich Geschmack hatte, nothwendig mehr gefallen, als irgend ein anderer, den er jemals gesehen hatte; und das, in immerzunehmendem Verhältniß, so wie sich, von einem Augenblick zum andern, die Vorzüge und Talente unsers Helden entwickelten. In der That besaß er deren so viele, daß der Neid der Heflinge, der in gleicher Proportion von Stunde zu Stunde stieg, gewisser Maassen zu entschuldigen war; die guten Leute würden sich viel auf sich selbst eingebildet haben, wenn sie nur diejenigen Eigenschaften, in einem solchen Grad, einzeln besessen hätten, welche in ihm vereinigt, dennoch den geringsten Theil seines Werthes ausmachten. Er hatte die Klugheit, anfänglich feine gründlichere Eigenschaften zu verbergen, und sich bloß von derjenigen Seite zu zeigen, wodurch sich die Hochachtung der Weltleute am sichersten überraschen laßt. Er sprach von allem mit dieser Leichtigkeit des Witzes, welche nur über die Gegenstände dahinglittet, und wodurch sich oft die fehaalesten Köpfe in der Welt (auf einige Zeit wenigstens) das Ansehen, Verstand und Einsichten zu haben, zu geben wissen. Er scherzte; er erzählte mit Anmuth; er machte andern Gelegenheit sich hören zu lassen; und bewunderte die guten Einfälle, welche dem schwarzhaften Dionys unter einer Menge von mittelmaßigen und frostigen zuweilen entfielen, mit einer Art, welche, ohne feiner Aufrichtigkeit oder feinen Geschmack zuviel Gewalt anzuthun, diesen Prinzen überzeugte, daß Agathon unendlich viel Verstand habe.

Die großen Herren haben gemeinlich eine Lieblings-Schwachheit, wodurch es sehr leicht wird, den Eingang in ihr Herz zu finden.

Der große Tancal von Schefian, ein Kenner  
 übrigs von Verdienten, kannte doch kein  
 größeres als die Leyer gut zu spielen. Dionys  
 hegte ein so günstiges Vorurtheil für die  
 Cithar, daß der beste Cithar-Spieler in sei-  
 nen Augen der größte Mann auf dem Erd-  
 boden war. Er spielte sie zwar selbst nicht;  
 aber er gab sich für einen Kenner, und rühmte  
 sich die größten Virtuosen auf diesem wunder-  
 thätigen Instrument an seinem Hofe zu  
 haben. Zu gutem Glücke hatte Agathon zu  
 Delphi die Cithar schlagen gelernt, und bey  
 der schönen Danae, welche eine Meisterin  
 auf allen Saiten-Instrumenten der damaligen  
 Zeit war, einige Lectionen genommen, die  
 ihn vollkommen gemacht hatten. Kurz, Aga-  
 thon nahm das dritte oder vierte mal, da er  
 mit dem Dionys zu Nacht aß, eine Cithar,  
 begleitete darauf einen Dithyramben des Da-  
 mon, (der von einer feinen Stimme gesungen,  
 und von der schönen Bacchidion getanzt wurde)  
 und setzte seine Hoheit dadurch in eine so  
 übermäßige Entzückung, daß der ganze Hof  
 von diesem Augenblick an für ausgemacht  
 hielt, ihn in kurzem zur Würde eines erklär-  
 ten Günstlings erhaben zu sehen. Dionys  
 überhäufte ihn in der ersten Aufwallung sei-  
 ner Bewunderung mit Liebkosungen, welche  
 unserm Helden beynahe allen Muth benahmen.  
 Himmel! dachte er, was werde ich mit einem  
 König anfangen, der bereit ist, den ersten  
 Neuangekommenen an die Spitze seines Staats  
 zu setzen, weil er ein guter Citharfehlager  
 ist? Dieser erste Gedanke war sehr gründ-  
 lich, und würde ihm vieles Ungemach erspart  
 haben, wenn er seiner Eingebung gefolget  
 hätte. Aber eine andere Stimme (war es seine  
 Eitelkeit, oder der Gedanke ein großes Vor-  
 haben nicht um einer so geringfügigen Ur-  
 sache willen aufzugeben? — Oder war es  
 die Schwachheit, die uns geneigt macht, alle  
 Thorheiten der Großen, welche Achtung für

uns zeigen, mit nachsichtsvollen Augen anzu-  
 sehen?) flüsterte ihm ein: Daß der Geschmack  
 für die Musik, und die besondere Annehmung  
 für ein gewisses Instrument, eine Sache sey,  
 welche von unsrer Organisation abhänge; und  
 daß es ihm nur desto leichter seyn werde, sich  
 des Herzens dieses Prinzen zu versichern, je  
 mehr er von den Geschicklichkeiten besitze,  
 wodurch man seinen Beyfall erhalten könne.  
 Die Gunst, in welche er sich in so kurzer  
 Zeit und durch so zweydeutige Verdienste  
 bey dem Tyrannen gesetzt, stieg bald dar-  
 auf, bey Gelegenheit einer academischen Ver-  
 sammlung, welche Dionys mit großen Feyer-  
 lichkeiten veranstaltete, zu einem solchen  
 Grade, daß Philistus, der bisher noch zwi-  
 schen Furcht und Hoffnung geschwebet hatte,  
 seinen Fall nunmehr für gewiß hielt.

Dionys hatte vom Aristipp in der Stille  
 vernommen, daß Agathon ehemals ein Schüler  
 Platons gewesen, und während seines Glücks-  
 standes zu Athen für einen der größten Red-  
 ner in dieser schwatzhaften Republic gehalten  
 worden sey. Er freute, eine Vollkommen-  
 heit mehr an seinem neuen Liebling zu ent-  
 decken, säumte er sich keinen Augenblick,  
 eine Gelegenheit zu veranstalten, wo er aus  
 eigener Einsicht von der Wahrheit dieses Vor-  
 gebens urtheilen könnte; denn es kam ihm  
 ganz unathürlich vor, daß man zu gleicher  
 Zeit ein Philosoph, und so sehen, und ein  
 so großer Citharfehlager sollte seyn können.  
 Die Academie erhielt also Befehl sich zu ver-  
 sammeln, und ganz Syracus wurde dazu, als  
 zu einem Fest eingeladen, welches sich mit  
 einem großen Schmaus enden sollte. Agathon  
 dachte an nichts weniger, als daß er bey die-  
 sem Wettstreit eines Haufens von Sophisten  
 (die er nicht ohne Grund für sehr überflüssige  
 Leute an dem Hofe eines guten Fürsten an-  
 sah) eine Rolle zu spielen bekommen würde;  
 und Aristipp hatte, aus dem obenberührten

Beweggründe, der der Schlüssel zu seinem ganzen Betragen gegen unsern Helden ist, ihm von Dionysens Abficht nichts entdeckt. Dieser eröffnete als Präsident der Academie (denn seine Eitelkeit begnügte sich nicht an der Ehre, ihr Befehützer zu seyn) die Versammlung durch einen übel zusammengeftoppten, und nicht allzuverftändlichen, aber mit Platonismen reich verbrämten Discours, welcher, wie leicht zu erachten, mit allgemeinem Zujanchzen begleitet wurde; ungeachtet er dem Agathon mehr das ungezweifelte Vertrauen des königlichen Redners in den Beyfall, der ihm von Standes wegen zukam, als die Grösse seiner Gaben und Einfichten zu beweisen schien. Nach Endigung dieser Rede, nahm die philosophische Hetze ihren Anfang; und wosern die Zuhörer durch die subtilen Geister, die sich nunmehr hören ließen, nicht sehr unterrichtet wurden, so fanden sie sich doch durch die Wolredenheit des einen, die klingende Stimme und den guten Accent eines andern, die paradoxen Einfälle eines dritten, und die seltsamen Gesichter, die ein vierter zu seinen Distinctionen und Demonstrationen machte, erträglich belustiget. Nachdem dieses Spiel einige Zeit gedauert hatte, und ein unhöfliches Gähnen bereits zwey Drittheile der Zuhörer zu ergreifen begann, sagte Dionys: Da er das Glück habe, seit einigen Tagen einen der würdigsten Schaler des großen Platons in seinem Hause zu besitzen; so ersuchte er ihn, zufrieden zu seyn, daß der Ruhm, der ihm allenthalben vorangegangen sey, den Schleyer, wonüt seine Bescheidenheit seine Verdienste zu verhüllen suche, hinweggezogen, und ihm in dem fehlenden Agathon einen der beredtesten Weisen der Zeit entdeckt habe: Er möchte sich also nicht weigern, auch in Syracus sich von einer so vortheilhaften Seite zu zeigen, und sich mit den Philosophen seiner Academie in einen Wettstreit über irgend

eine interessante Frage aus der Philosophie einzulassen. Zu gutem Glücke sprach Dionys, der sich selbst gerne hörte, und die Gabe der Weitläufigkeit in hohem Maasse besaß, lange genug, um unserm Manne Zeit zu geben, sich von der kleinen Bestürzung zu erholen, worein ihn diese unerwartete Zumuthung setzte. Er antwortete also ohne Zaudern: Er sey zu früh aus den Hörsälen der Weifen auf den Markt-Platz zu Athen gerufen, und in die Angelegenheiten eines Volkes, welches bekannter Maassen seinen Hofmeistern nicht wenig zu schaffern mache, verwickelt worden, als daß er Zeit genug gehabt haben sollte, sich seine Lehrmeister zu Nutzen zu machen; indessen sey er, wenn es Dionys verlange, aus Achtung gegen ihn bereit, eine Probe abzulegen, wie wenig er das Lob verdiene, welches ihm aus einem allzugünstigen Vorurtheil beygelegt worden sey.

Dionys rief also den Philistus auf, (man weiß nicht, ob von ungefehr oder vermög einer vorhergenommenen Abrede, wiewol das letztere nicht wahrscheinlich zu seyn scheint,) eine Frage vorzuschlagen, für und wider welche von beyden Seiten gesprochen werden sollte. Dieser Minister bedachte sich eine kleine Weile, und in Hofnung den Agathon, der ihm furchtbar zu werden aueng, in Verlegenheit zu setzen, schlug er die Frage vor — welche Regierungs-Form einen Staat glücklicher mache, die republicanische oder die monarchische? — Man wird, dachte er, dem Agathon die Wahl lassen, für welche er sich erklären will; spricht er für die Republick, und spricht er gut, wie er um seines Ruhms willen genethiget ist, so wird er dem Prinzen mißfallen; wirft er sich zum Lobredner der Monarchie auf, so wird er sich dem Volke verhaßt machen, und Dionys wird den Muth nicht haben, die Staats-Verwaltung einem Ausländer anzuvertrauen, der bey seinem ersten Auftritt auf dem Schau-



platz einen so schlimmen Eindruck auf die Gemüther der Syracusaner gemacht hat. Allein dieses mal betrog den schlauen Mann seine Erwartung, Agathon erklärte sich, ungeachtet er die Absicht des Philistus merkte, mit einer Unerfrockenheit, welche diesem keinen Triumph prophezezte, für die Monarchie; und nachdem seine Gegner (unter denen Antisthenes und der Sophist Protagoras alle ihre Kräfte auftrugten, die Vorzüge der Freystaaten zu erheben,) zu reden aufgehört hatten, fieng er damit an, daß er ihren Gründen noch mehr Starke gab, als sie selbst zu thun fehibig gewesen waren. Die Aufmerksamkeit war außerordentlich; jedermann war mehr begierig zu hören, wie Agathon sich selbst, als wie er seine Gegner würde überwinden können. Seine Beredbarkeit zeigte sich in einem Lichte, welches die Seelen der Zuhörer blendete, die Wichtigkeit des Augenblicks, der den Ausgang seines ganzen Vorhabens entschied, die Würde des Gegenstandes, die Begierde zu siegen, und vermuthlich auch die herzliche Abneigung gegen die Democratic, welche ihm aus Athen in seine Verbannung gefolget war; alles setzte ihn in eine Begeisterrung, welche die Kräfte seiner Seele höher spannte; seine Ideen waren so groß, seine Gemälde so stark gezeichnet, mit so vielem Feuer gemahlt, seine Gründe jeder für sich selbst so schimmernd, und lichen einander durch ihre Zusammenordnung so viel Licht; der Strom seiner Rede, der anfänglich in ruhiger Majestät dahinfloß, wurde nach und nach so stark und hinreißend; daß selbst diejenigen, bey denen es zum voraus beschloffen war, daß er Unrecht haben sollte, sich wie durch eine magische Gewalt genehigt fahen, ihm innerlich Beyfall zu geben. Man glaubte, den Mercur oder Apollo reden zu hören; die Kenner (denn es waren einige

zugegen, welche davor gelten konnten,) bewunderten am meisten, daß er die Kunstgriffe verfehmachte, wodurch die Sophisten gewohnt waren, einer schlimmen Sache die Gestalt einer guten zu geben. — Keine Farben, welche durch ihren Glanz das Betrügerliche falscher oder umsonst angenommener Sätze verbergen mußten; keine künstliche Austheilung des Lichts und des Schattens. Sein Ausdruck glich dem Sonnenschein, dessen lebender und fast geistiger Glanz sich den Gegenständen mittheilet, ohne ihnen etwas von ihrer eigenen Gestalt und Farbe zu nehmen.

Indessen müssen wir gestehen, daß er ein wenig grausam mit den Republicken umgieng. Er bewies, oder schien doch allen, die ihn hoerten, zu beweisen, daß diese Art von Gesellschaft ihren Ursprung in dem wilden Chaos der Anarchie genommen, und daß die Weisheit ihrer Gesetzgeber sich mit schwachem Erfolg bemühet hatte, Ordnung und Consistenz in eine Verfallung zu bringen, welche ihrer Natur nach in steter Unruh und innerlicher Gährung alle Augenblicke Gefahr lauffe sich durch ihre eigene Kräfte aufzureiben, und welche des Ruhestandes so wenig fehibig sey, daß eine solche Ruhe in derselben vielmehr die Folge der äußersten Verderbniß, und gleich einer Windstille auf dem Meer, der gewisse Vorbote des Sturms und Untergangs seyn würde. Er zeigte, daß die Tugend, dieses geheiligte Palladium der Freystaaten, dessen Erhaltung ihre Gesetzgeber das ganze Glück derselben gebunden hatten, eine Art von unsichtbaren und durch verjährten Aberglauben geheiligten Götzen sey, an denen nichts als der Name verehrt werde; daß man in diesen Staaten einen stillschweigenden Vertrag mit einander gemacht zu haben seheine, sich durch den Namen und ein gewisses Phan-

tom von Gerechtigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, Liebe des Vaterlandes und des gemeinen Besten von einander betrügen zu lassen; und daß unter der Maske dieser politischen Heuchelei, unter dem ehrwürdigen Namen aller dieser Tugenden, das Gegentheil derselben nirgends unverfälschter ausgeübt werde. Es würden, meinte er, eine Menge besonderer Umstände, welche sich in etlichen tausend Jahren kaum einmal in irgend einem Winkel des Erdbodens zusammenfinden könnten, dazu erfordern, um eine Republik in dieser Mittelmaßigkeit zu erhalten, ohne welche sie von keinem Bestand seyn könne: Und daher daß dieser Fall so selten sey, und von so vielen zufälligen Ursachen abhänge, komme es, daß die meisten Republiken entweder zu schwach wären, ihren Bürgern die mindeste Sicherheit zu gewähren; oder daß sie nach einer Größe strebten, welche nach einer Folge von Mißtheligkeiten, Cabalen, Verfehrungen und Bürgerkriegen endlich den Untergang des Staats nach sich ziehe, und demjenigen, welcher Meister vom Kampf-Platze bliebe, nichts als Einöden zu bevölkern und Ruinen wieder aufzubauen überlasse. So gar die Freyheit, auf welche diese Staaten mit Ausschluß aller andern Anspruch machten, finde kaum in den despotischen Reichen Afiens weniger Platz; weil entweder das Volk sich demüthiglich gefallen lassen müsse, was die Edeln und Reichen, ihrem besondern Interesse gemäß, beschließen und handeln; oder wenn das Volk selbst den Gesetzgeber und Richter mache, kein ehrlicher Mann sicher sey, daß er nicht Morgen das Opfer derjenigen seyn werde, denen seine Verdienste im Wege stehen, oder die durch sein Ansehen und Vermögen reicher und größer zu werden hoffeten. In keinem andern Staat sey es weniger erlaubt von seinen

Fähigkeiten Gebrauch zu machen, selbst zu denken, und über wichtige Gegenstände dasjenige was man für gemeinnützlich halte, ohne Gefahr, bekannt werden zu lassen; alle Vorschläge zu Verbesserungen würden unter dem verhassten Namen der Neuerungen verworfen, und zögen ihren Urhebern geheime oder öffentliche Verfolgungen zu. Selbst die Grundpfeiler der menschlichen Glückseligkeit, und dasjenige, was den gesitteten Menschen eigentlich von dem Wilden und Barbaren unterscheide, Wahrheit, Tugend, Wissenschaften, und die liebenswürdigen Künste der Musen, seyen in diesen Staaten verdächtig oder gar verhaßt; würden durch tausend im Finstern schleichende Mittel entkräftet, an ihrem Fortgang verhindert, oder doch gewiß weder aufgemuntert noch belohnt; und allein zu Unterstützung der herrschenden Vorurtheile und Mißbräuche verurtheilt — Doch genug! wir haben zu viel Ursache günstiger von freyen Staaten zu denken — wenn es auch nur darum wäre, weil wir die Ehre haben unter einer Nation zu leben, deren Verfassung selbst republicanisch ist, und in der That die wunderbarste Art von Republik vorstellt, welche jemals auf dem Erdboden gesehen worden ist — als daß wir diesen Auszug einer für den Ruhm der Freystaaten so nachtheiligen Rede ohne Widerwillen sollten fortsetzen können. Es geschah aus diesem nämlichen Grunde, daß wir, anstatt den Discurs des Agathan seinem ganzen Umfange nach aus unsrer Urkunde abzuschreiben, uns begnügt haben, einige Züge davon, als eine wiewol sehr unvollkommene Probe des Gauzes anzuführen. Ferne soll es allezeit von uns seyn, irgend einem Erdenbewohner die Stellung worinn er sich befindet, unangenehmer zu machen, als sie ihm bereits seyn mag; oder Anlaß zu geben,

daß die Gebrechen einiger längft zerftörten griechifchen Republicken, aus denen Agathon feine Gemähld hernahm, zur Vernümpfung derjenigen mißbraucht werden könnten, welche in neuern Zeiten als ehrwürdige Freyftädte und Zufluchts-Plätze der Tugend, der gefunden Denkkungs-Art, der öffentlichen Glückseligkeit und einer politifchen Gleichheit, welche fich der natürlichen möglichft nähert, angefehen werden können. Unfrer übrigens ganz unmaßgeblichen Meynung nach, gehört die Frage, über welche hier difputiert wurde, unter die wichtigen Fragen — ob Scaramutz, ob Scapin beffer tanze — und fo viele andre von diefem Schlage, (wenn fie gleich ein ernftlicheres Anfehen haben) worüber bis auf unfre Tage fo viel Zeit und Mühe — von Gäufelpulen, Papier und Dinte nichts zu fagen — verloren worden, ohne daß fich abfehen ließe, wie, worinn oder um wieviel die Welt jemals durch ihre Auflefung follte gebessert werden können. Wir könnten diefe unfre Meynung rechtfertigen; aber es ift unnethig; ein jeder hat die Freyheit anders zu meynen wenn er will, ohne daß wir ihn zur Rechenfchaft ziehen werden; *hanc veniam petimus, damusque viciffim*; denn in der That, ein Buch würde niemals zu Ende kommen, wenn der Autor fehuldig wäre, alles zu beweifen, und fich über alles zu rechtfertigen. Wir übergehen alfo auch, aus einem andern Grunde, den wir den Liebhabern der Räthfel und Logogryphen zu errathen geben, die Lohrede, welche Agathon der monarchifchen Staats-Verfaßung hielt. Die Beherrfcher der Welt feheln (mit Recht, würde Philiftus fagen, denn ich machte es an ihrem Platz auch fo) ordentlicher Weiße fehr gleichgültig über die Meynung zu feyn, welche man von ihrer Regierungs-Art hat — Es giebt Fälle, wir

gefehen es, wo diefes eine Ausnahme leidet — aber diefe Fälle begegnen felten, wenn man die Vorfichtigkeit gebraucht, hundert und fünfzigtaufend wolbewaffnete Leute bereit zu halten, mit deren Beyftand man fehr wahrſcheinlich hoffen kann, fich über die Meynung aller friedſamen Leute in der ganzen Welt hinwegſetzen zu können. Sind nichtebendieſehundert und fünfzigtaufend — oder wenn ihrer auch mehr find; deſto beſſer! — ein lebendiger, augenfcheinlicher, ja der beſte Beweis, der alle andre unnethig macht, daß eine Nation glücklich gemacht wird? — Genug alfo (und diefer Umftand allein gehört weſentlich zu unfre Gefchichte) daß diefe Rede, worinn Agathon alle Gebrechen verdorbener Freyſtaaten und alle Vorzüge wolregierter Monarchien, in zwey contraſtrende Gemähld zufammen drängte, das Glück hatte, alle Stimmen davon zu tragen, alle Zuhörer zu überreden, und dem Redner eine Bewunderung zu zuziehen, welche den Stolz des eitelſten Sophiſten hätte ſättigen können. Jedermann war von einem Manne bezaubert, welcher ſo ſeltne Gaben mit einer ſo großen Denkkungs-Art und mit ſo menſchenfreundlichen Gefinnungen vereinigte. Denn Agathon hatte nicht die Tyrannie, ſondern die Regierung eines Vaters angeprieſen, der ſeine Kinder wol erzieht und glücklich zu machen ſucht. Man ſagte ſich ſelbſt, was für goldene Tage Sicilien ſehen würde, wenn ein ſolcher Mann das Ruder führte. Er hatte nicht vergeſſen, im Eingang ſeines Diſcurſes dem Verdacht vorzukommen, als ob er die Republicken aus Rachſucht ſehelte, und die Monarchie aus Schmeicheley und geheimen Abſichten erhebe: Er hatte bey dieſer Gelegenheit zu erkennen gegeben, daß er entſchloſſen ſey, nach Tarent überzugehen, um in der ruhigen Dunkelheit des Privatſtaandes, welchen

er seiner Neigung nach allen andern vorzuziehe, dem Nachforſchen der Wahrheit und der Verbeſſerung ſeines Gemüths abzuliegen — (Redensarten, die in unſern Tagen ſeltſam und lächerlich klingen würden, aber damals ihre Bedeutung und Würde noch nicht ganz verloren hatten) Jedermann tadelte oder bedauerte dieſe Entſchließung, und wünſchte, daß Dionys alles anwenden möchte, ihn davon zurückzubringen. Niemalen hatte ſich die Neigung des Prinzen mit den Wünſchen ſeines Volkes ſo gleichſtimmig befunden wie dieſes mal. Die ſtarke Zuneigung, die er für die Perſon unſers Helden, und die hohe Meynung, die er von ſeinen Fähigkeiten gefaßt hatte, war durch dieſen Discurs auf den höchſten Grad geſtiegen. So wenig beſtändiges auch in Dionyſens Character war, ſo hatte er doch ſeine Augenblicke, wo er wünſchte, daß es weniger Verläugnung koſten möchte, ein guter Fürſt zu ſeyn. Die Beredſamkeit Agathons hatte ihn wie die übrige Zuhörer mit ſich fortgeriſſen; er fühlte die Schönheit ſeiner Gemälde, und vergaß darüber, daß eben dieſe Gemälde eine Art von Satyre über ihn ſelbſt enthielten. Er ſetzte ſich vor, dasjenige zu erfüllen, was Agathon auf eine ſtillſchweigende Art von ſeiner Regierung verſprochen hatte; und um ſich die Pflichten, die ihm dieſer Vorſatz auferlegte, zu erleichtern, wollte er ſie durch eben denjenigen anſehen laſſen, der ſo gut davon reden konnte. Wo konnte er ein tauglicheres Inſtrument finden, den Syracuſanern ſeine Regierung beliebt zu machen? Wo konnte er einen andern Mann finden, der ſo viele angenehme Eigenſchaften mit ſo vielen nützlichen vereinigte? — Dionys hatte ſich, wie wir ſchon bemerkt haben, angewöhnt, zwiſchen ſeine Entſchließungen und ihre Ausführung ſo wenig Zeit zu ſetzen als möglich war.

Alles was er einmal wollte, das wollte er haſtig und ungeduldig; denn, in ſo fern er ſich ſelbſt überlaſſen blieb, ſah er eine Sache nur von einer Seite an; und dieſes mal entdeckte er ſich niemand als dem Ariſtipp, der nichts vergaß, was ihn in ſeinem Vorhaben beſtärken konnte. Dieſer Philoſoph erhielt alſo den Auftrag, dem Agathon Vorſchläge zu thun. Agathon entſchuldigte ſich mit ſeiner Abneigung vor dem geſchäftigen Leben, und beſtimmte den Tag ſeiner Abreiſe. Dionys wurde dringender. Agathon beſtand auf ſeiner Weigerung, aber mit einer ſo beſcheidenen Art, daß man hoffen konnte, er werde ſich bewegen laſſen. In der That war ſeine Abſicht nur, die Zuneigung eines ſo wenig zuverläſſigen Prinzen zuvor auf die Probe zu ſtellen, ob er ſich in Verbindungen einlaſſen wollte, welche für das Glück anderer und für ſeine eigene Ruhe ſo gute oder ſo ſchlimme Folgen haben konnten.

Endlich, da er Urfache hatte zu glauben, daß die Hoehachtung, die er ihm eingeleckt hatte, etwas mehr als ein launlicher Gefelmack ſey, gab er ſeinem Anhalten nach; aber nicht anders als unter gewiſſen Bedingungen, welche ihm Dionys zugeſehen mußte. Er erklarte ſich, daß er allein in der Qualität ſeines Freundes an ſeinem Hofe bleiben wollte, ſo lange als ihn Dionys dafür erkennen, und ſeiner Dienſte noethig zu haben glauben würde; er wollte ſich aber auch nicht feſſeln laſſen, und die Freyheit behalten, ſich zurückzuziehen, ſo bald er ſiehe, daß ſein Daſeyn zu nichts nütze ſey. Die einzige Belohnung, welche er ſich befügt halte, für ſeine Dienſte zu verlangen, ſey dieſe: Daß Dionys ſeinen Rethen folgen möchte, ſo lange er werde zeigen können, daß dadurch jedes mal das Beſte der Nation, und die Sicherheit, der Ruhm und die Privat-Glückſeligkeit des Prinzen zugleich

befördert werde. Endlich hat er sich noch aus, daß Dionys niemals einige heimliche Eingebungen oder Anklagen gegen ihn annehmen möchte, ohne ihm solche offenkundig zu entdecken, und seine Verantwortung anzuhören.

Dionys bedachte sich um so weniger, alle diese Bedingungen zu unterschreiben, da er entschlossen war, ihn zu haben, wenn es auch die Hälfte seines Reichs kosten sollte. Agathon bezog also die Wohnung, welche man im Pallast aufs prächtigste für ihn ausgerüstet hatte; Dionys erklärte öffentlich, daß man sich in allen Sachen an seinen Freund Agathon, wie an ihn selbst, wenden könne; die Heflinge stritten in die Wette, wer dem neuen Günstling seine Unterwürfigkeit auf die seltsamste Art beweisen könne; und Syracus sah mit froher Erwartung der Wiederkunft der Saturnischen Zeiten entgegen.

Wir machen hier eine kleine Pause, um dem Leser Zeit zu lassen, dasjenige zu überlegen, was er sich selbst in diesem Augenblicke für oder wider unsern Helden zu sagen haben mag. Vermuthlich mag einigen der Eifer mißfällig gewesen seyn, womit er aus Haß gegen sein undankbares Vaterland wider die Republicken überhaupt gesprochen; indessen daß vielleicht andere sein ganzes Betragen, seitdem wir ihn an dem Hofe des Königs Dionys sehen, einer gekünstelten Klugheit, welche nicht in seinem Character sey, und ihm eine fehlernde Farbe gebe, beschuldigen werden. Wir haben uns schon mehrmalen erklärt, daß wir in diesem Werke die Pflichten eines Geschichtschreibers, und nicht eines Apologisten übernommen haben; indessen bleibt uns doch erlaubt, von den Handlungen eines Mannes, dessen Leben wir zwar nicht für ein Muster, aber doch für ein lehrreiches Beyspiel ge-

ben, eben so frey nach unserm Gesichtspunct zu urtheilen, als es unsre Leser aus dem ihrigen thun mögen. Was also den ersten Punct betrifft, so haben wir bereits erinnert, daß es unbillig seyn würde, dasjenige, was Agathon wider die Republicken seiner Zeit gesprochen, für eine, von ihm gewiß nicht abgezielte, Beleidigung solcher Freystaaten anzusehen, welche (wie er als möglich erkannt hat) unter dem Einfluß günstiger Umstände, durch ihre Lage selbst vor auswärtigem Neid, und vor aussehenden Vergroßerungs-Gedanken geschützt, durch weise Gesetze, und was noch mehr ist, durch die Macht der Gewohnheit, in einer glückseligen Mittelmaßigkeit fortauern, und die Gebrechen kaum dem Namen nach kennen, welche Agathon an den Republicken seiner Zeit für unheilbar angesehen. Ob er aber diesen Letztern zu viel gethan habe, mögen diejenigen entscheiden, welche mit den besondern Umständen ihrer Geschichte bekannt sind. Hat die Empfindung des Unrechts, welches ihm selbst zu Athen zugesügt worden, etwas Galle in seine Critick gemischt; so versuchen wir unsre Leser (nicht dem Agathon zu lieb; denn was kann diesem durch ihre Meynung von ihm zu- oder abgehen?) sich an seinen Platz zu stellen, und sich alsdann zu fragen, wie werth ihnen ein Vaterland seyn würde, welches ihnen so mitgespielt hätte? Sie mögen sich erinnern, daß es insgemein nur auf eine kleine Beleidigung ihrer Eigenliebe ankömmt, um ihre Hochachtung gegen eine Person in Verachtung, ihre Liebe in Absehn, ihre Lobsprüche in Schmahreden, ihre guten Dienste in Verfolgungen zu verwandeln. Wie oft, meine Herren, hat sich schon um einer nichts bedeutenden Ursache willen ihre ganze Denkungsart von Personen und Sachen geändert? — Antworten Sie sich selbst so

leise als Sie wollen; denn wir verlangen nichts davon zu hören; und wenn Sie, nach diesem kleinen Blick in sich selbst, unfere Helden nicht vergeben können, daß er ein Vaterland nicht liebte, welches alles Mögliche gethan hatte, sich ihm verhaft zu machen: So müssen wir zwar die Strenge Ihrer Sittenlehre bewundern; aber – doch gestehen, daß wir Sie noch mehr bewundern würden, wenn Sie so lange, bis Sie gelernt hätten, etwas weniger Parteylichkeit für sich selbst zu hegen, etwas mehr Nachsicht gegen andre sich empfohlen seyn lassen wollten.

Überhaupt hat man Ursache zu glauben, daß Agathon gesprochen habe, wie er dachte; und das ist zu Rechtfertigung seiner Redlichkeit genug. Und warum sollten wir an dieser zu zweifeln anfangen? Sein ganzes Betragen, während daß er das Herz des Tyrannen in seinen Händen hatte, bewies, daß er keine Absichten hegte, welche ihn gezwungen hätten, ihm gegen seine Überzeugung zu schmeicheln. Es ist wahr, er hätte Absichten, bey allem, was er von dem Augenblicke, da er den Fuß in Dionysens Palaß setzte, that; sollte er vielleicht keine gehabt haben? Was können wir nach der äuffersten Schärfe mehr fordern, als daß seine Absichten edel und tugendhaft seyn sollen; und so waren sie, wie wir bereits gesehen haben. Es scheint also nicht, daß man Grund habe, ihm aus der Vorsichtigkeit einen Vorwurf zu machen, womit er, in der neuen und schlüpfrigen Situation, worinn er war, alle seine Handlungen einrichten mußte, wenn sie Mittel zu seinen Absichten werden sollten. Wir geben zu, daß eine Art von Zurückhaltung und Feinheit daraus hervorbliekt, welche nicht ganz in seinem vorigen Character zu seyn scheint. Aber das verdient an sich selbst keinen Tadel. Es ist noch

nicht ausgemacht, ob diese Unveränderlichkeit der Denckungs-Art und Verhaltens-Regeln, worauf manche ehrliche Leute sich so viel zu gute thun, eine so große Tugend ist, als sie sich vielleicht einbilden. Die Eigenliebe schmeichelt uns zwar sehr gerne, daß wir, so wie wir sind, am besten sind; aber sie hat Unrecht, uns so zu schmeicheln. Es ist unmöglich, daß, indem alles um uns her sich verändert, wir allein unveränderlich seyn sollten; und wenn es auch nicht unmöglich wäre, so war' es unfehllich. Andre Zeiten erfordern andre Sitten; andre Umstände, andre Bestimmungen und Wendungen unsers Verhaltens. In moralischen Romanen finden wir freylich Helden, welche sich immer in allem gleich bleiben – und darum zu loben; – denn wie sollte es anders seyn, da sie in ihrem zwanzigsten Jahre Weisheit und Tugend bereits in eben dem Grade der Vollkommenheit besitzen, den die Socraten und Epaminondas nach vielfachen Verbesserungen ihrer selbst kaum im sechszigsten erreicht haben? Aber im Leben finden wir es anders. Desto schlimmer für die, welche sich da immer selbst gleich bleiben. – Wir reden nicht von Thoren und Lasterhaften; – die Besten haben an ihren Ideen, Urtheilen, Empfindungen, selbst an dem, worinn sie vortrefflich sind, an ihrem Herzen, an ihrer Tugend, unendlich viel zu verändern. Und die Erfahrung lehrt, daß wir selten zu einer neuen Entwicklung unsrer selbst, oder zu einer merklichen Verbesserung unsers vorigen innerlichen Zustandes gelangen, ohne durch eine Art von *Medium* zu gehen, welches eine falsche Farbe auf uns reflectiert, und unsre wahre Gestalt eine Zeitlang verdunkelt. Wir haben unsere Helden bereits in verschiedenen Situationen gesehen; und in jeder, durch den Einfluß der Umstände, ein wenig anders, als er wirklich

ist. Er schien zu Delphi ein bloßer speculativer Enthusiast; und man hat in der Folge gesehen, daß er sehr gut zu handeln wußte. Wir glaubten, nachdem er die fehlerhafte Cyane gedenklich gemacht hatte, daß ihm die Verführungen der Wollust nichts anhaben könnten; und Danae bewies, daß wir uns betrogen hatten; es wird nicht mehr lange anstehen, so wird eine neue vermeynte Danae, welche seine schwache Seite ausföndig gemacht zu haben glauben mag, sich eben so betrogen finden. Er schien nach und nach ein andächtiger Schwärmer, ein Platonist, ein Republicaner, ein Held, ein Stoicker, ein Wohlthätling; und war keines von allen, ob er gleich in verschiedenen Zeiten durch alle diese Classen gieng, und in jeder eine Nuance von derselben bekam. So wird es vielleicht noch eine Zeitlang gehen. — Aber

von seinem Character, von dem was er wirklich war, worinn er sich unter allen diesen Gestalten gleich blieb, und was zuletzt, nachdem alles Fremde und Heterogene durch die ganze Folge seiner Umstände davon abgetrennt seyn wird, übrig bleiben mag — davon kann demalen die Rede noch nicht seyn. Ohne also eben so voreilig über ihn zu urtheilen, wie man gewohnt ist, es im täglichen Leben alle Augenblicke zu thun — wollen wir fortfahren, ihn zu beobachten, die wahren Triebkräfte seiner Handlungen, so genau als uns möglich seyn wird, anzusehen, keine geheime Bewegung seines Herzens, welche uns einigen Aufschluß hierüber geben kann, entwischen lassen, und unser Urtheil über das Ganze seines moralischen Wesens so lange zurückhalten, bis wir es kennen werden.

## D I E A B D E R I T E N .

*Vorbericht und Cap. I. nach der ersten, noch eintheiligen Ausgabe Weimar 1774; das Übrige nach der Leipziger von 1796.*

### VORBERICHT DES VERFASSERS.

Diejenigen, denen etwan daran gelegen seyn möchte, sich der Wahrheit der bey dieser Geschichte zum Grunde liegenden Thatfachen und characteristischen Züge zu vergewissern, können, wofern sie nicht Lust haben, solche in den Quellen selbst, nemlich in den Werken eines Herodots, Diogenes Laertius, Athenæus, Ælians, Plutarchs, Lucians, Palæphatus, Cicero, Horaz, Petron, Juvenal, Valerius, Gellius, Solinus, u. a. aufzusuchen, sich aus den Artikeln *Abdera* und *Demokritus* in dem Baylischen Wörterbuche überzeugen, daß diese Abderiten nicht unter die wahren Ge-

schichten im Geschmacke der Lucianischen gehören. Sowohl die Abderiten als ihr gelehrter Mithürger Demokritus erscheinen hier in ihrem wahren Lichte; und wiewohl der Verfasser, bey Ausfüllung der Lücken, Aufklärung der dunkeln Stellen, Hebung der wirklichen und Vereinigung der scheinbaren Widersprüche, die man in den vorbemeldten Schriftstellern findet, nach unbekanntem Nachrichten gearbeitet zu haben scheint: so werden doch scharfsinnige Leser gewahr werden, daß er in allem diesem einem Gewährsmann gefolget ist, dessen Ansehen alle Æliane und Athenæen zu Boden wiegt, und gegen dessen einzelne Stimme

das Zeugnis einer ganzen Welt, und die Entfcheidung aller Amphictyonen, Aecopagiten, Decemviren, Centumviren und Ducentumviren, auch Doctoren, Magiftern und Baccalaren, samt und fonders ohne Wirkung ift, nemlich, der Natur felbft.

Sollte man dieses Werklein als einen, wiewohl geringen Beytrag zur Gefchichte des menfchlichen Verftandes anfehen wollen, fo heißt fich der Verfaffer fehr wohl gefallen; glaubt aber, daß es dann weder mehr noch weniger fey, als was alle Gefchichtbücher feyn müffen, wenn fie nicht mit der fehenehen Meluffine, und dem kleinen Könige Laurin, dem Gezwerg, in Eine Claffe gefteht feyn wollen.

Sollte aber jemand auf die Gedanken kommen, daß diefe Abderiten wohl eine Art von Satyre auf kleine Republiken feyn könnten; fo laffen wir ihm unverhalten, daß es wenigftens des Verfaffers Meynung nicht gewesen, eine Satyre zu fehreiben; es wäre dann, daß man diefem Wort eine Bedeutung geben wollte, vermöge welcher jede Gefchichte zur Satyre würde. Welchen Schuld ift es, wenn die Abderiten lächerlich find? Gewiß des Autors nicht; denn es hing nicht von ihm ab, zu machen, daß die Abderiten keine Abderiten feyn follten; und wer defwegen über ihn grüßgramen wollte, würde mit gleichem Recht über einen Mahler zürnen, der den Homerifchen Therfites häßlich gemahlt hätte. Ein Mahler kann Ideale, Bildniße, oder Grotesken machen, je nachdem es ihm gefällt; aber Ideale und Grotesken find keine Bildniße; und wenn es fich zutrifft, daß fie jemanden ähnlich fehen, fo hat vermutlich Natur oder Zufall die Schuld daran. Es ift fehwer, fich in Gedanken zu einem Grade von Scheinheit zu erheben, der das fehendfte in der Natur merklich übertrefte; aber vielleicht

ganz unmeßlich, eine Karrikatur zu erfinden, die keinem Gefchöpfe Gottes ähnlich fehe.

## I.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien, verliert fich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns fehr gleichgültig feyn, ob fie ihren Namen von Abdera, einer Schwester des berühmigten Diomedes, Königs der Biftonifchen Thrazier — der ein fo großer Liebhaber von Pferden war, und deren fo viel hielt, daß er und fein Land endlich von feinen Pferden aufgeeffen wurde — oder von Abderus, einem Stallmeifter diefes Königs, oder von Abderus, dem Liebhaber des Herkules, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhundert nach ihrer erften Gründung, vor Alter wieder zusammen gefallen, als Timofius von Klazomene, um die Zeit der ein und dreyßigften Olympiade, unternahm, fie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarfchaft ankommen laffen wollten, lieffen ihm nicht Zeit, die Früchte feiner Arbeit zu genießen; Sie trieben ihn wieder fort, und Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis, ungefehr um das Ende der Olympiade 59, die Einwohner der Jonifchen Stadt Teos — weil fie keine Luft hatten fich dem Eroberer Cyrus zu unterwerfen — zu Schiffe giengen, nach Thrazien segelten, und da fie, in einer der fruchtbarften Gegenden deffelben, diefes Abdera fehon gebaut fanden, fich deffen als einer verlaffenen und niemandenzugehörigen Sache bemächtigten, auch fich darinnen gegen die Thrazifchen Barbaren fo gut behaupteten, daß fie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hießen, und einen kleinen Freyftaat ausmachten, der (wie die meiffen griechifchen Städte) ein zweydeutig Mittelding



von Demokratie und Aristokratie war, und regiert wurde, — wie kleine Republiken von jeher regiert worden sind.

«Wozu (rufen unfre Leser) diese nichtsbedeutende Deduction des Ursprungs und der Schicksale des Städtebens Abdera in Thrazien? Was kümmert uns Abdera? Was liegt uns daran, zu wissen, oder nicht zu wissen, wann, wie, wo, warum, von wem, und zu was Ende eine Stadt, welche längst nicht mehr in der Welt ist, erbaut worden seyn mag?»

Geduld, günstige Leser! Geduld, bis wir, eh ich weiter fort erzähle, über unfre Bedingungen einig sind. Verhüte der Himmel, daß man euch zumuthen sollte, die Abderiten zu lesen, wenn ihr gerade was nothigeres zu thun, oder was besseres zu lesen habt! — Ich muß auf eine Predigt studiren — Ich habe Kranke zu besuchen. — Ich hab' ein Gutachten, einen Bescheid, eine Leuterung, einen unterthanigsten Bericht zu machen. — Ich muß recensiren. — Mir fehlen noch sechzehn Bogen an den vier Alphabeten, die ich meinem Verleger binnen acht Tagen liefern muß. — Ich hab' ein Joch Ochsen gekauft. — Ich hab' ein Weib genommen — In Gottes Nahmen! Studiert, besucht, referirt, recensirt, übersetzt, kauft und freyget! — Beschäftigte Leser sind selten gute Leser. Bald gefällt ihnen alles, bald nichts; bald verstehen sie uns halb, bald gar nicht, bald (was das schlimmste ist) unrecht. Wer mit Vergnügen, mit Nutzen lesen will, muß gerade sonst nichts anders zu thun noch zu denken haben. Und wenn ihr euch in diesem Falle befindet, warum solltet ihr nicht zuwo oder drey Minuten daran wenden wollen, etwas zu wissen, was einem Salmafius, einem Barnes, einem Bayle, — und, um aufrichtig zu seyn, mir selbst, weil mir nicht zu rechter Zeit einfiel, den Artikel Abdera

im Bayle nachzuschlagen — eben so viele Stunden gekostet hat? Würdet ihr mir doch geduldig zugehört haben, wenn ich euch die Historie vom König in Böhmenland, der sieben Schlösser hatte, oder die Geschichte der drey Calender zu erzählen angefangen hätte.

Die Abderiten also, hätten (dem zu folge, was wir bereits von ihnen —

«Ohne Unterbrechung, wer waren doch die drey Calender, von denen eben izt die Rede war?»

Verzeihen Sie mir, Madame, — die Rede war von keinen Calendern; von den Abderiten sprachen wir. Aber wenn es ihnen nun juft gemüthlich seyn sollte, Geschichten von Calendern (welche im Vorbeygehen gesagt, mit Calendergeschichten nicht verwechselt werden müssen:) zu lesen, so werden Sie in Taufend und einer Nacht, Taufend und einem Tag, und Taufend und einer Viertelstunde, deren sehr viele finden. Freylich kann ich Ihnen nicht versprechen, daß sie durchgehends so angenehm, so erhaulich, so natürlich und so wunderbar, als die Geschichte der drey Calender, die ich *in petto* behalte, seyn werden; aber, wie wollen Sie auch, daß man Ihnen alles erzählen sollte, was man erzählen könnte? oder wie kann man wenigstens alles auf einmal erzählen?

Die Abderiten also, hätten (dem zufolge, was bereits von ihnen gemeldet worden ist,) ein so feines, lebhaftes, witziges und kluges Völckchen seyn sollen, als jemals eines unter der Sonne gelebt hat. — «Und warum dies?»

(Diese Frage wird uns nicht von den Gelehrten unter unsern Lesern gemacht. Aber, wer wollte auch Bücher schreiben, wenn alle Leser so gelehrt waren, als der Autor? Die Frage: Warum dies? ist allemal eine sehr vernünftige Frage. Sie verdient, wo die Rede von menschlichen Dingen ist, allemal eine

Antwort; und wehe dem, der verlegen oder befehmt, oder ungehalten wird, wenn er sich auf warum dies vernehmen lassen soll. Wir unsers Orts würden die Antwort ungefordert gegeben haben, wenn die Leser nicht so haſtig gewesen wären. Hier iſt ſie!

Tens war eine Athenienſiſche Colonie, von den zwölfen oder dreyzehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kodrus Sohns, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athenienſer waren von jeher ein munteres und geiſtreiches Volk, und ſind es noch, wie man ſagt. Athenienſer, nach Jonien verſetzt, gewannen, unter dem ſchönen Himmel, der dieſes von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder-Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebürge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Joniſchen Griechen die Günftlinge der Muſen. Homerus ſelbſt war, der größten Wahrſcheinlichkeit nach, ein Jonier. Die Erotiſchen Gefänge, die Mileſiſchen Fabeln (die Vorbilder unſrer Novellen und Romanen) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcaeus, die glühende Sappho, Anakreon, der Sänger — Aspasia, die Lehrerin — Apelles, der Mahler, — der Grazien waren aus Jonien; Anakreon ſogar ein geborner Tejer. Dieſer letzte mochte etwan ein Jüngling von achtzehn Jahren ſeyn, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat,) als ſeine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweiſe, daß er ſeine den Liebesgöttern geweyhte Leyer nicht zurück gelaffen, ſang er dort das Lied an ein thraziſches Mädchen, (in Barnesens Ausgabe das Ein und ſechzigſte,) worinn ein gewiſſer wilder Thraziſcher Ton mit der Joniſchen Grazie, die ſeine Liedern eigen iſt, auf eine ganz befondere Art abſieht.

Wer ſollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem erſten Urſprung Athenienſer — ſo

lange Zeit in Jonien einheimiſch — Mitbürger eines Anakreons — ſollten auch in Thrazien den Charakter eines geiſtreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Urſache davon geweſen ſeyn mag,) das Gegenheil iſt außer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, ſo fehlugen ſie aus der Art. Nicht daß ſie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verlohren, und ſich in Schöpfe verwandelt hätten, wie Juvenal ſie beſchuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; und ihre Einbildung gewann einen ſo großen Vorſprung über ihre Vernunft, daß es dieſer niemals wieder möglich war, ſie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen; aber ſelten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo ſie angebracht wurden, oder kamen erſt, wenn die Gelegenheit vorbey war. Sie ſprachen viel, aber immer ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, was ſie ſagen wollten, oder wie ſie es ſagen wollten. Die natürliche Folge hievon war, daß ſie ſelten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu ſagen. Zum Unglück erſtreckte ſich dieſe ſchlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeinlich fehlloſen ſie den Keſicht erſt, wenn der Vogel entflogen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbefonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht beſſer gieng, wenn ſie ſich beſamen. Machten ſie (welches ziemlich oft begegnete,) irgend einen ſehr dummen Streich, ſo kam es immer daher, weil ſie es gar zu gut machen wollten; und wenn ſie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wefens recht lange und ernſtliche Berathſchlagungen hielten, ſo konnte man ſicher darauf rechnen, daß ſie unter allen möglichen Entſcheidungen die ſchlechteſte ergreifen würden. Sie wurden endlich zum Sprüchwort unter den Griechen. Ein Abderitiſcher Einfall, ein Abderiten Stückchen war bey dieſen

ungefähr, was bey uns ein Schildbürger-, oder bey den Helvetiern ein Lalleburger-Streich ist. Zum Exempel: Es fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen feinen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Anlagung gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seeperden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorstellte. Die Seeperde und Delphinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervorspritzen. Aber wie alles fertig stund, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delphins zu befeuchten; und als man das Werk spielen lies, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seeperde und Delphinen den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in ihr Zeughaus bringen; und so oft man solche einem Fremden wies, bedauerte der Aufseher des Zeughauses sehr ernsthaft im Namen der hehl. Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein andermalerhandelten sie eine sehr feine Venus von Elfenbein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für seine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. Sie ist zu sehen, riefen sie einhellig, um an einem niedrigen Platz zu stehen. Ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht, und so viel gekostet hat, kann nicht

zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste seyn, was den Fremden bey dem Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Diesem glücklichen Gedanken zufolge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war, zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Wäfler-Nymphe vorstellen sollte, so nöthigten sie doch alle Fremden, zu gestehen, daß man nichts vollkommners sehen könne.

Uns dünkt, diese Beyspiele beweisen schon mehr als zu viel, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln sehr, ob sich ein Zug denken läßt, der ihren Charakter stärker zeichnen könnte als dieser: daß sie, (nach dem Zeugnis des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen ließen, daß sie selbst endlich genöthiget waren, ihren quackenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander an einen dritten Ort zu begeben. Dies Unglück befahl die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daß es endlich so kommen würde. Der Fehler lag in der That bloß an den Mitteln, wodurch sie dem Übel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten, dies einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war, daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankamen, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegpuzten, daß eine Meile rings um Abdera nicht einer übrig blieb, der dem wiederkommenden Frühling *Βροχερεῖς κοὰς κοὰς* entgegen gesungen hätte.

## VIERTES BUCH. XIII. KAPITEL.

## REDE DES SYKOPANTEN FYSIGNATUS.

«Edle, Ehrenfeste und Weife, Großmögliche Vierhundertmänner!

«Wenn jemahls ein Tag war, an welchem  
 5 sich die Vortrefflichkeit der Verfassung unfrer  
 Republik in ihrem größten Glanz enthüllt  
 hat, und wenn jemahls ich mit dem Gefühl,  
 was es ist ein Bürger von Abdera zu feyn,  
 10 unter euch aufgetreten bin: fo ist es an die-  
 fem großen Tage, da vor dieses ehrwürdige  
 höchfte Gericht, vor diese erwartungsvolle  
 und theilnehmende Menge des Volkes, vor die-  
 15 sen anfehnlichen Zusammenfluß von Fremden,  
 die der Ruf eines fo außerordentlichen Schau-  
 spiels schaarenweise herbeygezogen hat, ein  
 Rechtshandel zur Entfcheidung gebracht wer-  
 den foll, der in einem minder freyen, min-  
 20 der wohl eingerichteten Staate, der selbst in  
 einem Theben, Athen oder Sparta, nicht für  
 wichtig genug gehalten worden wäre, die  
 stolzen Verwalter des gemeinen Wefens nur  
 einen Augenblick zu befchäftigen. Edles,  
 preiswürdiges, drey-mahl glückliches Abdera!  
 Du allein genießeft unter dem Schutz einer  
 25 Gefetzgebung, der auch die geringften, auch  
 die zweifelhaftesten und spitzfündigften Rechte  
 und Ansprüche der Bürger heilig find, du  
 allein genießeft das Wefen einer Sicherheit  
 und Freyheit, wovon andere Republiken (was  
 30 auch fonft die Vorzüge feyn mögen, womit  
 sich ihre patriotifche Eitelkeit brüftet) nur  
 den Schatten zum Antheil haben.

«Oder, faget mir, in welcher andern Re-  
 35 publik würde ein Rechtshandel zwifchen einem  
 gemeinen Bürger und einem der geringften  
 aus dem Volke, ein Handel, der dem ersten  
 Anblick nach kaum zwey oder drey Drach-  
 men beträgt, über einen Gegenstand, der fo  
 unbedeutend scheint, daß die Gefetze ihn bey  
 40 Benennung der Dinge, welche ins Eigenthum  
 kommen können, gänzlich vergeffen haben,

ein Handel über etwas, dem ein fubtiler Dia-  
 45 tektiker fogar den Nahmen eines Dinges strei-  
 tig machen könnte, — mit Einem Wort, ein  
 Streit über den Schatten eines Efels — faget  
 mir, in welcher andern Republik würde ein  
 5 folcher Rechtshandel zum Gegenstand der  
 allgemeinen Theilnehmung, zur Sache eines  
 jeden, und alfo, wenn ich fo fagen darf,  
 gleichfam zur Sache des ganzen Staats ge-  
 10 worden feyn? In welcher andern Republik  
 find die Gefetze des Eigenthums fo fcharf  
 heftimmt, die gegenseitigen Rechte der Bür-  
 ger vor aller Willkühr der obrigkeitlichen  
 15 Personen fo ficher gefteht, die geringfügig-  
 ften Ansprüche oder Forderungen felbft des  
 ärmften, in den Augen der Obrigkeit fo wick-  
 tig und hoch angefehen, daß das höchfte  
 Gericht der Republik felbft es nicht unter  
 20 feiner Würde hält, fich feierlich zu verfam-  
 meln, um über das zweifelhaft fcheinende  
 Recht an einen Efelschatten zu erkennen?

«Wehe dem Manne, der bey diefem Worte  
 die Nafe rümpfen, und, aus albernen kindi-  
 25 fchen Begriffen von dem was groß oder klein  
 ift, mit unverftändigem Hohnlächeln anfehen  
 könnte, was die höchfte Ehre unfrer Justiz-  
 verfallung, der Ruhm unfrer Obrigkeit, der  
 Triumph des ganzen abderitifchen Wefens  
 und eines jeden guten Bürgers ift! Wehe dem  
 30 Manne, ich wiederhohl' es zum zweyten- und  
 dritten-mahl, der keinen Sinn hätte, dieß zu  
 fühlen! Und Heil der Republik, in welcher,  
 fobald es auf die Gerechtfame der Bürger,  
 auf einen Zweifel über Mein und Dein, die  
 35 Grundftefe aller bürgerlichen Sicherheit, an-  
 kommt, auch ein Efelschatten keine Klein-  
 heit ift!

«Aber, indem ich folchergestalt auf der  
 40 einen Seite mit aller Wärme eines Patrio-  
 ten, allem gerechten Stolz eines ächten Ab-  
 deriten, fühle und erkenne, welch ein glor-  
 reiches Zeugniß von der vortrefflichen Ver-

faffung unrer Republik sowohl, als von der unparteyifchen Feftigkeit und nichts überfchenden Sorgfalt, womit unfre ruhmwürdigft regierende Obrigkeit die Wage der Gerechtigkeit handhabet, diefer vorliegende Handel bey der fpecteften Nachkommenfchaft ablegen wird: wie fehr muß ich auf der andern Seite die Abnahme jener treuherzigen Einfalt unrer Vorältern, das Verfchwinden jener mitbürgerlichen und freundnachbarlichen Sinnesart, jener gegenfeitigen Dienftbeftiffenheit, jener freywilligen Geneigtheit, aus Liebe und Freundfchaft, aus gutem Herzen, oder wenigftens um des Friedens willen, etwas von unferm vermeinten ftrengen Rechte fahren zu laffen, — wie fehr, mit Einem Worte, muß ich den Verfall der guten alten Abderitifchen Sitten beklagen, der die wahre und einzige Quelle des unwürdigen, fchamvollen Rechts-handels ift, in welchem wir heute befangen find! — Wie werd' ichs ohne glühende Schamræthe heraus fagen können? — O du einft fo berühmte Biederherzigkeit unrer guten Alten, ift es dahin mit dir gekommen, daß Abderitifche Bürger — fie, die bey jeder Gelegenheit, aus vaterländifcher Treue und nachbarlicher Freundfchaft, bereit feyn follten das Herz im Leibe mit einander zu theilen — fo eigemützig, fo karg, fo unfreundlich, was fag' ich, fo unmenfchlich find, einander fogar den Schatten eines Efels zu verlagern?

•Doch — verzeiht mir, werthe Mithbürger! ich irrte mich in dem Worte — verzeiht mir eine unvorfetzliche Beleidigung! Derjenige, der einer fo niedrigen, fo rohen und barbarifchen Denkart fähig war, ift keiner unrer Mithbürger. Es ift ein bloß geduldeter Einwohner unrer Stadt, ein bloßer Schutzverwandter des Jafontempels, ein Menfch aus den dickften Hefen des Pöbels, ein Menfch, von defsen Geburt, Erziehung und Lebensart nichts beffers zu erwarten war, mit Einem

Wort, ein Efeltreiber — der, außer dem gleichen Boden und der gemeinfamen Luft, die er athmet, nichts mit uns gemein hat, als was uns auch mit den wildeften Völkern der Hyperboreifchen Wüften gemein ift. Seine Schande klebt an ihm allein; uns kann fie nicht befudeln. Ein Abderitifcher Bürger, ich unterfche michs zu fagen, hätte fich keiner folchen Unthat fchuldig machen können.

•Aber — nenn' ich fie vielleicht mit einem zu ftrengen Nahmen, diefe That? — Stellet euch, ich bitte, an den Platz eures guten Mithbürgers Strathion, und — fühlet!

•Er reifet in feinen Gefchäften, in Gefchäften feiner edeln Kunft, die es bloß mit Verminderung der Leiden feiner Nebenmenfchen zu thun hat, von Abdera nach Gerania. Der Tag ift einer der fehwürftten Sommertage. Die ftrengfte Sonnenhitze fcheint den ganzen Horizont in den hohlen Bauch eines glühenden Backofens verwandelt zu haben. Kein Wölkchen, das ihre fengenden Strahlen dämpfte! Kein wehendes Lüftchen, den verletzten Wanderer anzufrifchen! Die Sonne flammt über feiner Scheitel, fangt das Blut aus feinen Adern, das Mark aus feinen Knochen. Lechzend, die dürre Zung' am Gaumen, mit trüben, von Hitze und Glanz erblindenden Augen, fieht er fich nach einem Schattenplatz, nach irgend einem einzelnen mitleidigen Baum um, unter defsen Schirm er fich erhohlen, er einen Mund voll frifcherer Luft einathmen, einen Augenblick vor den glühenden Pfeilen des unerbittlichen Apollo ficher feyn könnte.

•Umfonft! Ihr kennet alle die Gegend von Abdera nach Gerania. Zwvey Stunden lang, zur Schande des ganzen Thraciens fey es gefagt! kein Baum, keine Staude, die das Auge des Wandrers in diefer abfcheulichen Fläche von magern Brach- und Kornfeldern erfrifchen, oder ihm gegen die mittägliche Sonne Zuflucht geben könnte!

«Der arme Struthion sank endlich von feinem Thier herab. Die Natur vermochte es nicht länger auszudauern. Er ließ den Efel halten, und setzte sich in seinen Schatten. — Schwaches, armfeliges Erhohlungsmittel! Aber so wenig es war, war es doch etwas!

— Und welch ein Ungeheuer mußte der Gefühllose, der Felsenherzige seyn, der seinem leidenden Nebenmenschen, in solchen Umständen, den Schatten eines Esels verlagern konnte? War' es glaublich, daß es einen solchen Menschen gebe, wenn wir ihn nicht mit eignen Augen vor uns sehen? — Aber hier steht er, und, was beynahe noch ärger, noch unglaublicher als die That selbst ist — er bekennt sich von freyen Stücken dazu, scheint sich seiner Schande noch zu rühmen; und, damit er keinem seines gleichen, der künftiglich noch geboren werden mag, eine Möglichkeit, ihm an schamloser Frechheit gleich zu kommen, übrig lasse, treibt er sie so weit, nachdem er schon von dem ehrwürdigen Stadtgericht in erster Instanz verurtheilet worden, sogar vor der Majestät dieses höchstn Gerichtshofes der Vierhundertmänner zu behaupten, daß er Recht daran gethan habe. — «Ich verlagte ihm den Eselschatten nicht, spricht er, wiewohl ich nach dem strengen Recht nicht schuldig war ihm darin sitzen zu lassen; ich verlangte nur eine billige Erkenntlichkeit dafür, daß ich ihm zu dem Efel, den ich ihm vermiethet hatte, nun auch den Schatten des Esels überlassen sollte, den ich nicht vermiethet hatte.» Elende, schändliche Ausflucht! Was würden wir von dem Manne denken, der einem halb verfehnmachteten Wanderer verwehren wollte, sich unentgeltlich in den Schatten seines Baumes zu setzen? Oder wie würden wir denjenigen nennen, der einem vor Dureft sterbenden Fremdling nicht gestattet wollte, sich aus dem Wasser zu haben, das auf seinem Grund und Boden flöste?

«Erinnert euch, o ihr Männer von Abdera, daß dieß allein, und kein andres, das Verbrechen jener lycischen Bauern war, die der Vater der Götter und der Menschen, zur Rache wegen einer gleichartigen Unmenschlichkeit, welche diese Elenden an seiner geliebten Latona und ihren Kindern ausübten — zum schrecklichen Beyspiel aller Folgezeiten, in Frösche verwandelte. Ein furchtbares Wunder, dessen Wahrheit und Andenken mitten unter uns in dem heiligen Hain und Teich der Latona, der ehrwürdigen Schutzgöttin unsrer Stadt, lebendig erhalten, verewigt, und gleichsam täglich erneuert wird! Und du, Anthrax, du, ein Einwohner der Stadt, in welcher dieses furchtbare Denkmahl des Zorns der Götter über verweigerte Menschlichkeit ein Gegenstand des öffentlichen Glaubens und Gottesdienstes ist, du scheuest dich nicht, ihre Rache durch ein ähnliches Verbrechen auf dich zu ziehen?

«Aber, du trotzeft auf dein Eigenthumsrecht. — «Wer sich seines Rechts bedient, spricht du, der thut niemand Unrecht. Ich bin einem andern nicht mehr schuldig, als er um mich verdient. Wenn der Efel mein Eigenthum ist, so ist es auch sein Schatten.»

«Sagst du das? Und glaubst du, oder glaubt der scharfsinnige und beredte Sachwalter, in dessen Hände du die schlimmste Sache, die jemahls vor ein Götter- oder Menschengericht gekommen, gestellt hast, glaubt er, mit aller Zauberey seiner Beredsamkeit, oder mit allem Spinnengewebe solistischer Trugschlüsse unsern Verstand dergestalt zu überwältigen und zu umspinnen, daß wir uns überreden lassen sollten, einen Schatten für etwas wirkliches, geschweige für etwas an welches jemand ein direktes und ausschließendes Recht haben könne, zu halten?

«Ich würde, großmögende Herren, eure Geduld mißbrauchen, und eure Weisheit beleidigen, wenn ich alle Gründe hier wieder-

hohlen wollte, womit ich bereits in der ersten Infanz, taktenkundiger Maßen, die Nichtigkeit der gegnerischen Scheingründe dargethan habe. Ich begnüge mich für jetzt, nach Erforderniß der Nothdurft, nur dieß Wenige davon zu sagen. Ein Schatten kam, genau zu reden, nicht unter die wirklichen Dinge gerechnet werden. Denn das, was ihn zum Schatten macht, ist nichts wirkliches und positives, sondern gerade das Gegentheil; nemlich, die Entziehung desjenigen Lichtes, welches auf den übrigen, den Schatten umgebenden Dingen liegt. In vorliegendem Fall ist die schiefe Stellung der Sonne und die Undurchsichtigkeit des Efels (eine Eigenschaft, die ihm nicht, in so fern er ein Efel, sondern in so fern er ein dichter und dunkler Körper ist, anleibt) die einzige wahre Ursache des Schattens, den der Efel zu werfen scheint, und den jeder andre Körper an seinem Platze werfen würde; denn die Figur des Schattens thut hier nichts zur Sache. Mein Klient hat sich also, genau zu reden, nicht in den Schatten eines Efels, sondern in den Schatten eines Körpers gesetzt; und der Umstand, daß dieser Körper ein Efel, und der Efel ein Hansgenosse eines gewissen Anthrax aus dem Jafontempel zu Abdera war, ging ihn eben so wenig an, als er zur Sache gehörte. Denn, wie gesagt, nicht die Efelheit, (wenn ich so sagen darf) sondern die Körperlichkeit und Undurchsichtigkeit des mehr besagten Efels ist der Grund des Schattens, den er zu werfen scheint.

«Allein, wenn wir auch zum Überfluß zugehen, daß der Schatten unter die Dinge gehöre: so ist aus unzähligen Beyspielen klar und weltbekannt, daß er zu den gemeinen Dingen zu rechnen ist, an welche ein jeder so viel Recht hat, als der andre, und an die sich derjenige das nachste Recht erwirbt, der sie zuerst in Besitz nimmt.

«Doch, ich will noch mehr thun; ich will fogar zugeben, daß des Efels Schatten ein Zuhörer des Efels sey, so gut als es seine Ohren sind: was gewinnt der Gegentheil dadurch? Struthion hatte den Efel gemiethet, folglich auch seinen Schatten. Denn es verfleht sich bey jedem Miethkontrakt, daß der Vermiether dem Abmieter die Sache, wovon die Rede ist, mit allem ihrem Zubehör und mit allen ihren Nießbarkeiten zum Gebrauch überlaßt. Mit welchem Schatten eines Rechts konnte Anthrax also begehren, daß ihm Struthion den Schatten des Efels noch besonders bezahle? Das Dilemma ist außer aller Widerrede: Entweder ist der Schatten des Efels ein Zuhörer des Efels, oder nicht. Ist er es nicht: so hat Struthion und jeder andre eben so viel Recht daran als Anthrax. Ist er es aber, so hatte Anthrax, indem er den Efel vermietete, auch den Schatten vermietet; und seine Forderung ist eben so ungereimt, als wenn wir einer seine Leyer verkauft hätte, und verlangte dann, wenn ich darauf spielen wollte, daß ich ihn auch noch für ihren Klang bezahlen müßte.

«Doch wozu so viele Gründe in einer Sache, die dem allgemeinen Menscheninn so klar ist, daß man sie nur zu hören braucht, um zu sehen, auf welcher Seite das Recht ist? Was ist ein Efelschatten? Welche Unverschämtheit von diesem Anthrax, wofern er kein Recht an ihn hat, sich dessen anzumassen, um Wucher damit zu treiben? Und wofern der Schatten wirklich sein war: welche Niederträchtigkeit, ein so wenig, das Wenigste was sich nennen oder denken laßt, etwas in tausend andern Fällen gänzlich Unbrauchbares, einem Menschen, einem Nachbar und Freunde, in dem einzigen Falle zu verfahren, wo es ihm unentbehrlich ist!

«Lasset, Edle und Großmögende Vierhundertmänner, lasset nicht von Abdera gesagt

werden, daß ein solcher Muthwille, ein solcher Frevel, vor einem Gerichte, vor welchem (wie vor jenem berühmten Arcopagus zu Athen) Götter selbst nicht errathen würden, ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen, Schutz gefunden habe! Die Abweisung des Klägers mit seiner unftatthaften, ungerechten und lächerlichen Klage und Appellazion, die Verurtheilung deselben in alle Kosten und Schaden, die er dem unfehlbaren Beklagten durch sein unbefugtes Betragen in dieser Sache verursacht hat, ist jetzt das wenigste, was ich im Namen meines Klienten fordern kann. Auch Genugthuung, und wahrlich eine ungeheure Genugthuung, wenn sie mit der Größe seines Frevels im Ebenmaße stehen soll, ist der unbefugte Kläger schuldig! Genugthuung dem Beklagten, dessen häusliche Ruhe, Geschäfte, Ehre und Leumund von ihm und seinen Beschützern während des Laufs dieses Handels auf unzählige Art gestört und angegriffen worden! Genugthuung dem ehrwürdigen Stadtgerichte, von dessen gerechtem Spruch er, ohne Grund, an dieses hohe Tribunal appelliert hat! Genugthuung diesem höchsten Gerichte selbst, welches er mit einem so nichtswürdigen Handel muthwilliger Weise zu behelligen sich unterstanden! Genugthuung endlich der ganzen Stadt und Republik Abdera, die er bey dieser Gelegenheit in Unruhe, Zwiespalt und Gefahr gesetzt hat!

•Fordre ich zu viel, Großmögende Herren? fordre ich etwas unbilliges? Sehet hier das ganze Abdera, das sich unzählbar an die Stufen dieser hohen Gerichtsstätte drängt, und im Namen eines verdientvollen, schwer gekrankten Mitbürgers, ja im Namen der Republik selbst, Genugthuung erwartet, Genugthuung fordert. Bindet die Ehrfurcht ihre Zungen, so funkelt sie doch aus jedem Auge, diese gerechte, diese nicht zu verweigernde Forderung! Das Vertrauen der Bürger, die

Sicherheit ihrer Gerechtfame, die Wiederherstellung unsrer innerlichen und öffentlichen Ruhe, die Begründung derselben auf die Zukunft, mit Einem Worte, die Wohlfahrt unsers ganzen Staats, hängt von dem Anspruche ab den ihr thun werdet, hängt von Erfüllung einer gerechten und allgemeinen Erwartung ab. Und wenn in den ersten Zeiten der Welt ein Efel das Verdienst hatte, die fehlumnernden Götter bey dem nächtlichen Überfall der Titanen mit seinem Gefehrey zu wecken, und dadurch den Olympus selbst vor Verwüstung und Untergang zu retten: so möge jetzt der Schatten eines Efels die Gelegenheit, und der heutige Tag die glückliche Epoke seyn, in welcher diese uralte Stadt und Republik nach so vielen und gefahrvollen Erfchütterungen wieder beruhiget, das Band zwischen Obrigkeit und Bürgern wieder fest zusammengezogen, alle vergangene Mißthelligkeiten in den Abgrund der Vergessenheit versenkt, durch gerechte Verurtheilung eines einzigen frevelhaften Efeldreibers der ganze Staat gerettet, und dessen blühender Wohlstand auf ewige Zeiten sicher gestellt werde!

#### XIV. KAPITEL.

ANSWORT DES SYKOPANTEN POLYTONOS.

•Großmögende Vierhundertmänner!

•Wahrheit und Licht haben das vor allen andern Dingen in der Welt voraus, daß sie keiner fremden Hülfe bedürfen um gesehen zu werden. Ich überlasse meinem Gegenpart willig alle Vortheile, die er von seinen Rednerkünften zu ziehen vermeint hat. Dem, der Unrecht hat, kommt es zu, durch Figuren und Wendungen und Fechterstreiche und das ganze Gaukelspiel der Schulrhetorik! Kindern und Narren einen Dunst vor die Augen zu machen. Geseheidte Leute lassen sich nicht dadurch blenden. Ich will nicht untersuchen,



wie viel Ehre und Nachruhm die Republik Abdera bey diefem Handel über einen Efel-fchatten gewinnen wird. Ich will die Richter weder durch grobe Schmeicheleyen zu beftechen, noch durch verfteckte Drohnungen zu fchrecken fuchen. Noch viel weniger will ich dem Volke durch aufwiegelnde Reden das Signal zum Lärmen und Aufruhr geben. Ich weiß, warum ich da bin und zu wem ich rede. Kurz, ich werde mich begnügen zu beweifen, daß der Efeltreiber Anthrax Recht, oder, um mich genauer und billiger auszudrücken als von einem Sachwaller gefordert werden könnte, weniger Unrecht hat, als fein unbefugter Widerfacher. Der Richter wird alsdann fehon willen was feines Amtes ift, ohne daß ich ihn daran zu erinnern brauche."

"Großmegeude Herren, ich ftehe hier nicht als Sachwaller des Efeltreibers Anthrax, fondern als Bevollmächtigter des Jafontempels, und von wegen des erlauchten und hochwürdigen Agathyrfus, zeitigen Erzpriefters und Obervorftehers defelben, Hüters des wahren goldnen Miefes, oberften Gerichtsherrn über alle defsen Stiftungen, Güter, Gerichte und Gebiete, und Oberhaupts des hochedeln Gefchlechts der Jafoniden, um im Nahmen Jafons und feines Tempels von euch zu begehren, daß dem Efeltreiber Anthrax Genugthuung gefehe, weil er im Grunde doch am meiften Recht hat; und daß ers habe, hoffe ich, trotz allen den Kniffen, die mein Gegner von feinem Meifter Gorgias gelernt zu haben fich rühmt, fo klar und laut zu beweifen, daß es die Blinden fehen und die Tauben hören follen. Also, ohne weitere Vorrede, zur Sache!

"Anthrax vermietete dem Zahnarzte Struthion feinen Efel auf einen Tag; nicht zu felbftbeliebigem Gebrauch, fondern um ihn, den Zahnarzt mit feinem Mantelfack, halben

Weges nach Gerania zu tragen, welches, wie jedemann weiß, acht ftarke Meilen von hier entfernt liegt.

"Bey der Vermietung des Efels dachte natürlicher Weife keiner von beiden an feinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abftieg, und den Efel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte als er, in der Sonne zu ftehen noethigte, um fich in defsen Schatten zu fetzen, war es ganz natürlich, daß der Herr und Eigenthömer des Efels dabey nicht gleichgültig blieb.

"Ich begehre nicht zu läugnen, daß Anthrax eine alberne und efelhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daß er ihn für des Efels Schatten defswegen bezahlen follte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermietet habe. Aber dafür ift er auch nur ein Efeltreiber von Vorältern her, d. i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Efeln aufgewachfen ift und mehr mit Efeln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, felbft nicht viel beffer als ein Efel zu feyn. Im Grunde wars alfo bloß — der Spaß eines Efeltreibers.

"Aber in welche Klaffe von Thieren follen wir den fetzen: der aus einem folchen Spaß Eruft machte? Hätte Herr Struthion wie ein verftändiger Mann gehandelt, fo brauchte er dem Grobian nur zu fagen: »Guter Freund, wir wollen uns nicht um eines Efel-fchattens willen entzweyen. Weil ich dir den Efel nicht abgemietet habe um mich in feinen Schatten zu fetzen, fondern um darauf nach Gerania zu reiten: fo ift es billig, daß ich dir die etlichen Minuten Zeitverluft vergüte die dir mein Abfteigen verurfacht; zumahl da der Efel um fo viel länger in der Hitze ftehen muß und dadurch nicht beffer wird. Da, Bruder, haft du eine halbe

Drachme; laß mich einen Augenblick hier verfehaufen, und dann wollen wir uns, in aller Fröfche Nahmen! wieder auf den Weg machen.\* —

•Hätte der Zahnarzt aus diefem Tone gefprochen, fo hätt er gefprochen wie ein ehrlicher und billiger Mann. Der Efeltreiber hätte ihm für die halbe Drachme noch ein Gott vergelst! gefagt; und die Stadt Abdera wäre des ungewiffen Nachruhms, den ihr mein Gegentheil von diefem Efelprozeß verfpriecht, und aller der Unruhen, die daraus entftehen mußten, fo bald ich fo viele große angefehene Herren und Damen in die Sache mifchten, überhoben gewesen. Statt deffen fetzt fich der Mann auf feinen eignen Efel, befehzt auf feinem bodenlofen Rechte fich vermege feines Miethkontrakts in des Efels Schatten zu fetzen fo oft und fo lange er wolle, und bringt dadurch den Efeltreiber in die Hitze, daß er vor den Stadtrichter läuft, und eine Klage anbringt, die eben fo abgefchmactt ift als die Verantwortung des Beklagten.

•Ob es nun nicht, zu Statuirung eines lehrreichen Beyfpieles, wohl gethan wäre, wenn dem Sykofanten Fygnatus, meinem wertheften Kollegen — als deffen Aufheztung es ganz allein zuzufchreiben ift, daß der Zahnbrecher den von dem ehrwürdigen Stadtrichter Filippides vorgesehlagnen billigen Vergleich nicht eingegangen — für den Dienft, den er dem Abderitischen gemeinen Wesen dadurch geleistet, die Ohren gestutzt, und allenfalls, zum ewigen Andenken, ein paar Efelohren dafür angefestzt würden; ingleichen, was für einen öffentlichen Dank der ehrwürdige Zunftmeister Pfiem, und

die übrigen Herren, die durch ihren patriotischen Eifer Öhl ins Feuer gegoffen, für ihre Mühe verdient haben möchten: überlaßt der erlauchte Erzpriester, mein Principal, dem eignen einsehtsvollen Ermessen des höchften Gerichts der Vierhundert. Er feines Ortes wird, als angeborner Oberherr und Richter des Efeltreibers Anthrax, nicht ermangeln, ihm, zu wohl verdienter Belohnung feines in diefem Handel bewiesenen Unverftandes, unmittelbar nach geendigtem Prozeß fünf und zwanzig Prügel zuzählen zu lassen. Da aber darum das Recht des mehr besagten Efeltreibers, wegen der von dem Zahnarte Struthion erlittenen Ungebühr, wegen des Mißbrauchs den diefer von seinem Efel gemacht, und wegen der Weigerung einer billigen Vergütung des verursachten Zeitverlusts und Deteriorazion seines lastbaren Thieres, Genugthuung zu fordern, nichts desto weniger in seiner ganzen Kraft befehzt: fo begehret und erwartet der erlauchte Erzpriester von der Gerechtigkeit dieses hohen Gerichts, daß seinem Unterthanen, ohne längern Aufschub, die gebührende vollftändigste Entschädigung und Genugthuung verschafft werde.

•Euch aber (setzte er hinzu, indem er sich umdrehte und gegen das Volk kehrte) soll ich im Nahmen Jafons ankündigen, daß alle diejenigen, die auf eine ungebührliche und aufrührerische Art an der bösen Sache des Zahnbrechers Antheil genommen, so lange bis sie dafür gebührenden Abtrag gethan haben werden, von den Wohlthaten, die der Tempel Jafons alle Monate den armen Bürgern zuließen laßt, ausgeschlossen feyn und bleiben sollen.\*

## IDYLLEN VON SALOMON GESSNER.

IDAS, MYCON.

Sey mir gegrüßt, Mycon! du lieblicher Sän-  
ger! Wenn ich dich sehe, dann hüpf' mir  
das Herz vor Freude; seit du auf dem Stein  
heym Brunnen mir das Frühlings-Lied fan-  
gest, seitdem hab' ich dich nicht gesehen.

mycon. Sey mir gegrüßt, Idas! du lieb-  
licher Flöten-Spieler! Laß uns einen küh-  
len Ort suchen, und in dem Schatten uns  
lagern.

mys. Wir wollen auf diese Anhöhe gehn,  
wo die große Eiche des Palemons steht; sie  
beschattet weit umher, und die kühlen Winde  
flattern da immer. Indes können meine Zie-  
gen an der jachen Wand klettern, und vom  
Gestrauch reissen. Sieh, wie die große Eiche  
die schlanken Äste umher trägt, und küh-  
len Schatt'n austretet; laß hier bey den wil-  
den Rosen-Gebüsch'n uns lagern, die sanf-  
ten Winde sollen mit unsern Haaren spielen.  
Mycon! dieß ist mir ein heiliger Ort! O Pa-  
lemon! diese Eiche bleibt deiner Redlich-  
keit heiliges Denkmal! Palemon hatte eine  
kleine Heerde; er opferte dem Pan viele  
Schaafe; O Pan! bat er, laß meine Heerde  
sich mehren, so kann ich sie mit meinem  
armen Nachbar theilen. Und Pan machte,  
daß seine Heerde in einem Jahr um die  
Hälfte sich mehrte; und Palemon gab dem  
armen Nachbar die Hälfte der ganzen Heerde.  
Da opfert' er dem Pan auf diesem Hügel,  
und pflanz' eine Eiche, und sprach: O Pan!  
immer sey dieser Tag mir heilig, an dem  
mein Wunsch sich erfüllte; segne die Eiche,  
die ich hier pflanze; sie sey mir ein heili-  
ges Denkmal; alle Jahre will ich dann in  
ihrem Schatten dir opfern. Mycon! soll

ich dir das Lied fingen, das ich immer un-  
ter dieser Eiche finge?

mycon. Wenn du mir das Lied fingest,  
dann will ich diese neunstimmige Flöte dir  
schenken; ich selbst habe die Rohre mit lan-  
ger Wahl am Ufer geschnitten, und mit  
wobriechendem Wachs vereint.

Idas sang izt:

Die ihr euch über mir wölbt, schlänke  
10 Äste! ihr strent mit euerm Schatten ein hei-  
liges Entzücken auf mich. Ihr Winde! wenn  
ihr mich kühlt, dann ist's als rauscht' eine  
Gottheit unsichtbar neben mir hin. Ihr Zie-  
gen und ihr Schaafe! sehn'et, ó sehn'et!  
15 und reißt das junge Ephen nicht vom weißen  
Stamm, daß es empor schleiche und grüne  
Kränze flechte, rings um den weißen Stamm.  
Kein Donnerkeil, kein reißender Wind fall  
dir schaden, hoher Bann! Die Götter wol-  
20 lens, du sollst der Redlichkeit Denkmal seyn.  
Hoch steht sein Wipfel empor; es sichtet  
ihn feruher der Hirt, und weist ihn ermah-  
nend dem Sohn; es sichtet ihn die zärtliche  
Mutter, und sagt Palemons Geschichte dem  
horchenden Kind auf der Schoos. O pflanz  
25 der Redlichkeit so manch Denkmal, ihr Hir-  
ten! daß wir einst voll heiligen Entzükens  
in dunkeln Hainen einbergeh'n.

So sang Idas, er hatte schon lange ge-  
schwiegen, und Mycon saß noch wie hor-  
chend. Ach Idas! Mich entzückt der thauende  
Morgen, der kommende Frühling entzückt  
mich, noch mehr des Redlichen Thaten.

So sprach Mycon, und gab ihm die neun-  
35 stimmige Flöte.

## AMYNTAS.

Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe gefehnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eich-Baum neben einem hinraufschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erd' entbleßet, und der Baum stund da, traurig und drohte zu sinken. Schade! sprach er, solltest du Baum in dies wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel feiner Wellen hingeworfen seyn. Izt nahm er die fehweren Stäbe von der Schulter; ich kann mir andre Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Izt war der Damm gebaut, und die entbleßten Wurzeln mit frischer Erde bedekt; und izt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andre Stäbe zu holen; aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnet dich weglassen? gütiger Hirt! sage mirs, was wünschest du zur Belohnung, ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide föhrest. -O! wenn du mir zu bitten vergönneßt, Nymphe! so sprach der arme Hirt; mein Nachbar Palemon ist seit der Erndte schon krank, laß ihn gesund werden!"

So hat der Redliche, und Palemon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde und bey seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

## DIE GEGEND IM GRAS.

Du hoher fehwarzer Taunen-Hain, der du die Pfeil-geraden rothlichten Stämme dicht und hoch durch deinen dunkeln Schatten empor hebßt! hohe fehlanke Eichen! und du Fluß! der du mit blendendem Silber-Glanz hinter jenen grauen Bergen hervor raufsehest, nicht euch will ich izt sehn; izt sey das Gras um mich her meine Gegend. Diese bewundernswürdige Welt im kleinen, von unendlich mannigfaltiger Schönheit; unendliche Arten Gewächse, Millionen verschiedne Bewohner; theils fliegen von Blumen zu Blumen, theils kriechen und laufen umher, in Labyrinthen des Grafes; unendlich mannigfaltig an Bildung und Schönheit, findt jeder hier seine Nahrung, jeder seine Freuden; Mithürger dieser Erde, jeder in seiner Art vollkommen und gut. Wie sanft riefest du vorüber, kleine Quelle! durch die Wasser-Kressen und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen; du sehwingest kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her, und machest sie wanken; von beyden Ufern steht das fette Gras mit Blumen vermischet; sie biegen sich herüber, und dein klares Wasser fließt durch ihr bantes Gewölb und glänzet im vielfärbichten Widerschein. Ich will izt durch den kleinen Hain des wankenden Grafes hinfehn; wie glänzet das mannigfaltige Grün, von der Sonne beschienen! sie streuen sehwebende Schatten eins auf das andere hin; fehlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Ästen und mannigfaltigem Laub, oder sie steigen darüber empor, und tragen wankende Blumen. Aber du blane Viole, du Bild des Weifen, du stehst bescheiden niedrig im Gras, und streust Gerüche umher, indeß daß Geruch-lose Blumen hoch über das Gras empor stehn, und prälerisch winken. Fliegende Würmchen verfolgen sich unten

im Gras; bald verliert sie mein Aug' im grünen Schatten, dann schwärmen sie wieder im Sonnen-Schein, oder sie fliegen zu Schaa- ren empor, und tanzen heber in der glän- zenden Luft.

Welch eine bunte Blume wieget sich dort an der Quelle? So fehen und glänzend von Farbe — doch nein! angenehmer Betrug! ein Schmetterling flieget empor, und läßt das wankende Gräschen zurück. Izt rau- fchet ein Würmchen, schwarz beharnticht auf glänzend rothen Flügeln vorbey, und fezt sich (zu feinem Gatten vielleicht) auf die nahe Glocken-Blume. Raufche fauft, da rieselnde Quelle! Erfchüttert nicht die Blumen und das Gras, ihr Zephyr! Trieg' ich mich, oder her' ich den zärtlichsten Ge- fang? Ja sie fingen, aber unfer Ohr ist zu ftumpf, das feine Concert zu vernehmen, fo wie unfer Auge, die zarten Züge der Bildung zu fehn. Was für ein liebliches Summen schwärmt um mich her? Warum wanken die Blumen fo? Ein Schwarm klei- ner Bieneu ifts; sie flugen fräelich aus, von ihrer fernu Wohnftadt, und zerftreuten sich auf den Fluren und in den fernu Gärten; aufmerkfam wählend fammelten sie die gelbe Beute, und kehren zurück, ihren Staat zu mehren, jede mit dem gleichen Bestreben; da ist kein müßiger Bürger; sie schwärmen umher, von Blume zu Blume, und verber- gen nachfuchend die kleinen haarichten Häup- ter in den Kelehen der Blumen; oder sie grahen sich mühsam hinein, in die noch nicht offenen Blumen, die Blume schließet sich wieder, und verbirgt den kleinen Räuber, der die Schätze ihr raubt, die sie vielleicht erst Morgen der kommenden Sonne und dem glänzenden Thau entfaltet hätte.

Dort auf die hohe Klee-Blume fezt sich ein kleiner Schmetterling; er fehwingt feine bunten Flügel; auf ihrem glänzenden Silber

stehn kleine purpurne Fleken, und ein gold- ner Saum verliert sich am Ende der Flügel ins Grüne; da fikt er prächtig, und puzt den kleinen Busch der silbernen Federn auf fei- nem kleinen Haupt. Schöner Schmetter- ling! biege die Blume zum Bach hin, und sieh da deine fehöne Gefalt; dann gleicheft du der fehönen Belinde, die heym Spiegel vergift, daß sie mehr als Schmetterling feyn sollte; ihr Kleid ist nicht fo fehön wie deine Flügel, aber Gedanken-los ist sie wie du.

Was für ein wildes Spiel hebt ihr izt an, kleine Zephyr? Sieh hafehend wälzen sie sich durch das Gras hin; wie ein fauf- ter Wind auf einem Teich Wellen vor sich her jagt, fo durchwühlen sie das raufchende Gras, die kleinen bunten Bewohner fliegen empor und fehen in die Verwüftung hin- unter; izt ruhen sie wieder, die Zephyrs, und das Gras und die Blumen winken sie freundlich zurück.

Aber, ô! könnt' ich mich izt verbergen! Bedeket mich, ihr Blumen! Dort geht der junge Hyacinthus vorüber, im fehönen gold- nen Kleid; er eilt durchs verächtliche Gras neben der Natur hin, und pfeift; sie mag ihn anlächeln, für ihn ist das eine zu alte Schöne; er eilt zu Fräulein Henrietten, wo die fehöne Welt heym Spiel-Tische sich sammelt; da wird fejn Kleid Augen von feinem Gefehmak besser entzulen, als ein glühendes Abend-Roth. Wie wird er la- chen, wenn er mich sieht, fern von der fei- nen Welt bey den Würmern im Grabe krie- chen. Aber verzeihen sie, Hyacinthus, wenn ich fo dumm bin, ihrem fehönen Gang und dem Glanz ihres Kleides nicht nachzufehn; denn hieran diefem Gräschen läuft ein Würm- chen empor; feine Flügel find grünlichtes Gold, und wechfeln prächtig die hellen Far- hen des Regen-Bogens. Verzeihen sie, Hya- cinthus, verzeihen sie der Natur, die einem

Wurm ein schöner Kleid gab, als die feinste Kunst ihnen nicht liefern kann.

O wie fehlen bist du, Natur! In deiner kleinsten Verzierung, wie fehlen! Die reinsten Freuden misset der, der nachlässig deine Schönheiten vorüber geht, dessen Gemüth durch tobende Leidenschaften und falsche Freuden verderbt, der reinsten Freuden unfähig ist. Selig ist der, dessen Seele durch keine trübe Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheiten empfindt; wo andre mit ecker Unempfindlichkeit vorübergehn, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her; ihm schmückt sich die ganze schöne Natur; alle seine Sinnen finden immer unendliche Quellen von Freude, auf jedem Fußsteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet; sanfte Entzückungen sprudeln aus jeder Quelle, däften aus jeder Blum' ihm zu, ertönen und flüßeln ihm aus jedem Gebüsch. Kein Ekel verderbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloser Mannigfaltigkeit ihm anbieten. Auch in der kleinsten Verzierung unendlich mannigfaltig und fehlen, jedes zum besten Endzweck in allen seinen Verhältnissen fehlen und gut. Selig! ô selig! wer aus diesen unererschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügen schöpft; heiter ist sein Gemüthe, wie der schönste Frühlings-Tag, faust und rein jede seiner Empfindungen, wie die Zephir, die mit Blumen-Gerüchen ihn umschweben.

#### DER WUNSCH.

Dürft' ich vom Schicksal die Erfüllung meines einigen Wunsches hoffen; denn sonst sind meine Wünsche Träume, ich wache auf, und weiß nicht, daß ich geträumt habe, es sey denn ein Wunsch für andrer Glück; dürft' ich vom Schicksal dieses hoffen, dann

wünsch' ich mir nicht Überfluß, auch nicht über Brüder zu herrschen, nicht daß entfernte Länder meinen Namen nennen. O könnt' ich unbekannt und still, fern vom Getümmel der Stadt, wo dem Redlichen unausweichliche Fall-Strike gewebt sind, wo Sitten und Verhältnisse tausend Thorheiten adeln, könnt' ich in einsamer Gegend mein Leben ruhig wandeln, im kleinen Land-Haus, beym ländlichen Garten, unbeneidet, unbemerkt!

Im grünen Schatten wölbender Nuß-Bäume stühnde dann mein einsames Haus, vor dessen Fenstern kühle Winde und Schatten, und sanfte Ruhe unter dem grünen Gewölbe der Bäume wohnen; vor dem friedlichen Eingang einen kleinen Platz eingezäunt, in dem eine kühle Brunn-Quelle unter dem Trauben-Geländer rauschet, an deren abfließendem Wasser die Ente mit ihren Jungen spielt, oder die sanften Tauben vom beschatteten Dach herunter fliegen, und nickend im Grase wandeln, in daß der majestätische Hahn seine gleichzenden Hennen im Hof umher führt; sie würden dann auf mein bekanntes Loken herbey flattern ans Fenster, und mit schmeichelndem Gewimmel Speise von ihrem Herrn fodern.

Auf den nahen schattenreichen Bäumen würden die Vögel in ungestörter Freyheit wohnen, und von einem Baum zum andern nachbarlich sich zürsen und singen. In der einen Ecke des kleinen Hofes sollen dann die gelochten Hütten der Bienen stehn, denn ihr nützlicher Staat ist ein liebliches Schauspiel. Gerne würden sie in meinem Anger wohnen, wenn wahr ist, was der Landmann sagt, daß sie nur da wohnen, wo Fried' und Ruhe in der Wirtschaft herrschet. Hinten am Hause sey mein geräumiger Garten, wo einsältige Kunst den angenehmen Phantafien der Natur mit gehorsamer Hülfe beysteht, nicht aufrührisch

sie zum dienftbaren Stoff sich machet, in  
 groteske Bilder sie zu schaffen. Wände  
 von Nuß-Stranch umzäunen ihn, und in jeder  
 Eke steht eine grüne Hütte von wilden Ro-  
 sinen; dahin würd' ich oft den Stralen der  
 Sonn' entweichen, oder sehen, wie der braune  
 Gärtner die Beeten umgreibt, um schmak-  
 hafte Garten-Gewächse zu sehn; oft würd'  
 ich die Schaufel ans der Hand ihm nehmen,  
 durch seinen Fleiß zur Arbeit gelockt, um  
 selbst umzugraben, indeß daß er neben mir  
 stühnde, der wenigern Kräfte lächelnd; oder  
 ich hilf' ihm die flatternden Gewächse an  
 Stäben aufbinden, oder der Rosen-Stauden  
 warten, und der zerstreuten Nelken und  
 Lilien.

Aussen am Garten müßt' ein klarer Bach  
 meine Gras-reiche Wiese durchschlängeln;  
 er schlängelte sich dann durch den sehattich-  
 ten Hain fruchtbarer Bäume, von jungen  
 zarten Stämmen durchmischet, die mein sorg-  
 famer Fleiß selbst bewachete. Ich würd'  
 ihn in der Mitte zu einem kleinen Teich  
 sich sammeln lassen, und in des Teiches  
 Mitte hauf' ich eine Laube auf eine kleine  
 aufgeworfne Insel. Zöge sich dann noch  
 ein kleiner Reb-Berg an der Seite in die  
 offene Gegend hinaus, und ein kleines Feld  
 mit winkenden Ähren; ware der reichste  
 Koenig dann gegen mir hencidens-werth?

Aber fern sey meine Hütte von dem Land-  
 Haus, das Dorantes bewohnt, ununterbro-  
 chen in Gesellschaft zu seyn. Bey ihm lernt  
 man, daß Frankreich gewiß nicht kriegen  
 wird; und was Mops thæte, wenn er Koenig  
 der Britten ware; und hey wol be-  
 deckter Tafel werden die Willensschaften  
 beurtheilt, und die Fehler unsers Staats,  
 indeß daß majestätischer Aufwand vor der  
 leeren Stirne schwebt. Weit von Oronten  
 weg sey meine einsame Wohnung; fernher  
 sammelt sich Wein in seinen Keller; die

Natur ist ihm nur sehen, weil niedliche  
 Bissen für ihn in der Luft fliegen, oder den  
 Hain durchirren, oder in der Flut schwim-  
 men. Er eilt auf das Land, um ungestört  
 rasen zu können; wie bang ist man in den  
 verfluchten Mauern, wo der dumme Nach-  
 bar jede That bemerkt! Dir begegne nie,  
 daß ein einsamer Tag bey dir allein dich  
 lasse; eine unleidliche Gesellschaft für dich;  
 vielleicht entwischt dir ein schauernder Blick  
 in dich selbst. Aber nein, gepeinigete Pferde  
 bringen dir sehnauend ihre unwürdigen La-  
 sten, sie springen fluchend von dem unschul-  
 digen Thier; Tumult und Unfian und rasen-  
 der Witz begleiten die Gesellschaft zur  
 Tafel, und ein ohnmächtiger Raufch endet  
 die tobende Scene. Noch weiter von dir,  
 hagrer Harpax! dessen Thüre bagre Hunde  
 bewachen, die hungernd dem ungestum ab-  
 gewiesenen Armen das bethrante Brod rau-  
 ben. Weit umher ist der arme Landmann  
 dein gepeinigter Schuldner; nur selten steigt  
 der dünne Rauch von deinem umgestürzten  
 Schornstein auf; denn solltest du nicht hun-  
 gern, da du deinen Reichthum dem weinen-  
 den Armen raubest!

Aber wohin reißt mich ungestümer Ver-  
 druß? Kommt zurück, angenehme Bilder,  
 kommt zurück, und heitert mein Gemüth  
 auf! Führet mich wieder dahin, wo mein  
 kleines Landhaus steht! Der fromme Land-  
 mann sey mein Nachbar in seiner braunen  
 beschatteten Hütte! Liebreiche Hülfe und  
 freundschaftlicher Rath machen dann einen  
 dem andern zum freundlich lächelnden Nach-  
 bar; denn was ist seliger, als geliebet zu seyn,  
 als der frohe Gruß des Manns, dem wir Gu-  
 tes gethan?

Wenn den, der in der Stadt wohnet,  
 unruhiges Getümmel aus dem Schlummer  
 wekt, wenn die nachbarliche Mauer der  
 Morgen-Sonne liebliche Blike verwehrt,

und die schöne Scene des Morgens feinem eingekerkeren Auge nicht vergönnt ist, dann würd' eine sanfte Morgen-Luft mich wecken, und die frohen Concerte der Vögel. Dann flog' ich aus meiner Ruhe, und gieng' Auroren entgegen auf blumichte Wiesen oder auf die nahen Hügel, und fäng' entzückt frohe Lieder vom Hügel herunter. Denn was entzüket mehr, als die schöne Natur, wenn sie in harmonischer Unordnung ihre unendlich mannigfaltigen Schönheiten verwindet? Zu kühner Mensch! Was unterwindest du dich, die Natur durch weither nachahmende Künfte zu schmücken? Baue Labyrinth von grünen Wänden, und laß den gespizten Taxus in abgemessener Weite empor stehn; die Gänge seyn reiner Sand, daß kein Gefrächgen den wandelnden Fußtritt verwirre; mir gefällt die ländliche Wiese und der verwilderte Hain; ihre Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur nach geheimern Regeln der Harmonie und der Schönheit geordnet, die unsere Seele voll sanften Entzükens empfindt.

Auch würd' ich in einsame Gegenden irren, in Labyrinth des Gefträuches, am verführenden Ufer eines Baches. Da würde ein dunkler Schatte zur Ruhe mich locken, dort ein rauschender Wasserfall, von jedem Fußsteig fern. O wie ist es lieblich! wenn, fern von allem Getümmel, kein ander Geräusch um uns her tönt, als ein naher Bach, oder das Summen der Biene, oder das Rauschen der Eidexe, die durch das Gras wischt. Wenn unter dem einsamen Laub-Dach Schatten und seltenes Licht auf dem Dichtstrichen Blatt auf meiner Schoos spielen, und nichts mich stört, als weuns ein sanfter Wind überwälzt, oder die kleine Heuschrecke mit verirretem Sprung auf selbigem sich hinsetzt, sich wundert, und schnell wieder abspringt.

Oft würd' ich bey sanftem Mond-Schein bis zur Mitternacht wandeln, in einsamen frohen Betrachtungen über den harmonischen Welt-Bau, wenn unzählbare Welten und Sonnen über mir leuchten.

Auch den Landmann würd' ich besuchen, wenn er beym Furchen-ziehenden Pflug singt; oder die frohen Reihen der Schnitter, wenn sie ihre ländlichen Lieder singen, und heerte ihre frohen Geschichten und ihren muntern Scherz; oder wenn der Herbst kömmt, und die Bäume bunt färbet, dann würd' ich die Gefang-vollen Wein-Hügel besuchen, wenn die Mädchen und die Jünglinge im Rebenhain lachen, und die reifen Trauben sammeln. Wenn der Reichthum des Herbstes gesammelt ist, dann gehen sie jauchzend zu der Hütte zurück, wo der Kelter lautes Knarren weit umher tönt; sie sammeln sich in der Hütte, wo ein frohes Mahl sie erwartet. Der erste Hunger ist gestillet, izt kömmt der ländliche Scherz und das laute Lachen, indeß daß der freundliche Wirth die Wein-Flaschen wieder auffüllt, und zur Freude sie aufmahnet. Kunz erzehlt izt, wie er große Reifen gethan hat, bis weit in Schwaben hinaus; und wie er Häuser gesehen, noch größer und schöner als die Kirch' im Dorf, und wie einen Herrn sechs schöne Roffe in einem gläsernen Wagen gezogen haben, schöner als das beste, das der Müller im Thal hat, und wie die Bauern da mit grünen spizen Hüten gehn. So erzehlt' er vieles, indeß daß der junge Knecht, aufmerksam den offenen Mund auf die unterstützende Hand gelehnet, bald vergeffen hätte, daß sein Mädchen an seiner Seite sizt, hätte sie ihn nicht lachend in die Wange gekneipt. Dann erzehlt Hans, wie seinen Nachbar ein Irrwisch verfolgt hat, und wie er ihm auf den Korb gefessen, er hätt' ihn bis unter die Dach-Rinne verfolgt. wenn er nicht eins



gefehoren hätte. Aber izt gehen fie aus der Hütte, um bey'm Mond-Schein zu tanzen, bis die Mitternacht fie zur Ruhe ruft.

Wenn aber trübe Tage mit frohlichem Regen, oder der herbe Winter, oder die fehväle Hitze des Sommers den Spaziergang mir verbot, dann würd' ich ins einfame Zimmer mich fehließen; mich unterhalte da die edelfte Gefellfchaft, der Stolz und die Ehr' eines jeden Jahrhunderts; die großen Geifter, die ihre Weisheit in lehrende Bücher ausgegoffen haben; edle Gefellfchaft, die unfre Seele zu ihrer Würd' erhebt! Der lehrt mich die Sitten ferner Nationen und die Wunder der Natur in fernen Welt-Theilen. Der dekt mich die Geheimnisse der Natur auf, und führt mich in ihre geheime Werk-Statt; der würde mich die Oeconomie ganzer Nationen lehren, und ihre Gefehichte, die Schand' und die Ehre des Menschen-Gefehlechts. Der lehrt mich die Größe und die Bestimmung unfrer Seele! und die Reiz-volle Tugend; um mich her stühnden die Weifen und die Säng'er des Alterthums; ihr Pfad ist der Pfad zum wahren Schönen, aber nur wenige wagen sich hin, das blode Haupt macht tausende fehwindlicht zurückgehn, auf eine leichtere Bahn voll Flitter-Gold und Geruch-lofer Blumen. Soll ich die wenigen nennen? Da sehöpferischer Klopflok! und du Bodmer! der du mit Breitigern die Fabel der Critik aufgestreket hast, denen Irr-Lichtern entgegen, die in Sümpfe oder dürre Eineden verführen. Und du Wieland! (oft besucht deine Muse ihre Schwester, die ernste Welt-Weisheit, und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimften Kammern, und bildet ihn zu reizenden Gracien.) oft sollen eure Lieder in heiliges Entzücken mich hinreiffen. Auch du wahlrischer von Kleift! faust entzückt mich dein Lied, wie ein helles Abend-Roth; zufrieden ist dann mein Herz, und still, wie die Gegend bey'm

Schimmer des Monds. Auch du Gleim! wenn du die lächelnden Emplindungen unfers Herzens fingeft, und unfehuldigen Scherz. — Doch sollt' ich euch alle nennen, ihr wenigen? Euch zu verkennen ist Schande; der späteste Enkel würd eure Namen mit Ehrfurcht nennen.

Auch ich fehreibe dann oft die Lieder hin, die ich auf einsamen Spazier-Gängen gedacht, im dunkeln Hain, oder bey'm rauschenden Wasser-Fall, oder im Trauben-Geländer bey'm Schimmer des Monds. Oder, ich fehe im Kupfer-Stich, wie große Künstler die Natur nachgeahmet haben, oder ich verfuch' es selbst, ihre fehönen Antritte auf dem gespannten Tuch nachzufahen.

Oft würd' ein lautes Klopfen vor meiner Thüre mich stören. Wie entzückt war' ich, wenn dann bey'm eröffnen ein Freund in die offenen Arme mir eilte! Oft find' ich fie auch, wenn ich vom Spazier-Gang zurück der einsamen Hütte mich naheerte, einzeln oder in Truppen mir entgegengriffen. Gefellfchaftlich würden wir dann die fehönsten Gegenden durchirren, unter mannigfaltigen Gesprächen, oft ernsthafter, oft froher, mit freundschaftlichem Entzücken und munterm Scherzen vermifcht, würden die Stunden uns zu schnell vorbe'y hüpfen. Hunger würde die Kost uns würzen, die mein Garten mir gebe, und der Teich und mein belebter Hof. Wir sänden fie bey der Rückkunft unter einem Trauben-Geländer, oder in der sehattichten Hütte im Garten aufgefihet. Oft auch faffen wir bey'm Mond-Schein in der Laube, bey'm bescheidenen Kelch-Glas, bey frohen Liedern und munterm Scherz; es wäre denn, daß der Nachtigal melancholisches Lied uns aufmerken ließe.

Aber, was träum' ich? Zu lang, zu lang schon hat meine Phantafie dich verfolget, dich, eiteln Traum! Eiteler Wunsch! Nie werd' ich deine Erfüllung fehen. Immer ist

der Mensch unzufrieden; wir sehen weit hinaus auf fremde Gefilde von Glück, aber Labyrinth verstopfen den Zugang; und dann senken wir hin, und vergessen, das Gute zu bemerken, das jedem auf der angewiesenen Bahn des Lebens befehrt ist! Unser wahres Glück ist die Tugend. Der ist ein Weiser, und glücklich, der willig die Stelle ausfüllt, die der Baumeister, der den Plan des Ganzen denkt, ihm bestimmt hat. Ja du, göttliche Tugend, du bist unser Glück; du streust Freud' und Seligkeit in jedem Stand auf unsre Tage. O wen soll ich beneiden, wenn ich durch dich beglückt die Lauf-Bahn meines Lebens vollende? Dann sterb' ich froh, von Edeln beweint, die mich um deinetwillen liebten; von euch beweint, ihr Freunde! Wenn ihr bey'm Hügel meines Grabes vorbeigehet, dann drücket euch die Hand, dann umarmet

euch. Hier liegt sein Staub, sagt ihr, des Redlichen! aber Gott belohnt seine Bemühung, glücklich zu seyn, izzt mit ewigem Glück; bald aber wird unser Staub auch da liegen, und dann genießen wir mit ihm das ewige Glück. Und du, geliebte Freundin, wann du bey'm Hügel meines Grabes vorüber gehst, wann die Maaßlieben und die Ringelblumen von meinem Grabe dir winken, dann steig' eine Thräne dir ins Auge; und ists den Seligen vergömt, die Gegend, die wir bewohnt, und die stillen Haine zu besuchen, wo wir oft in seligen Stunden unsrer Seele große Bestimmung dachten, und unsre Freunde zu umduften, dann wird meine Seele dich oft umschweben; oft, wenn du voll edler hoher Empfindung einsam nachdenkest, wird ein sanftes Wehen deine Wangen berühren; dann gehe ein sanftes Schauern durch deine Seele!

## GOTTHOLD EPHRAIM LESSING.

### MISS SARA SAMPSON.

#### FÜNFTER AUFZUG.

##### SIEBENDER AUFTRITT.

WAITWELL, SARA, BETTY, NORTON.

SARA. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie ist fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum so bestürzt? Man hat es dir gewiß gesagt, daß ich krank bin.

WAITWELL. Und noch mehr!

SARA. Gefährlich krank? — Ich seh' es mehr aus der ungestümmen Angst des Mellesont, als daß ich es fühle — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklichen Vater abreißen

20 müßtest, Waitwell? — Laß uns das beste hollen! Willst du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Jetzo möchte ich es nicht im Stande seyn. Diese Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — Wenn der ganze Körper so leicht dahin stirbt, wie diese Glieder — Du bist ein alter Mann, Waitwell, und kannst von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernt seyn. Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes sind, — so sind die Annäherungen des Todes so bitter nicht, — Ach! — Kehre dich

nicht an dieses Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freylich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Mensch nicht seyn; unleidlich muß er nicht seyn — Aber, Betty, warum herfst du noch nicht auf, dich so untröstlich zu bezeigen?

BETTY. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus ihren Augen entfernen darf.

SARA. Geh nur; ich weiß wohl, es ist nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu seyn. Waitwell soll bey mir bleiben. Auch du, Norton, wirst mir einen Gefallen erweisen, wenn du dich nach deinem Herrn umsiehst. Ich sehne mich nach seiner Gegenwart.

BETTY. (im abgeh.) Ach, Norton, ich nahm die Arzeney aus den Händen der Marwood! —

#### ACHTER AUFTRITT.

WAITWELL. SARA.

SARA. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bey mir bleiben willst, so laß mich kein so wehmütiges Gesicht sehn. Du verstummst? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, sprich von meinem Vater. Wiederhole mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröstliches sagtest. Wiederhole mir, daß mein Vater verlobt ist, und mir vergeben hat. Wiederhole es mir und füge hinzu, daß der ewige himmlische Vater nicht grausamer seyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf sterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in diese Umstände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgehen haben! Ich würde verzweifelt seyn, Waitwell. Mit dem Haß desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider seine Natur handelt, wenn er uns hassen muß — Was für ein Gedanke! Sage ihm, daß ich in den lebhaftesten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe gestorben sey. Sage ihm — Ach, daß ich es ihm nicht selbst sagen soll, wie voll mein Herz von seinen Wolthaten ist. Das Leben

war derselben geringste! Wie sehr wünschte ich, den schwächenden Rest zu seinen Füßen aufgeben zu können!

WAITWELL. Wünschen Sie wirklich, Miß, ihn zu sehn?

SARA. Endlich sprichst du, um an meinem sehnlichsten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

WAITWELL. Wo soll ich die Worte finden, die ich schon so lange suche? Eine plötzliche Freude ist so gefährlich, als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltstamen Eindrücke, den sein unvermutheter Anblick auf einen so zärtlichen Geist machen möchte.

SARA. Wie meinst du das? Welchen unvermutheter Anblick —

WAITWELL. Der gewünschte, Miß! — Fallen Sie sich.

#### NEUNTER AUFTRITT.

SIR SAMPSON. SARA. WAITWELL.

SAMPSON. Du bleibst mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß sie sehn.

SARA. Welchen Stimme —

SAMPSON. Ach, meine Tochter!

SARA. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu seinen Füßen werfen kann. (Sie will aufstehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnstuhl zurück) Er ist es doch? Oder ist's eine erquickende Erscheinung, vom Himmel gesandt, gleich jenem Engel, der den Starcken zu stärken kam? — Segne mich, wer du auch seyst, ein Bothe des Höchsten, in der Gestalt meines Vaters, oder selbst mein Vater!

SAMPSON. Gott segne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig, (indem sie es nochmals versuchen will vor ihm niederzufallen) Ein andermal, bey mehreren Kräften, will ich dich nicht untern, mein zitterndes Knie umfassen sehn.

SARA. Jezt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr seyn! Zu glücklich.

wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfordert, alles zu sagen, was eine schuldige, eine reuende, eine geftrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater sagen kann. Mein Fehler, ihre Vergebung —

SAMPSON. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienst. Wenn du mich an mein Vergehen erinnerst, so erinnerst du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum setzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir schon vergeben hatte, was zwang mich, erst eine Antwort von dir zu erwarten? Jetzt könnte ich dich schon einen Tag wieder genossen haben, wenn ich sogleich deinen Umarmungen zugeeilt wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgensten Falten des betrogenen Herzens zurückgeblieben seyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß seyn wollte, ehe ich dir die meinige wieder schenkte. Soll ein Vater so eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebste Sara, tadle mich; ich sehe mehr auf meine Freude an dir, als auf dich selbst. — Und wenn ich sie verlieren sollte, diese Freude? — Aber wer sagt es denn, daß ich sie verlieren soll? Du wirst leben; du wirst noch lange leben! Entschlage dich aller schwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr größer als sie ist. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte selbst Ärzte aufzusuchen, die er in diesem umfeligem Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich sehe seine stürmische Angst, seine hoffnungslose Betrübniß, ohne von ihm gesehen zu werden. Nun weis ich es, daß er dich aufrichtig liebet; nun gönne ich dich

ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in seine Hand legen. Was ich sonst nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gerne, da ich sehe, wie theuer du ihm bist. — Ist es wahr, daß es Marwood selbst gewesen ist, die dir dieses Schrecken verursacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verstehen können, und mehr nicht. — Doch was forsche ich nach den Ursachen deiner Unbäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelfen, bedacht seyn sollte. Ich sehe du wirst von Augenblick zu Augenblick schwächer, ich seh es und bleibe hilflos stehen. Was soll ich thun, Waitwell? Wohin soll ich lauffen? Was soll ich daran wenden? Mein Vermögen? Mein Leben? Sage doch!

SARA. Bester Vater, alle Hülfe würde vergebens seyn. Auch die unschätzbarste würde vergebens seyn, die Sie mit ihrem Leben für mich erkauffen wollten.

#### ZWEITER AUFTRITT.

MELLEFONT. SARA. SIR SAMPSON. WAITWELL.

MELLEFONT. Ich wag es, den Fuß wieder in dieses Zimmer zu setzen? Lebt sie noch?

SARA. Treten Sie näher, Mellefont.

MELLEFONT. Ich sollte ihr Angesicht wieder sehen? Nein, Miß; ich komme ohne Trost, ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück. — Aber wen seh ich? Sie, Sir! Unglücklicher Vater! Sie sind zu einer schrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu spät, ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroffen! — sich gerächet zu sehen, dazu sollen Sie nicht zu spät gekommen seyn.

SAMPSON. Erinnern Sie sich, Mellefont, in diesem Augenblicke nicht, daß wir Feinde gewesen sind! Wir sind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie sollen sich selbst eine Gattin erhalten haben.

MELLEFONT. Machen Sie mich zu Gott, und wiederhohlen Sie dann ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, schon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müssen sterben. Und wissen Sie, durch welchen Hand Sie sterben?

SARA. Ich will es nicht wissen, und es ist mir schon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

MELLEFONT. Sie müssen es wissen, denn wer könnte mir dafür stehen, daß Sie nicht falsch argwohnen? Diß schreibt Marwood. (erliest) «Wenn Sie diesen Zettel lesen werden, Mellefont, wird ihre Untreue in dem Anlasse derselben schon bestraft seyn. Ich hatte mich ihr entdeckt, und vor Schrecken war sie in Ohnmacht gefallen. Betty gab sich alle Mühe, sie wieder zu sich selbst zu bringen. Ich ward gewahr, daß sie ein Cordialpulver bey Seite legte, und hatte den glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauschen. Ich stellte mich gerührt und dienstfertig und machte es selbst zurechte. Ich sah es ihr geben, und ging triumphirend fort. Rache und Wuth haben mich zu einer Mörderin gemacht; ich will aber keine von den gemeinen Mörderinnen seyn, die sich ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich bin auf dem Wege nach Dover; Sie können mich verfolgen, und meine eigne Hand wider mich zeugen lassen. Komme ich unverfolgt in den Hafen, so will ich Arabellen unverletzt zurücklassen. Bis dahin aber werde ich sie als einen Geißel betrachten.» Marwood. — Nun wissen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieses Papier. Sie müssen die Mörderin zur Strafe ziehen lassen, und dazu ist es ihnen unentbehrlich. — Wie erstarrt er da sieht!

SARA. Geben Sie mir dieses Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen über-

zeugen. (er giebt es ihr, und sie sieht es einen Augenblick an) Werde ich so viel Kräfte noch haben? (sie zerreißt es)

MELLEFONT. Was machen Sie, Miß!

SARA. Marwood wird ihrem Schicksale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater sollen ihre Anklieger werden. Ich sterbe, und vergebe es der Hand, durch die mich Gott heimfucht. — Ach mein Vater, welcher finstre Schmerz hat sich ihrer bemächtigt? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lichen ein Verbrechen ist, wie schuldig werde ich in jener Welt erscheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebster Vater, daß Sie einen Sohn, anstatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müssen Sie zurückhohlen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum soll es mir nicht erlaubt seyn, mit seiner Liebe, als mit einem Erbtheile umzugehen? Ich vermache diese väterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beyspiele sie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu seyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchsten zu richten wagen? — Treffe deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du stehst in einem trostlosen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verlierst? —

SAMPSON. Wir sollten dir Muth einsprechen und dein sterbendes Auge spricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdische Tochter, schon halb ein Engel, was vermag der Segen eines weinenden Vaters auf einen Geist, auf welchen alle Segen des Himmels herabströmen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles menschliche so weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts so

gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieser Tag auch der letzte meines Lebens sey.

SARA. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beyspiele lassen, und nur die schwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken — Wem fließen diese Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch sind sie mir minder schrecklich, als die stumme Verzweiflung. Entreifen Sie sich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verstehe nun ihr ängstliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorsichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falschheit, und also auch ohne Argwohn der Falschheit, entschuldigt wird. — Der Augenblick ist da! Mellefont — mein Vater —

MELLEFONT. Sie stirbt! — Ach diese kalte Hand noch einmal zu küssen, (indem er zu ihren Füßen fällt) — Nein, ich will es nicht wagen, sie zu berühren. Eine gemeine Sage schreckt mich, daß der Körper eines Erfchlagenen durch die Berührung seines Mörders zu bluten anfangt. Und wer ist ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (steht auf) — Nun ist sie todt, Sir; nun hört sie uns nicht mehr; nun verfluchen Sie mich! Lassen Sie ihren Schmerz in verdiente Verwünschungen aus! Es müßte keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichste derselben müßte gedoppelt erfüllt werden! Was schweigen Sie noch? Sie ist todt; sie ist gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts als Mellefont! Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu schonen Ursach hätten. — Was ist das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen sollen! Das ist ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer!

Denken Sie nach, Sir! — Wie foll ich ihre Wuth besser reitzen? Diese blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider ihren Willen mein Raub! Meinnetwegen vergaß sich diese unerfahrene Tugend! Meinnetwegen riß sie sich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinnetwegen mußte sie sterben! — Sie machen mich mit ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Lassen Sie mich es hören, daß Sie Vater sind.

SAMPSON. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu sehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verhehren sollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

MELLEFONT. Nicht so, Sir! Diese Heilige befahl mehr, als die menschliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht seyn. — Schen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Busen zieht) dieses ist der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich sie entwafnen. Wenn ich als das schuldige Opfer ihrer Eiferucht gefallen wäre, so lebte Sara noch. Sie hätten ihre Tochter noch, und hätten Sie ohne Mellefont. Es stehet bey mir nicht, das Gefehehene ungefehehen zu machen; aber mich wegen des Gefehehenen zu strafen — das stehet bey mir! (er ersticht sich, und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.)

SAMPSON. Halte ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

MELLEFONT. (sterbend) Ich fühl es — daß ich nicht fehl gestossen habe! — Wollen Sie mich nun ihren Sohn nennen, Sir, und mir als diesem die Hand drücken, so sterb ich zufrieden. (Sampson umarmt ihn) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die sterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für sie bitten — aber sie ist der Marwood Kind sowohl, als

meines. — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade, o Schöpfer, Gnade! —

SAMOS. Wenn fremde Bitten jetzt kräftig sind, Waitwell, so laßt uns ihm diese Gnade erbitten helfen! Er stirbt! Ach, er war unglücklicher als lasterhaft. —

EILFTER AUFTRITT.

NORTON, DIE VORGEN.

NORTON. Ärzte, Sir. —

SAMOS. Wenn sie Wunder thun können, so laß sie herein kommen! — Laß mich nicht länger, länger, Waitwell, bey diesem todten Anblicke verweilen. Ein Grab soll beyde umschließen. Komm, schleunige Anstalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie sey, wer sie sey; sie ist ein Vermächtniß meiner Tochter! (Sie gehen ab, und das Theater fällt zu.)

F A B E L N.

DRITTES BUCH, XVI—XXII. DIE GESCHICHTE DES ALTEN WOLFS

*Ælianus lib. II, cap. 13.*

1.

Der hefe Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem güthlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennst mich den blutigierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freylich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn: verletzete der Schäfer. Aber wenn bist du denn satt? du und der Geitz werden es nie. Geh deinen Weg!

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweyten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir, das Jahr durch, manches Schaf

10 würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben; so bin ich zufrieden. Du kannst alsdenn sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfem begnügen: sagte der Wolf.

«Du scherzest: fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe optre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.»

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

«Drey? — Zwey?» —

23 Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

3.

Aller guten Dinge sind drey! dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste,

gewissenloſeſte Thier verfehrien bin. Dir, Montau, will ich ſtzt beweifen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, ſo ſoll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unſicher macht, als ich, frey und unbefchädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnt' ich uneigennütziger handeln? — Du lachſt, Schäfer? Worüber lachſt du denn?

O über nichts! Aber wie alt biſt du, guter Freund? ſprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebſten Lämmer zu würgen."

Erzürne dich nicht, alter Hefgrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorſchlage einige Jahre zu ſpat kömmt. Deine ausgebiſſenen Zähne verrathen dich. Du ſpieltſt den Uneigennützi gen, bloß um dich deſto gemächlicher, mit deſto weniger Gefahr nähren zu können.

4.

Der Wolf ward ärgerlich, ſaßte ſich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Dieſem war eben ſein treuer Hund geſtorben, und der Wolf machte ſich den Umſtand zu Nutze.

Schäfer, ſprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneiniget, und ſo, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausſöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten haſt! Wenn du mich aber aufſatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſehel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

Was meine ich denn ſonſt? Freylich."

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnahme, ſage

mir doch, wer ſollte alſdem meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſeyn, das halten wir

5 Menſchen —

Ich höre ſchon: ſagte der Wolf; du fängſt an zu moralifiren. Lebe wohl!

5.

Wäre ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf.

Aber ich muß mich, leider, in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schäfer.

Kommt du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigſtens kenne ich: verſetzte der Schäfer.

Meines gleichen? Daran zweifle ich ſehr. Ich bin ein ſo ſonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin."

Und wie ſonderbar biſt du denn?

Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und freſſen, und wenn es mir das Leben koſten ſollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Iſt das nicht löblich? Erlaube mir alſo immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht — "

Spare der Worte! ſagte der Schäfer. Du müſteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſeyn ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todte, und geſunde für krank anſehen. Mach' auf meine Freundschaft alſo keine Rechnung, und geh!

6.

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem ſechſten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Belz? fragte der Wolf.



Dein Belz? sagte der Schaefer. Laß sehen! er ist schon; die Hunde müßten dich nicht oft unter gehabt haben.

•Num so here, Schaefer; ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Belz.\*

Ey sich doch! sagte der Schaefer. Kömmt du auch hinter die Schliche der alten Geitzhälfe? Nein, nein; dein Belz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth ware. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gib mir ihn gleich itzt. — Hiermit grif der Schaefer nach der Keule, und der Wolf flohe.

7.  
O die Unbarmherzigen! sehrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schaefer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schaefern ersehlag.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Äußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

## SIEBZEHNTER LITTERATURBRIEF.

BRIEFE, DIE NEUESTE LITTERATUR BETREFFEND. TH. I. N<sup>o</sup>. V. DEN 16. FEBRUAR. 1759.

•Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek, wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.\*

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es gerade zu. Es ware zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freylich mit unferer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unfre Staats- und Helden-Actionen waren voller Unfinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unfre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die witzigsten Einfälle der-

selben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie gieng er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und sieng an zu überetzen; er ermunterte alles, was reimen und *Oui Monsieur* verstehen konnte, gleichfalls zu überetzen; er verfertigte, wie ein Schweizerischer Kunsttrichter sagt, mit Kleister und Scheere feinen Cato; er ließ den Darius und die Aultern, die Elise und den Boek im Proesse, den Aurelius und den Wizling, die Banise und den Hypochondristen, ohne Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das extemporiren; er lies den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater

verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines französischen; ohne zu untersuchen, ob dieses französische Theater der deutschen Denkungsart angemessen sey, oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einflagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt: daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische, besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfachheit mehr ermüde, als die zu große Verwickelung &c. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das Englische Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht; wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonischen Cato für das beste Englische Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher &c. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespear, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen überfetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen seyn, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweyten würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie

entzündet werden; und am leichtsten von fo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abfchreckt.

5 Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespear ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung, und Shakespear in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, fo sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet &c. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Character des Orosmans entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen; Doctor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearisches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliert war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Antritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen

derfelben fieber; und nun fängt fich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

FAUST UND SEBLEN GEISTER.

FAUST. Ihr? Ihr feyd die fchnellften Geifter der Hölle?

DIE GEISTER ALLE. Wir.

FAUST. Seyd ihr alle fieber gleich fchnell?

DIE GEISTER ALLE. Nein.

FAUST. Und welcher von euch ift der fchnellfte?

DIE GEISTER ALLE. Der bin ich!

FAUST. Ein Wunder! daß unter fieber Teufeln nur sechs Lügner find. — Ich muß euch näher kennen lernen.

DER ERSTE GEIST. Das wirft du! Einft! 15

FAUST. Einft! Wie meinst du das? Predigen die Teufel auch Bullen?

DER ERSTE GEIST. Ja wohl, den verftoekten — Aber halte uns nicht auf.

FAUST. Wie heißeft du? Und wie fchnell 20  
bift du?

DER ERSTE GEIST. Du könnteft eher eine Probe, als eine Antwort haben.

FAUST. Nun wohl. Sieh her: was mache ich?

DER ERSTE GEIST. Du fährft mit deinem Finger fchnell durch die Flamme des Lichts — 25

FAUST. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du, und fahre fiebermal eben fo fchnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht. — Du verftummft? Du bleibft? — 30  
So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ift fo klein, daß ihr fie euch nehmen ließeft. — Zweyter, wie heißeft du?

DER ZWYTE GEIST. Chil; das ift in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pefth. 35

FAUST. Und wie fchnell bifft du?

DER ZWYTE GEIST. Denkeft du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pefth.

FAUST. Nun fo geh, und diene einem Arzte! 40  
Für mich bifft du viel zu langfam. — Du dritter, wie heißeft du!

DER DRITTE GEIST. Ich heiß Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

FAUST. Und du vierter?

DER VIERTE GEIST. Mein Name ift Jutta, 5  
denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

FAUST. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden. —

DER FÜNFTTE GEIST. Würdige fie deines Unwillens nicht. Sie find mir Satans Bothen 10  
in der Körperwelt. Wir find es in der Welt der Geifter; uns wirft du fchneller fünden.

FAUST. Und wie fchnell bifft du?

DER FÜNFTTE GEIST. So fchnell als die Gedanken der Menfchen. 15

FAUST. Das ift etwas! — Aber nicht immer find die Gedanken des Menfchen fchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend fie auffordern. Wie träge find fie alsdenn! —

Du kommft fchnell feyn, wenn du fchnell feyn willft; aber wer fteht mir dafür, daß 20  
du es allezeit willft? Nein, dir werde ich fo wenig trauen, als ich mir felbft hätte trauen follen. Ach! — (zum fechften Geifte) Sage du, wie fchnell bifft du? — 25

DER SECHSTE GEIST. So fchnell als die Rache des Rächers.

FAUST. Des Rächers? Welches Rächers?

DER SECHSTE GEIST. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der fich allein die Rache 30  
vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

FAUST. Teufel! du läfterft, denn ich fehe, du zitterft. — Schnell, fagft du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genannt!

Nein, er werde nicht unter uns genannt! — Schnell wäre feine Rache? Schnell? — 35  
Und ich lebe noch? Und ich fundige noch? —

DER SECHSTE GEIST. Daß er dich noch fundigen läßt, ift schon Rache!

FAUST. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erft heute! Nein, feine Rache ift nicht fchnell, und wenn du nicht 40

•schneller bist, als meine Rache, so geh nur. —  
(zum siebenden Geiste) — Wie schnell bist du?

•DER SIEBENDE GEIST. Unzuvergänger  
•Sterbliche, wo auch ich dir nicht schnell  
•genug bin — —

•FAUST. So sage: wie schnell?

•DER SIEBENDE GEIST. Nicht mehr und nicht  
•weniger als der Übergang vom Guten zum  
•Bösen. —

•FAUST. Ha! Du bist mein Teufel! So schnell 10

•als der Übergang vom Guten zum Bösen! —

•Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als

•der! — Weg von hier, ihr Schrecken des

•Orcus! Weg! — Als der Übergang vom

3 •Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie

•schnell er ist! Ich habe es erfahren! &c. — —

•Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wün-  
•schen ein deutliches Stück, das lauter solche  
•Scenen hätte? Ich auch!

Fl.

## LAOKOON

### ODER ÜBER DIE GRENZEN DER MAHLEREY UND POESIE.

#### XVI.

Doch ich will versuchen, die Sache aus  
ihren ersten Gründen herzuleiten.

Ich schliesse so. Wenn es wahr ist, daß 15  
die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz  
andere Mittel, oder Zeichen gebraucht, als  
die Poesie; jene nemlich Figuren und Far-  
ben in dem Raume, diese aber artikulierte  
Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zei- 20  
chen ein bequemes Verhältniß zu dem Be-  
zeichneten haben müssen: So können neben  
einander geordnete Zeichen auch nur Gegen-  
stände, die neben einander, oder deren Theile  
neben einander existiren, auf einander fol- 23  
gende Zeichen aber, auch nur Gegenstände  
ausdrücken, die auf einander, oder deren  
Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren  
Theile neben einander existiren, heißen Kör- 50  
per. Folglich sind Körper mit ihren sicht-  
baren Eigenschaften, die eigentlichen Gegen-  
stände der Mahlerey.

Gegenstände, die auf einander, oder deren  
Theile auf einander folgen, heißen überhaupt 55  
Handlungen. Folglich sind Handlungen der  
eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in  
dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie  
dauern fort, und können in jedem Augen-  
blicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in  
anderer Verbindung stehen. Jede dieser au-  
genblicklichen Erscheinungen und Verbindun-  
gen ist die Wirkung einer vorübergehenden,  
und kann die Ursache einer folgenden, und  
so nach gleichsam das Centrum einer Hand-  
lung seyn. Folglich kann die Mahlerey auch  
Handlungen nachahmen, aber nur andeutungs-  
weise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen  
nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen  
gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese  
Wesen Körper sind, oder als Körper betrach-  
tet werden, schildert die Poesie auch Körper,  
aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexistirenden  
Compositionen nur einen einzigen Augenblick  
der Handlung nutzen, und muß daher den prä-  
gnantesten wählen, aus welchem das Vorherge-  
hende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fort-  
schreitenden Nachahmungen nur eine einzige  
Eigenschaft der Körper nutzen, und muß da-  
her diejenige wählen, welche das sinnlichste

Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter, und der Sparfamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen laßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegen gesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortfehreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für sich zu thun siehet, und daß seine Erdte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemähde, wie sie Caylus aus ihm vorfehlegt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Aufmerksamkeit finden.

Ich laße also hier den Grafen, der den Farbenstein des Mahlers zum Probiertsteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist

ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter laßt er sich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiften, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemähde, zu einem Gemähde, aus welchem der Mahler fünf, sechs besondere Gemähde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dem ohgesehen kein Gemähde daraus, dem der Mahler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weis durch unzählige Kunstgriffe diesen einzeln Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erseheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beyfammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weist uns die chernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen aus Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.<sup>a</sup>

*Ἠβη δ' αἴψ' ὄχρεσσι ποῶσι βάλει κερκίωλον κικλῆ  
Χάλκεια ὀτακνήμα, σὺδ' ἠρῆσιν ἄζονα ἀμύγῃ*

a) *Nov. L. v. 722. 51*

Τῶν ἴτροι χρῶσει, ἴτυς ἀφθιτος, ἄυταρ ἕπερθεν  
Χαλκῶ ἐπισσωμα, προσαρροτα, θαυμαλδραθαί  
Πλημνα δ' ἀργυρου εἶσι παρδραουοι ζυροτε-  
ροθεν'

Αυροσ δε χρῶσεισι και ἀργυροισιν ἴυασιν  
Ευτεταται' δομα δε περιδρομοι ἀντυγεσ εἶσι  
Του δ' ἔξ ἀργυροσ ουμοσ πελεν' ἄυταρ ἐπ'  
ἀρορ

Αησε χρῶσειον καλον ζυρον, ἐν δε λεπαδνα  
Καλ' εβαλε, χρῶσεια. — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück thun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbfiebel, den Degen; und so ist er fertig, und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet: ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.\*

— — — Μαλακον δ' ενδυε χιτωνα,  
Καλον, νηγατεον, περι δ' ἀν μεγα βαλλετο  
φαροσ'

Ποσει δ' ὑπαι λεπαροισιν ἔδρατο καλα πεδιλα.  
Αμφι δ' ἄρ' ὠμοισιν βαλετο ζυροσ ἀργυρολογον,  
Ευλετο δε σκηπτρον πατροθῶιον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß χρῶσειοις ἴλοισι περιπαρευμενον, das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Mahlt er uns, ausser den goldenen Nageln, nun auch das Holz, den gefehmteten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den fol-

genden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuerhizigen Meinung, daß er wirklich selber gemahlt habe, weil der Malher ihm nachmahlen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Malher hinter sich laßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun hemerbt es die Würde Merkurs; nun ist es der Commandoflab des kriegerischen Peleus; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.

— Σκηπτρον ἔχον' το μεν Ἥφαιροσ καμε  
τευχον'

Ἥφαιροσ μεν δωκε Ἰῷ Κρονονοι ἀνακτι  
Αυταρ ἄρα Ζευσ δωκε διακτορω Αργεφροντη  
Ερμειασ δε ἰναξ δωκεν Πηλοπι πληξῆσπρω'  
Αυταρ ὁ αυτε Πελοω δωκ' Ἀτροει, ποιμενι  
λαων'

Ατροεσ δε θνητακων ἔλεπε πολυαρι Θυεση'  
Αυταρ ὁ αυτε Θυεξ' Αγαμευνον λεσιπε φορηται,  
Πολλησι νησοισι και Αργει παντι ἀνασσειν. b

So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Malher vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen besunderet hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich lese, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung

der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit, (*Ζεὺς Κρονίων*) ein ehrwürdiger Alte gewesen sey, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (*Διακροῶν Ἀργεφονοτῆ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollten; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (*Πελοπι πλεξασπῶ*) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker, (*πομπυλαῶν*) sic mit Wohlleben und Überfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (*πολυαρε θυρση*) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärket werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt auſſer meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geschichte des Scepters bloß als einen Kunstgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bey seinem Scepter schweret, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den

Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.<sup>c</sup>

*Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μιν οὔποιε φυλλα  
και ὄζους*

5 *Φυσει, ἐπειδὴ πρώτα τομυγ' ἐν ὄρεσσι λελοιπεν,  
Οὐδ' ἀναθλιγῶσι' περὶ γὰρ ἕα ἔ χαλκος ἔλεψε  
Φυλλα τε και φλοιὸν' τὸν ἄνε μιν υἱεζ Ἀχαιῶν  
Ἐν πάλαιμζ φορεῦσι διασπολοῖ, οἳ τε θε-*

10 *Προζ Ἄϊοζ εἶρουται — — —*

Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwey Stabe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese

13 Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten; jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste

20 Faßt zu fällen; jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geföhret, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertraut

25 hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill zu einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bey allem seinen blinden Zorne, einzusehen, nicht umhin konnte.

30 Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde eben so natürlich auf einander folgen, und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen.

40 Z. E. Er will uns den Bogen des Pau-

darnus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech befehlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht mahlen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Fellen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, poliret sie, befehlagt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bey dem Dichter entstehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entstanden sehen können.<sup>4</sup>

— — — Τόσον ὑζοον, ἰζαλου αἶγος  
 Ἀγριου, ὃν ρα ποτ' αὐτος, ὑπο φερνοιο τυ-  
 χησας.

Πετρος ἐκβανοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῆσι  
 Βεβλήκει προς ερηθός ὁ δ' ὑπτιος ἐμπλεε πετρῆ  
 Του κερα ἐκ κεφαλῆς ἑκαδεκαδοικρα περιφκει  
 Καὶ τα μεν ἀκησας κερσόςος ἤραρε τεκτων,  
 Παν δ' ἐν λευρας, χρυσεην ἐπεθῆκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art aufschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

## XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poesie sind nicht bloß auf einander folgend, sie sind auch willkürlich; und als willkürliche Zeichen sind sie allerdings fähig, Körper, so wie sie im Raume existiren, auszudrücken. In dem Homer selbst finden sich hiervon Exempel, an dessen Schild des Achilles man sich nur erinnern dürfe, um das entscheidendste Beyspiel zu haben, wie weitläuf-

tig und doch poetisch, man ein einzelnes Ding nach seinen Theilen neben einander schildern könne.

Ich will auf diesen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homers bey mir von Wichtigkeit ist, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weis.

Es ist wahr; da die Zeichen der Rede willkürlich sind, so ist es gar wohl möglich, daß man durch sie die Theile eines Körpers eben so wohl auf einander folgen lassen kann, als sie in der Natur neben einander befindlich sind. Allein dieses ist eine Eigenschaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in so ferne sie der Absicht der Poesie am bequemsten sind. Der Poet will nicht bloß verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich seyn; hiernit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecken, so lebhaft machen, daß wir in der Gesehwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täufelung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte bewußt zu seyn aufhehen. Hierauf lief oben die Erklärung des poetischen Gemäldes hinaus. Aber der Dichter soll immer mahlen; und nun wollen wir sehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander sich zu dieser Malerey schicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedene Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzüge zu seyn bedünken, und diese Schnel-

4) *Iliad.* I. v. 105—111



ligkeit ist unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gefetzt nun also auch, der Dichter führe uns in der schenften Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gefetzt, er wolle uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal überfliehet, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedemoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig; es kann sie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wann sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beyspiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heißen kann.<sup>a</sup>

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane

Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,

Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,

Sein blauer Bruder selbst bückt sich, und chret ihn.

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,

Thürmt sich am Stengel auf, und krent fein gran Gewand,

Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,

35 Strahl von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.

Gerechtestes Gefetz! daß Kraft sich Zier vermähle,

In einem scheinem Leib wohnt eine scheure Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,

Dem die Natur sein Blatt im Krentze hingelegt;

43 Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnabel,

Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt. Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,

20 Auf einen hellen Bach den grünen Wiedererschein;

Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,

Schließt ein gestreifter Stern in weisse Strahlen ein.

25 Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heyde,

Und Felsen decken sich mit einem Purpuckleide.

30 Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst und nach der Natur mahlet. Mahlt, aber ohne alle Täufelung mahlet. Ich will nicht sagen, daß wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich auch aus seinem Gemähde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag seyn, daß alle poetische Gemähde eine vorläufige Bekanttschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht läugnern, daß demjenigen, dem eine solche Bekanttschaft hier zu statten kömmt, der Dichter nicht von

einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken

35

40

40

40

40

a) S. des Herrn v. Hallers Alpen.

künfte. Ich frage ihn nur, wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter seyn soll, so müssen keine einzelne Theile darinn vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilt seheinen: unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlaufen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammen zu fetzen, was in der Natur mit eins gegeben wird. Ist dieses hier der Fall? Und ist er es nicht, wie hat man sagen können, daß die ähnlichste Zeichnung eines Malers gegen diese poetische Schilderung ganz matt und düfter seyn würde? <sup>b</sup> Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunsttrichter, der ihr dieses übertriebene Lob ertheilet, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darcin verwebet hat, auf die Erhebung über das vegetative Leben, auf die Entwicklung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schenheit nur zur Schale dienet, als auf diese Schenheit selbst, und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Ähnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, gesehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da sagt, daß die bloßen

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgehogen,

Thürmt sich am Stengel auf, und krent sein gran Gewand,

Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,

Stehlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß diese Zeilen, in Ansehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Hayfum wetteifern können, muß seine Empfindung nie befragt haben, oder sie vorsetzlich verlegen wollen. Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr sehen dagegen recitiren lassen; nur vor sich allein sagen sie wenig oder nichts. Ich here in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen.

Nochmals also: ich spreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Theilen zu schildern; sie kann es, weil ihre Zeichen, ob sie schon auf einander folgen, dennoch willkürliche Zeichen sind: sondern ich spreche es der Rede als dem Mittel der Poesie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täufchende gebriecht, worauf die Poesie vornehmlich gehet; und dieses Täufchende, sage ich, muß ihnen darinn gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Confectiven der Rede dabey in Collision kömmt, und indem jenes in dieses aufgeselet wird, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer, und nicht selten unmöglich gemacht wird.

Überall, wo es daher auf das Täufchende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verstande seiner Leser zu thun hat, und nur auf dentliche und so viel möglich vollständige Begriffe gehet: können diese aus der Poesie ausgeflossene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Profaisst, sondern auch der dogmatifche Dichter (denn da wo er dogmatifiret, ist er kein Dichter), können sich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So schildert z. E. Virgil in seinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

<sup>b</sup> Breitingers Critische Dichtkunst Th II S. 307

— — — — — *Optima torvae  
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima  
cervix,*

*Et crurum tenuis a mento paleuria pendent.  
Tum longo nullus lateri modus: omnia* 5 *magna:*

*Pes etiam, et camuris hirtae sub cornibus  
aures.*

*Nec mihi displiceat maculis insignis et alba,  
Aut juga detractans interdumque aspera* 10 *cornu,*

*Et faciem tauro propior; quaeque ardua  
tota,*

*Et gradiens ima verrit vestigia cauda*  
Oder ein schönes Füllen: 15

— — — — — *Illi ardua cervix  
Argutumque caput, brevis alvus, abesque  
terga;*

*Luxuriatque toris unimafum pectus &c. c*

Denn wer sieht nicht, daß dem Dichter hier 20  
mehr an der Auseinanderfetzung der Theile,  
als an dem Ganzen gelegen gewesen? Er  
will uns die Kennzeichen eines schönen Fül-  
lens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns  
in den Stand zu setzen, nachdem wir deren  
mehrere oder wenigere antreffen, von der  
Güte der einen oder des andern urtheilen zu  
können; ob sich aber alle diese Kennzeichen  
in ein lebhaftes Bild leicht zusammen fallen  
lassen, oder nicht, das konnte ihm sehr gleich- 30  
gültig seyn.

Außer diesem Gebrauche sind die ausführlichen  
Gemähldte körperlicher Gegenstände, ohne  
den oben erwähnten Homerischen Kunstgriff,  
das Coexistirende derselben in ein wirkliches 35  
Successives zu verwandeln, jederzeit von den  
feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk  
erkannt worden, zu welchem wenig oder gar  
kein Genie gehöret. Wenn der poetische  
Stümper, sagt Horaz, nicht weiter kann, so 40

fängt er an, einen Hayn, einen Altar, einen  
durch anmuthige Fluren sich schlängelnden  
Bach, einen rauschenden Strom, einen Re-  
genbogen zu mahlen:

— — — — — *Lucus et ara Dianae,  
Et praeperantis aequae per amoenos ambitus  
agros,*

*Aut flumen Rhenum, aut pluvius descri-  
bitur arcus.* 4

Der männliche Pope sahe auf die mahleri-  
schen Versuche seiner poetischen Kindheit  
mit großer Geringschätzung zurück. Er ver-  
langte ausdrücklich, daß wer den Namen  
eines Dichters nicht unwürdig führen wolle,

15 der Schilderungsfucht so früh wie möglich  
entfagen müsse, und erklärte ein bloß mah-  
lendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter  
Brühen. Von dem Herrn von Kleist kann  
ich versichern, daß er sich auf seinen Früh-

ling das wenigste einbildete. Hätte er län-  
ger gelebt, so würde er ihm eine ganz andre  
Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf,  
einen Plan hinein zu legen, und sann auf Mit-  
tel, wie er die Menge von Bildern, die er aus

25 dem unendlichen Raume der verjüngten Schöp-  
fung, auf Geratheswohl, bald hier bald da,  
gerissen zu haben sehien, in einer natürlichen  
Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf  
einander folgen lassen wolle. Er würde zu-

gleich das gethan haben, was Marmontel,  
ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Ek-  
logen, mehreren deutschen Dichtern gerathen  
hat; er würde aus einer mit Empfindungen  
nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern,  
eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene  
Folge von Empfindungen gemacht haben.

XVIII.

.....  
Doch ich halte mich bey Kleinigkeiten auf,  
und seheine das Schild vergessen zu wollen. 40

c) Georg. lib III v. 31 et 72

d) De A. P. v. 16

das Schild des Achilles; dieses berühmte Gemälde, in dessen Rückficht vornehmlich, Homer vor Alters als ein Lehrer der Malhrey betrachtet wurde. Ein Schild, wird man fragen, ist doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenstand, dessen Beschreibung nach seinen Theilen neben einander, dem Dichter nicht vergönnet seyn soll? Und dieses Schild hat Homer, in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungenehrene Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau beschrieben, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf diesen besondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer mahlet nemlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Confectives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malhrey eines Körpers, das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertigt. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboss, und nachdem er die Platten aus dem greeßten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmet, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feineren Schlägen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugens, der es machen sehen.

Dieses leßt sich von dem Schilde des Æneas bey dem Virgil nicht sagen. Der römische Dichter empfand entweder die Feinheit seines Ma-

sters hier nicht, oder die Dinge, die er auf sein Schild bringen wollte, fehlten ihm von der Art zu feyn, daß sie die Ausführung vor unsern Augen nicht wohl verstatteten. Es waren Prophezeyungen, von welchen es freylich unfehllich gewesen wäre, wenn sie der Gott in unserer Gegenwart eben so deutlich geäußert hätte, als sie der Dichter hernach auslegte. Prophezeyungen, als Prophezeyungen, verlangen eine dunklere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Personen aus der Zukunft, die sie betreffen, nicht passen. Gleichwohl lag an diesen wahrhaften Namen, allem Ansehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiste. Wenn ihn aber dieses entschuldiget, so hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche seine Abweichung von dem Homerischen Wege hat. Leser von einem feinem Geschmacke, werden mir Recht geben. Die Anstalten, welche Vulkan zu seiner Arbeit macht, sind bey dem Virgil ungefehr eben die, welche ihn Homer machen leßt. Aber anstatt daß wir bey dem Homer nicht bloß die Anstalten zur Arbeit, sondern auch die Arbeit selbst zu sehen bekommen, leßt Virgil, nachdem er uns nur den geschäftigen Gott mit seinen Cyklopen überhaupt gezeigt,

*Ingentem Clypeum informant —*

— — *Alii ventosis follibus auras  
Accipiunt, redduntque: alii stridentia  
tingunt*

*Æra lacu. Gemit impositis incedibus  
antrum.*

*Illi inter sese multa vi brackia tollunt  
In numerum, versantque tenaci foreipe  
massam. f*

den Vorhang auf einmal niederfallen, und versetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmählig in das Thal bringt, in

welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bey dem Æneas anlangt. Sie lehnet sie an den Stamm einer Eiche, und nachdem sie der Held genug begaffet, und bestaunet, und betastet, und versucht, leht sich die Beschreibung, oder das Gemälde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier ist, und Da ist, Nahe dabey stehet, und Nicht weit davon sietet man — so kalt und langweilig wird, daß alle der poetische Schmuck, den ihm ein Virgil gehen konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu lassen. Da dieses Gemälde hernächst nicht Æneas macht, als welcher sich an den bloßen Figuren ergetzet, und von der Bedeutung derselben nichts weis,

— *verumque ignarus imagine gaudet*; auch nicht Venus, ob sie schon von den künftigen Schicksalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben so viel wissen mußte, als der gutwillige Ehemann; sondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: so bleibt die Handlung offenbar während demselben stehen. Keine einzige von seinen Personen nimt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringsten Einfluß, ob auf dem Schilde dieses, oder etwas anders, vorgestellt ist; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerley schmei-

chelhaften Anspielungen seine Materie aufstuzet, aber nicht das große Genie, das sich auf die eigene innere Stärke seines Werks verlaßt, und alle äußere Mittel, interessant zu werden, verachtet. Das Schild des Æneas ist folglich ein wahres Einfiebfel, einzig und allein bestimmt, dem Nationalstolze der Römer zu schmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen ist Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt; so mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunst war, diese Verzierungen als bloße Verzierungen zu behandeln, sie in den Stoff einzuzweben, um sie uns nur bey Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieses ließ sich allein in der Manier des Homers thun. Homer laßt den Vulkan Zierrathen künsteln, weil und indem er ein Schild machen soll, das seiner würdig ist. Virgil hingegen scheinet ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu lassen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um sie besonders zu beschreiben, nachdem das Schild lange fertig ist.

## HAMBURGISCHE DRAMATURGIE.

DREY UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 12<sup>ten</sup> JANUAR, 1768.

Den acht und vierzigsten Abend (Mittwochs, den 22<sup>ten</sup> Julius,) ward das Trauer-

spiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt: zum Befehle Herzog Michel.

Dieses Stück ist ohnstreitig eines von unsern beträchtlichsten Originalen; reich an großen Schenheiten, die genugsam zeigen,

daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, im geringsten nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich diese Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen.

Schon Shakelpear hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein Werk bereits fertig war. „Sollte ich also, sagt er, bey der Vergleichung schon viel verlieren: so wird man doch wenigstens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespear ein Plagium zu begehen.“

Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begeben kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das laßt sich vollkommen auch von Shakespear sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stämpel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespears! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!

Shakespear will studiert, nicht geplündert seyn. Haben wir Genie, so muß uns Shakespear das seyn, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektirt; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakespears keine einzige Scene, fogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Theile bey Shakespear, sind nach den großen Maassen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks, ungefehr wie ein weitläufiges Frescogemälde gegen ein Miquiaturhildchen

für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben so würden aus einzeln Gedanken bey Shakespear ganze Scenen, und aus einzeln Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ärmel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ärmel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieses, so kann man wegen der Beschuldigung des Plagiums ganz ruhig seyn. Die meisten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er gesponnen ist. Die wenigen, welche die Kunst verstehen, verrathen den Meister nicht, und wissen, daß ein Goldkorn so künstlich kann getrieben seyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bey weitem übersteiget.

Ich für mein Theil betauere es also wirklich, daß unserm Dichter Shakespears Richard so spät beygefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch eben so original geblieben seyn, als er itzt ist: er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß eine einzige übertragene Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, so würde ich Shakespears Werk wenigstens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die mein Auge unmittelbar darinn zu erkennen, nicht vermeidend gewesen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieses nicht gethan? Und warum sollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben so wohl seyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künst-

lers größtentheils viel scharfsichtiger ist, als das scharfsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht, und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten seyn, sie auch von andern machen zu hören; denn er hat es gern, daß man über sein Werk urtheilet; scharf oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämisch, alles gilt ihm gleich; und auch das schlaafte, linkste, hämischste Urtheil, ist ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in seinen Nutzen zu verwenden wissen; aber was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für etwas so außerordentliches halten; und doch muß er die Achseln über sie zucken. Er ist nicht eitel, aber er ist gemeiniglich stolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob, auf sich sitzen lassen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigstens nicht bey dem Verfasser, — höchstens nur bey einem oder dem andern Mitsprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngst gedruckt lesen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkosten seiner übrigen Lustspiele gelobt hätte. — Auf Unkosten? aber doch wenigstens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke so moege tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückischen Lobe: daß ihr letztes immer ihr bestes ist! —

#### VIER UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 15<sup>ten</sup> JANUAR, 1768.

Zur Sache. — Es ist vornehmlich der Charakter des Richards, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünschte.

Aristoteles würde ihn schlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit feinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimt er an, soll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Beseiwicht seyn müsse. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke lasse sich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieses ein: so ist Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: so weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie ist.

Denn Richard der Dritte, so wie ihn Herr Weiß geschildert hat, ist unstreitig das größte, abseheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich sage die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieses Ungeheuers erwecken? Doch, das soll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es sind ganz andere Personen in seinem Werke, die er zu Gegenständen unsers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieser Beseiwicht, der die Kluft, die sich zwischen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllt, mit den Leichen derer, die ihm das Liebste in der Welt hätten seyn müssen; sollte dieser blutdürstige, seines Blutdurstes sich rühmende, über seine Verbrechen sich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauer zu verstehen ist, der uns bey Erblickung vorsetzlicher Greuel, die

mit Luft begangen werden, überfällt. Von diesem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden lassen.

Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerpiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freyen Menschen in eine Maschine: ehe sie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sey.

Bey den Franzosen führt Crebillon den Beynamen des Schrecklichen. Ich fürchte sehr, mehr von diesem Schrecken, welches in der Tragödie nicht seyn sollte, als von dem echten, das der Philosoph zu dem Wesen der Tragödie rechnet.

Und dieses — hätte man gar nicht Schrecken nennen sollen. Das Wort, welches Aristoteles braucht, heißt Furcht: Mitleid und Furcht, sagt er, soll die Tragödie erregen; nicht, Mitleid und Schrecken. Es ist wahr, das Schrecken ist eine Gattung der Furcht; es ist eine plötzliche, überraschende Furcht. Aber eben dieses Plötzliche, dieses Überraschende, welches die Idee desselben einschließt, zeigt deutlich, daß die, von welchen sich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anstatt des Wortes Furcht, herfehreibet, nicht eingesehen haben, was für eine Furcht Aristoteles meine. — Ich möchte dieses Weges sobald nicht wieder kommen; man erlaube mir also einen kleinen Ausweif.

Das Mitleid, sagt Aristoteles, verlangt einen, der unverdient leidet: und die Furcht einen unsers gleichen. Der Beschwicht ist weder dieses, noch jenes: folglich kann auch

sein Unglück, weder das erste noch das andere erregen.

Die Furcht, sage ich, nennen die neuern Ausleger und Übersetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieses Worttausches, dem Philosophen die seltsamsten Händel von der Welt zu machen.

Man hat sich, sagt einer aus der Menge, über die Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That enthält sie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches sie an ihrer Allgemeinheit hindert, und sie allzusehr einschränkt. Wenn Aristoteles durch den Zusatz unsers gleichen, nur blos die Ähnlichkeit der Menschheit verstanden hat, weil nemlich der Zuseher und die handelnde Person beide Menschen sind, gesetzt auch, daß sich unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range ein unendlicher Abstand befände: so war dieser Zusatz überflüssig; denn er verstand sich von selbst. Wenn er aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Personen, oder solche, die einen vergeblichen Fehler an sich hätten, Schrecken erregen könnten: so hatte er Unrecht; denn die Vernunft und die Erfahrung ist ihm sodann entgegen. Das Schrecken entspringt ohnfreitig aus einem Gefühl der Menschlichkeit: denn jeder Mensch ist ihm unterworfen, und jeder Mensch erschüttert sich, vermöge dieses Gefühls, bey dem widrigen Zufalle eines andern Menschen. Es ist wohl möglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieses von sich zu leugnen: allein dieses würde allemal eine Verleugnung seiner natürlichen Empfindungen, und also eine bloße Prahlerey aus verderbten Grundsätzen, und kein Einwurf seyn. — Wenn nun auch einer lasterhaften Person, auf die wir eben unsere Aufmerksamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zufließt, so verlieren



«wir den Lasterhaften aus dem Gesichte,  
 «und sehen bloß den Menschen. Der An-  
 «blick des menschlichen Elendes überhaupt,  
 «macht uns traurig, und die plötzliche trau-  
 «rige Empfindung, die wir sodann haben,  
 «ist das Schrecken.»

Ganz recht; aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was sagt das wider den Aristoteles? Nichts. Aristoteles denkt an dieses Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unsers gleichen setzen könne. Dieses Schrecken, welches uns bey der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorsteht, ist ein mitleidiges Schrecken, und also schon unter dem Mitleide begriffen. Aristoteles würde nicht sagen, Mitleiden und Furcht; wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verstünde.

«Das Mitleid, sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen, \*) ist eine vermischte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenstande, und aus der Unlust über dessen Unglück zusammengesetzt ist. Die Bewegungen, durch welche sich das Mitleid zu erkennen giebt, sind von den einfachen Symptomen der Liebe, sowohl als der Unlust, unterschieden, denn das Mitleid ist eine Erscheinung. Aber wie vielerley kann diese Erscheinung werden! Man ändere nur in dem betauerten Unglück die einzige Bestimmung der Zeit: so wird sich das Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen geben. Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders weinet, empfinden wir ein mitleidiges Trauern, denn sie hält das Unglück für geschehen, und bejammert ihren gehaltenen Verlust. Was wir bey den

«Schmerzen des Philoktets fühlen, ist gleichfalls Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn die Quaal, die dieser Tugendhafte anzusehen hat, ist gegenwärtig, und überfällt ihn vor unsern Augen. Wenn aber Oedip sich entsetzt, indem das große Geheimniß sich plötzlich entwickelt; wenn Monime erschrickt, als sie den eifersüchtigen Mithridates sich entfarben sieht; wenn die tugendhafte Desdemona sich fürchtet, da sie ihren sonst zärtlichen Othello so drohend mit ihr reden höret: was empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mitleidiges Entsetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen sind verschieden, allein das Wesen der Empfindungen ist in allen diesen Fällen einerley. Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden ist, uns an die Stelle des Geliebten zu setzen: so müssen wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Person theilen, welches man sehr nachdrücklich Mitleiden nennet. Warum sollten also nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Eifersucht, Rachbegier, und überhaupt alle Arten von unangenehmen Empfindungen, sogar den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entstehen können? — Man sieht hieraus, wie gar ungeheicht der größte Theil der Kunsttrichter die tragischen Leidenchaften in Schrecken und Mitleiden eintheilet. Schrecken und Mitleiden! Ist denn das theatralische Schrecken kein Mitleiden? Für wen erschrickt der Zuschauer, wenn Merope auf ihren eignen Sohn den Dolch zieht? Gewiß nicht für sich, sondern für den Aëgisth, dessen Erhaltung man so sehr wünschet, und für die betrogne Kenigino, die ihn für den Mörder ihres Sohnes ansieht. Wollen wir aber nur die Unlust über das gegenwärtige Übel eines andern, Mitleiden nennen: so müssen wir

\*) Philosophische Schriften des Herrn Moses Mendelssohn, zweyter Theil, S. 4.

„nicht nur das Schrecken, sondern alle übrige Leidenschaften, die uns von einem andern mitgetheilet werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterscheiden.“ —

FÜNF UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 19<sup>ten</sup> JANUAR, 1768.

Diese Gedanken sind so richtig, so klar, so einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte sie haben können und haben müssen. Gleichwohl will ich die scharfsinnigen Bemerkungen des neuen Philosophen dem alten nicht unterfeihen; ich kenne jenes Verdienste um die Lehre von den vermischten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derselben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er so vortreflich auseinandergesetzt hat, das kann doch Aristoteles im Ganzen ungelehr empfunden haben; wenigstens ist es unleugbar, daß Aristoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und solle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unlust über das gegenwärtige Übel eines andern, erwecken, welches ihm schwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenschaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilet werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Aristoteles, ist es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragischen Leidenschaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falsch verstanden, falsch übersetzt. Er spricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und seine Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Übel eines andern, für diesen andern, erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhänget sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der

benitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.

Aristoteles will überall aus sich selbst erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über seine Dichtkunst liefern will, welcher den Daiersehen weit hinter sich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfange bis zum Ende zu lesen. Er wird Aufschlüsse für die Dichtkunst finden, wo er sich deren am wenigsten vermuthet; besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studieren. Man sollte zwar denken, diese Aufschlüsse müßten die Scholastiker, welche die Schriften des Aristoteles an den Fingern wußten, längst gefunden haben. Doch die Dichtkunst war gerade diejenige von seinen Schriften, um die sie sich am wenigsten bekümmerten. Dabey fehlten ihnen andere Kenntnisse, ohne welche jene Aufschlüsse wenigstens nicht fruchtbar werden konnten: sie kannten das Theater und die Meisterstücke desselben nicht.

Die authentische Erklärung dieser Furcht, welche Aristoteles dem tragischen Mitleid beygefüget, findet sich in dem fünften und achten Kapitel des zweyten Buchs seiner Rhetorik. Es war gar nicht schwer, sich dieser Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat sich vielleicht keiner seiner Ausleger ihrer erinnert, wenigstens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der sich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne sie einfahen, daß diese Furcht nicht das mitleidige Schrecken sey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Ursache nemlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenschaft, und warum nicht mehrere Leidenschaften, beygefüget habe. Von dieser Ursache wissen sie nichts.

und ich möchte wohl hören, was sie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man sie fragte warum z. E. die Tragödie nicht eben so wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruhet aber alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nemlich, daß das Übel, welches der Gegenstand unsers Mitleidens werden solle, nothwendig von der Befchaffenheit seyn müsse, daß wir es auch für uns selbst, oder für eines von den Unfrigen, zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sehe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zufließen könne, weder der Verzweifelnde noch der Übermüthige, pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erkläret daher auch das Fürchterliche und das Mitleidenswürdige, eines durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre, oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde: und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld, sey für uns verlohren, sey nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sehen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen,

wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu seyn pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen eben so ähnlich werden könne, als wir ihm zu seyn uns selbst fühlen: und diese Furcht sey es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

So dachte Aristoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Ursache begrifflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächst dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob diese Furcht hier eine besondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft sey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, so wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr, erregt werden könne; welches die Mißdeutung des Cornelle war: sondern weil, nach seiner Erklärung des Mitleids, dieses die Furcht nothwendig einschließt; weil nichts unser Mitleiden erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann.

30 HUNDERT UND ERSTES, ZWEYTES, DRITTES  
UND VIERTES STÜCK.

DES 19ten APRIL, 1768.

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines so genannten Principals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabey fiel, und sich träumen ließ, daß ich bey diesem Unternehmen wohl nützlich seyn könnte? — Ich stand eben

am Markte und war mäßig; niemand wollte mich dingen; ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen; ich habe mich nie zu einer gedungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prædilection erlesen zu seyn, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne?

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquisset, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Luft und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufsteigt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beschneiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrüsslich geworden, wenn ich zum Nachtheil der

Critik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie erschicken; und ich schmichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmechephrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann; so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frey, von unwillkührlichen Zerstreungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungefeickter seyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italienische Theater that, der es in einem Jahre mit dreyzehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu thun, folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle erste Gedanken, als De la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des besten Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte: so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind, und daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine erste Gedanken sind gewiß kein Haar besser, als Jedermanns erste Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hauße.

Endlich fiel man darauf, selbst das, was mich zu einem so langfamen, oder, wie es meinen rüstigern Freunden scheint, so faulen Arbeiter macht, selbst das, an mir nutzen zu wollen: die Kritik. Und so entsprang die Idee zu diesem Blatte.

Sie gefiel mir, diese Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bey mir gelacht zu haben, der sich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften, einbildete, daß es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bey seinen Didaskalien zu thun gewesen. — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmacks, darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen sie zuerst aufgeführt worden!

Ich war schon Willens, das Blatt selbst Hamburgische Didaskalien zu nennen. Aber der Titel blang mir allzufremd, und nun ist es mir sehr lieb, daß ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bey mir: wenigstens hatte mir Liono Allacci desfalls nichts vorzuschreiben. Aber wie eine Didaskalie aussehen mußte, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieser Casaubonus *breviter et eleganter scriptas* nennt. Ich hatte weder Luft, meine Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben: und

unsere itzlebenden Casauboni würden die Köpfe trefflich gefehüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Fünfzehnten, ob zu Paris, ob zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieses oder jenes französische Meisterstück zuerst aufgeführt worden: das würden sie bey mir gesucht, und zu ihrem großen Erstaunen nicht gefunden haben.

Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklärt: was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas anderes; aber doch, denk ich, nichts schlechteres.

«Sie sollten jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers hier thun würde.»

Die letztere Hälfte bin ich sehr bald überdrüssig geworden. Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat: so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren, sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Gesehwätze darüber, hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sey, deren wüßte ich kaum zwey oder drey. Daher kömmt es, daß alles Raisonement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint. daß es

eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja, öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Überhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler, in Aufhebung der Critik, in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundfätze ihrer Künste abnimmt. — So viel zu meiner, und selbst zu deren Entschuldigung, ohne die ich mich nicht zu entschuldigen hätte.

Aber die erstere Hälfte meines Versprechens? Bey dieser ist freylich das Hier zur Zeit noch nicht sehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bey dem Ziele sehen; bey einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgesteckt wird? Wenn das Publikum fragt; was ist denn nun geschehen? und mit einem höhniſchen Nichts sich selbst antwortet: so frage ich wiederum; und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas schlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die gefehwor- nen Nachahmer alles Ausländischen, beson-

ders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist sehen, reitzend, allerliebst, göttlich; lieber verlegen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik, uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat.

Doch dieser Locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung derselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war also genöthiget, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die sie vorläufig thun müßte, um sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatische Dichtkunst studiert zu haben; sie mehr studiert zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübet, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie der Mahler sich von niemanden gern tadeln laßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und

kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen laßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo fo mancher sich eine ausmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplandern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fische.

Aber man kann studieren, und sich tief in den Irrthum hinein studieren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sey, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiret hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeit nicht äußern könnte. Indesß steh ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freylich nicht so faßlich, und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwiderprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Überzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet seyn; und besonders hat man uns Deutsche bere- den wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht

habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bey unsern Dichtern, den Franzosen nach- 5 zuzahlen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indesß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward, glücklicher Weise, durch einige Englische Stücke aus seinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von die- 15 sem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die Franzosischen so be- 20 kannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja, daß diese Regeln wohl gar Schuld seyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! 25 Aber mit diesen Regeln sing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zu erklären, dem Genie vorzu- schreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem 30 Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangen- en Zeit muthwillig zu verschmerzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Ver- 35 dienst um unser Theater bezumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel ge- troffen zu haben, diese Gährung des Ge- schmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet 40 zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener seyn lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der

französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beyläufige Bemerkungen, die sie über die fehlerhafteste äußere Einrichtung des Drama bey dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche, durch allerley Einschränkungen und Deutungen, dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Äußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzu setze: Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille seyn, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unsere kritische Wallfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Wallfisch in dem Salzwaſſer zu Halle! — . . . . .

## ANTIQUARISCHE BRIEFE.

### NEUNTER BRIEF.

Ich denke nicht, daß ich mir zuviel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herr Klotzen gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artisten die Perspektiv abspricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan: obſchon gar nicht in der Absicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angesehen ist. Doch da Herr Klotz mich so selten verstanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen sollte? Er warf mich also mit den Perraults in eine Classe, und nahm sich, in seinem

Beyrage zur Geschichte des Geschmackes und der Kunst aus Münzen, der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie noethig haben, daß man sich ihrer gegen mich annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in seinem Buche von geschnittenen Steinen zum zweyten auf dem Plane erscheinet. «Mein Eifer, sagt er, für den Ruhm der Alten, denen ich große Dankbarkeit schuldig zu seyn glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu unterdrücken.» Und diese Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geschnittenen Stein aus Taufenden; durch eine gewisse Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle



des Philostratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perspektiv außer allem Zweifel gesetzt sey.

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ist eine sehr gute Tugend, aber ohn ein feines Gefühl dringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Reden nach, ist die Dankbarkeit des Herr Klotz gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Hzt lassen Sie uns sehen, was Herr Klotz von der Perspektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er sie den Alten zusprechen zu müssen glaubt.

Herr Klotz erklaret die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch die Geschicklichkeit, die Gegenstände auf einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserm Auge in einem gewissen Abstände zeigen.\* Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Pernety abgeschrieben, welches das abgefehmackte Oberfläche beweiset. Fläche ist für die Malerey Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben, oder nicht abgeschrieben: wenn sie nur richtig ist. — Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläufig, als daß sie bey Entscheidung der vorhabenden Streitfache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspektiv weiter nichts als die Willensfacht, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstände unserm Auge zeigen: so ist die Perspektiv kein Theil der Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspektiv thut? Auch sie stellt die Gegen-

stände auf einer Fläche vor; auch sie stellt sie vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen, und ihm in einem gewissen Abstände erscheinen. Folglich kann sie nie ohne Perspektiv seyn, und das geringste was der Zeichner vorstellt, kann er nicht anders als perspektivisch vorstellen.

Den Alten in diesem Verstande die Perspektiv abprechen, würde wahrer Unfinn seyn. Denn es würde ihnen nicht die Perspektiv, sondern die ganze Zeichenkunst abprechen heißen, in der sie so große Meister waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perspektiv streitig macht, so geschieht es in dem engerm Verstande, in welchem die Künstler dieses Wort nehmen. Die Künstler aber verstehen darunter die Willensfacht, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedne Plätze des Raums verstreuet, mit samt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standorte erscheinen würden.

Diese Erklärung ist mit jener im Grunde eins; nur daß jene, die mathematische, sich auf einen einzeln Gegenstand beziehet; diese aber auf mehrere geht, welche zusammen aus dem nehmlichen Gesichtspunkte, jedoch in verschiedner Entfernung von diesem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemähde vollkommen perspektivisch seyn, ohne daß es, nach dieser, das ganze Gemähde ist, indem es ihm an der Einheit des Gesichtspunkts fehlet und die verschiednen Theile desselben verschiedne Gesichtspunkte haben.

Herr Klotz scheint von diesem Fehler gar nichts zu verstehen. Er spricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der

Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet sich ein, daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemälde beide diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperfektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzufprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsern auch sehr mittelmaßigen Malern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefahren Augenmaasse begnügt: das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entschcheidung keinesweges günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tagliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheinet, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemälde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: konnten die alten Schriftsteller von einer Sache reden, die nicht da war, und eine Eigenschaft an einem Gemälde rühmen, die niemand sahe? Sie lobten was sie sahen: daß sie aber etwas sahen, was auch

wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugeben, daß die alten Gemälde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemälde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemälde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber außer beider nicht gern Sehen, hat ganz verschiedne Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemälde verfertigt wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, ob schon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der Herkulanischen Gemälde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu, im Laokoon, die Beschreibungen des Pausanias von den zwey großen Gemälden des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, und urtheilte, daß diese offenbar ohne alle Perspektiv gewesen. Eines derselben, hore ich von Herr Klotzen, „soll zu unsern Tagen gleichsam wieder neu seyn -geschafften worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweist, habe ich nur die ersten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich selbst besitze. Aber es sey das eine oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perspektiv bekommen hat, so ist es sicherlich nicht das Gemälde des Polygnotus; sondern ein Gemälde, ungefähr des nehmlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher sich in diesen Gemälden des Polygnotus wider die Perspektiv fand, ist klar und unwidersprechlich. Um sich Platz für so viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen sehr hohen Gesichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu übersehen sey. Aber dieser Gesichtspunkt war blos für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu seyn. Denn weil aus einem so hohen Gesichtspunkte, besonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab sehr verkürzt und verschoben hätten erscheinen müssen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verlohren gegangen wäre: so gieng er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Hehe ungefähr gleichem Gesichtspunkte. Ja auch diesen behielt er nicht, nach Maasgebung der vordern Figuren, für alle die entfernertern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem sehr hohen Gesichtspunkte ge-

nommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander stehen sollten, übereinander zu stehen kamen, (welches bey Pausanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνωρροσθεν und dergleichen erhellet:) so würden diese entfernter oder hoher stehende Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, welches der Grundfläche das Ansehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspektivisch verlängerte Fläche seyn sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer besondern natürlichen Hehe gleichen Gesichtspunkt annehmen: das ist, er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von oben herab sehen sollten.

Es ist schwer sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich seyn, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nehmlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede ist, fehlet. Und an diesen fehlet es dem Herrn Klotz in der Perspektiv gänzlich: denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perspektiv der Alten,“ sagt er, „ist die von uns so genaante Militärperspektiv von oben herein.“ — Nicht jede Perspektiv von oben herein, ist Militärperspektiv. Bey dieser werden zugleich die wahren Maas der Gegenstände überall beygehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militärperspektiv eigentlich gar keine Perspektiv, sondern ein bloßes technisches Hülfsmittel gewisse Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Gesichtspunkt nicht zu sehen seyn würden, und sie so vors Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie

ihm bloß erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspektiv die Militärperspektiv gewesen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspektiv abschreiben. Nur diejenige Perspektiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verzieht; welches die Militärperspektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht gesehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen gesehen seyn, welche Hr. Klotz zum Beweise auführt, wie gut sich die Alten auf die ihm so genannte Militärperspektiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzusetzen: „Sollten diese Zeugnisse nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten, wegen der Unwissenheit der Perspektiv vermindern?“ Allerdings sollten sie nicht; sondern Hr. Klotz sollte erst lernen, was Perspektiv sey, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaast.

„Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen, und wenn sie den Augenpunkt sehr scharf hätten nehmen wollen, so würden sie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. Hätten sie das Relief flach gehalten, so würde die Münze ohne Geschmack, Gothisch oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“

O sehen! o sehen! Kauderwelscher könnte Crispin in der Komödie, wenn er sich für einen Maler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier gesehen ist. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen.“ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenseiten? Wie machten sie das? Zeichneten sie, wie wir in

unfern architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Fassade? Oder wie? — „Wenn sie den Augenpunkt zu scharf hätten nehmen wollen;“ Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So würden sie ein allzuhohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief seyn soll? — „Hätten sie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „so würde die Münze ohne Geschmack, Gothisch oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“ O Logik, und alle Mufen! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief notwendig ohne Geschmack und Gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Mufen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an eurfirenden Münzen mißbilliget; daraus schließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geschmack und Gothisch ist? O Logik, und alle Mufen!

#### ZEHNTER BRIEF.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemälde die verhältnismäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspektivisch seyn könne; Falls ihm die Einheit des Gesichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wissen was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phenomena des Gesichts, die Ersehnung der Gröſſe, die Ersehnung der Formen, die Ersehnung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Ersehnung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Malerey. Man kann in keiner den geringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweydeutig und falsch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück derselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet ist, sich durch den Mangel zufälliger Schenkeiten in dem Genuſſe der wesentlichen ſteren zu lassen. Räthsel! wird Hr. Klotz rufen. Ich mache keinen Anspruch mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Ersehnung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese, ist im Grunde so gut als keine; ob sie sehen immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben,

in Aufsehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinheit, mochte die ganze Luftperspektiv des Polygnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht gewesen seyn; sondern umgekehrt so etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher colossalischen Gröſſe die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im geringsten erkennlich seyn sollten.

Eben das hätte sich Moor fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemählde des Cebes gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungelehrte Kinder befriedigen können. Der ertraglichste ist der von dem jüngern Meriaa, welcher ganz von den Worten des Cebes abgieng, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen sechsfen Felſen mit eben so vielen Abfätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemählde des Polygnotus mögen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verſchonung, aufgehangen hatte.

#### EILFTER BRIEF

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beyspiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf seiner guten Meinung von

der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit bey zu bringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiednen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen: heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläufigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, daß Lucian von der perspektivischen Anordnung in einem Gemälde des Zeuxis so weitläufig rede, daß diese Stelle bey dieser Streitigkeit nothwendig geprüft werden müsse! Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. *Ἀποκρίναι τις γραμμὰς ἐς το ἔνδυτατον*, was ist es anders, als ein korrekter Contour? was die *ἀκριβὴς κρῆσις*, die *ἑκαταὸς ἐπιβολὴ τῶν χρωμάτων* anders, als die fleckliche Verbindung und fleißige Vermelzung der Localfarben? Das *σκιᾶσαι ἐς θεον*, ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der *λογος τοῦ μεγέθους*, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemälde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die *λοσιγὴ τῶν*

*μετρῶν πρὸς το ὅλον*, die *ἄρμονια*, ist das Ebenmaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Übereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Gemälden, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemälden eines einzeln Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schein und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemäldes überhaupt, bey welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

Mich dünkt fogar, es aus einem Zuge des Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemälde des Zeuxis von der Seite der Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er: *ἄνω δὲ τῆς ἑκαταὸς, ὅιον ἀπο τινος σκοπιῆς Ἰπποκένταυρος τις ἐπικυπτει γελῶν*: er sey oben an dem Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von einer Warte, gegen seine Jungen lachend herabgeneigt. Dieses gleichsam wie von einer Warte, scheint mir nicht unendlich anzuzeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren immer über die vordersten wegsehen, nicht weil sie wirklich höher stehen, sondern bloß, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollten. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren, so wie sie Lucian beschreibt, nicht einer völlig richtig perspektivischen Behandlung fähig wären: sondern ich will nur sagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor sich gehabt hätte, er sich schwerlich darüber so dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philostratus zu kommen: so weiß ich nicht, welches die größere Arnfeligkeit ist, sie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perspektiv in ihr finden zu wollen. Philostratus rühmt an den Gemälden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, το ἐπιζών, die gute Schattirung; το ζώντων, das Lebende; und το ἔσσεχον καὶ ἔξεχον, das Herauspringende und Zurückweichende. Was haben diese Eigenschaften mit der Perspektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemälde seyn, wo gar keine Perspektiv angebracht, wo sie mit den größten Fehlern angebracht ist. Sie beziehen sich insgesammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterscheiden; welcher allein es macht, daß die Figur sich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichsam hervortritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, sondern das Ding selbst zu seyn scheint. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius sagt, *digiti eminere videbantur, et fulmen extra tabulam esse*, mußte er darum, weil er das ἔσσεχον und ἔξεχον in so hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk seyn, welches Perspektiv, und eine richtige Perspektiv zeigte? Und dennoch darf Hr. Klotz von der Stelle des Philostratus sagen: «sie kann von nichts anders handeln, als von der Kunst des Malers, gewisse Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemäldes erscheinen zu lassen, andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.» Nein, kahler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Hr. Klotz! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt sie von etwas anderm. Wenn sie aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Klotz sagt, wäre da-

durch die Perspektiv der alten Gemälde erwiesen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perspektiv abgesprachen, ihnen zugleich alle verschiedene Gründe, alle Entfernungen absprechen wollen? «Ist aber dieses Vertheilen», fährt Hr. Klotz fort, diese «Schwächung, oder stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Perspektiv?» Was steht von alle dem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Character des Klotzischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darin erwarten darf, ungefahr wie dieser: «Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philostratus herbeschreiben:» was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klotzen zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Scheller genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheller seyn, dem er ihre erste Nachweisung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Hr. Klotz seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist ohnfreitig Du Soul: denn als er in der Reitzischen Ausgabe des Lucians jene Beschreibung von

dem Gemälde des Zenix nachlas, fand er in den Anmerkungen dieses Gelehrten, bey dem *axaxia*  $\lambda\epsilon$  *deor* nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Mahlerey, sondern auch die nehmliche Stelle des Philostratus dabey angeführt. Nun fehlte Hr. Klotz selbst nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach eifirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für sich anbehalten sahe: so glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbekannt nennen zu dürfen. Der Unterfeldied mag wohl so groß nicht seyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klotzen die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation freitig macht. Denn so wie Hr. Klotz die Anführung des Du Soul, *Philost.* p. 71. durch *Philost. Vit. Apollon.* c. 20. p. 71. berichtiget, so laßt sich seine Anführung, durch Einschlebung *Lib. II.* gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müste. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey solchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor sich hat, der sich auf solche Kleinigkeiten brüftet? — Bisher unbemerkt! Von mir zuerst bemerkt! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreibe einmal weist, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu seyn einbildet? —

Sogar Webb hat diese Stelle des Philostratus gebraucht.

#### ZAVÖLFTER BRIEF.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hatte ich bedenken sollen. Allerdings ist Hr. Klotz der erste, welcher die Stelle des Philostratus

bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspektiv darin zu finden?

8 Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie alle bloß von der Schattirung verstanden. Die guten Leute! Von der Perspektiv ist sie zu verstehen: Hr. Klotz ist der erste der dieses sagt, — und auch der letzte, hoff ich.

10 Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bey welcher Gelegenheit Hr. Klotz die Aussehweifung über die Perspektiv der Alten, in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geschnittener Steine, welche sie unwiderprechlich beweisen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieser eine ist gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt, — daß er gewiß glaube, er sey der einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perspektiv so ware beobachtet worden.

23 «Überhaupt, sagt Hr. Lippert, ist die Perspektiv bey den Alten sehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die solche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit kann die Liebhaberey einen nicht treiben? Wann ich die Beschreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem Buche gelesen, worinnen von dessen sehener Perspektiv etwas gesagt worden, habe ich auch allemal lachen müssen; denn das sonst accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den Regeln dieser Wissenschaft gewesen ware, erkennen, aber wohl solche Fehler, die man auch einem Anfänger in dieser Wissenschaft nicht vergehen würde. Die Alten ahmeten die Dinge so umgekehr nach, wie sie sich dem



·Auge darstellten, ohne die Regeln und ·Ursachen zu wissen, warum die entfernten ·Dinge im Auge verkürzt oder kleiner er- ·scheinen. Es ist aber etwas sehr gemei- ·nes, daß man von Sachen urtheilet, wo- ·von man doch nichts versteht.'

Wie kömmt es, da Hr. Klotz soust sich die Einsichten des Hn. Lippert so frey zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in diesem Punkte gethan? Hr. Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen.

Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine 5 Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange! Der Künstler, denkt er, find so wenige; laß sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehen lachen, das sich auf den Beyfall ganz anderer Leute grün- 10 det! — . . . . .

### ÜBER DEN BEWEIS DES GEISTES UND DER KRAFT.

— δια τας τερασιους δυναμεις, ας κατασκηραζον γηγονει και εκ πολλων μεν αλλων, και εκ του ιχνη μεν αυτων ετι οωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωροφρηνης κ. Κ.

AN DEN HERRN DIRECTOR SCHUMANN, ZU HANNOVER

1 7 7 7.

Mein Herr,

Wenn könnte es angelegener seyn, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hun- gere nach Überzeugung so sehr, daß ich, wie Erriehthon, alles verlehinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn Sie mit diesem Bogen es eben so machen: so find wir, einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterfueher der Wahrheit gegen einander zu tragen, sich nie entbrechen,

Ihr &c.

— — —

Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe: ein andres, erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen erlebt haben.

Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres sind Wunder,

von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehen und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen 15 ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte: so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen: so würde ich zu einem, von so langerher ausgezeichneten, wunderthatigen Mann, allerdings so viel Ver- 20 trauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem Seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben so ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder; wenn ich noch itzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion be-

treffende Weiffagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Christen Wunder erketten müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichen Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu seiner Zeit, die Kraft wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen, die nach Christi Vorkehrung lebten; und wenn er ungezweifelte Beyspiele hiervon hatte, so mußte er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18ten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anstehe, noch itzt, auf den Beweis des Geistes und der Kraft, etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat; sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weiffagungen nicht erfüllte Weiffagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weiffagungen, die vor meinen Augen gefeherenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten

von erfüllten Weiffagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen, und ihn sagen lassen, daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heisse, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen: ist nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bey dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verfehweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bey der Grundlegung des Christenthums gefeherenen Wunder, *ἐκ πολλῶν μὲν ἄλλων*, und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweist, die noch damals geschehen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenfcheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nehmlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung eben so kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bey glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiß, als was ich selbst erfahren?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte: sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weiffagungen und Wundern haben, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können. — Und freylich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstret werden: aber dem ohngeachtet müsse man sie

eben so fest glauben, als demonstirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich: Erstlich; wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können? — Aber nun: wenn sie nur eben so zuverlässig sind, warum macht man sie bey dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstret werden kann: so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstret werden.

Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden: ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehoret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (wegen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen:) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweytens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anders: als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß

ein anderer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte, auf diesen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zu Folge, aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß sie sich eben so wohl auf ein bloßes Gedicht des Cherilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträuhet?

Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sey?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben: daß ihn seine Jün-

ger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegensetzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine *μεταβασις εις άλλο γενος* ist; so weiß ich nicht, was Aristoteles souft unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freylich: aber eben der Christus, von dem du historisch muß gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß Er dieser Sohn sey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen, »O doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können:«

So ist auch das, leider, nur historisch gewiß; daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nehmlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht,

daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwiderprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen;) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor 18 hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so unvereinbarlich waren, daß nichts geringers als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gefunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er; auf der ist er: und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sehe ich vor mir reiffen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Saamen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bey jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern blos an ihren Ort gestellt seyn ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt es gebe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenkundigen Trugschluß gekommen wäre: — (Wenn es dergleichen nicht giebt: so könnte es doch dergleichen geben.) — leugnete ich darnum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen;

wäre ich darum ein undankbarer Lätterer des Erfinders, weil ich aus keinem anderweitigen Scharffinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß seyn könne? —

— Ich fehliette, und wüßte: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freylich apokryphisch, dieses Testa-  
3 ment; aber darum nicht weniger göttlich.

DAS TESTAMENT JOHANNIS.

— *qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.*

*Hieronymus.*

E I N G E S P R Ä C H.

1777.

ER UND ICH

ER.

Sie waren sehr fix mit diesem Bogen: aber man sieht es diesem Bogen auch an.

ICH.

So?

ER.

Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

ICH.

Die größte Deutlichkeit, war immer die größte Scheinheit.

ER.

Aber ich sehe: Sie lassen sich auch fortreiben. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

ICH.

Zum Exempel?

ER.

Lasse gelehrt.

ICH.

Zum Exempel?

ER.

Ihr Rathsel, womit Sie schliessen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Gra-

buis und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

ICH.

10 Muß denn auch alles ein Buch seyn?

ER.

Es ist kein Buch dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

ICH.

13 Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? Nicht.

ER.

20 Können freylich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen,  
25 nicht eben sehr helesen.

ICH.

Bey einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten, in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlugen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

ER.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

ICH.

Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir itzt erinnerlich sind, oder wahr- scheinlich dünken?

ER.

Warum nicht?

ICH.

Johannes, der gute Johannes, der sich 10 von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte: dem diese Eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder, und wunderthätigen Lehre 15 war; Johannes war nun alt, und so alt .

ER.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

ICH.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

ER.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als 25 Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne, daß er schlafe, nicht todt sey.

ICH.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahr- 30 heit tritt!

ER.

Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen 35 hören.

ICH.

So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmählig sichtlich Johannis seine 40 Seele, von dem eben so reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine

Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch veräuerte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Eude gehen, ohne seine Anrede an die 5 Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede.

ER.

Die öfters nicht sehr studiert mag gewesen seyn.

ICH.

Lieben Sie das Studierte?

ER.

Nachdem es ist.

ICH.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich 20 gar auf die Worte einzog —

ER.

Auf welche?

ICH.

Kinderchen, liebt euch!

ER.

Wenig und gut.

ICH.

Meynen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Besten, wenn es 35 alltäglich zu seyn beginnt, so bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieses, Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch 40 in der zweyten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem Kinderchen, liebt euch! beschloß; als man sahe, daß der

alte Mann nicht bloß, nur so wenig sagen konnte; als man sahe, daß er vorzüglich nicht mehr sagen wollte; ward das Kinderchen, liebt euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören; und erdreisteten sich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meister, warum sagst du denn immer das nehmliche?

ER.

Und Johannes? —

ICH.

Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist. —

ER.

Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

ICH.

Ja!

ER.

Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

ICH.

In Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

ER.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

ICH.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus *dignam Joanne sententiam*.

ER.

Ah Hieronymus!

ICH.

Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis Im Anfang war das Wort

u. s. w. verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldenen Buchstaben angegeschrieben zu werden.

ER.

5 Allerdings! der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeneres schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

10

ICH.

Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberey eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrern Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldenen Buchstaben angegeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

ER.

20

Hm!

ICH.

Kinderchen, liebt<sup>u</sup> euch!

ER.

Ja! ja!

ICH.

Dieses Testament Johannis war es, worauf ehemals ein gewisses Salz der Erde schwur. Itzt schwört dieses Salz der Erde, auf das Evangelium Johannis: und man sagt, es sey nach dieser Abänderung ein wenig dumpflig geworden.

ER.

Auch ein Räthsel?

ICH.

35

Wer Ohren hat zu hören, der here!

ER.

Ja, ja, ich merke nun wohl.

ICH.

Was merken Sie?

ER.

So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die

christliche Liebe beybehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

ICH.

Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

ER.

Ob ich recht daran thun würde: müssen Sie von sich selbst erfragen.

ICH.

Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

ER.

Wenn Sie sich fühlen.

ICH.

Aber ich versteh Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

ER.

Ja und Nein.

ICH.

Wie Nein!

ER.

Dem ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein andres das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

ICH.

Und wie Ja?

ER.

In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

ICH.

Aber welches von beyden möchte wohl das Schwerere seyn? — Die christliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

ER.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bey weitem das Schwerere sey.

ICH.

Was soll es mir denn helfen?

ER.

Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewisse Leute den Weg zur Hölle so fauer machen.

ICH.

Wie so?

ER.

Wozu das Joeh der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sauft noch verdienstlich wird?

ICH.

Ja freylich: diese Gefahr müßten wir sie nun sehen laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzuspochen?

ER.

*Cui non competit definitio, non competit definitio.* Habe ich das erfunden?

ICH.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

ER.

Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

ICH.

Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillsehweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

*Hieronymus in Epist. ad Galatas, v. 6.*

*Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesti moraretur usque ad ultimam senectutem, et*



*vix inter discipulorum munus ad Ecclesiam deferretur, nec passet in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solbat proferre collectus, nisi hoc: Filii diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui*

*aderant, tadio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignum Joanne sententiam: Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.*

---

## ANTI - GÖZE.

---

*Bella geri placeat nullos habitura triumphas!*

*Luc.*

Z W E Y T E R.

1778.

---

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion &c. am Abend des Osterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Äquivoken und Wortspiele: und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding, und equivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur

andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eignen Stül, so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so fonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stül habe? Daß ich ihn nicht erkünfte, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reiffsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Naendenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblühten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, sehiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu ge-

ben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerdt zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Pöffe, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freylich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung ansehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbfunde. Nehmlich: er verweilt sich bey seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht unzuformende *tertia comparationis* verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatischen Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblühten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben: weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung

gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Gefelmeydigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdeckt, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten profaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besrer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nehmliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mit unter Sprünge: und selten ist ein hoher Springer, ein guter ehner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik seyn, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie was Sie wollen: die gute Logik ist immer die nehmliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nehmliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unersehöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakespear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten bestiegen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schloffer wegen seiner Komödien so erbau-

lich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieses Gesehwäz? Was gehen mich itzt die Armeligkeiten des Stils und Theaters an; itzt da ein so fehreckliches Halsgericht über mich verhängen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Anklager, und wüthet Blut und Verdammung; und ich, einfältiger Tropf, stehe bey ihm, und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst, machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehemals aus ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann; und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Gözifche Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Recensionen, die in den freywilligen Beyträgen schon stehen, oder werth sind darinn zu stehen. Doch ja; sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brey, den ich längst der Katze vorgefetzt habe. Und dennoch sollen und

müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschunfelten, beleckten Brey wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffnen Gelehrten — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schiebt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt? — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört: nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nothig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie nützlich? — Also kann schlechterdings in meiner Wiederlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigeren Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen, bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie sie leben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu heeren. Sie wiederholen die Anklage, und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste, werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beyzubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwie-

derum erlaubt seyn, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können menschenwürdiger seyn, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhrend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungefügten Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied, zwischen ungefügt und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich

beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nehmliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen; sollte es auch nicht anders, als auf die ungefügteste Weise geschehen können.

10 Itzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich erlaufen wollen, tropfenweise auf den entbleibten Scheitel fallen zu lassen.

## JOHANN GEORG HAMANNS ÆSTHETICA IN NUCE. EINE RHAPSODIE IN RABBALISTISCHER PROSE.

*Aus den Kreuzzügen des Philologen 1762. Die Anmerkungen sind weggelassen.*

### HORATIVS.

*Odi profanum vulgus et arceo.  
Favete linguis! carmina non prius  
Audita, Mafarum sacerdos,  
Virginibus puerisque canto.  
Regum timendum in proprios greges,  
Reges in ipsos imperium est Iovis,  
Clari gigantea triumpho,  
Cuncta supercilio morentis.*

Nicht Leyer! — noch Pinfel! — eine Wurf-  
scheffel für meine Muse, die Tenne heiliger  
Litteratur zu segnen! — — Heil dem Erz-  
engel über die Reliquien der Sprache Ka-  
naans! — auf sehnem Eselritten steigt er im  
Wettlauf; — aber der weiße Idiot Griechen-  
lands borgt Euthyphrons stolze Hengste zum  
philologischen Wortwechsel.

15 Poesie ist die Muttersprache des menschen-  
lichen Geschlechts; wie der Gartenbau, älter  
als der Acker: Malerey, — als Schrift: Ge-  
fang, — als Deklamation: Gleichnisse, — als  
Schlüsse: Taufsch, — als Handel. Ein tie-  
ferer Schlaf war die Ruhe unserer Urabnen;  
20 und ihre Bewegung, ein taumelnder Tanz.  
Sieben Tage im Stillchweigen des Nachsin-  
nens oder Erstannens saßen sie; — — und  
thaten ihren Mund auf — zu geflügelten  
25 Sprüchen.

Sinne und Leidenschaften reden und ver-  
stehen nichts als Bilder. In Bildern besteht  
der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß  
und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der  
Schöpfung, und der erste Eindruck ihres  
Geschichtschreibers; — — die erste Ersehei-  
50 nung und der erste Genuß der Natur vereinigen

sich in dem Worte: Es werde Licht! Hiemit fängt sich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an.

Endlich kroente Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meistertück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt; — zum Bilde Gottes schuf Er ihn. Dieser Rathschluß des Urhebers löst die verwickeltesten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes, und das Äußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir euhier gehn; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns; —

*Exemplumque DEI quisque est in imagine parva.*

Die erste Nahrung war aus dem Pflanzenreiche; die Milch der Alten, der Wein; die älteste Dichtkunst nennt ihr gelehrter Scholiast, (der Fabel des Jothams und Joas zufolge) botanisch; auch die erste Kleidung des Menschen war eine Rhapsodie von Feigenblättern. — —

Aber Gott der Herr machte Röcke von Fellen, und zog sie an — unsern Stammeltern, denen die Erkenntniß des Guten und Bösen Scham gelehrt hatte. — Wenn die Nothdurft eine Erfinderin der Bequemlichkeiten und Künste ist, so hat man Ursache sich mit Gognet zu wundern, wie in den Morgenländern die Mode sich zu kleiden, und zwar in Thierhäuten, hat entstehen können. Darf ich eine Vermuthung wagen, die ich wenigstens für sinnreich halte? — — Ich setze das Herkommen dieser Tracht in der dem Adam durch den Umgang mit dem alten Dichter, (der in der Sprache Kanaans Abaddon, auf hellenistisch aber Apollyon heißt),

bekannt gewordenen allgemeinen Bestandtheit thierischer Charaktere, — die den ersten Menschen bewog, unter dem gelebten Balg eine aufschauende Erkenntniß vergangener und künftiger Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen — — —

Rede, daß ich Dich sehe! — — Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist; denn ein Tag sagt dem andern, und eine Nacht thut kund der andern. Ihre Lofung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hört man ihre Stimme. — — Die Schuld mag aber liegen, woran sie will, (außer oder in uns); wir haben an der Natur nichts als Turbatverse und *disiecti membra poetae* zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammlen ist des Gelehrten; sie auszulegen, des Philosophen; sie nachzunehmen — oder noch kühner! — — sie in Gefehick zu bringen, des Poeten bescheiden Theil.

Reden ist überfetzen — aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt, Gedanken in Worte, — Sachen in Namen, — Bilder in Zeichen; die poetisch oder kyriologisch, — historisch, oder hieroglyphisch — — und philosophisch oder charakteristisch seyn können. Diese Art der Überfetzung, (verstehe Reden) kommt mehr, als irgend eine andere, mit der verkehrten Seite von Tapeden überein,

*And shows the stuff, but not the workman's skill;*

oder mit einer Sonnenfinsterniß, die in einem Gefaße voll Wassers in Augenschein genommen wird.

Mosis Fackel erleuchtet selbst die intellectualische Welt, die auch ihren Himmel und ihre Erde hat. Bacon vergleicht daher die Wissenschaften mit den Gewässern über und unter dem Gewölbe unserer Dunstkugel.

Jene find ein gläfern Meer, als Kryftall mit Feuer gemengt; diefe hingegen kleine Wolken aus dem Meer, als eine Manneshand.

Die Schöpfung des Schauplatzes verhält ſich aber zur Schöpfung des Menſchen, wie die epifche zur dramatiſchen Dichtkunft. Jene gefchah durchs Wort; die letzte durch Handlung. — Herz! ſey wie ein ſtilles Meer! — — Herr den Rath: Laßt uns Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſey, die da herrſchen! — — Sieh die That: Und Gott der Herr machte den Menſchen aus einem Erdenkloß — — Vergleich Rath und That; bete den kräftigen Sprecher mit dem Pfalmiſten; den verneynten Gärtner mit der Evangelifin der Jünger; und den freyen Tüſper mit dem Apoſtel helleniſtiſcher Weltweiſen und talmudiſcher Schriftgelehrten an!

Der hieroglyphiſche Adam iſt die Hiſtorie des ganzen Geſchlechts im ſymboliſchen Rade: — — der Charakter der Eva, das Original zur ſchönen Natur und ſyſtematiſchen Oekonomie, die nicht nach methodiſcher Heiligkeit auf dem Stirnblatt geſchrieben ſteht, ſondern unten in der Erde gebildet wird, und in den Eingeweiden, — in den Nieren der Sachen ſelbſt — verborgen liegt.

Virtuoſen des gegenwärtigen Aëons, auf welchen Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen laſſen! Ihr wenigen Edlen! macht euch dieſen Schlaf zu Nutz, und haut aus einer Röhre dieſes Endymions die neueſte Ausgabe der menſchlichen Seele, die der Barde miternächtlicher Gefänge in ſeinem Morgentraum ſah, — — aber nicht von nahe. Der nächſte Aëon wird wie ein Riefe vom Raufch erwachen, eure Muſe zu umarmen, und ihr das Zeugniß zuzujanzhen: Das iſt doch Bein von meinem Bein, und Fleiſch von meinem Fleiſch!

Sollte dieſe Rhapsodie im Vorübergehen von einem Leviten der neueſten Litteratur in Augenfchein genommen werden, ſo weiß ich

zum voraus, daß er ſich ſegnen wird, wie der heilige Petrus vor dem großen leinenen Tuch an vier Zipfeln gebunden, darin er mit einem Blick gewahr ward, und ſah vierfüßige Thiere der Erden und wilde Thiere und Gewürme und Vogel des Himmels — — — — —  
 „O nein; befehlener — Samariter!“ — — (ſo wird er den Philologen ſchelten in ſeinem Herzen) — — „für Leſer von orthodoxem Geſchmack gehören keine gemeine Ausdrücke noch unreine Schüffeln — — *Impoſſibilitiffimum eſt, communia proprie dicere* — Siehe! darum geſchieht es, daß ein Autor, deſſen Geſchmack acht Tage alt, aber beſchnitten iſt, lauter weiſen überzogenen Eufiau — zur Ehre menſchlicher Nothdurft! — in die Windeln thut — Die fabelhafte Häßlichkeit des alten Phrygiers iſt in der That lange ſo blendend nicht, als die äſthetiſche Schenheit Aëſop des jüngern Heuer iſt Horazens typiſche Ode an Ariſt erfüllt, daß ein Sänger der ſüßlächelnden Lalage, die noch ſüßer läßt als ſie lacht, aus ſabinifchen, apulifchen und mauritanifchen Ungehauern Stützer gemacht hat. — Man kann allerdings ein Menſch ſeyn, ohne daß man nöthig hat ein Autor zu werden. Wer aber guten Freunden zumuthet, daß ſie den Schriftſteller ohne den Menſchen denken ſollen, iſt mehr zu dichterifchen als philoſophiſchen Abſtractionen aufgelegt. Wagt euch alſo nicht in die Metaphyſik der ſchönen Künſte, ohne in den Orgien und Eleuſiniſchen Geheimniſſen vollendet zu ſeyn. Die Sinne aber ſind Ceres, und Bacchus die Leidenſchatten; — alte Pfeffeltern der ſchönen Natur.

*Bacche, veni dulciſque tuis e cornibus vna  
 Pendeat, et ſpicis tempora cinge Ceres!*

Sollte dieſe Rhapsodie gar die Ehre haben, einem Meiſter in Iſrael zur Beurtheilung anheim zu fallen: ſo laßt uns ihm in heiliger Profopoeie, die im Reiche der Tod-

ten eben fo willkommen als im Reiche der Lebendigen ift (— — *fi NEX malo paor in illis*) entgegen gehen:

HOC- UND WOHL-GELIHRTESTER RABBI!

Des heiligen Römifchen Reichs Pöftillou, der auf dem Schilde feines Wappens zum Wahlfpriech: *Relata refero*, trägt, hat mich zur letzten Hälfte der Homilien *de facra poeſi* recht löſtern gemacht. Ich brenne darnach — und warte umfonft bis auf den heutigen Tag, wie die Mutter des Hazoritifchen Feldhauptmanns nach dem Wagen ihres Sohns zum Fenfter ausfahe, und durchs Gitter heutle — — Verdenken Sie mir es alfo nicht, wenn ich gleich dem Geſpenſt im Hamlet durch Winke mit Ihnen rede, bis ich gelegnere Zeit haben werde, mich durch *fermones fideles* zu erklaren. Werden Sie es ohne Beweis wohl glauben, daß des berühmten Schwärmer, Schulmeiſters und Philologen Amos Comenius *Orbis pietus* und Muzelii *Exercitia* viel zu gelehrte Bücher für Kinder find, die ſich noch im bloßen Buch-fta-bi-ren üben — — und wahrlich, wahrlich, Kinder müſſen wir werden, wenn wir den Geiſt der Wahrheit empfahen ſollen, den die Welt nicht faſſen kann, denn ſie ſieht ihn nicht, und (wenn ſie ihn auch ſehen ſollte) kennt ihn nicht. — — Vergeben Sie es der Thorheit meiner Schreibart, die ſich ſo wenig mit der mathematiſchen Erbfünde Ihrer älteſten, noch mit der witzigen Wiedergeburt Ihrer jüngſten Schriften reimt, wenn ich ein Beyſpiel aus der Bibel borge, die ohne Zweifel älter als die Bibel ſeyn mag. Verlieren die Elemente des ABC ihre natürliche Bedeutung, wenn ſie in der unendlichen Zufammenſetzung willkührlicher Zeichen uns an Ideen erinnern, die, wo nicht im Himmel, doch im Gehirn find? — — Falls man aber die ganze ver-

dienſtliche Gerechtigkeit eines Schriftgelehrten auf den Leichnam des Buchſtabens erhebt; was ſagt der Geiſt dazu? Soll er nichts als ein Kammerdiener des todten oder wohl gar ein bloßer Wallenträger des todten Buchſtabens ſeyn? Das ſey ferne! — Nach dero weitläufigen Einſicht in phyſiſchen Dingen wiſſen Sie beſſer, als ich Sie daran erinnern kann, daß der Wind bläſt, wo er will — Ungerecht man ſein Saufen wohl hört; ſo erſieht man doch am wankelmüthigen Wetterhahn, von wannen er kommt, oder vielmehr, wohin er fährt — — *Ab ſectus indignum! ſolnetur litera dives?*  
*Fraugatur potius legum veneranda poeſtus.*

*Liber et alma Ceres ſuccurrite! —*

Die Meynungen der Weltweiſen ſind Leſarten der Natur und die Satzungen der Gottesgelehrten, Leſarten der Schrift. Der Autor iſt der beſte Ausleger ſeiner Worte; Er mag durch Geſchöpfe — durch Begebenheiten — oder durch Blut und Feuer und Rauchdampf reden, worin die Sprache des Heilthums beſteht.

Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Krea- tor durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, die Gott durch Menſchen dem Menſchen hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers ſpiegelt ſich bis in dem Dialecte ſeiner Werke; — in allen Ein Ton von unermeflicher Höhe und Tiefe! Ein Beweis der herrlichſten Majeſtät und leerſten Entänßerung! Ein Wunder von ſolcher unendlichen Ruhe, die Gott dem Nichts gleich macht, daß man ſein Daſeyn aus Gewiſſen leugnen oder ein Vieh ſeyn muß; aber zugleich von ſolcher unendlichen Kraft, die Alles in Allem erfüllt, daß man ſich vor ſeiner innigſten Zuthätigkeit nicht zu retten weiß! —

Wenn es auf den Gefehmack der Andacht, die im philofophifchen Geift und poetifcher Wahrheit befehzt, und auf die Staatsklugheit der Verifikation ankommt; kann man wohl einen glaubwürdigeren Zeugen als den unfterblichen Voltaire anfahren, welcher bey nahe die Religion für den Eckftein der epifchen Dichtkunft erklart, und nichts mehr beklagt, als daß feine Religion das Widerfpiegel der Mythologie fey? —

Bacon ftellt fich die Mythologie als einen gellägerten Knaben des Æolus vor, der die Sonne im Rücken, Wolken zum Fußfehmel hat, und für die lange Weile auf einer griechifchen Flöte pfeift — ; Voltaire aber, der Hohepriefter im Tempel des Gefehmacks fehließt fo bundig als Kaiphas, und denkt fruchtbarer als Herodes — Wenn unfere Theologie namentlich nicht fo viel werth ift als die Mythologie, fo ift es uns fehlechterdings unmöglich, die Poesie der Heiden zu erreichen — gefehweige zu übertreffen; wie es unferer Pflicht und Eitelkeit am gemäßeften ware. Taugt aber unfere Dichtkunft nicht; fo wird unfere Hiftorie noch magerer als Pharaos Kühe ausfehen; doch Feenmärchen und Hofzeitungen erfezen den Mangel unferer Gefehichtfehreiber. An Philofophie lohnt es gar nicht der Mühe zu denken; defto mehr fyftematifche Kalender! — mehr als Spinnweben in einem verftörten Schloffe. Jeder Tagedieb, der Küchenlatein und Schweizerdentfeh mit genauer Noth verfteht, deffen Name aber mit der ganzen Zahl M. oder der halben des academifchen Thieres geftempelt ift, demonftrirt Lügen, daß Bände und die darauf fitzenden Klötze Gewalt! fehreyen müffen, wenn jene nur Ohren hätten, und diefe, wiewohl fie der leidige Spott Zuhörer nennt, mit ihren Ohren zu hören geübt waren. —

•Wo ift Euthyphrons Peitfehle, fehener Gaul? daß mein Karen nicht flecken bleibt! — — —

Mythologie hin! Mythologie her! Poesie ift eine Nachahmung der feheneren Natur — und Nieuwentys, Newtons und Buffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgefchmackte Fabellehre vertreten können? — — Freylich follten fie es thun, und würden es auch thun, wenn fie nur könnten — Warum gefchieht es denn nicht? — Weil es unmöglich ift; fagen eure Poeten.

Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verftümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? — —

Eure mordlügenrifche Philofophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, daß wir felbige nachahmen follten? — Damit ihr das Vergnügen erneuern könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden —

Ja, ihr feinen Kunfttrichter! fragt immer, was Wahrheit ift, und greift nach der Thür, weil ihr keine Antwort auf diefe Frage abwarten könnt — Eure Hände find immer gewafchen, es fey, daß ihr Brodt effen wollt, oder auch, wenn ihr Blutrtheile gefallt habt — Fragt ihr nicht auch: Wodurch ihr die Natur aus dem Wege geräumt? — — — Bacon befchuldigt euch, daß ihr fie durch eure Abfractionen fehindert. Zeugt Bacon die Wahrheit; wohlan! fo werft mit Steinen — und fprengt mit Erdenklößen oder Schneeballen nach feinem Schatten.

Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrfcht; das ift Tag. Seht ihr anftatt diefer einzigen fo viel, als Sand am Ufer des Meeres; hiernechft ein klein Licht; das jenes ganze Sonnenheer am Glanz übertrifft; das ift eine Nacht, in die fich Poeten



und Diche verliehen. — — Der Poet am Anfange der Tage ist derselbe mit dem Dieb am Ende der Tage — —

Alle Farben der schönsten Welt verbleichen, so bald ihr jenes Licht, die Erstgeburt der Schöpfung, erfleckt. Ist der Bauch euer Gott, so stehen selbst die Haare eures Hauptes unter seiner Vormundchaft. Jede Kreatur wird wechselseitig euer Schlachtopfer und euer Götze. — Wider ihren Willen — aber auf Hoffnung — unterworfen, senkzet sie unter dem Dienste oder über die Eitelkeit; sie thut ihr Bestes, eurer Tyranney zu entweichen, und sehnt sich unter den brünstigsten Umarmungen nach derjenigen Freyheit, womit die Thiere Adam huldigten, da Gott sie zu dem Menschen brachte, daß er sehe, wie er sie neunte, denn wie der Mensch sie nennen würde, so sollten sie heißen.

Diese Analogie des Menschen zum Schöpfer ertheilt allen Kreaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diese Idee, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in unserm Gemüth ist; desto sehiger sind wir, Seine Leutlichkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in den Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Kreatur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der Göttlichen Natur, und daß wir Seines Geschlechts sind.

O eine Mase wie das Feuer eines Goldschmieds, und wie die Seife der Wäseher! — — Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen eben so sehr verstämmelt werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird. Ich

rede mit euch, Griechen! weil ihr euch weifer dünkt, denn die Kämmerherra mit dem guostfischen Schlüffel; verucht es einmal die Hiade zu lesen, wenn ihr vorher durch die Abfraction die beiden Selbstlauter  $\alpha$  und  $\omega$  ausgeflechtet habt, und sagt mir eure Meynung von dem Verstande und Wohlklinge des Dichters!

*Μήγχιον εὐδὲ θεὸς πηλὴ δέ' ἄλλος*

Seht! die große und kleine Mafore der Weltweisheit hat den Text der Natur, gleich einer Sündfluth, überfchwemmt. Mußten nicht alle ihre Schönheiten und Reichthümer zu Wasser werden? — Doch ihr thut weit größere Wunderwerke, als die Götter sich jemals beflüchtet haben, durch Eichen und Salzfülen, durch petrificirte und alchymische Verwandlungen und Fabeln, das menschliche Geschlecht zu überreden — Ihr macht die Natur blind, damit sie nemlich eure Wegweiserin seyn soll! oder ihr habt euch selbst vielmehr durch den Epikurismus die Augen ausgestochen, damit man euch ja für Propheten halten möge, welche Eingebung und Anlegung aus ihren fünf Fingern saugen — Ihr wollt herrschen über die Natur, und bindet euch selbst Hände und Füße durch den Stoicismus, um desto rührender über des Schicksals diamantene Fesseln in euren vermischten Gedichten listuliren zu können.

Wenn die Leidenschaften Glieder der Unchre sind, hören sie deswegen auf, Wällen der Mannheit zu seyn? Versteht ihr den Buchstaben der Vernunft klüger, als jener allegorische Kämmerer der alexandrinischen Kirche den Buchstaben der Schrift, der sich selbst zum Verschnittenen machte, um des Himmelreichs willen? Die größten Beseiwichter gegen sich selbst, macht der Fürst dieses Aeons zu seinen Lieblingen; — — seine Hofnarren sind die ärgsten Feinde der sehenen Natur, die freylich Korybanten und Gallier

zu Bauchpaffen, aber starke Geister zu wahren Anbetern hat.

Ein Philosoph, wie Saul, stellt Mönchen Gesetze — — Leidenschaft allein giebt Abstractionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; — Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge — — Wo sind schnellere Schlüsse? — Wo wird der rollende Donner der Beredbarkeit erzeugt, und sein Gefelle — der einylbige Blitz?

Warum soll ich Ihnen, nach Stand, Ehr und Würden unwissende Leser! Ein Wort durch unendliche umschreiben, da Sie die Erscheinungen der Leidenschaften alleenthalben in der menschlichen Gesellschaft, selbst beobachten können; wie alles, was noch so entfernt ist, ein Gemüth im Allseit mit einer besondern Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung sich über den Umkreis aller äußeren Gegenstände verbreitet; wie wir die allgemeinsten Fälle durch eine persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen, und jeden einheimischen Umstand zum öffentlichen Schauspiel Himmels und der Erden ausbrüten. — Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grundfläche eines Plans, wunderbarer als jene Kuhlaut zum Gebiet eines Staats; und ein Plan, genauer als das Hemisphaer, erhält die Spitze eines Schpannets. — — Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; — die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; — die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Eckel daran, liegen imfruchtbarenSchooße der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben.

Des Philologen Publicum, seine Welt von Lesern, scheint jenem Herfaal ähnlich zu seyn, den ein einziger Platon füllte. — Antimachus fuhr getroffen fort, — wie geschrie-  
ben sieht:

*Non missura autem nisi plena cruoris  
hirudo.*

Gerade, als wenn unser Lernen ein bloßes Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtniß zu bilden. Warum bleibt man aber bey den durchlöcheren Brunnen der Griechen stehen, und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthumes? Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterey bewundern. Daher kommt der verfluchte Widerpruch in unsern symbolischen Lehrbüchern, die bis auf diesen Tag in Schaafsfell zierlich gebunden werden, aber inwendig — ja inwendig, sind sie voller Todtenheine, voller hypo-kritischer Untugend.

Gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut, nachdem er sich aber beschaut hat, von Stund an davon geht und vergißt, wie er gestaltet war; eben so gehen wir mit den Alten um — Gar anders sitzt ein Maler zu seinem eigenen Contre-tait. — Narciß, (das Zwiebelgewächs schöner Geister) liebt sein Bild mehr als sein Leben.

Das Heil kommt von den Juden — Noch hatte ich sie nicht gesehen: ich erwartete aber in ihren philosophischen Schriften gesündere Begriffe — zu eurer Befehmung — Christen! — Doch ihr fühlt den Stachel des guten Namens, davon ihr genennet seyd, eben so wenig als die Ehre, die sich Gott aus dem Eckelnamen des Menschensohns machte — — —

Natur und Schrift also sind die Materialien des schönen, schaffenden, nachahmenden Geistes — — Bacon vergleicht die Materie der Penelope; — ihre frechen Buhler sind die Weltweisen und Schriftgelehrten. Die Geschichte des Bettlers, der am Hofe zu Ithaka erschien, wißt ihr; denn hat sie nicht Homer in griechische und Pope in englische Verse überfetzt? — —

Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder anferwecken? — Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, und durch die Wiederherstellung ihrer Magie, die wir durch alte Weiberlist, weil sie die beste ist, zu unserer Beute machen müssen. — Schlagt die Augen nieder, Laide Bänche! und leset, was Bacon von der Magie dichtet. — Weil euch seidene Füße in Tanzsehnen eine so beschwerliche Reise nicht tragen werden: so laßt euch einen Richtweg durch die Hyperbel zeigen —

Du, der Du den Himmel zerriffest und herabfuhrst! — vor Dessen Ankunft Berge zerließen, wie heiß Wasser vom heftigen Feuer aufsteigt, damit Dein Name unter Feinden desselben, die sich gleichwohl nach Ihm nennen, kund werde, und gesalbte Heiden zittern lernen vor den Wundern, die Du thust, deren man sich nicht versteht! — Laß neue Irrlichter im Morgenland aufgehen! — Laß den Vorwitz ihrer Weifen durch neue Sterne erweckt werden, uns ihre Schätze selbst ins Land zu führen — Myrrhen! Weihrauch! und ihr Gold! woran uns mehr gelegen als an ihrer Magie! — Laß Könige durch sie geäßt werden, ihre philosophische Muse gegen Kinder und Kinderlehren vergeblich schmauben; Rahel aber laß nicht vergeblich weinen! —

Wie sollen wir nun den Tod in den Töpfen verschlingen, um das Zugemüße für die Kinder der Propheten schmackhaft zu machen? Wodurch sollen wir den erbitterten Geist der Schrift versöhnen? »Meynst du, daß ich Ochsenfleisch essen wolle oder Bockshut trinken?« Weder die dogmatische Gründlichkeit pharisaischer Orthodoxen, noch die dichterische Üppigkeit sadduceischer Freygeister wird die Sendung des Geistes erneuern, der die heiligen Menschen Gottes trieb (*ὄξαίωσι*

*ὄξαίωσι*) zu reden und zu schreiben. — Jener Schooßjünger des Eingebornen, der in des Vaters Schooß ist, hat es uns verkündigt: daß der Geist der Weissagung im Zeugnisse des Einigen Namens lebe, durch den wir allein selig werden, und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens ererben können: — des Namens, den niemand kennt, als der ihn empfiehlt, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle deren Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind; auch alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes! — des Schöpfers, der da gelobt ist in Ewigkeit! Amen.

Das Zeugniß Jesu also ist der Geist der Weissagung, und das erste Zeichen, womit er die Majestät seiner Knechtsgestalt offenbart, verwandelt die heiligen Bundesbücher in alten guten Wein, der das Urtheil der Speisemeister hintergeht, und den schwachen Magen der Kunsttrichter stärkt. *Legē libros propheticos non intellectu CHRISTO*, sagt der punische Kirchenvater, *quid tam insipidum et fatuum invenies? Intellige ibi CHRISTUM, non solum sapit, quod legis, sed etiam inebriat.* — »Aber den freveln und hochfahrenden Geistern hier ein Mal zu stecken, — — muß Adam zuvor wohl todt seyn, ehe er dieses Ding seide und den starken Wein trinke. Darum siehe dich für, daß du nicht Wein trinkst, wenn du noch ein Säugling bist; eine jegliche Lehre hat ihre Maße, Zeit und Alter.«

Nachdem Gott durch Natur und Schrift, durch Geschöpfe und Seher, durch Gründe und Figuren, durch Poeten und Propheten sich erschöpft, und aus dem Othem geredet hatte: so hat er am Abend der Tage zu uns geredet durch Seinen Sohn. — gestern und heute! bis die Verheißung seiner Zukunft —

nicht mehr in Knechtsgeftalt — auch erfüllt feyn wird —

Du Ehrenkönig, Herr Jefu Chrift!

Gottes Vaters ewiger Sohn Du bift;

Der Jungfrauen Leib nicht haft verfehmet — —

Man würde ein Urtheil der Läfterung fällen, wenn man unfere witzigen Sophiften, die den Gefetzgeber der Juden einem Efelkopf, und die Sprüche ihrer Meifterfänger dem Taubenmift gleich fehätzten, für dumme Teufel fehelten wollte; aber doch wird fie der Tag des Herrn — — ein Sonntag, fehwärzer als die Mitternacht, in der unüberwindliche Flotten Spreu find — — Der verbuhltefte Weft, ein Herold des jüngften Ungewitters, fo poetifch — als es der Herr der Heerfchaaren nur denken und ausdrücken kann, wird da den rüftigften Feldtrompeter überfehmettern: — — Abrahams Freude den höchften Gipfel erreichen; — fein Kelch überlaufen — Die allerletzte Throne! unfchätzbar köftlicher als alle Perlen, womit die letzte Königin in Egypten Übermuth treiben wird; — diefe allerletzte Throne über Sodoms letzten Brand und des letzten Märtyrers Entführung, wird Gott eigenhändig von den Augen Abrahams, des Vaters der Gläubigen! abwiefen — —

Jener Tag des Herrn, der Chriften Muth macht, des Herrn Tod zu predigen, wird die dummiten Dorfentel mit allen Engeln, denen ein höllifches Feuer bereitet ift, offenbar machen. Die Teufel glauben und zittern! — aber eure durch die Schalkheit der Vernunft verrückten Sinne zittern nicht. — Ihr lacht, wenn Adam, der Sünder, am Apfel, und Anakreon, der Weife, am Traubenkern erftickt! — Lacht ihr nicht, wenn Gänfe das Capitol entfetzen — und Raben den Patrioten ernähren, in deffen Geift Israels Artillerie und Reuterey beftand? — Ihr wünfcht

euch heimlich zu eurer Blindheit Glück, wenn Gott am Kreuz unter die Miffethäter gerechnet wird — und wenn ein Gräuel zu Genf oder Rom in der Oper oder Mofchee, apothecofirt und koloquintifirt wird. — —

*Pinge duos angues! pueri, facer est locus; extra*

*Meite: difcedo — — —*

PERS.

Der Geburtstag eines Genies wird, wie gewöhnlich, von einem Märtyrerfeft unfehuldiger Kinder begleitet — Man erlaube mir, daß ich den Reim und das Metrum mit unfehuldigen Kindern vergleichen darf, die über unfere neuefte Dichtkunft einer drohenden Lebensgefahr ausgefetzt zu feyn fehemen.

Wenn der Reim zum Gefchlechte der Paronomafie gehöret: fo muß das Herkommen deffelben mit der Natur der Sprachen und unferer finnlichen Vorftellungen beynahe gleich alt feyn. — — Wem das Joeh des Reims zu fehwer fällt, ift dadurch noch nicht berechtigt, das Talent deffelben zu verfolgen. Der Hageftolze hätte diefer leichtfinnigen Feder fonft fo viel Anlaß zu einer Stachelfehrift gegeben, als Platon haben mochte den Schlucken des Ariftophanes im Gaftmal, oder Scarron feinen eigenen durch ein Sonnet zu verewigen.

Das freye Gebäude, welches fich Klopftock, diefer große Wiederherfteller des lyrifchen Gefanges, erlanhet, ift vermuthlich ein Archaismus, welcher die räthfelhafte Mechanik der heiligen Poeſie bey den Hebreern glücklich nachahmt, in welcher man nach der feharrfinnigen Beobachtung der gründlichften Kunfttrichter unferer Zeit nichts mehr wahrnimmt als eine künstliche Profe in alle kleine Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines befondern Sylbenmaaßes anfehen kann; und die Betrachtungen oder Empfindungen der älte-

-ften und heiligften Dichter feheinen fich von felbft\* (vielleicht eben fo zufälliger Weife wie Epikurs Sonnenfünheben) in fymmetrifche Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang find, ob fie fehon kein (vorgemaltes noch Gefetzkräftiges) Sylbenmaaß haben.\*

Homers monotonifches Metrum follte uns wenigftens eben fo paradox vorkommen als die Ungebundenheit des dentfchen Pindars. Meine Bewunderung oder Unwissenheit von der Urfahe eines durchgängigen Sylbenmaaßes in dem griechifchen Dichter ift bey einer Reife durch Curland und Liefland gemehigt worden. Es giebt in angeführten Gegenden gewiffe Striche, wo man das lettifche oder undentfche Volk bey aller ihrer Arbeit fingen hört, aber nichts als eine Cadenz von wenig Tönen, die mit einem *Metro* viel Ähnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufftehen: fo wäre es ganz natürlich, daß alle feine Verfe nach diefem eingeführten Maaßftaab ihrer Stimmen zugefchnitten feyn würden. Es würde zu viel Zeit erfordern, diefen kleinen Umftand (*ineptis gratum fortaffe — qui voluit illa calamiftris inurere*) in fein gehöriq Licht zu fetzen, mit mehreren Phenomenen zu vergleichen, den Gründen davon nachzufpüren, und die fruchtbaren Folgen zu entwickeln —

*Iam fatis terris nivis atque dirae  
Grandinis mifit Pater, et rubente  
Dextera facras iaculatus arces*

*Terruit urben.*

*Terruit gentes; grave ne rediret  
Seculum Pyrrhæ, nova monftra quefte,  
Omne quum Proteus pœnis egit altis  
Vifere montes.*

HORATIVUS.

APOSTILLE.

Als der ältefte Lefer diefer Rhapsodie in kabbaliftifcher Profe fehe ich mich vermöge des Rechts der Erstgeburt verpflichtet, meinen jüngern Brüdern, die nach mir kommen werden, noch ein Beyfpiel eines barnherzigen Urtheils zu hinterlaffen, wie folgt:

Es fehmeckt alles in diefer äfthetifchen Nuß nach Eitelkeit! — nach Eitelkeit! — Der Rhapsodift hat gefehen, beobachtet, gedacht, angenehme Worte gefucht und gefunden, treulich angeführt, gleich einem Kaufmannfchiffe feine Nahrung weit hergeholt, und von ferne gebracht. Er hat Satz und Satz zufammengerechnet, wie man die Spieße auf einem Schlachtfelde zählt; und feine Figuren abgezirkelt, wie man die Nägel zu einem Gezelt abmißt. Anftatt Nägel und Spieße hat er mit den Kleinmeiftern und Schulfüchfen feiner Zeit ..... und — — — — — Obelifken und Aftersken gefchrieben.

Laßt uns jetzt die Hauptfumme feiner neuen Äfthetik, welche die ältefte ift, hören: Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts ift kommen, und betet an Den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Waflerbrunnen!

## PATRIOTISCHE PHANTASIEN VON JUSTUS MOESER.

### XXVI. SCHREIBEN EINER HOFDAME AN IHRE FREUNDIN AUF DEM LANDE.

Das heißt einmal auf dem Lande gewesen und nun auch in meinem Leben nicht wieder. Bin ich doch beynahe erstickt von dem Duffte ihrer groben Schüsseln! Welcher Mensch setzt einem dann noch Schinken und Kalbsbraten vor? Hatten sie nicht auch noch einen Rinderbraten oder Markpudding? Es war ein Glück für mich, daß die Fenster offen waren, sonst wäre ich nicht lebendig ans dem Speisezimmer gekommen, so kräftig, so fätigend war alles bey Ihnen angerichtet. Ich glaube Sie kennen bey ihnen den Hunger wie der geringste Tagelöhner. Gottlob! ich habe in zehn Jahren nicht gewußt was Hunger sey, und setze mich nicht zu Tische um zu essen, sondern hlos um die unnütze Zeit zwischen dem Nachttische bis zur Cour zu vertreiben. Alleine Sie — mit Augen voller Luft sehen sie die Schüsseln. Und die Lichter? Himmel, waren doch in jedem so starke Dochte wie unsere Großmütter machten? Und fahen die Bediente nicht aus als wenn sie die Wohlfahrt des Hauses einem jeden unter die Nase reihen sollten? In meinem Leben habe ich solche Physonomien nicht gesehen. Die Leute müssen, dencht mich, in ihrem Leben nichts gethan haben, als essen. Ich mußte Ihrem Cammermädgen drey Schritte aus dem Wege gehen, um nicht in ihrer Atmosphäre die Luft zu verlieren.

Gestehen Sie es nur anfrichtig, es ist eine besondere Dummheit, welche Ihnen und den Landleuten überhaupt allezeit eigen bleibt, daß sie nicht es zu derjenigen feinen Vollkommenheit bringen, welche wir am Hofe

haben. Wenn Sie einen Garten recht schön machen wollen: so suchen sie die besten Früchte darinn zu ziehen. Wollen sie sich gut kleiden: so nehmen sie vom besten Zeuge. Und zur Speise? Nun das versteht sich. Friesisches Rindfleisch, holländisches Kalbfleisch, Karpen von dreyßig Pfunden und welsehe Hahnen so groß, wie sie für eine Bürgerhochzeit gemäftet werden können, oder der Lord Anson sie auf der Insel Tinian fand. Je nun von solcher Atzung kann auch wohl eben kein feiner Geist in die Dickköpfe kommen. Und es ist kein Wunder, wenn sie sich immer wie die Kugeln zum Ziel werfen lassen. Wie allerliebst sieht es dagegen nicht bey uns aus. Gärten haben wir da, ich will nur allein derer von Porcellain gedenken, worinn alle Bäume und Blumen von einer schöpferischen Hand auf das ähnlichste nachgeahmet, und alle Jahreszeiten zu unserm Befehle sind. Fordert man Frühling: so ist alles in der Blüte, und diese Blüte hat so gar den ihr eignen Geruch. Will man Sommer: so schaffst der Gärtner, daß alle Bäume mit den schönsten Früchten prangen: die nun freylich nicht zu essen, aber eben deswegen um so viel schöner sind, weil sie der gemeine Mann nicht so gleich herunter schlucken kann.

Unfre Tafeln gehen den schönsten Gärten in der Pracht des Anblicks gewiß nichts nach, und auf den Anblick kommt doch alles an, weil man bey einer hohen Tafel mehr für ein göttliches Auge als für einen gemeinen niederträchtigen Magen forget. Jeder Tag, ja selbst jeder Gang hat seine eigne Farbe. Zur maygrünen Suppe sind die Nebengerichte ganz anders als zum himmelblauen

Hecht fehattirt; und ich wolte keinem Koche rathen eine Brähe *couleur de procureur general* zu einer grünen mit Silber inkrustirten Pastete zu geben, oder *noisette* auf dem Schinken aus andern Farben zusammen zu fetzen, als wovon die Frisur an der Hammelkeule oder der Email andrer Krufften gemacht ist. Ich wolte keinem rathen im Frühlunge, wo die Natur und die Tafel mit Blumen besetzt seyn muß, einfarbige oder wohl gar rothe und gelbe Gallerte zu geben und die Tafel mit modernen Dormans zu groupiren, wenn der ganze Aufsatz *a la Romaine* ist. Der Kaiser, der sich durch die Erfindung der Farcen einen unfsterlichen Namen gemacht und zuerst Fische von Schweinefleisch und Schinken von Kiese erfunden hat, würde gegen unfre heutigen Köche eine schlechte Figur machen, und seine Tafel, worauf er oft zur Pracht alle Speisen in *petit point* oder künstlich gestickter Arbeit nachahmen ließ, gegen die unfrigen, wenn sie mit Gerichten von Porellain oder Email besetzt sind, sehr verlieren. Unfre Köche sind in der Mythologie, der Geschichte, der Dichtkunst, der Mahlerey, der Heraldik und überhaupt in allen nur immer möglichen Künften und Wissenschaften weit erfahrer als mancher Hofmeister, der doch sonst auch alles wissen muß, und es müßte Schade seyn, wenn sie nicht eine Belagerung besser ausbacken könnten als der größte Feldmarshall.

Urtheilen Sie also, was ich bey Ihnen auf dem Lande gelitten habe, wo ihre Krebse nichts als Krebs, und ihre großen Karpen nichts als Karpen waren. Wie ist es aber möglich, daß Sie ihre Zeit so abgeschmackt zubringen, und ihren Verstand so wenig üben können. Noch ist es Zeit sich zu bekehren. Sie haben erst zwanzig Jahr, und eine Figur die wenigstens etwas verspricht. Kommen Sie also zu uns. Ich will Ihnen die

Manier und den Weg zur Bewunderung in einem Monate zeigen, und so können Sie vielleicht noch eine kleine Rolle am Hofe mitspielen. — —

3

#### XXVIII. TROSTGRÜNDE BEY DEM ZUNEHMENDEN MANGEL DES GELDES.

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Übel in der Welt. Ohne deine Zauberey war kein Räuber oder Held vermögend das Mark zahlreicher Provinzien in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbarn zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Erndten und ihre Kinder sich eigne machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurddest, waren keine Schatzungen, und keine stehende Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eymer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem was er baute: denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Überflusse brachte. Der Herr war froh seinen Acker zu verleihen, und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt seyn, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein graufames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen seyn, da man deine Zauberey, die Kunst das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verfehrung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte

40

er verhungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwenden sollen? Auf seinen Kornhaufen würde man den Befehlszettel verbraunt haben; und wer hätte seinen Vorrath für Würmer, seine Heerden für Senchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamest, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und laß dich von meinem Biere, undiß von meinem Brodte. Es verdürbt ja doch, und die Erndte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem remischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamest, war der Unterscheid der Stände und die Begierde sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jezt hat der Himmel oft Mühe ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bey unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Herde und mit seinen Schenken unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bey jeder Landplage gleich den geringsten unter seinen Flurgenossen an.

Ehe du kamest, war noch Freyheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden, und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Zankfichtiger konnte eine Rechtsache weiter bringen, als seine Fütterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korn nach dem Cammergerichte reifen, und kein Kluger in

die Verführung gerathen mehr Proceße für andre zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währten nicht länger als bis der Kriegesvorrath verzehrt war; und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamest, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lasteren. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehret noch die Erndten aus Westphalen für Wein und Collee verhandt werden. Wer fatt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und fatt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reifen konnte als ein Bettler auf die Rechnung der allgemeinen Gattfreyheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reifen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamest, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das seinige mit dem Maasstabe in der Hand zumessen; die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Äckerzahl bestimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwey Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreiche Leute, diese Verräther der menschlichen Freyheit; das Mittel Schulden zu machen, und tausend Schuldner zu heimlichen Selaven zu haben, war den Menschen unerkent. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen, und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhete, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker



mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder, beschweret wurde.

Ehe du kamest, entchieden Klugheit und Stärke diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen das Schickfal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten; und der Zugang zu den geheimnisten Staatsrathen konnte für eine Tonne Päckelleiße nicht so leicht als für eine Tonne Goldes in Wecheln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können! wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren, und für Würmer bewahren können! wenn der Bettler mit seinem taglichen Brodte zufrieden seyn muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bedauret demnach edle Mithbürger den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr den Rest dieses Übels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer ins Meer oder schickt sie den hofen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Cofsee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, hlos von eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bey eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdenn nichts wie Maufefallen, um euch für die gefährlichste Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

Johann Jacob . . . .

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Deklamationes der Freygeister unsrer Zeiten gegen den Grund-

wahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen werden.

XXXXII GRÜNDE, WARUM SICH DIE ALTEN SACHSEN DER BEVÖLKERUNG WIDERSETZT HABEN.

Indem jetzt die Bevölkerung eines Staats als dessen vornehmste Glückseligkeit angesehen wird: so verlohnt es sich wohl der Mühe, die Gründe zu untersuchen, warum unsre Vorfahren, die Sachsen, sich derselben von den ältesten Zeiten her widersetzet, und ihre Jugend lieber zur Überziehung und zum Anbau fremder Länder ausgesiebet, als zu Hause neben sich geduldet haben. Ihre Meinung war unstreitig, wie sich aus unendlichen Spuren zeigt, daß sie ihre Heide und Erbe besetzt halten, und außerdem keine freye Markkötter, Brinklieger, Heuerleute, Bürger und andre Neubauer um und neben sich haben wollten; und es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Kinder, in sofern sie keine Hoffnung hatten einen Hof zu erben, oder nicht niederträchtig genug waren als Knechte zu dienen, sich dadurch genethiget sahen auszuwandern und auf Ebentheuer zu ziehen. Allein die Gründe, welche sie für diese ihre Meinung hatten, sind nicht so einleuchtend; und wir können uns solche nicht lebhafter vorstellen, als wenn wir einen dieser Alten in öffentlicher Versammlung auftreten, und gegen die Neubauer sprechen lassen:

„Liebe Freunde und Rechtsgenossen, mögte er sagen, wir haben uns in dieser Mark als Männer vereiniget, welche Ehre und Gut besitzen; die Gesetze worüber wir uns verglichen haben, gründen sich auf diesen Besitz; die höchste Strafe ist der Verlust desselben, und die mindern Vergehungen werden mit einem Theil unsers Vermögens gebüßet. Was sollen wir aber mit freyen Neubauern anfangen, die wenn sie ein Verbrechen begohen,

ihre geringe Hütte, ihr Gärten oder ihre anderthalb Scheffelfaat Landes im Stiche lassen und davon flüchten können? Unter einer, der einen ganzen Hof besitzt; der mit seinem Hofe auch seinen Stand und seine Ehre unter uns einbüßet; und wo er sich auf flüchtigen Fuß setzt, überall mit seinen Kindern nichts als die Knechtschaft oder ein schlechtes Loos zu erwarten hat; wird sich wohl hüten die Gesetze zu brechen. Unter einer wird nicht gern sein ganzes oder halbes Vermögen daran wagen, um seinen Nachbarn todzuschlagen. Wie können wir aber von Neubauern, die wenig oder nichts zu verlieren haben, ein gleiches erwarten? Werden wir dadurch gebessert, wenn sie ein Verbrechen begehen, daß wir ihnen ein elendes Leben nehmen, oder sie mit Ruthen peitschen lassen? Können wir Leute, die unter solchen Strafen stehen, für unsere Rechtsgenossen erkennen; sie mit zu unsrer Versammlung ziehen, und wenn sie sich, wie leicht vorher zu sehen, gleich den Heuschrecken vermehren werden, von der Mehrheit ihrer leichtfertigen Stimmen das Wohl unsers Staats und unser eigenes abhängen lassen? Werden sie nicht mit der Zeit, wenn sie von dem Mächtigeren geheget und geschützet werden, diesem ihren Schutzherrn zu gefallen, unsre Verräther und Unterdrücker werden? Werden sie nicht bald den größten Haufen ausmachen, und eine ganz neue Gesetzgebung erfordern? Kann ein solches liederliches Gemengel anders als durch Leib- und Lebensstrafen regieret werden? Und wird derjenige Schutzherr, der sie auf diese Art regiert, nicht bald zu mächtig, nicht bald unser Oberherr und zuletzt unser Tyrann werden? Und warum sollen wir dergleichen Leute in unsern Marken sich aufsetzen lassen? Im Kriege kommen sie uns nicht zu statten; von einem elenden Kotten können sie sich so wenig Waf-

fen als Unterhalt schaffen; und mit Billigkeit können wir auch nicht fordern, daß sie sich für einen Staat aufopfern sollen, der ihnen nichts als eine elende Hütte erlaubt hat. Weg also mit diesem Ungeziefer. Wollen sie als Knechte dienen, so mag sie derjenige annehmen, der für ihr Verbrechen einstehen und für sie bezahlen will. Knechte haben eine ewig todte Hand; sie können nicht sechten, nie etwas erwerben, nichts verjähren, und uns mithin auf keine Art gefährlich werden. Gönnet man ihnen auch ein Stück Vieh auf der gemeinen Weide; so widerpricht ihr Stand allemal ihrer Befugniß. Wir sind also sicher gegen ihre Ausdehnung. Aber freye Neubauer können erwerben; sie können Markgerechtigkeit erhalten; sie können sich eins über das andre anmaßen; sie müssen nothwendig unsre Weiden und unser Holz, es sey nun heimlich oder öffentlich, mitgebrauchen; und wenn wir nicht beständig gegen sie auf unsrer Hut und auf der Jagd sind; so werden sie sich wie Heerden zusammen ziehen. Mauren um sich aufwerfen, und uns auf die Köpfe fehlendern, wenn wir sie in Schranken halten wollen. Und was werden unsre Nachbarn sagen, wenn einer von diesen Neubauern zu ihnen kömmt, und bey ihnen ein Verbrechen begehet? Werden sie nicht von uns fordern, daß wir den Umständen nach, den Schaden für ihn gut machen sollten? Woher nehmen wir aber diesen, wenn der Neubauer keinen Hof unter uns besitzt? Wollen wir es ans dem unfrigen bezahlen, oder werden unsere Nachbarn damit zufrieden seyn, daß wir ohne alle Vorlicht stößiges Vieh oder unsichere Menschen unter uns dulden?"

Es kann niemand, der den Geist der sächsischen Freyheit kennet, und den Mitteln, wodurch sie solche erhalten haben, aufmerksam nachspüret, an der Richtigkeit dieser

Gründe zweifeln; und wenn wir uns einigermaßen wieder in ihre Stelle setzen: so werden wir gerade eben so denken. Wir dürfen nur z. E. in Gedanken mit einigen guten Freunden und Freundinnen in eine wüste Gegend ziehen, und dort einen kleinen Staat errichten. Keiner von uns wird leicht auf eine Leib- und Lebensstrafe verfallen; keiner wird es wagen, seinem Freunde anzumuthen, daß er des andern Henker seyn solle. Wir werden es also zur ersten Regel machen, daß derjenige, der sich wider einen andern veründigt hat, demselben genug thun, oder aber von allen Vortheilen und Nutzungen ausgeschlossen, und der Rache des Beleidigten überlassen seyn solle. So bald wir aber von diesem Grundsatze ausgehen, werden wir keine flüchtige unaufgeessene Leute unter uns dulden. Wir werden keinen zum Mithürger aufnehmen, der nicht Schaden und Vortheil mit uns theilet, und durch den Verlust seines Antheils hinlänglich gestraft werden kann. Man findet diesen Plan in den ältesten Verfassungen, und es gehörte schon eine ganz andre Denkungsart dazu Staaten nach heutiger Art einzurichten.

Leib- und Lebensstrafen haben entweder bey ziehenden Völkern, oder aber bey einer vermischten Bevölkerung Überhand genommen. Man übte sie zuerst blos an den Knechten aus; und die ebenbürtige Gesellschaft mußte sich erst in eine Mischung von Unterthanen verwandeln, ehe man es wagen mochte, ihr von Staupenstrahlen und Torturen vorzusprechen.

Die vermischte Bevölkerung nahm zuerst unter dem Schutze mächtiger Herren ihren Anfang. Diese masseten sich des Armen-schutzes an, und unter Armen sind alle Einwohner der Städte, Heuerleute und alle kleine Bewohner verstanden. Die Hyen und Hunden, und allerhand Gotteshaus- und heiligen

Schutzleute wurden erfunden, um Neubauer zu decken. Diejenigen so einzeln unsicher fehlenden, wurden in solche Horden zusammen gefohben, um die Sicherheit mit gefamter Hand zu bestellen, und mit Hülfe ihrer Beschützer entstanden bald große Städte, welche die ehrbaren Grundfätze der Landeigenthümer zuletzt ganz verdunkelten. Vorher war die Menge der Knechte groß, und wer sich darunter nicht begeben wollte, gleichwol aber nicht zum Eigenthum eines erforderlichen Landerbes gelangen konnte, mußte nothwendig auswandern und neue Gegenden anbauen; ein Umstand, welcher die Menschen immer mehr nöthigte auseinander zu ziehen, und nach des Schöpfers Absichten den ganzen Erdrkreis zu bevölkern.

Nach vor zweyhundert Jahren, wie man keine Neubauer aufnahm, war die Menge der Knechte in Westphalen sehr groß. Ein begüterter Edelmann hatte derselben insgemein einige hundert, welche ihre Freyheit nicht suchten, und bey den ihrigen so langem blieben. Seitdem aber der Neubau überhand genommen und eine Menge von Nebenhäusern entstanden, kauft sich jedes Kind, das nicht zum Hofe gelangt, frey, und setzt sich auf seine eigne Hand. Vorher mußte einer, der eine zweyte Leibzucht banete, sich verbinden, solche nach dem Absterben desjenigen, für welchen sie hatte gesetzt werden müssen, wieder niederzureissen; jezt sind wir nicht so strenge, und die Bedürfnisse von Menschen und Gelde haben dem Staate so wie den menschlichen Begriffen eine ganz andre Wendung gegeben.

XXXXIII. SCHREIBEN DES HERRN VON H...

Auf meine Ehre. Die Liebhaber der edlen Jägerey sind mit einander ausgestorben. Ich wünsche, daß ich beyde Beine zerbreche, wenn ich heute, Hubertustag, ein Horn ge-

höeret habe. Wenn ich das in meiner Jugend erlebt hätte: so würde ich solches für ein weit besser Zeichen als funfzig Cometen gehalten haben. Wo will das aber hinaus? Und was will man zuletzt auf dem Lande anfangen?

Mein Vater, der lange in Ungarn gegen die Türken gedienet und sein Lederwerk, was er auf der Jagd brauchte, diesen Unehrten bey lebendem Leibe aus dem Baste gerissen hatte und gewiß die Welt kannte, pflegte mir oft zu sagen: Mein Sohn, bleib der edlen Jagerey treu. Sie erhält und vergnügt dich daheim; ehrt dich bey großen Herrn; dienet dir im Felde, und macht dir alle Bissen gut schmecken. Und diese Lehre habe ich auf meine Ehre richtiger gefunden, als alles, was ich mein Lebetage in Büchern gelesen.

Vier Jäger, ein gut Stück Rindfleisch und ein ehrlicher Trunk, darüber geht mir nichts. Was haben die für Gesichter gegen unsre gekränkelten jungen Herrn und aufgethürmten Pasteten? Ich komme alle Jahr für meine Sünde in die Stadt, und speise bey Hofe. Da sitzt ein jeder als wenn er auf's Maul geschlagen wäre. Von politischen Dingen dürfen sie nicht sprechen. Aus Büchern schämen sie sich zu sprechen. Lustige Hiftörge sind gar aus der Mode. Die Komplimente sind bald aus. Den Wein trinken sie aus Fingerhüten; und ein Böf alle Mode kömmt gar nicht mehr auf den Tisch. Wenn ich mich dagegen erinnere, was zu meines Großvaters Zeit die Gesellschaften waren, wie ein halb Duzend Weidgenossen, die den Tag über sich im Felde gebraten hatten, Hände und Mäuler bey Tische gehen ließen, was da gesprochen, gelacht und getrunken wurde: so möchte ich auf meine Ehre lieber der wilde Jäger als ein heutiger Landmann seyn.

Das Landleben ist jetzt nichts als die abgeschmackteste Langweile die man sich er-

denken kann. Man kömmt zusammen in der Stube; steht auf einem gewächsten Boden, daß man sich alle Augenblick den Hals zerbrechen möchte, und geht so nüchtern auseinander, wie man zusammen gekommen ist; und wenn man sich recht vergnügen will: so bringt man die verdammten Karten her. Hechstens spaziert man, und spaziert und spaziert bis einem der Angftschweiß ausbricht.

Ich wundre mich gar nicht, daß manche Haushaltungen nicht fort kommen. Wenn man vordem von der Jagd zurück kam: so besuchte man noch wohl einmal seine Hofdiener, und sahe was sie machten; und hielt sie beständig bey der Arbeit, weil sie einen hinter allen Hecken vermuthen mußten. Aber jetzt; jetzt willen die Faulleuzer, der Herr kommt im Thau gewiß nicht; auch nicht wenns regnet; auch nicht wenn die Sonne brennt; auch nicht vor 11 Uhr des Morgens; auch nicht vor 5 Uhr des Abends; und so stehen sie dem lieben Gott den Tag, und ihrem Herrn das Brod. Die Engländer das waren noch Leute. Wie sie hier waren, jagten sie nach einem Kirchthurm über Stock und Block, Hecken und Graben, wenn sie keinen Fuchs aufreiben konnten; oder sie ließen des Morgens früh eine gebratene Speckseite über den Weg schleifen, und jagten hernach mit ihren Hunden auf der Spur dieses Schweinewildes, blos um sich an dem Geläut der Hunde zu ergetzen, und ihren Rostbiß im Schweiß ihrer Angesichte zu verzehren. Einem solchen Exempel müssen wir folgen, wenn wir das Landleben von dem Fluche der Langweile befreyen wollen.

Ich habe noch eine Sammlung, von achtelbundert Weidprüchen, und einen dicken Band voller Fuchshistorien, welche von meinen Vorfahren gesamlet sind: damit konnte man sich Jahr aus Jahr ein auf die angenehmste Art in Gesellschaften ergötzen. Aber

jezt ist die ewige, und allezeit fertige Karte der einzige Behelf; und ich will einen körperlichen Eyd darauf ablegen, daß keine von unsern Fröelens auch nur einmal einen rechten Leberreim zu machen weis. Vordem schoffen sie noch wohl einmal mit nach der Scheibe, und brachten demjenigen, der den besten Schuß gethan hatte, den großen Becher zu. Aber nun, das Gott erbarme, sinken sie in Ohnmacht, wenn sie einen Schuß hören.

Die heutige Zierlichkeit ist der Tod aller Luftbarkeiten. Kein Ellenbogen auf dem Tische, kein Glas in der Hand, kein Auge das glüet, kein Herz das lacht, — Schieß mich todt Kerl, damit ich das Unglück nicht länger ansehen möge.

*P. S.* A propo! wie befindet sich des Hrn. Oberjägermeisters grüne Perücke, worinn er vordem diesen Tag zu feyren pflegte? Hat er sie auch von den Mäusen auffressen lassen?

#### LI. ÜBER DIE ART UND WEISE WIE UNSRE VORFAHREN DIE PROCESSE ABGEKÜRZET HABEN.

In dem Frieden, welchen Symon Edler Herr zur Lippe, mit dem Ofnabr. Bischofe Ludolf im Jahr 1305. einzugehen genethiget wurde, und worin er seine beyden Schlösser zu Rheda und zu Enger schleifen zu lassen versprach, heißt es zuletzt:

•Und wenn künftig unter ihnen sich neue Irrungen hervorthun sollten: so wollten sie beyderseits vier von ihren Dienst- oder Burgleuten an einen dritten Ort zusammen schicken, welche die Streitigkeit binnen 14 Tagen entweder in Güte oder zu Recht ausmachen sollten, und wenn sie damit binnen 14 Tagen nicht fertig würden, sollten sich diese acht Schiedsleute nach Bielefeld, und wenn sie dort auch binnen 14 Tagen noch nicht übereinkamen, nach Herford begeben, und so lange von 14 Tagen zu 14 Tagen

aus einer Stadt in die andre gehn, bis sie sich eines Spruchs verglichen hätten.

Diese Art, die Streitigkeiten zu entscheiden, war damals nichts ungewöhnliches. Indessen verdient die Denckungsart, worauf sich ein solcher Plan der Entschcheidung gründete, noch immer eine genauere Betrachtung, besonders da derselbe das Geheimniß zu enthalten scheint, wodurch unsere Vorfahren die Weitläufigkeit der Proceffe zu verhindern gewußt haben.

Das Merkwürdige in diesem Plan ist nicht die Wahl einiger Schiedsrichter; diese werden auch jetzt noch wohl erwähnt; es beruhet auch darauf nicht, daß jeder Theil gleiche Stimmen schicken, und keiner vor dem andern wie auch kein Dritter dabey den Ausschlag zu geben haben sollte; denn auch dieses ist nur eine gemeine Erfindung. Das Große, was in der Sache steckt, ist dieses, daß den erwählten Schiedsleuten die Macht gegeben wurde einen Vergleich von Amtswegen zu treffen.

Ich weis nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke. Wenn unsre heutigen Richter die Partheyen zur Pflegung der Güte vorladen, und ihnen die beste Vorschläge thun, diese aber solche nicht annehmen wollen: so haben sie, einige geringe Sachen ausgenommen, nicht die Macht zu sagen: ihr sollt sie annehmen; auch unsre heutigen Schiedsrichter haben eigentlich diese Macht nicht; sondern beyde sprechen ein Urtheil, und setzen dabey: von Rechtswegen.

Diese Art der Entscheidung kannten unsre Vorfahren gar nicht; sondern diejenigen, welche eine Sache zu entscheiden hatten, sie mochten nun dazu erwählt oder bestellet seyn, eröffneten, was sie gut und billig befanden, und die Partheyen mußten dies für Recht annehmen. Ihre Vollmacht war also von ungleich weitem Umfange als die Vollmacht unsrer heutigen Richter, die auf Gesetze und

Ordnung fehlerhaft, und an dem traurigen Buchstaben kleben müssen. Wenn man von diesen vier so lange zwischen Bielefeld und Herford reisen lassen wollte, bis sie ein Urtheil gefunden hätten: so würde oftmals ein Gewissenszwang mit eintreten können. Wenn man aber vier Leute mit der Vollmacht erwählt, die Sache nach ihrem Gut- und Billigfinden abzuthun: so ist es ihre Schuld, wenn sie sich nicht endlich müde zanken und vereinigen. Vier ehrliche Leute von beyden Seiten, die sich alle Tage quälen, und nur stündlich ein Haar breit gegen einander nachgeben, müssen endlich auf eine Linie zusammen treffen, welche für beyde Theile von dem mindesten Nachtheile ist. Und die Parthey so sich damit nicht beruhiget, verzeith eine eitle Zankucht.

Wenn man mit dieser Voraussetzung auf die Sorgfalt zurückgeht, womit unsere Vorfahren darauf bestanden, daß jeder Parthey nicht allein ebenbürtige sondern auch Gerichtsgenosse Urtheilsweiser gegeben werden mußten: so fühlt man erst, wie groß ihre Einsicht gewesen. Denn vier Fürsten könnten die Sache eines Edelmanns nicht damit entscheiden, daß sie sagten: sie fänden es so gut und billig. Vier Edelleute konnten auf diese Weise eben so wenig die Sache eines Bürgers richten; und vier Bürger waren auch allerdings unbefugt den Proceß zwischen zweyen Landleuten gleichsam nach ihrem Gutdünken zu endigen; außer dem Falle, wo der Edelmann, der Bürger oder der Landmann sich dergleichen Richter von freyen Stücken gewählt und sein Vertrauen darauf gesetzt hatte. Eine solche Vollmacht, wie unsre Vorfahren dem Richter oder vielmehr den Schöpfern gaben, konnte keinen andern als ebenbürtigen und gerichtsgenossen Personen ertheilet werden, die auf den Fall, daß sie in gleiche Streitigkeiten verwickelt wur-

den, dasjenige wider sich gelten lassen mußten, was sie als Urtheilsweiser über andre ihres Mittels gut fanden.

Überhaupt aber kommen wir hier auf die beyden Hauptarten Streitigkeiten zu endigen.

Die erste ist,

daß ein ebenbürtiger und genosser Mann nach seinem Gutdünken sage, wie es seyn solle.

Die andre,

daß ein Gelehrter, der den Partheyen so wenig ebenbürtig als Genosß ist, sage, was die Gesetze auf den streitbaren Fall verordnet haben.

Die erste war die Art unser Vorfahren: die letztere ist die unsrige, nach welcher ein Doctor am Cammergericht dem größten Reichsfürsten Recht sprechen kann.

Es ist der menschlichen Freyheit unendlich viel daran gelegen, daß beyde Arten nicht vermischet werden. Unfre heutige Philosophen und philosophische Rechtsgelehrten, ja selbst Cabinetsminister und Justitzreformatoren, tragen kein Bedenken zu sagen:

Der Richter müsse auf das wahre, das gute, das heilsame und das billige sehen, seine gesunde Vernunft brauchen und darnach sprechen, ohne sich um alle römischen Gesetze und die Glossatoren zu bekümmern. So hätten es unsre Vorfahren gemacht.

Allein so wahr dieser Satz ist, wo die Partheyen ebenbürtige und genosse Richter erhalten: so falsch, so verrätherisch ist er im Gegentheile, und in unser heutigen Verfassung. Wie, ein Fürst sollte acht fremde Männer verschreiben, ihnen ihren Unterhalt reichen, und ihnen die Vollmacht ertheilen können, nach der Vernunft, nach der Billigkeit, nach ihrer Weisheit zu entscheiden? Und das sollten unsre Vorfahren geduldet haben?

Die Weisheit gränzt so nahe an die Willkühr, daß man unmittelbar von der einen zur andern übergehen kann; und wo Weisheit

und Macht in einer Hand find, da ift des Herrn Wille natürlicher Weife allezeit die Weisheit felbst. Wenigstens ift kein fterblicher Menfch im Stande die Furche anzuweisen, wo die Willkühr fich von der Weisheit fcheidet. Und wenn es einer wagen wollte: fo würden ihm gleich zehn andre widerfprechen. Unfre Vorfahren waren in diefem Stücke fo genau, daß fie denjenigen fofort für einen Knecht hielten, der von eines ungenoffen Menfchen Ausfpruch abhängen mußte. Alle Fremde erfuhren diefes, fo bald fie fich ohne Geleit aufler ihrer Heymath befanden, und fich mithin nicht auf ihre Genoffen zu Haufe berufen mochten.

Ganz anders verhält es fich in dem Falle, wo ein ehrlicher Markgenoffe nicht von der Weisheit feines Holzgrafen, nicht von der Vernunft des Partheyrichters, und auch nicht von der Auslegungskunft der Gefetzgelehrten, und noch weniger von dem Despotismus der unter dem Namen einer guten Policy hisweilen offenbare Gewaltthaten ansüht; fondern von dem Urtheile feiner Mitmärker abhängt. Wenn diefe es gut und vernünftig finden, daß er nicht mehr als zwey Gänfe und einen Ganten haben foll; wenn diefe ihm verbieten auf dem Grasanger Plagen zu mehen; wenn diefe ihm dahin zu Recht weifen, daß er fein Schwein krampfen foll: fo hat er die Beruhigung zum voraus, daß fich mit ihm alle fo diefes Recht weifen, in einem gleichen Falle befinden; und das Recht was fie ihm fprechen, auch wider fich gelten laffen müffen; anftatt, daß wenn ihm der Policycommiffarius befiehlt keinen Coffee zu trinken, diefer den feinigen ungeftört herunterfchlürft, und feinen Befehl blos mit der Vernunft und Weisheit (diefe ewigen Kupplerinnen der menfchlichen Leidenfchaften) rechtfertigen kann.

Da unfre Vorfahren gar keine gefehrichene Gefetze duldeten, weil fie voraus fahen, daß folche mit der Zeit eigne Ausleger und Rechtsgelehrte nach fich ziehen, und die heutige Art Streitigkeiten durch gelehrte und ungenoffe Männer zu entfcheiden befördern würden: fo konnten fie auch nicht anders verfahren. Es konnte nach keinen Gefetzen gefprochen werden; fondern die beftellten Urtheilsweifer fprachen nach dem was ihnen, ihren Kindern, ihren Nachbarn und der ganzen Gemeinheit nützlich und heylfam fehien; oder fie bezeugten in jedem vorkommenden Fall die hebliche Gewohnheit, und diefes ihr Zeugnis war zugleich ein richterliches Urtheil. Zum Zeugniß einer Gewohnheit konnte aber kein bloßer Gelehrter zugelaffen werden. Um eine adliche Gewohnheit zu bezeugen, ward ein Edelmann und zur bürgerlichen ein Bürger erfordert. Jezt hingegen befehzt die Kuaft zu richten faft nur in der Gelehrfamkeit und Auslegungskunft, und kein Ort in Europa hat fich dagegen beffer gewahret, als die kleine Stadt Norica oder Nurfia in Italien, wo es durchaus erfordert wird, daß die Obrigkeit weder lefen noch fehreiben könne. Jezt erlauben wir bey nahe den Gutsherrn das Zeugniß darüber: ob diefe oder jene Art von Leuten zu den Leibeignen oder Freyen gehere, da doch eigentlich und fo balde darüber Streit ift: ob einer frey oder eigen fey; oder ob ein Daelfreyer nach Leibeigenthumsrechte gerichtet werden könne oder nicht, die Sache nicht blos von dem Urtheile oder Zeugniße des einen Theiles, ohne daß der andre auch feine Genoffen dabey habe, abhängen kann. Überhaupt glaubten unfre Vorfahren, die Weisheit der Katze könne niemals einen gültigen Spruch wider die Mäufe hervorbringen; fondern Mäufe mußten von Mäufen und Katzen von Katzen beurtheilet werden.

Aber wird man fagen, der Streit der Mäufe unter sich ist von fo großer Wichtigkeit nicht, daß sie ihn nicht leicht von einigen ihres Mittels austragen lassen sollten. Die Hauptfache ist, wenn die Katze gegen die Mäufe, oder eine Mark gegen die andre, und eine Genoffenschaft gegen die andre die Gränzen ihrer Befugniß übertritt, und den Landfrieden bricht. Was hatten unfre Verfahren hier für Richter?

Nach dem Exempel der oberwähnten von beyden Seiten erwählten 4 Schiedsleute zu rechnen, welche fo lange zwischen Herford und Bielefeld reifen sollten, bis sie ein Urtheil fänden, mag es hier einige Mühe gekostet haben. In der That aber erkannte man zuerft hier keinen Richter, und wie man den Kaifer nachwärts zum Friedensrichter erhielt, bekümmerte sich auch dieser nicht darum, wer von zweyem Partheyen Recht hatte oder nicht. Die Macht des Kaisers gieng nur dahin zu beachten, daß die Austrage alle 14 Tage von Herford nach Bielefeld ritten und ihre Pflicht in diesem Stücke aufs genaueste beachteten. Aber den Streit selbst konnte der Kaifer, weil seine Weisheit nichts damit zu thun hatte, unmöglich entscheiden. Denn wenn er dieses hätte thun wollen: so blieb ihm doch nichts übrig, als vier Schöpffen von einer und vier von andrer Seite erwählen, sodann solche fo lange in einem Zimmer verschließen, oder von einem Orte zum andern reiten, oder auch in geschlossenen Schrauben fechten zu lassen, bis sie das Recht gefunden hatten. Der Kaifer konnte darauf achten, daß sie im letztern Fall mit gleichem Winde und gleichem Gewehr fechten; er konnte darauf halten, daß redliche und ebenbürtige Biederleute gegen einander geschickt wurden. Aber das Recht oder die Wahrheit selbst konnte er unsern Vorfahren nicht weisen, weil noch keine geschriebene Gesetze vorhanden waren, und alle

menfchliche Weisheit, so lange es an geschriebenen Gesetzen fehlt, auf eine Willkühr hinaus läuft, und so verschieden ist, als die Menschen selbst verschieden sind. Natürlicher Weise sagte die Weisheit der einen streitenden Parthey ja; und die Weisheit der andern nein; und wer konnte ohne der einen oder der andern Gewalt zu thun, eine dritte Weisheit urtheilen lassen?

Die Gallier suchten sich auf eine andre Art zu helfen. Sie hatten ihre Druiden oder eigne Priester, welchen sowol die Civil- als Criminaljurisdiction anvertrauet war; und die, wie wohl zu merken, von keiner höhern weltlichen Macht bestellet oder befoldet wurden, indem sie ihr geistliches Oberhaupt selbst durch die Mehrheit der Stimmen wählten, und wann die Stimmen gleich waren, zum Zeichen ihrer völligen Unabhängigkeit die Sache mit dem Degen ausmachten.

Diese Druiden, an deren Stellen von dem ersten Monarchen befoldete Richter oder Grafen (*comites*) angeordnet wurden, mögen zwar auch bisweilen zwey streitende Partheyen fo auseinander gesetzt haben, daß eine gleiche Zahl von beyden Seiten erwählter Schöpffen, das Urtheil mit ihrem Eide oder mit ihrem Degen, oder mit Reiten zwischen Herford und Bielefeld haben finden müssen. Allein im Grunde seheinen sie vieles auch durch ihre eigne Weisheit entschieden zu haben, indem sie die gelehrtesten Leute ihrer Zeit waren, und über 20 Jahr studieren mußten. Ihre Weisheit war aber bey vorangeführten Umständen lange nicht so gefährlich als die Weisheit solcher Richter, welche von der höchsten Macht im Staate angenommen und erlassen werden können. Zudem wußten sie die große Kunst ihre Weisheit in ein Gottesurtheil zu verhüllen, und die Partheyen gleichsam mit Orakeln zu scheiden. Eine Wendung, wodurch die menfchliche Eigen-



liche weniger als durch menschliche Ausprüche gekränket wurde.

Da sie von keinem Regenten befodet wurden; und ohne Zweifel eben wie die Leviten keine liegende Gründe erwerben konnten, vielleicht auch nicht heyrathen durften: so war ihre Weisheit noch einigermaßen ohne Nachtheil der Freyheit zu ertragen; wenigstens besser als die von den spätern Grafen, welche von einer höhern Macht verordnet und befodet wurden; jedoch aber das Urtheil nicht selbst zu sprechen, sondern nur dasjenige zu heftatigen hatten, was ihnen von einer gleichen Anzahl beyderseits oder von sämtlichen Genossen erwählter Schöpffen zugewiesen wurde. Hätten die Grafen eben wie jene, Gottesurtheile finden dürfen: so wäre sogleich alles was unter ihnen gestanden, Knecht geworden.

Die Einrichtung mit den Druiden hatte indessen noch einen feinern Vortheil, welcher darinn bestand, daß sie von keiner Parthey als ungenosß angesehen werden konnten. Das Schöpfenwerk hingegen bey den Deutschen hatte die Unbequemlichkeit, oder wie andre denken werden, die Bequemlichkeit, daß kein Gemeiner mit einem Edelmann unmittelbar Proceß führen konnte. (Man muß aber hiehey wissen, daß alles, was wir jezt schatzbare Unterthanen nennen, noch in eigne Rollen oder Compagnien vertheilt war, und seine besondern Vorsteher oder belehute Gerichtsherrn hatte; und ferner, daß zur Zeit, wovon ich hier rede, unter einem Edelmann der Hauptmann im Heerbanne verstanden ist.) War einem Gemeinen Unrecht wiederfahren: so gieng er zu seinem Gerichtsherrn, und nachdem die Umstände waren, mußte dieser sein bestes Pferd tummeln und die Sache für ihn ausmachen. Wäre diese Einrichtung nicht gewesen: so hätte der Fall nothwendig oft ein-

treten müssen, worinn Edellente und Bauern, es sey nun mit reiten zwischen Herford und Bielefeld, oder mit dem Degen gegen einander gekommen waren. Diese Unfehllichkeit zu verhüten, war jene Einrichtung nothig. Die Anstalt mit den Druiden hatte diese Unbequemlichkeit nicht. Der Druide konnte eben wie jezt ein gelehrter Richter selbst einen Fürsten und seine Unterthanen, wenn sie gegen einander auf der Rubrik einer Schrift zu Felde ziehen, scheiden.

Der belehute Richter oder der Gerichtsherr hieß *Advocatus*, weil er die zu seiner Rolle gehörige Leute zu Gerichte und zu Kampfe vertheydigen mußte. Die unter seinen Leuten vorkommende Streitigkeiten, so lange sie nicht Leib und Gut betrafen, machte er nach ihrer Weisung selbst ab. Sobald es aber auf Leib und Gut ankam, mußte er bey den Galliern die Sache zu den Druiden; und später bey den Deutschen zum Grafen verweisen; eben wie jezt noch ein Capitain, oder ein Beamter dergleichen Sachen zum höhern Richter verweisen muß. Wir sind noch jezt sehr eifrig darauf, keinen Beamten einige Erkenntniß über das Mein und Dein zu gestatten, ohne uns zu erinnern, daß der Grund dieser Sache in den ältesten Zeiten geleyet worden; und ohne zu wissen, was das *Liberty* und *Property* der Engländer eigentlich zu bedeuten habe.

Das sonderbarste bey dem allen ist die Wendung, welche die Sachen genommen haben. So lange die Schöpffen eine streitige Sache, nach dem was ihnen gemeinnützig und billig dünkte, entscheiden, vergleichen oder abmachen mochten, wurde durchaus erfordert, daß sie den Partheyen ebenbürtig und genosß waren. So bald aber die Kunst streitige Sachen zu entscheiden, sich auf die beste Auslegung und Anwendung

der Gefetze gründete, ward der gelehrteste und redlichste Mann für den besten Richter gehalten; der Edelmann verlor mit Recht seinen Stuhl im Gerichte, so bald er sich weniger auf jene Kunst legte.

Die gefährlichste Wendung aber, welche wir zu befürchten haben, ist nun diese, daß ungenoffen Richtern eben die Macht gegeben werde, welche vordem die Genossen hatten. Wenn diesen, wie jenen, die Vollmacht ertheilet wird, bloß nach der Billigkeit und nach dem, was ihnen Gemeinnützig oder Policeymäßig dünket, zu entscheiden; wenn diesen erlaubt wird, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, mit Hindanfetzungen

unnöthiger Formalitäten zu verfahren; wenn diese von dem dürrn Buchstaben der Gesetze nur einen Haarbret abweichen dürfen: so beruht Freyheit und Eigenthum einzig und allein auf der Gnade des Landesherrn; so kann er solche Leute zu Richtern verschreiben, die in dem Lande, wo sie nach ihrer Weisheit und Billigkeit verfahren sollen, nichts eignes haben und keinem genoss sind; die aus der Turkey oder Tartarey zu Hauße sind, und es nach unverwerflichen Gründen zeigen können, daß es vernünftiger sey, die Bekleider als den Huth unter den Arm zu nehmen. — —

## ISAAR ISELIN ÜBER DIE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT.

### SIEBENDES BUCH. ZWANZIGSTES HAUPTSTÜCK.

Allgemeine Betrachtungen über die Tugenden der Griechen und der Römer. Grundtrieb ihrer Verfassungen.

Die kurze Dauer der glänzenden Zeitpunkte von Rom und von Griechenland, verdient eine besondere Betrachtung. Warum haben die großen Tugenden, welche wir in den Geschichten dieser Staaten bewundern, so wenig gute Folgen hinterlassen? Warum sind die Nationen, welche durch dieselben groß geworden sind, so leicht wieder in die äußerste Erniedrigung gefallen?

Ich glaube den wahren Grund hiervon darinnen zu finden, weil es meistens keine wahren Tugenden gewesen sind.

Die wahren Tugenden sind Früchte einer aufgeklärten Vernunft, einer erleuchteten und reinen Erkenntnis der Gottheit, einer allgemeinen Liebe des menschlichen Geschlech-

tes, und großer Gefühle, welche sich nach Maßgabe der mannigfaltig abwechselnden Verhältnisse des Tugendhaften bey jedem Vorfalle, durch eine zärtliche Empfindung von Güte und von Gerechtigkeit gegen einzelne Menschen, oder gegen ganze Gesellschaften verschiedentlich äußern. Von den meisten großen Thaten, welche in der alten Geschichte hervorschimern, war ein feurriger und meistens mechanischer Trieb die Feder. Auch von der großmüthigsten Handlung schränkte sich die Absicht auf den Vortheil des herrschenden Theiles eines Staates ein. Selten gab ein zärtliches und edles Gefühl von Menschlichkeit ihr einen wahren Werth. Die aufrichtige und erlenchtete Begierde Menschen, und so viel Menschen als es möglich ist, glücklich zu machen, oder doch die Menschheit in denen, die nicht von ihrem Volke waren, zu ver-

ehren, befehle die wenigsten Helden des Alterthums. Die Gerechtigkeit war selten die Richtschnur ihrer öffentlichen Handlungen. Sie glaubten kaum sie den Barbaren, das ist, den Fremden, schuldig zu seyn. Ihre Großmuth, ihre Mäßigkeit, ihre Enthaltbarkeit waren sie meistens dem Mangel der Bekanntschaft mit den verführerischen Reizen schuldig, welche ihre Nachkömmlinge verderbet haben. Die Tapferkeit, die allgemeine Tugend dieser Republicauer, war bey den meisten ein Überbleibsel der Barbarey; und die Grausamkeit, mit welcher sie begleitet war, ist ein Beweis hiervon. Die gereinigte Vernunft, die wahre Liebe des Guten, machten noch lange nicht den Charakter dieser Völker aus. Die Einbildung und die Leidenschaften waren noch immer die mächtigsten und fast die einzigen Triebreiter, welche auch die Besten unter ihnen beherrschten. Auf diese gründete sich das Aufsehn der Gesetze und der Obrigkeit, wie es in den despotischen Staaten auf die Einfalt und auf die Unwissenheit gebaut war. Wie die Sinnlichkeit dort Gehorsam und Stille befestigte, so erzeugte die Einbildungskraft hier Ehrgeiz und ruhlose Unbändigkeit. Ihr Stand war also heynahc nichts als eine schimmernde, verfeinerte, und durch die glücklichen Einflüsse der Weisheit einiger wahrhaftig tugendhafter und erleuchteter Männer gemilderte Wildheit. So war der blühende Zustand der Griechen und der Römer eine sehr glänzende, aber auch eine sehr vergängliche Erscheinung.

So bald die allgemeinen Gefahren verschwanden, so bald Ehre und Ansehen auch durch schlimme Mittel erworben werden konnten; so bald die feinem Lackpfeifen der Wollust, der Pracht, der Üppigkeit gemein wurden; so bald mußten Menschen, welche die Tugend nur darum liebten, weil

sie ihre Seelen in eine große Bewegung setzten, ihre Begierden auf andre Gegenstände wenden.

Da nun die Hintanfetzung des gemeinen Besten eben so blendende Vorzüge und eben so wichtige Vortheile gewährte, als ehemals durch Aufopferung zu gewinnen waren: so machte derselbige Trieb die Bürger eigennützig, welcher ihre Voretern großmüthig gemacht hatte.

Casar selbst wäre vielleicht zu der Tarquinier Zeiten ein Brutus, und Aristion zu den Zeiten des Hippas ein Aristogiton gewesen. Diefelbigen Römer, welche die Tarquinier mit einer solchen Wuth verfolgt hatten, würden, wie ihre Nachkömmlinge, bey Casars blutigem Gewande geweinet haben. Diefelbigen Griechen, welche zu Marathou und zu Platae so tapfer für die Freyheit gefochten hatten, würden zu Philippus Zeiten so verstorben gewesen seyn, als es ihre Nachkömmlinge waren. Sie würden bey dem Anrufe, durch welchen Flaminin diesen die Freyheit kund machte, in die gleiche unsinnige Freude verfallen seyn; und sie würden doch gleich unfähig gewesen seyn, sie zu nützen und zu behaupten. Es fällt also ein großer Theil des Werthes von den so gepriesenen Tugenden des Alterthums weg.

Ich bin weit entfernet, alle großen Männer unter den Alten so weit herunterzusetzen. Ich verehere unter den Helden Griechenlands und Roms mehr als einen wahren Weisen, mehr als einen Epaminondas, und mehr als einen Scipio, ohne der Socraten und Platonen zu gedenken.

Alein die wahre Tugend war unter den Alten, wie unter den Neuen immer etwas sehr seltenes. Man wird in den ersten Zeiten der Staaten des Mangels derselben nicht so leicht gewahr, als in den spätern. Sie

wird da durch andre Trichfedern ersetzt. Sie scheint fogar noch nicht noethig, da die Übel noch nicht überhand genommen haben, wider welche sie den Bürger und den Staat verwahren soll.

Wie mehr die Völker an Gröesse, oder an Reichthümera, oder an beyden zunehmen, desto noethiger wird die wahre Tugend. Die Scheintugenden, welche bisher die Stelle derselben behauptet hatten, müssen immer mehr von ihrer Stärke verlieren, und endlich gar verschwinden. Man überfiehet nicht mehr so leicht das Ganze des Staates, und die besondern Verhältniße aller seiner Theile. Man empfindet nicht mehr so leicht, wie die Ungerechtigkeit gegen die einzelnen Glieder, eine Ungerechtigkeit gegen das Ganze, und wie der Nachtheil des Ganzen der Schade jedes einzelnen Gliedes ist. Das Gefühl der besondern Unordnungen und der allgemeinen Unglücksfälle wird fehvächer, weil sie sich mehr ausdähnen und vertheilen, und weil gar zu viele eigne Absichten, Vorurtheile und Meynungen die Bürger und die obrigkeitlichen Personen zerftrenen.

Mit jedem Zuwachse an Reichthümern und an Macht wird in einem Staat eine größere Weisheit und eine reinere Tugend noethig; um ein rechtsehallener Mann und ein guter Bürger zu seyn. Wie gröeller, wie blühender ein Volk wird, desto größere Fähigkeiten werden erfordert es zu beherrschen; desto schwerer wird der wahre Gehorsam; desto mächtiger werden auf einer Seite der Ehrgeiz und die Neigung zu unterdrücken; desto stärker wird auf der andern der Hang der Selaverey; desto sehvächer wird das Gesetz gegen die Bürger, und der Staat gegen die Auswärtigen.

In solchen verworrenen Zeiten empfindet ein Volk am meisten den Mangel der wah-

ren Tugend, und in diesen Umständen befauden sich Griechenland und Rom zu der Zeit ihres Falles.

8

#### ACHTES BUCH. ZAVÖLFTES HAUPTSTÜCK.

Freystaaten. Betrachtungen über die Freyheit.

Noch sehneller und glänzender lebte in den bessern Theilen von Europa, mitten unter allen Greulen der Misbräuche und der Barbarey, die republicanische Denkungsart wieder auf. Die gleichen Gründe, welche die Fendalverfassungen zu Monarchien erbu-

10

15

den, wurden da durch einen besondern Zufammenfluß vieler Umstände noch wirkfamer und mächtiger.

Die Creutzzüge hatten die Einbildungskraft der Einwohner von Italien nicht zu fruchtlosen Poesien allein erhöht. Sie gaben ihnen glückliche Anlässe, sich auf das neue mit den Schätzen und mit den Annehmlichkeiten zu befremden, welche Asien zu dem gefeguetesten Welttheile machen; ihre Ansichten und ihre Begierden zu erweitern; die Trägheit und die Arnuth ihrer vorigen Barbarey mit Fleiße und mit Überflusse zu verwechfeln, und den Gesehmack des Schönen und des Nützlichen wieder zu belehen.

So wurd allmählich der Glanz und der Wohlstand der wälischen Städte wieder hergestellt. Ihre zunehmende Blüthe, ihre Macht, ihr Ansehn verdunkelten und erniedrigten bald die großen und kleinen Tyrannen, welche das übrige Land übersehwenmt hatten. Die Liebe zur Freyheit breitete sich allerorten aus, und reizte die Unterthanen der Fürsten, sich unter den Schutz der glücklichern Städte zu flüchten, und an den Vorzügen ihrer Bürger Antheil zu nehmen. Selbst Große und Edle wurden durch die Klugheit und durch die Übermacht der Städte

20

25

30

35

40

gezwungen, Ruhe und Vergnügen in ihren Mauren zu suchen, und die mächtigen Landesherren bekämpften umsonst die tugendhaften und heßern Städter. Taglich wurden ihre Länder mehr entvölkert, und ihre Hefe von klugen und tapfern Bedienten entblehet.

Jede Tugend, jedes Talent, jede Leidenschaft, fanden in den triumphierenden Städten eine edlere und bessere Nahrung; und so breitete sich durch die Lombardie ein verzehrendes und mächtiges Feuer aus. Der Enthusiasmus für die Freyheit befiel, wie ein brennendes Fieber, auf einmal viele italienische Völker. Auf einmal entflohen wieder aus dem Schoosse der Slavery mächtige und furchtbare Freystaaten, derer die meisten nach vielen, theils glänzenden, theils abscheulichen Auftritten wieder in das alte Nichts zerfallen sind; andre aber bis auf unsere Zeiten eine Freyheit beygehalten haben, gegen welche vielleicht die Unterwürfigkeit manches andern Volkes heidungswürdig ist.

Von dar verbreitete sich wie andre Keine des Guten mit glücklicherm Erfolge der Gefelmack für die Freyheit, von den rohen Alpen an, bis in den kalten Norden.

Unter dem beständigen Kampfe des Thrones und des Priersterthumes, da oft der Adel und die Großen ihre Pflichten gegen den erstern treulos und unbedachtsam aus den Augen setzten; in den Zeiten, da oft die Hilfe und das Geld der Städte die einzigen Zuflüchte der Kayser waren, und da gleich diesen die Landesherren nur ihre Leidenchaften und ihre Bedürfnisse fühlten; da diese die Rechte des Staates so wenig als ihre eignen Pflichten kannten: in solchen Zeiten erhoben nach Freyheit und nach Wohlstand strebende Städte und Länder ihre Häupter. Da sie unter der stürmischen Regierung

ihrer Herren weder Ruhe noch Sicherheit, noch Aufmunterung fanden, so war es der Gerechtigkeit wie der Klugheit gemies, daß sie alle Mittel anwendeten, sich solche selbst zu verschaffen. Sie bestrebten sich deshalb durch Geld, durch Gewalt, durch List, durch Dienste von Kaysern, von Königen, oder auch von ihren besondern Herren, Begünstigungen zu erhalten, welche sie Freyheiten nannten, das ist, Vorrechte, minder tyrannisiert zu werden als andre. Der vornehmste dieser Vorzüge war das Recht, durch selbst erwählte obrigkeitliche Personen regiert zu werden, an sich selbst nicht die wesentliche Freyheit, sondern nur eine Stulle darzu. So entflohen in Deutschland Municipalregierungen, Reichsstädte, Reichsländer.

So roh und so elend die Verfassungen dieser halbrepublikanischen Staaten waren, so gelangten sie doch vor allen übrigen Städten und Ländern zu einer ausnehmenden Blüthe. Die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit waren freylich da nicht selten, und die wahre bürgerliche Freyheit war da noch sehr unbekannt. Der Bürger schätzte sich glücklich, keinen offenklaaren Ränbereyen mehr ausgesetzt zu seyn, und er unterwarf sich desto gedultiger der Ungerechtigkeit oder dem Übermuth derer, die aus seinem eignen Mittel über ihn gesetzt waren, je mehr er Hoffnung hatte, selbst an ihrer Gewalt und an ihrem Ansehn Theil zu bekommen.

Die mit der Erhöhung seines Geistes, seines Stolzes, seiner Gewinnfucht, und seiner Emsigkeit verbundenen glücklichen Fortgänge, erzeugten in seinem Herzen eine rohe und unbändige Liebe des gemeinen Wesens, welche meistens, den selbstfüchtigen Gefinnungen des Ehrgeizes, der Habfucht und der Rachgier untergeordnet, die innerliche

Barbarey in den Gemüthern unterhielt, indem sie die äußerliche Gestalt davon aus den Städten verbannte.

Wie aus den italienischen Städten mit der Handelfchaft, den Künften und der Erleuchtung, die Liebe zur Freyheit in rohe Länder sich ergossen hatte, so brachte sie auch den unreinen Schlamm der dort herrschenden Falschheit und Laster mit sich.

In den Händen roher, unwissender, und daher auf sich selbst eingeschränkter Menschen, mußte ohnehin das Ansehen, welches die obrigkeitliche Gewalt unterstützte, zu einem Werkzeuge der Unterdrückung und der Ungerechtigkeit werden; man wurd Rathsherr, Schöppe, Bürgermeister, um sich und die Seinigen zu vertheidigen, um seinen Freunden zu helfen, und oft gar um andern das Ihrige zu entziehen. Der Stand des Krieges sieng wieder an; nur die Waffen wurden verändert. Nun nahmen die rechtlichen Wege die Stelle der offenbaren Gewalt, und der Angefehnere die von dem Stärkern. Dieser befaß das was er andern abgedrückt hatte, mit eben dem Rechte, wie ein Sieger ein erobertes Land besizet.

Nach und nach nahmen solche Gemeinden die Gestalt wirklicher Freystaaten an. Einige sehwanen sich durch eine Reihe glücklicher Begebenheiten, und durch die Tugenden, welche Rom und Sparta groß gemacht hatten, in eine gänzliche Unabhängigkeit. Als der Ruhm der meisten italienischen Freystaaten zu sinken anfieng, so erhob sich difseits der Alpen der eydsgenössische in dem gröeffsten Glanze, welchen die Tapferkeit einer Nation zu geben vermögend ist. Er hatte mehrere Jahrhunderte hindurch mit der Unterdrückung und der Tyranny zu kämpfen. Nachdem er lang alles zu fürchten gehabt hatte, wurde er endlich allem fürchtbar, und setzte sich zuletzt wieder in die

befcheidenen Verhältnisse, die seinen engen Grenzen angemessen sind. Wie die Gewässer, welche in seinem Schoosse entspringen, war er erstlich eine sprudelnde Quelle, die hoch von einem Berge herunterfällt; hernach ein tobender und wütender Strom; und endlich ein lieblicher und sanfter Fluß.

Indessen blieb allen diesen neuen republikanischen Verfassungen noch ein großer Theil der alten Rohigkeit. Alle behielten, jedoch die einen mehr, die andern minder, die Municipalverfassung bey; und unter allen nordischen und westlichen Freystaaten wird nicht leicht einer zu finden seyn, der sich in Betrachtung der Gesetzgebung mit Rom und Sparta in Vergleichung setzen könnte.

Umsoft aber wird man in Europa eine Republic suchen, die sich einer Verfassung rühmen könne, welche die wahre bürgerliche und menschliche Freyheit durch ein natürliches und unerkünsteltes Gleichgewicht der Regenten und der Bürger, durch eine weise und übereinstimmende Gesetzgebung, und durch eine vernünftige Erziehung versichert.

Die Freyheit ist nicht die Frucht jedes Himmelfrüches, sagen zween vortreffliche Männer<sup>(\*)</sup>. Ich glaube, man kann mit beßern Rechten sagen: die Freyheit ist nicht die Frucht aller Zeiten; nicht jedes Volk ist für sie reif. Gesetze sind dazu nicht ausreichend. Das Gleichgewicht der Stände und der Bürger ist zwar für die Vollkommenheit der Verfassungen höchst wichtig; aber wo Weisheit, Tugend und Sitten mangeln; da ist die wahre Freyheit unmöglich. Diese ist die Herrschaft der Gesetze und des großen Grundtriebes der allgemeinen Wohlfahrt. Ohne eine große Erleuchtung der Geister, ohne eine besondere Milderung der Gemüther, kann diese nicht bestehen.

(\*) J. J. Rousseau und Montesquieu.

Ohne diese großen und seltenen Vorzüge hat nur eine falsche, eine betrügliche Freyheit statt; ein unseliger Zustand, der oft so schlimm ist, als die unumschränkste Dienfbarkeit.

Wehe dem Lande, dessen Verfassung die Tugend und die Verdienste zu zernichten, und den Geschmack und die Empfindung davon zu erlöfchen, unglücklich genug seyn sollte. Glückselig hingegen muß der Staat

seyn, in welchem die Erleuchtung einen so hohen Grad erreicht hat, daß seine Beherrscher fähig sind zu begreifen, wie eng der Wohlstand des Bürgers mit der Glückseligkeit des Staates verknüpft ist und wie sehr die Glückseligkeit des Beherrschers von der Glückseligkeit des Staates abhängt. Alsdenn ist keine Verfassung schlimm genug, daß sie die Früchte der Weisheit und der Erleuchtung zernichten könnte.

## THOMAS ABBT VOM VERDIENSTE.

### DRITTES HAUPTSTÜCK. DRITTER ARTIKEL.

#### VOM VERDIENSTE DES SCHRIFTSTELLERS, DES KÜNSTLERS UND DES PREDIGERS.

Jeder Mensch, jeder Stand, ist zwar unzufrieden mit dem Werthe, den er in anderer Augen hat, und entschädigt sich wegen des Verlustes, den er dabey leidet, durch das Urtheil, das er selbst über seinen Werth fället; allein, nirgends ist wohl der Unterschied der Urtheile größer ausgefallen, als heym Verdienste des Schriftstellers. Er selbst hält sich beynah für den unentbehrlichsten Menschen, und tausend andre, die keine Schriftsteller sind, begreifen kaum, zu was ein müßiger Mensch, der noch die Zeit hat, ein Buch zu schreiben, wohl nütze seyn könne. Ich will allemal wetten, daß kein Abschreiber auf einer Kanzelley, kein Rathsherr oder Sachwalter in dem kleinsten Landstädtchen angetroffen werde, der sich nicht bey sich selbst für ein nützlichers Glied der menschlichen Gesellschaft ansehe als Newtonen oder Leibnizen; und der es nicht, wenn man ihn nur erst in Eifer zu setzen weiß, auch sagte. Alle übrigen Stände des hürgerlichen Lebens haben in der Gesellschaft

ihren bestimmten Standort, ihre angewiesene Stätte, aus welcher sich ihr Beytrag zum gemeinfamen Besten ohne Schwierigkeit angeben läßt. Der Weg, der von jedem Standorte auf das allgemeine Ziel hinführt, läßt sich mit den Augen verfolgen, gleichet einer geraden Linie, deren Länge man durch die gemeine Meßschnure nothdürftig bestimmen kann. Die Bemühungen des Schriftstellers gehen nicht so unmittelbar nach das gemeine Ziel hin. Er nimmt Umwege, scheint, wie in einer krummen Linie, seine Richtung zu verändern, nicht immer in derselben Ebene zu bleiben, und ob sich gleich zuletzt sein Weg, vielleicht desto sicherer, zum Mittelpunkte des gemeinfamen Besten herabfenkt; so ist er doch den Augen des großen Haufens zu verwickelt, als daß sie ihn verfolgen könnten. Man kann das Verdienst des Schriftstellers nicht nach den gewöhnlichen Formeln berechnen, wonach diß bey den andern Ständen angeht. Seine Linie ist für viele zur Berechnung

fehver. Wir wollen hier einen Versuch dazu machen.

Meine eigene Urtheile werden manchen hochst seltsam scheinen. Ich bekenne es aber hier öffentlich, daß ich nicht für die Eigenliebe, sondern für die Wahrheit schreibe.

Wir leben in einer Welt, wo ich es als ausgemacht ansehen kann, daß Bücher unter den Menschen seyn müssen. Wir haben eine Bibel. Diese braucht mündliche und schriftliche Erklärungen und Wiederholungen: von diesem Punkte gehe ich aus, und setze vier Klassen hochst brauchbarer Schriftsteller an, die ich auch für die obersten erkläre.

Ganz oben an stelle ich die Erbauungsschriften, die mit einer wahren Salbung, das heißt, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinsten Verstand, geschrieben worden. Von solchen Schriften nur kann man mit Recht sagen, daß sie für das Publikum ausgearbeitet seyen; und auch dem Publikum nützen. Denn was für ein Publikum haben wohl alle witzige Herren und Schriftsteller? Man überrechne es einmal. Setzt zwanzig Millionen Menschen für Deutschland. Die witzigste Schrift unter uns hat kaum achtzig tausend Leser. Also ist ein solches Publikum der 250ste Theil von Deutschland, und die sogenannten nützlichsten Wochenchriften sind immer 19 Millionen und 920 tausend Deutschen unbekannt. Der Handwerksmann braucht sein Geld zu andern und nöthigern Ausgaben, als daß er jedes Jahr etliche Thaler zu deren Ankauf anwenden könnte. Dagegen aber haben sich in seiner Familie einige Schriften herunter geerbt, oder seine Frau hat sie ihm als einen Theil ihres Brautgeschatzes mitgebracht. Von dieser Art sind die Schriften eines Arndts, eines Sçivers, und

andre; indem fast jedes Land seine eigenen Erbauungsbücher hat. Diese Schriften liefert der gemeine Mann; in diesen erbauet er sich. Sie sind sein Morgen und Abendseegen Buch, (worüber schon so oft und so unvernünftig gespottet worden), haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen malen, die wichtigsten Dienste geleistet. Wenn der Fürst oder seine Diener Bluthunde und Gelderpreder sind; wenn sie dem fleißigen Handwerker nicht nur seinen Sparpfennig, sondern auch seinen Zehrpennig wegnehmen: was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? Und o! was bewahrt dann diese Menschenquäler von der gewaltthätigen Hand, die oft, wie unsichtbar, durch Wachen und Mauren durchgedrungen ist? Was, vor dem tödtlichen Bley, das durch die Luft ziselet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Brust des Wütherichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauers hineingepredigt worden. Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröstet sich in solchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Aussicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Versprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in seinen Zufagen besser Wort halten werde, als sein meineidiger Landesvater. Sein Abendseegen, den er mit seinem ganzen Hause liest, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er sich und alles, was ihm angehöret, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt: so kömmt dadurch eine gewisse Ruhe in seine Leidenheiten; eine gewisse Gelassenheit in sein Thun, wodurch seine Nachbarn und seine



Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelassenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächt dadurch bey ihm.

Das erhauliche Lied, welches das preussische Heer auf dem Wege, zum Angriff bey Lissa, sang, war zehn Heldengedichte und auch eben so viele Bataillons werth.

So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moralisten fannet und fonders! ihr zierliche, witzige Schriftsteller, das thut ihr nicht! ihr Dichter, vom untersten Nachtgedankenfehmierer bis zu Youngen und Kloppflocken hinauf, das thut ihr nicht! ihr heilige Redner vom schœnallenden Kandidaten bis zu Mosheimen hinauf, das thut ihr nicht! Gefetzt auch, daß eure Schriften dem gemeinen Manne verständlich wären: woher soll er zweyhundert Thaler nehmen, um sie sich anzuschaffen? woher die Zeit nehmen, um sie zu lesen? Aber sie sind ihm nicht einmal verständlich. Es hat sich in der feineren Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeflichen, die jeder finnrreiche Schriftsteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, sein Catechismus, seine alte Bücher, sein taglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgeht, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschieke noch Muße, noch Gedult hat zu erlernen; — die ihm auch nicht noethig ist. Ich habe schon zweymal unfre Bibel genannt. Wenn man sie auch nur aus dem Gesichtspunkte der unter dem großen Haufen gestifteten Erbauung betrachtet: so ist schon das Ver-

dienst ihrer heiligen Verfasser ganz überwiegend. Trost ließt aus ihr für die Bekümmerten, und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleische, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffärtigen zu fällen. Da sie zum Grunde legt, daß kein Ansehen der Person vor Gott gelte, auch nicht der Unterchied der Geistesgaben: so bekömmt der Arme Muth, und der Einfältige Dreistigkeit. Wenn der Niedrigste im Volke seine Bibel vor sich hat, das Wort seines Gottes: so ist es ihm, als ob schon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wäre. Sein Fürst und sein Beamter stehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne dessen, der erhaben ist über alles Fleisch; der sich der Witwen annimmt und die Wayfen gnädig anblickt, der Könige wegfehendert von seinem Angesichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und sie zerstreuet wie verwelkte Rosenblätter. Diß giebt ihm Gedult, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch schon Gewalt leidet, und, indem er zu seinem Gott seufzet, die grausame Narren muß laut sprechen hören: -es ist kein Gott!"

Der Nutzen unfreer Bibel würde freylich nicht so ausgebreitet seyn, wenn wir sie nicht durch einen wohlfeilen Druck in die Hände des gemeinen Mannes gebracht hätten. Man kann wohl schwerlich die Wichtigkeit und das Verdienstliche der kaufmännischen Anstalt am hällischen Wayfenbaue würdig genug preisen. Dieses Haus hat allein durch die Veranlassung und Beförderung dieser Anstalt den preussischen Staaten und dem ganzen Deutschland unschätzbare Vortheile verschaffet. Wäre es denn nicht möglich, diese Vortheile durch einen wohlfeilen Druck allgemein eingeführter Erbauungsschriften noch zu vermehren? Könnte kein vornehmer oder reicher Mann bewogen

werden, neben den vielen Preisen, die zur Aufmunterung der Landwirthe und Künstler ausgefetzt sind, auch einige Kosten an die Auflage solcher Schriften zu wenden? wäre es nicht dahin zu bringen, daß in jedem Amte den ärmsten Brautleuten dergleichen Bücher umsonst als ein Hochzeitgefchenk mitgegeben würden; und daß die Prediger bey jedem neuen Ehepaare nachfrügen, ob sie unter dem übrigen Hausgerathe auch mit einer Bibel und mit einer oder zweyen erbaulichen Schriften versehen waren? Aber noch einmal, um alles willen, was uns lieb ist! man lerne ja vorher recht, was erbaulich heiße? Nicht das unsinnige wiedergekäuete, und ekelhaft in einander gedrehte Gefchwätze über den sogenannten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabey will gemacht haben; nicht die heuchlerische Schmeicheleyen, die man sich selbst dummheit ausgebrühet, von Stolz vermehrt und von Neid herausgestossen wird; nicht dieses macht die Erbauung aus. Fünfze graufame Menschenbetrüger! wahnwitzige Dummköpfe! auf denen der doppelte Fluch ruhet, daß sie nemlich nicht denken sollen, und doch schreiben wollen! man darf sie nur auf einen einzigen Probiertstein legen, um sie falsch zu finden. Kann man nach ihren Regeln ein Christ seyn, und zugleich ein fleißiger, nützlicher Bürger? Kann man, wie sie es verlangen, in der unthätigen Wachsamkeit über seine inure Kampfveränderungen verharren, und doch seines Berufes warten? unmöglich. Nun ist aber das letztere befohlen. Also ist ihre Forderung bloßer Tand; eine Religion, die nur für alte faulenzende Fräulen, und andre Personen aus eben derselben Klasse eingerichtet ist; die schwachdenkende Seelen und nichtsthuende Leiber zu Brüdern und Schwestern von einerley Stoffe und Berufe zum Be-

suche führt, damit sie von der Gnade schwätzen können und von der Ruchlosigkeit ihres Nachsten; von dem Verderben, dem sie entgangen sind, und das auf andre wartet; von den Lüften, mit denen sie auch noch in ihrem Alter kämpfen, und von den Schwachheiten, darein junge Weltkinder verfallen. Kurz, weder die Methaphysik über das menschliche Herz, noch das alberne Zeug ohne Philosophie über dasselbe ist für den gemeinen Mann zugerichtet. Er brauchet beydes nicht. Treu und fleißig in seinem Berufe wandeln; seinen Obem gehorchen; seinen Lüften und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm seine Freude und Beruhigung suchen; einer fröhlichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewissen! diß muß er lernen; diß muß ihm erklert werden; davon überzeuge man ihn; darinn wird seine Erbauung bestehen, die seinen Nebenmenschen und seiner eigenen Seele nützlich ist. Keine Sängere anstatt der Arbeiter! keine Besuche um Gewissensfragen sich auflösen zu lassen, anstatt der Berufsgeschäfte; keine eingebildete Anfechtungen anstatt des Schweißes im Angesichte; keine Selbsterfahrne anstatt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz kein feuzendes Gefindel anstatt rechtthaffener Unterthanen, die sich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! christliche Bürger! und bürgerliche Christen!

Wenn unter Neuern einige Schriftsteller sich finden, welche wahre und verständliche Erbauungsschriften herausgegeben haben: so verdienen diese eben so gut als die Werke ihrer Vorgänger durch eine milde Stiftung dem armen Manne in die Hände gebracht zu werden. Und es werden deren so viele nicht seyn, welche diese Kosten erfordern.

Nach den Erbauungsschriften für den gemeinen Mann gehe ich den höchsten Rang

folchen Schriften, die zur Erluchtung der Könige und Herrscher und ihrer obersten Staatsbedienten geschrieben sind; woraus sie Liebe für alle Menschen; Barmherzigkeit gegen ihre Unterthanen; Erduldung gegen alle Religionspartheyen; Sparfameit und noch einmal Sparfameit in ihren eigenen Ausgaben; Hochachtung für die Freyheit des Menschen und des Bürgers; Einficht in die Gesezte und Überzeugung von dem Glücke und der Hoheit des Friedens lernen mögen. Montefquien's Bildniß, mit der Unterschrift:

*Erudiebam Reges!*

Wenige gelangen dazu, daß sie von solchen Zeugnissen vor Königen reden dürfen, und gehört werden! es fordert nicht bloß Eifer und Dreistigkeit; es fordert überdiß auch vorzügliche Geistesgaben, Anmuth, und jene allen merkliche Überlegenheit an Einfichten, welche vor einem Lehrer demüthiget, ohne zu beschämen.

Ich lasse darauf die Arbeit eines Tiffot folgen. Dieser rechtschaffene Armenfreund hat seine Talente zu einer Schrift angewandt, darinn er den Armen, und den Unwissenden Rathschlage erteilt, wie sie in Krankheiten nicht bloß der Heftigkeit der Anfälle, sondern auch der Wuth der Vorurtheile entgegen streben sollen. Welche edle Bemühung, die grimmige Vorurtheile zu bestreiten, die dem Staate so viele tausend Bürger entreißen, noch mehrere unbrauchbar machen, und die Würngengel unter einem Volke gleichsam naturalisiren. Sobald man diesen Verfasser persönlich kennt, und aus seinem Umgange überzeugt wird, daß wahres Wohlwollen ihm die Feder in die Hand gegeben: so muß sein Verdienst in den Augen des Kenners noch weit höher steigen. Seine Schrift gehört unter die Anzahl derer, welche so wohlfeil sollten gedruckt werden, damit sie,

wo nicht jeder Hausvater, doch jede Gemeinde sich ansehnen könnte. Er hat seitdem andre erwecket, die ihm nachgeahmet, oder die wenigstens ein gleiches gethan haben. Noch andere sind andern schiedlichen Vorurtheilen entgegen gegangen, und die Rechenkunst, welche Menschen zählet, ist ein Mittel geworden, Irrthümer zu tausenden zu vertreiben. Mahomet sah einst im prophetischen Geiste seine Nachfolger in der Regierung vor sich. Unter andern erblickte er den Moanvi, und brach darüber in den Seufzer aus: «o Gott! lehre den Moanvi schreiben und rechnen!» wir können wohl noch dazu setzen, «und gib allen seines Standes die süßmilchischen Tabellen als ihr Einmaleins in die Hände!»

In kleinen Staaten, darinn die Gesezte so wenig und so einfach sind, daß sie von jedem können begriffen und ohne Auslegung verstanden werden; darinn die Rechte der mancherley Glieder sich so nahe kommen, daß ein jeder des andern Vorzüge ohne Wehmuth und Verdruß lesen kann; darinn endlich die gesetzgeberische Gewalt so gleich ausgeheilt ist, daß jeder gleich genauen Unterricht darinn bedarf: in solchen Staaten muß jeder Bürger ein *Corpus Juris* bey der Hand haben. Es kann in der Form eines Staatscatechismus abgefasset seyn, darinn die erste Frage wäre «welcher Regierung bist du?» und die erste Antwort «ich bin ein freyer Mann.» Wenn ein solches Buch gut abgefasset und in jedermanns Händen wäre: so müßte es seinen Verfasser in die vierte der angegebenen Klassen setzen. Allein, weil ein solches Buch von der Gesetzgebung selbst zu befragen wäre: so darf ich es nicht wohl als eine Privatarbeit betrachten; die vierte Klasse kann also bey nahe wegfallen, und wir können mit jenen dreyen die Schriftsteller, deren Verdienst oben an stehet, aufzählen lassen.

Nun muß ich mir den Weg zur Beurtheilung aller übrigen Arten von Schriftstellern bahnen.

Unfre bürgerliche Gesellschaften haben so, wie sie jetzt beschaffen sind, eine Menge von Kenntnissen nothig, die man süglich unter zwei Gattungen bringen kann. Die eine mag die Regeln zur Ausübung der verschiedenen Künfte und Gewerbe enthalten; die andre aber die Theorien zu diesen Regeln. Die Regeln selbst können entweder mündlich; wie es noch immer bey tausend Gewerben geschieht; oder schriftlich überliefert werden. Bey der Theorie geht dieses nicht so gut an; und diese scheint unumgänglich einen schriftlichen Vortrag zu erfordern. Man wird nicht einwenden, daß die Regeln ohne Theorie hinreichend seyen; da alle Tage noch immer gezeigt wird, wie aus der Theorie die Regeln verbessert werden.

Man kann also einmal annehmen, daß es zu der jetzigen Beschaffenheit unserer Staaten hochnützlich sey, eine große Menge von Kenntnissen durch Schriften auszubreiten.

Wenn man eben diese Staaten noch genauer und unter einer andern Wendung ansieht; so findet man, daß sich nach und nach vom gemeinen Manne eine Gattung Menschen abgefondert habe, die ihren Verstand und Geschmack an tausend Dingen, deren Gestalt dem erstern gar niemals vorgekommen, geschärfet; und welche denn auch den Einfluß dieses Verstandes und dieses Geschmacks auf ihr Betragen merken lassen — es sey nun zum Guten oder zum Bosen.

Dieser leichten Beobachtung gemäß, darf man wohl zweyten als eine leicht zu erweisende Wahrheit annehmen, daß wenn einmal unter dem sogenannten feinern Theil einer Nation ein gewisser Einfluß an Einsichten und Geschmack vorhanden ist; beydes, wo nicht immer vermehrt und erhöht, doch wenig-

stens auf dem nämlichen Grade erhalten werden müsse, weil sich sonst beydes verschlimmert, und sodann auch die Sitten.

Endlich füge ich das dritte hinzu: eine Kenntniß bietet immer der andern die Hand, und wo man erst eine bis zu einem gewissen Grade treibt: da muß man sie alle treiben!

Damit ich nicht durch Einwendungen aufgehalten werde, will ich noch erklären, daß ich alle erweislich-schädliche Bücher und Kenntnisse gänzlich ausschließe: nur muß man dagegen auch wieder so billig seyn, und wegen des Misbrauches dem guten Gebrauche keine Vorwürfe machen.

Jetzt wird man begreifen, warum ich zu Folge meines zweyten Satzes alle Genies, in welcher Art von Kenntnissen sie auch arbeiten, hervortreten lasse, und sie unter den übrigen Schriftstellern für die feinere Welt oben an stelle.

Man wird ferner begreifen, daß der Nutzen einer jeden Kenntniß, die zu einem Staate, wie es in unseren Zeiten ist, gehoret, doppelt könne angegeben werden: einmal, wie ferne das Wissen sogleich einen gewissen Vortheil im Staate erzeuge; hernach, wie ferne es mit anderm Wissen zusammenhänget, und demselben zum Grunde dienet. Da nun aber die Vortheile für den Staat, besonders wenn sie nicht ganz wesentlich sind, bald so, bald anders können geschätzt werden; da die Verbindung unter den Wissenschaften bald durch diesen Gang, bald durch einen andern, kann durchgeführt werden: so muß jedem in die Augen leuchten, daß es unmöglich falle, einen festen Rang unter den übrigen Schriftstellern, anzugeben; wohey nämlich der Entscheidungsgrund aus dem Nutzen, den sie stiften, hergenommen wäre. Diß überhebt mich der Mühe aus verschiedenen Vorreden zu sammeln, was der Grammatiker, der Wörterbuchschreiber, der Sternkundige, der Dichter,

Scheidekünstler, der Geometer, der Alterthumskundiger, der Rechenmeister, der Zergliederer, der Geschichtsforscher, der Wappenkener, der Metaphysiker, der Moraliste, der Münzenverständige, der Zeitrechner, — — — der Insektenkammer, was jeder zum Beweis des Nutzens seiner Kunst aubringt. Wo sich manchmal der unmittelbare Vortheil des Staates nicht zeigt: da ist hingegen der Zusammenhang mit andern unentbehrlichen Kenntnissen so stark, daß jedes Urtheil der Unbrauchbarkeit, wenn es eben sollte ausgesprochen werden, von dem Vernünftigen noch zurückgehalten wird. Ich stelle mir Sklaven vor, deren jeder in einem Gange eines Labyrinthes wohnet, und nach einem in der Mitte angelegten Teiche Wasser tragen muß. Jeder rühmt dem andern seinen Gang als unentbehrlich, weil ihn der Weg nach dem Teiche hin, dadurch tragen würde. Die Ruhmsucht verleitet ihn, auch den Fußboden, und die grünen Seitenwände seines Ganges über alle andre zu erheben. Kann man denn nicht dieses lächerliche mit einem sanften Lächeln übersehen? Um den Teich herum sitzen der Sklaven Herren und Gebieter, und einige darunter sind so erleuchtet, daß sie nur diejenige Sklaven, welche sie vollends den Eymer hertragen sehen, für nützlich halten; die andern aber, welche mühselig genug in den Gängen ihre Eymer an jene abgeliefert haben, für ganz unbrauchbar ansehen. Müßen wir nicht in unsern trefflichen Zeiten fast täglich ähnliche Urtheile hören, wodurch nur dessen Gelehrsamkeit für brauchbar angesehen wird, der die verschiedene Grasarten, und die verschiedene Dünger, und die verschiedene Saaten kennt? Sie ist brauchbar diese Gelehrsamkeit. Wer läugnet es? aber warum muß denn gerade aller menschlicher Scharfsinn auf die Befriedigung dieser geistlosen Bedürfnisse eingeschränkt seyn? giebt es keine

edlere, die unseres Nachfinnens würdig sind? Auch hier gilt es: -der Mensch lebt und denkt nicht vom Brodte allein.' Wahrhaftig! wenn die Absicht alles Wissens nichts weiter als pflügen und melken ist: so können wir durch Überlieferungen weit besser dazu kommen, als durch Bücher.

Wornach ist denn endlich das ganze Verdienst des Schriftstellers zu bestimmen? Seinen Beytrag zum gemeinen Besten haben wir gesehen. Einigen davon empfindet jeder Staat zu seiner Sicherheit und Bestandtheit, wenn ich so sagen darf: und diesen liefern jene drey obere Klassen. Andern wendet er nur zu seiner übrigen Blüthe und Wohlfarth an; und dabey laßt sich, wie wir gesehen haben, nichts genau bestimmen.

Es kann für den Leser einer nützlichen Schrift gleichviel gelten, ob sie aus wahrem Wohlwollen, oder aus andern Bewegungsgründen aufgesetzt worden. Jeder Schriftsteller muß zwar diß an sich selbst beurtheilen: andre aber können ihr Urtheil nicht wohl darnach bestimmen. Der ganze Umfang der Stärke der Seele wird gar selten zur Ausarbeitung einer Schrift angewandt. Gedult und Stetigkeit zwar: aber diese gehören zu allen Arbeiten. Was die höchstfeltenen Ausnahmen hierinn ändern: laßt sich alsdann leicht hinzusetzen. Was bleibt denn also übrig? — Nach den Gaben, nach der Anmuth, nach den Talenten, womit ein Werk geschrieben ist, dasselbe beurtheilen, und jedem die Freude überlassen, daß er es für das nützlichste halte, was nur habe geschrieben werden können. Immerhin mag jedem — seine Arbeit vorzüglich gefallen. Dadurch wird der nöthige Enthufiasmus enthalten, ohne welchen nichts zur Vollkommenheit, nicht einmal zum Seyn gedeihet. Die gemeine Wohlfarth verliert nichts dabey, und jeder in seinem Gange liefert seinen Eymer. Beyläufig

ließt sich auch daraus erklären, warum die Genies in verschiedenen Arten mit so vielem Kaltfinne, auch wo der Neid sich nicht dar- ein mischet, von einander sprechen. Keiner kann dem andern die Größe des Geistes ab- längnen: nur jeder hält des andern Arbeit für sehr entbehrlich.

So, wie es mit dem Range der Wissen- schaften und Künfte überhaupt sthet; eben so trift es ein bey dem Range der verschiede- nen Theile einer Wissenschaft und Arten einer Kunst. Ich will die Anwendung gleichfalls nur mit den ersten Strichen an einer Kunst zeigen, die von dem einen für die göttlichste gepriesen, und von dem andern für die eitelste 15 geschimpft wird. Jeder rathet schon auf die Dichtkunst.

Was davon zur gemeinen Erbauung ange- wandt wird, hat oben schon seinen Platz, und bringt außerdem dahin Talente mit, die 20 unstreitig dem Verdienste noch einen größern Glanz geben.

Bey den Alten war die Tragödie eine Schule der Könige. Dort ward ihnen das Schickfaal der Unterdrücker, und das all- gemeine Erbtheil der Menschen vorgewiesen. Auch Tyrannen weinten vor der Schaubühne, ob sie gleich sich der Thronen schämten. Noch in unsern Zeiten fällt ein

*Soyons unis, Cinna!*

in die Ohren der Prinzen und oft in ihr Herz, und bringt manchmal Früchte.

Wenn Gleim es hätte dahin bringen kön- nen, daß die Kriegeslieder des preussischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so müßte er, in den preussischen Staaten, unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen erhalten.

Aber für ganz Deutschland ist es ohne Wi- derpruch Gellert, dessen Fabeln wirklich dem 40 Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. Ich untersuche jetzt nicht, ob

es noethig sey, daß die ganze Nation einen andern Geschmack kriege, als sie vor 70, oder 80 Jahren gehabt hat: aber wenn es noethig ist: so haben Gellerts Fabeln den er- 5 sten Grund dazu gelegt. Sie haben sich nach und nach in Häuser, wo sonst nie gelesen wird, eingefchlichen. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln, und nicht in Regeln, bekannt, und das schlechte ver- ächtlich gemacht worden. Denn der Geist 10 und der Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vor- nehmer Erziehung zu suchen. Diese beyde Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theile der Nation 15 liegen sie, der von fremden Sitten und Ge- bräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat. So ohngefähr urtheilt man nicht von der Luft eines Landes, nach der Luft, die man in einer auf dem höchsten Berge angelegten Woh- nung athmet; sondern nach der, die in den Ebenen und nahe bey Städten oder Dörfern 20 eingezogen wird.

Ich habe hier nur auf unsers Gellerts Fa- beln gesehen:

*Fama hominum merces fit verbibus aequa  
profanis:*

*Mercedem pascunt carmina sacra Deum.*

30 Man wird nun ohne Schwierigkeit die Stelle für alle moralische Dichter und überhaupt für alle moralische Schriftsteller finden. Sie müssen für einen ansehnlichen Theil der Na- tion arbeiten, dessen Geschmack und Sitten wenigstens nicht sinken sollen. Ob sie es bis zum Verbessern bringen, ist eine andre Frage. Doch muß man auch nicht ungerecht gegen diese Schriftsteller seyn. Oft haben sie im 35 Verborgenen Gutes gestiftet. Wer will ihnen jede tugendhafte Empfindung, die sie erre- get; jeden rechtfchallenen Entschluß, den sie veranlaßt; jede ernsthafte Reue, die sie er-

wecket; wer will es ihnen nachrechnen? Es bleibt auch hier das wahre Merkmal eines guten Buches: 'Jedes Buch ist gut, das einige Leser zu einer guten Bewegung und Entschließung bringt.' Nur muß Horaz nie vergessen werden, der uns aus dem Munde eines berühmten Rechtsgelehrten deutlich lehret, daß dieß alles bloß von gut geschriebenen Gedichten und moralischen Schriften gelte: denn

*Si mala condiderit quis carmina; ius est Indiciunq̃ue.*

Die Dichter erscheinen nicht ohne Gesellschaft: der ganze Chor vortrefflicher Künstler drängt sich zugleich zu dem Verdienste vor, das jeuen zuerkannt wird. Ein Miserere vom Allegri; ein Stabat Mater vom Pergolese; eine Passion vom Graun mit Ramlers unvergleichlichem Texte; eine Verklerung vom Raphael; ein jüngstes Gericht vom Michel Angelo können und müssen eben dieselbe Wirkungen, wie das beste Gedicht hervorbringen; ja manchmal noch größere. Denn es ist ihnen eigen, nicht nur daß sie in den Zimmern der Großen theure Wahrheiten predigen, sondern auch, daß sie dieselbe unvermerkt predigen und gerne gehört werden. Ein Domitian, der in seinem Zimmer einsam Fliegen fängt, bleibt vielleicht bey dem Gemälde betrachtend stehen, wovon er eben eine Fliege weggeschafet hat: er würde aber niemals ein Buch in die Hand genommen haben. Überdies denkt man bey den Lehren des Dichters immer an den Mann, der sie niedergeschrieben hat, und bildet sich ein, daß alle solche Lehren nur nach der Denkungsart des Dichters wahr seyen. Aber bey der Malhercy scheinen die Sachen und die Natur selbst zu reden, und man muß auch wider Willen Ehrfurcht für ihre Aussprüche haben.

Anakreonische Lieder und Küchenstücke mögen wohl in einerley Range stehen, und ihnen kömmt zu gut, was wir erinnert haben,

daß alles müßte angebauet werden, wenn man sich einmal zum Anbau verstanden hat. Eben so muß man sich erinnern, daß die Genies in allen Arten heraustreten und sich zusammen in eine Reihe stellen. Mir deucht, man könnte sie mit den Generalen der verschiedenen Corps einer Armee vergleichen. Das ordentliche Fußvolk wird von den Kennern der Kriegskunst höher geschätzt, als die leichten Streiftruppen: aber der General der letztern führt seinen Titel so gut als der General des erstern. Alle schöne Schriften und Werke der Kunst haben also wenigstens dieß Verdienst, daß sie einmal den Geschmack einer Nation in allen Arten ausbilden, verbessern oder festhalten, hernach, daß sie der Verschlimmerung der feineren Empfindungen und der Ruchlosigkeit der Sitten Einhalt thun, indem sie das Gute unter neuen Einkleidungen vortragen, und durch solche Erneuerung angenehm machen.

In einer Sprache geschrieben haben, darinn man mehreren Nationen verständlich ist; und in mehreren Arten der Willkuschäften und Künfte sich hervorgethan haben, muß nothwendig ein vermehrtes und zusammengesetztes Verdienst geben.

Nicht alle Gelehrte sind Schriftsteller!) dem Himmel sey dafür gedankt! Unser sind ohnedem schon zu viel; und es möchte immerhin einer die Worte des Hofnarren ausrufen, der zu einigen spaßhaft seyn wollenden Herren sagte: 'meine Herren, wir bringen uns ums Brodt!' Hingegen sind solche nichtschreibende Gelehrte zu gewissen Ständen des Staates angewiesen, und können sich von dorthier ihre Verdienste, wenigstens ihr reichliches Auskommen, herholen. Die Masse der Gelehrsamkeit, welche sie unter einer Nation mit erhalten helfen, muß allerdings auch in

\*) Der umgekehrte Satz ist leider auch wahr: nicht alle Schriftsteller sind Gelehrte!

Betrachtung gezogen werden: allein, ich werde mich nicht dabey aufhalten; der einzige Stand der Prediger verdient eine Ausnahme, weil sein Werth aufs unbedachtfamste ist angegriffen worden.

Man kann die Denkungsart unferer Zeiten den Imbegriff solcher Ausprüche nennen, nach welchen die nützlichste Sachen für unbrauchbar erklärt werden, weil man einen Mißbrauch dabey entdeckt hat. Dem gemeinen Manne würde es nicht einfallen, um eines solchen Mißbrauches willen, den er längstens auch gesehen hat, die ganze Sache zu verwerfen: aber Leute, die nicht zum Pöbel gehören, haben es zu dieser Feinheit im Schließen gebracht, und ihr den Namen Philosophie gegeben. Nirgends hat sich diese Philosophie mit mehrerm Glanze gezeigt, als bey der Beurtheilung des Predigerstandes. •Wozu nützt wohl der ganze Predigerstand? •Könnte nicht der erste beste vernünftige Mann auf die Kanzel steigen, und eine Rede von ungefähr einer Stunde herfagen? — O ja! — warum richtet man es denn nicht so vernünftig ein? — um des kleinen Umfands willen, weil durchs Predigen noch nicht alles gethan ist. Zum Amte des Predigers gehöret auch die Seelforge. — ein unverständliches Wort - ich hätte es vermuthen sollen; um mich denn etwas mehr nach der Fassung meines Gegners zu richten, wollen wir den Theil der Seelforge, welcher sich auf das andre Leben bezieht, vorjetzt bey Seite setzen, und das übrige nur eine gewisse Sittenaufsicht nennen. Nun behaupte ich, daß kein Staat ordentlich verwaltet werden könne, ohne dergleichen Aufseher, zu denen der gemeine Mann nicht nur ein großes Zutrauen hege, sondern für die ihm auch eine gewisse Ehrfurcht, die das Amt selbst erwecken muß, eingepreßt sey. Um das, was ich behauptet habe, zu unterstützen, fordre ich blos mir einzuräu-

men, daß Kriegsrathe, Acciseinnehmer und Thorsehreiber allein, ein Reich nicht glücklich machen; und nicht hinreichend seyn, weder ein aufrührerisches Volk im Zaum zu halten, noch ein ruhiges zu seiner Pflicht anzutreiben. Unfre nächste Frage ist, ob denn diese nothwendige Sittenaufseher geistlich oder weltlich seyn müssen? — gut; aber ehe wir die Antwort zur Frage suchen, wollen wir uns erst um ihren Sinn vereinigen. Sagt sie so viel, ob nicht neben dieser Sittenaufsicht noch eine andre ganz davon verschiedene Bedienung in einer einzigen Person verbunden seyn könne: so verneine ich sie gerade zu; weil das eine oder das andre Amt darunter leiden würde. Sagt aber die Frage so viel, ob nicht dem Weltlichen ein gewisser Grad der Heiligkeit könne mitgetheilt werden, der ihm die Führung seines Amtes erleichtere: so wollen wir es sogleich bejahen, und noch hinzusetzen, daß sogar dieser Grad der Heiligkeit bis dahin müsse verstärkt werden, damit der Sittenaufseher im nöthigen Falle auch vor dem Obersten des Volkes noch ungefehnet Wahrheiten sprechen dürfe, wo schon alle andre schweigen.

Wenn diß ist, wie es auch seyn muß: so sind diese Weltliche alsdann Geistliche für die eine Hälfte der Seelforge; und der Zwift kömmt vielleicht nur noch auf die Farbe des Kleides an, welches sie tragen sollen.

Laßt doch einmal die Herren, welche so unbedonnen wider den geistlichen Stand sprechen, laßt sie doch einmal in die Fälle kommen, wo sie der Hülfe des Geistlichen bedürfen. Laßt den Officier nach einem unglücklichen Feldzuge, zur Ergänzung des Regiments in seinen Kanton eilen, wo inzwischen der Feind wüthend gehaufet hat. Der Bauer hat schon sein letztes daran gestreckt; hat nichts mehr, als seine und seiner erwachsenen Kinder Hände. Was kann



er wohl noch verlieren, wenn er sich dem Officiere, der ihm seine Sühne nehmen will, widerfetzt? Das junge unbärtige Gesicht wird, auch mit dem Beystande seiner zween bärtigen Unterofficiere, wahrhaftig keine ganze Dorfschaft zwingen. Strahlen der Majestät fahren nicht von ihm aus; und ein paar neugelernte Flüche stoßen leicht auf ein paar alte, die eben so kräftig sind. Was will nun der junge Herr anfangen? Von der benachbarten Dorfschaft Hilfe hohlen. Aber wenn ihn diese mit Knüppeln wegjagte? O! hier ist kein andrer Rath als bey dem Geistlichen des Ortes. Dieser muß am Sonntage seine Zuhörer aus dem Worte Gottes aufrichten; sie ermahnen, ihr Herz nicht an das Zeitliche zu hängen; sie zu bedenken bitten, daß es eben derselbe Gott nehme, der es verliehen; sie erinnern, dem Könige zu geben was des Königs und des Vaterlandes ist, auch die angebohrne Unterthanen; und wenn schon der Prediger durch dergleichen faßliche Gründe keine großmüthige Einwilligung erregt; so verhütet er doch einen Aufrand.

Es braucht eben nicht Krieg zu seyn, damit der Geistliche den großen Einfluß, den er auf die Herzen seiner Zuhörer hat, zeigen könne. Wenn ansteckende Krankheiten ihnen ihre Angehörige von der Seite reißen: wenn Senchen, wenn Wasserfluthen, wenn Feuersbrünste, wenn Hagel das bischen Haab und Gut rauben, wegschwemmen, verzehren, zermalmen: wenn jedes Herz zaget, und der Bettelstab fast an jeder Thür lehnt: wer soll da in die Häuser gehn? wer aufrichten und trösten? Fürwahr weder der Officier noch der Beamte. Beyde zeigen sich in solchen Umständen fast immer nur wie eine neue Strafe des Himmels; weil sie aller Unmöglichkeit ohnerachtet doch das gewöhnliche einfordern. Wer soll also

dem betrübten Unterthanen Muth einprechen? Der Geistliche. Er muß Hausbesuche abtathen: er muß reden: das Wort Gottes bekümmet in seinem Munde wieder Kraft und Nachdruck für die Bekümmerte; denn sie können in solchen trüben Stunden weder lesen, noch verstehen, was sie lesen. Nur der Vortrag des Geistlichen schaft sich nach und nach Eingang. Der Bauer merkt auf, und merkt desto mehr auf, je älter sein Prediger ist. Warum sollte er nicht aufmerken? Der Mann spricht ja mit ihm, der ihn getauft hat, der seinen Ältern, seinen Brüdern und Anverwandten, seinen Kindern, ihm selbst wohl in kranken Tagen zugeprochen, einigen darunter auf dem Todtbette beygestanden hat; kurz, der bey allen Hauptveränderungen seines Lebens, als eine wichtige Person mit zugegen gewesen ist. O die Reden eines solchen Mannes haben bey dem Bauern Gewicht und Ansehen. Der vornehmste Rath und Officier können es sich nicht geben. Dazu kömmt nun noch, daß der Bauer auch an den andern Theil der Seelforge denkt, und seinen Geistlichen als den Mann betrachtet, der sich um das ewige Wohl seiner armen Seele bekümmert; welches er bey keinem andern Landesbedienten vermuthen darf. Und warum wollten wir es dem Bauern übel nehmen, daß er ein wenig mehr, als andre vielleicht, an seine Seele denkt? Kurz, man mag die Sachen ansehen, von welcher Seite man nur will: so muß man immer gestehen, daß der Stand der Geistlichen einer der dienlichvolltesten Stände bleibe: und da wir auf jeden einzelnen Soldaten von der Würde seines Standes einen großen Theil ableiten; so kann ja wohl auch jeder Geistlicher an dem Werthe des seinigen Theil nehmen. Man kann in beyden Fällen zuweilen das persönliche Verdienst bey Seite setzen. Das einzige muß

ich noch anmerken, daß das Verdienst des Geistlichen abzunehmen scheint, je vornehmer er wird. Denn, wenn er keine Seel-  
 forge mehr führt, und nur, wie ein fran-  
 zösischer Bischoff, von Zeit zu Zeit auf  
 eine zierliche Predigt denkt, nicht sowohl

um seine Zuhörer zu erbauen, als um ge-  
 lobt zu werden: so können wir fast, wie  
 du Gueselin einst bey einer gewissen Gele-  
 genheit zum Pabste sagte, auch davon sa-  
 gen: 'ohne die wollen wir wohl fertig  
 werden!'

## AUS JOHANN WINCKELMANN'S GESCHICHTE DER KUNST DES ALTERTHUMS.

*Ausgabe von Heinrich Meyer und Johann Schutze.*

### VIERTES BUCH VON DER KUNST UNTER DEN GRIECHEN.

#### ERSTES KAPITEL.

VON DEN GRÜNDEN UND URSACHEN DES AUFNEH-  
 MENS UND DES VORZUGS DER GRIECHISCHEN  
 KUNST VOR ANDERN VÖLKERN.

§. 1. Mit Betrachtung der Kunst der Grie-  
 chen verhält es sich wie mit der griechischen  
 Litteratur; man kann nicht richtig urthei-  
 len, ohne in dieser alles und mehrmals ge-  
 lesen zu haben, so wie man in jener alles  
 was übrig ist, wenn es möglich wäre, se-  
 hen und untersuchen muß. Wie nun die  
 griechische Gelehrsamkeit wegen der großen  
 Menge der Scribenten und derer, die über  
 diese geschrieben haben, schwerer ist, als  
 das Studium aller alten Sprachen zusammen  
 genommen, eben so macht die unendliche  
 Anzahl der Überbleibsel griechischer Kunst  
 die Kenntniß derselben weit mühsamer als  
 es die Kunst anderer Völker des Alterthums  
 ist, so daß ein einziger Mensch unmöglich  
 alles selbst beobachten kann.

§. 2. Die Kunst der Griechen ist die vor-  
 nehme Abicht dieser Geschichte, und es  
 erfordert dieselbe, als der würdigste Vor-  
 wurf zur Betrachtung und Nachahmung, da

sie sich in unzähligen feinen Denkmalen er-  
 halten hat, eine umständliche Untersuchung,  
 die nicht in Anzeigen unvollkommener Ei-  
 genschaften und in Erklärungen des Ein-  
 gebildeten, sondern im Unterrichte des We-  
 sentlichen bestände, und in welcher nicht  
 blos Kenntnisse zum Wissen, sondern auch  
 Lehren zum Ausüben vorgetragen würden.  
 Die Abhandlung von der Kunst der Ägypt-  
 ter, der Hetrurier, und anderer Völker, kann  
 unsere Begriffe erweitern, und zur Richtig-  
 keit im Urtheil führen; die von den Grie-  
 chen aber soll suchen, dieselben auf Eins  
 und auf das Wahre zu bestimmen, zur Re-  
 gel im Urtheilen und im Wirken.

§. 3. Diese Abhandlung über die Kunst  
 der Griechen besteht aus vier Stücken:  
 Das erste und vorläufige handelt von den  
 Gründen und Ursachen des Aufnehmens und  
 des Vorzugs der griechischen Kunst vor an-  
 dern Völkern; das zweyte von dem Wesent-  
 lichen der Kunst; das dritte von dem Wachs-  
 thume, und von dem Falle derselben; und  
 das vierte von dem mechanischen Theile der  
 Kunst. Den Beschluß dieses Kapitels macht

eine Betrachtung über die Malereyen aus dem Alterthume.

§. 4. Die Ursache und der Grund von dem Vorzuge, welchen die Kunst unter den Griechen erlangt hat, ist theils dem Einflusse des Himmels, theils der Verfassung und Regierung und der dadurch gebildeten Denkungsart, wie nicht weniger der Achtung der Künstler, und dem Gebrauche und der Anwendung der Kunst unter den Griechen, zuzuschreiben.

§. 5. Der Einfluß des Himmels muß den Saamen beleben, aus welchem die Kunst soll getrieben werden, und zu diesem Saamen war Griechenland der auserwählte Boden; und das Talent zur Philosophie, welches Epicurus den Griechen allein beylegen wollen, könnte mit mehrerm Rechte von der Kunst gelten. Die Griechen erkannten und priesen den glücklichen Himmel, unter welchem sie lebten, welcher ihnen zwar nicht einen immervährenden Frühling genießen ließ, (denn in Theben schneiete es die Nacht, da der Aufstand wider die Spartanische Regierung ausbrach, so stark, daß niemand aus dem Haufe gieng), sondern der vorzügliche Himmel bestand in einer gemäßen Witterung, welche als eine von den entfernteren Ursachen des Vorzugs der Kunst unter den Griechen anzusehen ist. Dieser Himmel war der Quell der Fröhlichkeit in diesem Lande, und diese erfand Feste und Spiele, und beyde gaben der Kunst Nahrung, die den höchsten Gipfel bereits erreicht hatte, da das, was wir Gelehrsamkeit nennen, den Griechen noch nicht bekannt war, als welche annoch zu diesen Zeiten einen besondern Begriff von dem Ehrenworte Scribent hatten. Es wurde derselbe einigermäßen für verächtlich gehalten, und Plato läßt den Socrates sagen, daß

angesehene Männer in griechischen Städten keine Schriften entworfen noch hinterlassen hätten, damit sie nicht unter die Sophisten gezählt werden möchten.

§. 6. Vieles, was wir uns als idealisch vorstellen möchten, war die Natur bey ihnen. Die Natur, nachdem sie stufenweis durch Kälte und Hitze gegangen, hat sich in Griechenland, wo eine zwischen Winter und Sommer abgewogene Witterung ist, wie in ihrem Mittelpunkte gesetzt, und je mehr sie sich demselben naht, desto heiterer und fröhlicher wird sie, und desto allgemeiner ist ihr Wirken in geistreichen witzigen Bildungen, und in entschiedenen und vielversprechenden Zügen. Wo die Natur weniger in Nebeln und in schweren Dünsten eingehüllt ist, sondern in einer heiteren und fröhlichen Luft wirkt, wie Euripides die Atheniensische beschreibet, giebt sie dem Körper zeitiger eine reifere Form; sie erhebt sich in mächtigen, sonderlich weiblichen Gewächsen, und in Griechenland wird sie ihre Menschen auf das feinste vollendet haben: denn was die Scholiaften vorgehen von den langen Köpfen oder langen Gesichtern der Einwohner der Halbinsel Euboea, sind ungereimte Träume, und erdacht, um eine Herleitung des Namens einer Nation daselbst, die *Μάζγορες*; hiesien, zu finden.

§. 7. Die Griechen waren sich dieses, und überhaupt, wie Polybins sagt, ihres Vorzugs vor andern Völkern bewußt, und unter keinem Volke ist die Schönheit so hoch, als bey ihnen, geachtet worden; es war in einem bekannten uralten Liede, welches ein ungedruckter Scholiast dem Simonides oder dem Epicharmus zuschreibet, unter den vier Wünschen, von welchen Plato nur drey anföhret, der erste gesund seyn, der andere sehen von Gestalt seyn. (*καλὸν γέρασθαι* oder

φυσὴν καλὸν γίνεσθαι, wie nach gedachtem Scholiasten die eigentlichen Worte hießen); der dritte Wunsch war rechtmäßig reich feyn (ἀδύλωζ πλουτεῖν) und der vierte, welchen Plato nicht anführt, war mit seinen Freunden lustig und fröhlich feyn (ἡβᾶν μετὰ φίλων); diese Bedeutung des Worts kann hier beyläufig zur Erläuterung des Hezychius dienen.

§. 8. Da also die Schönheit dergestalt von den Griechen gewünschet und geachtet wurde und nichts verborgen blieb, was dieselbe erheben konnte; so suchte eine jede schöne Person durch diesen Vorzug dem ganzen Volke bekannt zu werden, und sich insbesondere den Künstlern gefällig zu erzeigen, weil diese den Preis der Schönheit bestimmten, und eben dadurch hatten sie Gelegenheit, die Schönheit täglich vor Augen zu sehen. Ja es war dieselbe gleichsam ein Verdienst zum Ruhme, und wir finden in den griechischen Geschichten die schönsten Leute angemerkt: gewisse Personen wurden von einem einzigen schönen Theile der Bildung, wie Demetrius Phalereus von seinen schönen Augenliedern, mit einem besondern Namen, bezeichnet: denn er wurde genennt χαρτοβλήφαρος, das ist, auf dessen Augenliedern die Grätien wohnten. Ja es scheint, man habe geglaubet, die Zeugung schöner Kinder durch verordnete Preise befördern zu können, welches die Wettspiele der Schönheit zu glauben veranlassen, die bereits in den allerältesten Zeiten, vom Cypselus, Könige in Aeneiden, zur Zeit der Herakliden, bey dem Flusse Alpheus, in der Landschaft Elis, angeordnet waren; und an dem Feste des Philistisches Apollo war auf den gelehrtesten Kuß unter jungen Leuten ein Preis gesetzt. Eben dieses geschah unter Entscheidung eines

Richters, wie vermuthlich auch dort zu Megara bey dem Grabe des Dioeles. Zu Sparta und zu Lesbos, in dem Tempel der Juno, und bey den Parrhasiern waren Wettstreite der Schönheit unter dem weiblichen Geschlechte. Die allgemeine Achtung der Schönheit gieng so weit, daß die spartanischen Weiber einen Apollo oder Bacchus, oder einen Nireus, Nareissus, Hyacinthus, oder einen Castor und Pollux in ihrem Schlaf-Zimmer aufstellten, um schöne Kinder zu haben, wie Oppianus bezeuget. Hat es Grund, was Dio Chryostomus von seinen und des Trajanus Zeiten saget, daß man nicht mehr auf männliche Schönheiten achtfam sey, oder dieselben zu schätzen wisse, so lieget auch in dieser Unachtsamkeit eine Ursache von dem damaligen Abnehmen der Kunst.

§. 9. So wie nun der Himmel und das Clima selbst in der Bildung wirkete, die noch unter den heutigen Griechen, nach aller Reisenden Zeugniß, vorzüglich ist, und ihre alten Künstler hegeistern konnte; eben so und nicht weniger ist dieser Wirkung das gütige Wesen, das weiche Herz und der fröhliche Sinn der Griechen zuzuschreiben, als Eigenschaften, die zur Entwerfung schöner und lieblicher Bilder eben so viel, als die Natur zur Zeugung der Gestalt beitragen. Von dieser Gemüthsart der Griechen überzeuget uns die Geschichte, und die Gütigkeit der Athenienser ist, wie ihre Verdienste um die Kunst, bekannt. Daher sagt ein Dichter, daß die Stadt Athen allein Mitleiden zu tragen wisse; so wie sich, um von den Zeiten der ältesten Kriege der Argiver und Thebaner anzufangen, zeigt, daß allezeit bedrängte und verfolgte Personen in Athen Zuflucht gefunden und Hilfe erhalten. Eben diese Heiterkeit des Gemüths gab bereits in den ältesten Zeiten Anlaß

zu theatralifchen und andern Spielen, um, wie Pericles fagt, die Traurigkeit aus dem Leben zu verdrängen.

§. 10. Begreiflicher wird dieses aus Vergleichung der Griechen mit den Römern, bey welchen die unmenschlichen blutigen Spiele, und mit dem Tode ringende und sterbende Fechter, auch in ihren gefittetsten Zeiten, dem ganzen Volke die angenehmste Augenweide in ihren Schauplätzen waren; die Griechen hingegen verahfcheueten diese Graufamkeit; und da ein solches schreckliches Spiel zu der Kayferzeit in Coriath sollte angestellt werden, fagte jemand, man müsse den Altar der Barmherzigkeit und des Mitleidens umwerfen, bevor man sich entfchließe, diese Graufamkeit anzufchauen; endlich aber führten die Römer diese Spiele selbst zu Athen ein.

§. 11. Auch aus beyder Völker Art zu kriegen ist die Menschlichkeit der Griechen und das wilde Herz der Römer offenbar: denn bey diesen war es gleichsam ein Gesetz, in den eroberten Städten bey dem ersten Einfalle nicht allein, was menschlichen Athem hatte, niederzubahauen, sondern auch den Hunden den Bauch aufzuschneiden, und alle andere Thiere zu zerhacken; und dieses ließ sogar Scipio Africanus der ältere geschehen, da Carthagena in Spanien erliegen und eingenommen wurde. Das Gegenheil sehen wir an den Atheniern, die im öffentlichen Rathe beschloffen hatten, durch den Befehlshaber ihrer Flotte alle erwachsene Mannschaft zu Mitylene in der Insel Lesbos umbringen zu lassen, weil diese Stadt sich ihrer Unterthanigkeit entzogen, und die Anführer der Empörung der ganzen Insel wider sie gewesen waren. Kaum aber war dieser Befehl abgegangen, da es sie geronete, und sie erklärten selbst diesen Entschluß für grausam.

§. 12. Sonderlich wird die den Römern entgegengesetzte Gemüthsart der Griechen offenbar, aus dieser ihren Kriegen: denn die Aecker führten dieselben so menschlich, daß sie unter sich ausmachten, keine verborgene Pfeile zu führen, noch mit denselben zu fehieben, sondern in der Nahe und mit dem Degen in der Hand gegen einander zu fechten. Ja in der größten Erbitterung der Gemüther wurden alle Feindseligkeiten aufgehoben und auf einige Tage vergessen, wenn die olympischen Spiele einfielen, wo alle Griechen einmüthig zu der allgemeinen Freude zusammen kamen. Sogar in den ältesten und wenig gefitteten Zeiten, in den hartnäckigen messenischen Kriegen, machten die Spartaner mit den Messeniern einen Stillstand auf vierzig Tage, weil bey ihnen das Fest, welches dem Hyacinthus gefeyert wurde, einfiel: dieses geschah in dem zweyten messenischen Kriege, dessen Ende in der acht und zwanzigsten Olympias war.

§. 13. In Absicht der Verfassung und Regierung von Griechenland ist die Freyheit die vornehmste Ursache des Vorzugs der Kunst. Die Freyheit hat in Griechenland allezeit den Sitz gehabt, auch neben dem Throne der Könige, welche väterlich regierten, ehe die Aufklärung der Vernunft ihnen die Süßigkeit einer völligen Freyheit schmecken ließ, und Homerus nennet den Agamemnon einen Hirten der Völker, dessen Liebe für dieselben, und Sorge für ihr Bestes, anzudeuten. Ob sich gleich nachher Tyrannen aufwarfen, so waren sie es nur in ihrem Vaterlande, und die ganze Nation hat niemals ein einziges Oberhaupt erkannt; und bevor die Insel Naxos von den Atheniern erobert wurde, hatte kein freyer Staat in Griechenland sich den andern unterwürfig gemacht. Daher ruhete nicht auf einer Person allein das Recht, groß in seinem

Volke zu feyn, und sich mit Anschließung anderer verewigen zu können.

§. 14. Die Kunst wurde schon sehr zeitig gebraucht, das Andenken einer Person auch durch seine Figur zu erhalten, und hierzu stand einem jeden Griechen der Weg offen; man konnte sogar die Statuen seiner Kinder auch in den Tempeln aufstellen, wie wir von der Mutter des berühmten Agathocles wissen, welche die Figur desselben in seiner Kindheit einem Tempel weihte. Die Ehre einer Statue war zu Athen, was ein nackter unfruchtbarer Titel, oder ein Kreuz auf der Brust, die allerwohlfeilste Belohnung der Könige unserer Zeiten ist. Also erkannten die Athenienser das Lob, welches ihnen Pindarus nur wie im Vorbeygehen, in einer seiner Oden, die sich erhalten hat, nicht mit einer freudlichen Dankfagung; sondern sie errichteten ihm eine Statue, an einem öffentlichen Orte, vor einem Tempel des Mars. Da nun die ältesten Griechen das Gelernte dem, wo sich die Natur vornehmlich äußerte, weit nachsetzten, so wurden auch die ersten Belohnungen auf Leibesübungen gesetzt, und wir finden von einer Statue Nachricht, welche zu Elis einem Spartanischen Ringer, Eutelides, schon in der acht und dreyßigsten Olympias aufgerichtet worden, und vermuthlich ist dieselbe nicht die erste gewesen. In kleineren Spielen, wie zu Megara, wurde ein Stein mit dem Namen des Siegers aufgerichtet. Daher suchten sich die größten Männer unter den Griechen in der Jugend in den Spielen hervorzuthun; Chrysiptus und Cleanthes wurden hier eher, als durch ihre Weltweisheit, bekannt; ja Plato selbst erschien unter den Ringern in den Isthmischen Spielen zu Corinth, und in den Pythischen zu Sicyon. Pythagoras trug zu Elis den Preis davon, und unterrichtete den Eurymenes,

daß er an eben dem Orte den Sieg erhielt. Auch unter den Römern waren die Leibesübungen der Weg einen Namen zu erhalten, und Papirius, welcher die Schande der Römer *ad Furcillas Caudinas* an den Samnitern rächete, ist uns weniger durch diesen Sieg, als durch seinen Beynamen, der Läufer, bekannt, welchen auch Achilles beym Homerus führet. Es wurden nicht allein die Statuen in der Ähnlichkeit der Sieger, die sie vorstellten, gebildet, sondern auch die Pferde, die in den Wettläufen den Sieg erhielten, wurden nach dem Leben gemacht, wie dieses besonders von des athenienfischen Cimons Pferden berichtet wird.

§. 15. Nächst diesen Ursachen kann die Verehrung der Statuen als eine der vornehmsten angesehen werden; denn man behauptete, daß die ältesten Bilder der Gottheiten und deren Künstler nicht bekannt waren, vom Himmel gefallen (*διππεύει*) wären, und daß nicht allein diese Figuren, sondern auch jede Statue bekannter Künstler von der Gottheit selbst, die sie vorstellte, erfüllet sey.

§. 16. Nicht allein dieser Aberglaube, sondern auch die Frölichkeit der Griechen wirkete zum allgemeinen Annehmen der Kunst, und die Künstler waren bereits in den ältesten Zeiten beschäftiget, Statuen der Sieger in so vielen Spielen zu arbeiten, welche in der Ähnlichkeit der Personen und nicht über Lebensgröße seyn mußten, worüber die Richter in den Spielen (*Ελλανοδίαι*) genau hielten.

§. 17. Eine Statue des Siegers, in dessen Gleichheit und Ähnlichkeit, an dem heiligsten Orte in Griechenland gesetzt, und von dem ganzen Volke gesehen und verehret, war ein mächtiger Antrieb, nicht weniger dieselbe zu machen, als zu erlan-

gen, und niemals ist für Künftler, unter irgend einem Volke von je an, eine so häufige Gelegenheit gewesen, sich zu zeigen; der Statuen in den Tempeln sowohl der Götter, als ihrer Priester und Prieftersfrauen, nicht zu gedenken. Die höchste Ehre im Volke war, ein olympischer Sieger zu seyn, und es wurde dieselbe für eine Seligkeit gehalten: denn die ganze Stadt des Siegers hielt sich Heil wiederfahren; daher diese Personen aus den gemeinen Einkünften unterhalten wurden, und sie erhielten von ihrer Stadt ein prächtiges Begräbniß; ja die Ehrenbezeugungen erstreckten sich bis auf ihre Kinder. Den Siegern in den großen Spielen wurden nicht allein an dem Orte der Spiele, und vielen nach der Anzahl der Siege, Statuen gesetzt, sondern auch zugleich in ihrem Vaterlande, weil eigentlich zu reden, die Stadt der Sieger, nicht diese, gekrönt wurde. Es nahmen folglich alle Mitbürger Theil an der Ehre ihrer Statuen, zu welcher sie die Kosten aufbrachten, und der Künstler derselben hatte es mit dem ganzen Volke zu thun; ja dem Euthymus, aus Loeri in Italien, welcher allezeit zu Elis gesieget, und nur einmal gefehlet hatte, wurde nach dem Ausspruche des Orakels noch bey dessen Leben, so wie nach dem Tode geopfert. Die Ehre einer Statue erlangten auch verdiente Bürger, und Dionysius redet von den Statuen der Bürger zu Cuma in Italien, welche Aristodemus, der Tyrann dieser Stadt, und Freund des Tarquinius Superbus, in der zwey und siebenzigsten Olympias, aus dem Tempel, wo sie standen, wegnehmen und an unsaubere Orte werfen ließ. Einigen Siegern der Olympischen Spiele aus den ersten Zeiten, da die Künste noch nicht blüheten, wurden lange nach ihrem Tode, ihr Andenken zu erhalten, Statuen aufge-

richtet, wie einem Oibotas, aus der sechsten Olympias, diese Ehre allererst in der achtzigsten wiederfuhr. Es ist besonders, daß sich jemand seine Statue machen lassen, ehe er den Sieg erhielt; so gewiß war derselbe! Ja zu Argium, in Achaja, war einem Sieger eine besondere Halle, oder verdeckter Gang, von seiner Stadt gebauet, um sich daselbst im Ringen zu üben.

Es scheint mir hier nicht überflüssig anzumerken eine sehene aber verstümmelte unbedeckte Statue eines Schleuders, wie die an dem rechten Schenkel liegende Schleuder mit dem Steine in derselben angezeigt. Es ist nicht leicht zu sagen, wie und auf was Weise einer solchen Person eine Statue errichtet worden: denn von den Dichtern ist keinem Helden eine Schleuder gegeben, und unter den griechischen Kriegsvölkern waren die Schleuderer sehr selten, und wo sie sich befanden, waren es die geringsten in einem Heere, und unbewaffnet (*γυμνοίτες*) wie die Bogensehützen; und eben so bey den Römern, so, daß man jemand, um ihn empfindlich zu züchtigen, von der Reuterey oder von andern Fußvölkern unter die Schleuderer herunter setzte. Da aber die Statue, von welcher wir reden, eine bestimmte Person des Alterthums, und nicht bloß einen Schleuderer, vorstellen muß, könnte man sagen, es sey in derselben Pyraechmas, der Ätolier, abgebildet, welcher in der Rückkunft der Heracliden in Peloponnesus den Zweykampf übernahm, über die Entscheidung des Besitzes der Landschaft Elis: denn dessen Gefehlichkeit bestand in der Schleuder.

§. 18. Durch die Freyheit erhob sich, wie ein edler Zweig aus einem gefunden Stamme, das Denken des ganzen Volks; denn so wie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich heher zu erheben pflegt im weiten Felde, oder auf einem offenen Gange

und auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer, und in jedem eingefchränkten Orte; eben so muß auch die Art zu denken unter den freyen Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen seyn. Herodotus zeigt, daß die Freyheit allein der Grund gewesen von der Macht und Hoheit, zu welcher Athen gelaugert ist, da diese Stadt vorher, wenn sie einen Herrn über sich erkennen müßten, ihren Nachbarn nicht gewachsen seyn können. Die Redekunst fieng an aus eben dem Grunde allererst in dem Genulle der völligen Freyheit unter den Griechen zu blühen; und daher legten die Sicilianer dem Gorgias die Erfindung der Redekunst bey. Aus Münzen der Städte in Sicilien und Groß-Griechenland könnte behauptet werden, daß die Künfte in dieser Insel und in dem unteren Theile von Italien, eher als selbst in Griechenland zu blühen angefangen, wie denn überhaupt andere Wissenschaften zeitiger in Sicilien als in Griechenland emporgekommen. Dies wissen wir von der Redekunst, in welcher sich zuerst Gorgias von Leontium in Sicilien, hervorthat, und da er als Abgeordneter dieser Stadt nach Athen geschicket wurde, zog er daselbst Augen und Ohren auf sich. Die Weltweisheit selbst bekam in der Eleatischen oder Italischen Schule, und in derjenigen, welche Pythagoras stiftete, eher als unter anderen Griechen, eine methodische Form.

§. 19. Eben die Freyheit, die Mutter großer Begebenheiten, Staatsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen, pflanzte gleichsam in der Gehurt selbst den Samen edler und erhabener Gefinnungen; und so wie der Anblick der unermesslichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unsern Blick

ausdehnet, und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzet, so konnte im Angesichte so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden. Die Griechen in ihrer besten Zeit waren denkende Wesen, welche zwanzig und mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein aus uns selbst zu denken anfangen, und die den Geist in seinem græßten Feuer, von der Munterkeit des Körpers unterstützt, beschäftigten, welcher bey uns, bis er abnimmt, unedel genähret wird.

§. 20. Der unmündige Verstand, welcher wie eine zarte Rinde, den Einschnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn, gleich einer Wachstafel, die nur eine gewisse Anzahl Worte oder Bilder fassen kann, war nicht mit Träumen erfüllet, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt seyn, das ist, zu wissen, was andere gewußt haben, wurde späet gesucht: gelehrt, im hentigen Verstande zu seyn, war in ihrer besten Zeit leicht, und weise konnte ein jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nemlich viel Bücher zu kennen, da allererst nach der ein und sechzigsten Olympias die zerstreueten Glieder des græßten Dichters gesammelt wurden. Diesen lernet das Kind; der Jüngling dachte wie der Dichter, und wenn er etwas würdiges hervorgebracht hatte, so war er unter die ersten seines Volks gerechnet.

§. 21. Mit Vortheilen solcher Erziehung wurde Iphierates von seinen Mitbürgern in Athen, in seinem vier und zwanzigsten Jahre, zum Heerführer erwählt: Aratus hatte kaum zwanzig Jahre, da er sein Vaterland Sicyon von den Tyrannen befreyte, und bald nachher wurde er das Haupt des ganzen achaischen Bundes: Philopemen hatte als ein



Knahe den größten Antheil an dem Siege, welchen Antigonus König in Macedonien nebst den Völkern des Achaïfchen Bundes wider die Laedamonier erfochte, welcher jene zu Herren von Sparta machte.

§. 22. Eine ähnliche Erziehung gab auch bey den Römern dem Verstande eine solche zeitige Reife wie sich unter andern in Scipio dem jüngeren und in dem Pompejus offenbaret: der erste wurde in seinem 21ten Jahre nach Spanien an die Spitze der römischen Legionen geschicket, auch in der Absicht die gefallene Kriegszucht wieder herzustellen, und vom Pompejus sagt Vellejus, er habe im 23ten Jahre aus eigenen Mitteln ein Heer auf die Beine gebracht, und sich allein, ohne öffentliche Berechtigung, zu Rathe gezogen. In Zuversicht auf ein durch ähnliche Erziehung erwecktes erhabenes Denken eines ganzen Volks und gereizte Ehrbegierde eines jeden unter ihnen, trat Pericles auf, und sagte, was man uns von uns selbst kann zu denken erlaubet: »Ihr zürnet auf mich, der ich glaube keinem Menschen zu weichen in Erkenntniß dessen, was man erfordern mag, und in der Fähigkeit über dasselbe zu sprechen.« Mit eben der Freymüthigkeit sagen ihre Geschichtschreiber das Gute von sich selbst, wie das Beste von andern.

§. 23. Ein weiser Mann war der geehrteste, und dieser war in jeder Stadt, wie bey uns der reichste, bekannt; so wie es der junge Scipio war, welcher die Cybele nach Rom führte. Zu dieser Achtung konnte der Künstler auch gelangen; ja Soerates erklärte die Künstler allein für weise, als diejenigen, welche es sind, und nicht scheinen; und vielleicht in dieser Überzeugung gieng Ælopus beständig unter den Bildhauern und Baumeistern umher. In viel späterer Zeit war der Maler Diognetus einer von denen, die dem Marcus Aurelius die Weisheit leh-

reten: dieser Kayser bekennet, daß er von demselben gelernt habe, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden und nicht Thorheiten für würdige Sachen anzunehmen. Der Künstler konnte ein Gesetzgeber werden: denn alle Gesetzgeber waren gemeine Bürger, wie Aristoteles bezeuget. Er konnte Kriegsheere führen, wie Lamachus, einer der dürftigsten Bürger zu Athen, und seine Statue neben dem Miltiades und Themistocles, ja neben den Göttern selbst, gesetzt sehen. Also stellten Xenophilus und Strato ihre sitzenden Figuren bey ihrer Statue des Æsculapins und der Hygiea zu Argus; Chirifophus, der Meister des Apollo zu Tegea, stand in Marmor neben seinem Werke, und Aleamenes war erhaben gearbeitet an dem Gipfel des Eleusischen Tempels; Parrhasius und Silanion wurden in ihrem Gemälde des Theseus zugleich mit diesem verehret. Andere Künstler setzten ihren Namen auf ihr Werk und Phidias den seinigen zu den Füßen des Olympischen Jupiters. Es stand auch an verschiedenen Statuen der Sieger zu Elis der Name der Künstler; und an dem Wagen mit vier Pferden von Erzt, welchen der Sohn des Königs Hiero zu Syraeus, Dinomenes, seinem Vater setzen ließ, war in zweyen Versen angezeigt, daß Onatas der Meister dieses Werks sey. Dieser Gebrauch aber war dennoch nicht so allgemein, daß man aus dem Mangel des Namens des Künstlers an vorzüglichen Statuen schließen könnte, daß es Werke aus spätern Zeiten seyn. Dieses war nur zu erwarten von Leuten, die Rom im Traume, oder, wie junge Reisende, in einem Monate, gesehen.

§. 24. Die Ehre und das Glück des Künstlers hiengen nicht von dem Eigensinne eines unwissenden Stolzes ab, und ihre Werke waren nicht nach dem elenden Geschmacke, oder nach dem ubel geschaffenen Auge eines durch

die Schmeicheley und Knechtschaft aufgeworfenen Richters, gebildet, sondern die weisesten des ganzen Volks urtheilten und belohnten sie und ihre Werke, in der Versammlung aller Griechen, und zu Delphos so wie zu Corinth waren Wettspiele der Malerey unter befondern dazu bestellten Richtern, welche zur Zeit des Phidias angeordnet wurden. Hier wurde zuerst Panæus, der Bruder, oder wie andere wollen, der Schwester Sohn des Phidias, mit dem Timagoras von Chalceis, gerichtet, wo der letzte den Preis erhielt. Vor solchen Richtern erschien Ætion mit seiner Vermählung Alexanders und der Roxane; derjenige Vorsitzter, welcher den Ausspruch that, hieß Proxenides, und er gab dem Künstler seine Tochter zur Ehe. Man sieht, daß ein allgemeiner Ruf auch an andern Orten die Richter nicht geblendet, dem Verdienste das Recht abzusprechen; denn zu Samos wurde Parrhasius, in dem Gemälde des Urtheils über die Waffen des Achilles, dem Timanthes nachgesetzt.

§. 25. Aber die Richter waren nicht fremde in der Kunst; denn es war eine Zeit in Griechenland, wo die Jugend in den Schulen der Weisheit sowohl, als der Kunst, unterrichtet wurde; und Plato erlernete die Zeichnung zugleich mit den höheren Wissenschaften. Dieses geschah, damit die Jugend, wie Aristoteles sagt, zur wahren Kenntniß und zur Beurtheilung der Schenheit gelangen möchte.

§. 26. Daher arbeiteten die Künstler für die Ewigkeit, und die Belohnungen ihrer Werke setzten sie in den Stand, ihre Kunst über alle Absichten des Gewinns und der Vergeltung zu erheben, wie vom Polygnotus bekannt ist, welcher ohne Entgelt das Preisgeld zu Athen, und, wie es scheint, auch ein öffentlich Gebäude zu Delphos, ausmalte, wo er die Eroberung von Troja vorstellte. Die Erkenntlichkeit gegen diese letzte

Arbeit scheint der Grund zu seyn, welcher die Amphiktyones, oder den allgemeinen Rath der Griechen, bewogen, diesem großmüthigen Künstler eine freye Bewirthung durch ganz Griechenland auszumachen.

§. 27. Überhaupt wurde alles vorzügliche in allerley Kunst und Arbeit besonders geschätzt, und der beste Arbeiter in der geringsten Sache konnte zur Verewigung seines Namens gelangen; wie denn die Griechen von den Göttern auch die Unsterblichkeit ihres Gedächtnisses zu erbitten pflegten. Wir wissen noch itzo den Namen des Baumeisters einer Wasserleitung auf der Insel Samos, und desjenigen, der dafelbst das größte Schiff gebaut hat; ingleichen den Namen eines berühmten Steinmetzen, welcher in Arbeit an Säulen sich hervor that: er hieß Architeles. Es sind die Namen zweyer Weber, oder Sticker bekannt, die einen Mantel der Pallas Pelias zu Athen arbeiteten; wir wissen den Namen eines Arbeiters von sehr richtigen Waagen oder Waage-Schalen: er hieß Parthenius; es hat sich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax von Leder machte; ja ein gewisser Peron, welcher wohlriechende Salben verfertigte, war in Schriften verschiedener berühmter Männer angeführt. Plato selbst hat den Thearion, einen Becker, wegen der Geschicklichkeit in dessen Handwerke, so wie den Sarambus, einen geschickten Gastwirth in seinen Schriften verewiget. In dieser Absicht scheinen die Griechen vieles, was besonders war, nach dem Namen des Meisters, der es gemacht hatte, benennet zu haben, und unter dergleichen Namen blieben die Sachen immer bekannt, so wie die Gefesse, die denen in der Form ähnlich, welche Thericles zu des Pericles Zeiten aus gebrannter Erde machte, von diesem Arbeiter den Namen behielten. Zu Samos wurden hölzerne

Leuchter gemacht, die in großem Werthe gehalten wurden; Cicero arbeitete auf seines Bruders Landhauſe des Abends bey dergleichen Leuchter. Auf der Inſel Naxos waren jemanden, welcher zuerſt den Penteliſchen Marmor in der Form von Ziegeln gearbeitet hatte, um Gebäude damit zu decken, bloß wegen dieſer Entdeckung, Statuen geſetzt; vorzügliche Künſtler hatten den Beynamen Göttliche, wie Alcimedon beyrn Virgilins, als welches das höchſte Lob der Spartaner war.

§. 28. Der Gebrauch und die Anwendung der Kunſt erhielt dieſelbe in ihrer Großheit: denn da ſie nur den Göttern geweiht, und für das heiligſte und nützlichſte im Vaterlande beſtimmt war, in den Häuſern der Bürger aber Mäßigkeit und Einfalt wohnte, ſo wurde der Künſtler nicht auf Kleinigkeiten, oder auf Spielwerke, durch Einſchränkung des Orts, oder durch die Läßternheit des Eigenthümers herunter geſetzt, ſondern was er machte, war den Holzen Begriffen des ganzen Volles gemäß. Wir wiſſen, daß Miltiades, Themiftoeles, Ariſtides und Cimon, die Häupter und Erretter von Griechenland, nicht beſſer, als ihr Nachbar wohnten. Die Wohnungen begüterter Perſonen waren von den gemeinen Häuſern unterſchieden durch einen Hof, *Αὐλή* genannt, welcher von dem Gebäude eingefchloſſen war, wo der Hausvater zu opfern pflegte. Grabmale aber wurden als heilige Gebäude angeſehen; daher es nicht befremden muß, wenn ſich Nicias, der berühmte Maler, gebrauchen laſſen, ein Grabmal vor der Stadt Trifia in Achaja auszumalen. Man muß auch erwägen, wie ſehr es die Nacheiferung in der Kunſt befördert habe, wenn ganze Städte, eine vor der andern, eine vorzügliche Statue zu haben ſuchten, und wenn ein ganzes Volk die Koſten zu einer Statue ſowohl von Göttern, als von Siegern in den öffentlichen Spielen auf-

brachte. Einige Städte waren, auch im Alterthume ſelbſt, bloß durch eine ſchöne Statue bekannt, wie Aliphora wegen einer Pallas von Erz, vom Hecatodorus und Soſtratus gemacht.

§. 29. Die Bildhanerrey und Malerrey ſind unter den Griechen eher, als die Baukunſt, zu einer gewiſſen Vollkommenheit gelanget: denn dieſe hat mehr Idealifches, als jene, weil ſie keine Nachahmung von etwas wirklichen hat ſeyn können, und, nach der Nothwendigkeit, auf allgemeine Regeln und Geſetze der Verhältniſſe gegründet worden. Jene beyden Künſte, welche mit der bloßen Nachahmung ihren Anfang genommen haben, fanden alle nothigen Regeln am Menſchen beſtimmt, da die Baukunſt die ihrigen durch viele Schläffe finden, und durch den Beyfall feſtſetzen mußte.

§. 30. Die Bildhanerrey aber iſt vor der Malerrey vorausgegangen, und hat, als die ältere Schweſter, dieſe, als die jüngere, geführt; ja Plinius iſt der Meynung, daß zur Zeit des Trojanifchen Krieges die Malerrey noch nicht geweſen ſey. Der Jupiter des Phidias, und die Juno des Polyeletus, die vollkommenſten Statuen, welche das Alterthum gekannt hat, waren ſchon, ehe Licht und Schatten in Griechiſchen Gemalden erſchienen. Denn Apollodorus, und ſonderlich nach ihm Zeuxis, der Meiſter und der Schüler, welche in der neunzigſten Olympias berühmt waren, ſind die erſten, welche hierin ſich zeigten; da man ſich die Gemalde vor ihrer Zeit als neben einander geſetzte Statuen vorzuſtellen hat, die außer der Handlung, in welcher ſie gegen einander ſtanden, als einzelne Figuren kein Ganzes zu machen ſchienen, nach eben der Art, wie die Gemalde auf den ſogenannten Hetruriſchen Geſäßen von gebrannter Erde ſind. Euphranor, welcher mit dem Praxiteles zu gleicher Zeit,

und also später noch, als Zeuxis, lebete, hat, wie Plinius sagt, die Symmetrie in die Malerey gebracht.

§. 31. Der Grund von dem späteren Wachstume der Malerey liegt theils in der Kunnst selbst, theils in dem Gebrauche und in der Anwendung derselben: denn da die Bildhauerey den Götterdienst erweitert hat, so ist sie wiederum durch diesen gewachsen. Die Malerey aber hatte nicht gleichen Vortheil: sie war den Göttern und den Tempeln gewidmet, und einige Tempel, wie der Juno zu Samos, waren Pinacothecæ, oder Gallerien von Gemälden; auch zu Rom waren in dem Tempel des Friedens, nemlich in den obern 13 Zimmeru oder Gewölbern desselben, die Gemälde der besten Meister aufgehängt. Aber die Werke der Maler scheinen bey den Griechen kein Vorwurf heiliger zuverlässlicher Verehrung und Anbetung gewesen zu seyn; wenigstens findet sich unter allen vom Plinius und Pausanias angeführten Gemälden kein einziges, welches diese Ehre erhalten hätte; wo nicht etwa jemand in unten gesetzter Stelle des Philo ein solches Gemälde 23 finden wollte. Pausanias gedenket fehlethin eines Gemäldes der Pallas in ihrem Tempel zu Tegea, welches ein Lectisternium derselben war.

§. 32. Die Malerey insbesondere hat dem Ausmalen der Zimmer unter den Alten sehr viel zu danken, so wie eben dieses zu unsrerer Vorältern Zeiten in Italien eine von den Ursachen des Aufnehmens der Kunnst war, ehe weniger kostbare Bekleidungen der Wände 53 mit gewürketem Zeuge die Malerey aus den Zimmeru verbannt haben. Die Alten ließen ihre Zimmer auch mit geographischen Carten ausmalen, von welcher Auszierung man sich aus dem langen und prächtigen topographischen Saale der Länder von Italien in dem Vaticanischen Pallaste, einen Begriff machen kann.

§. 33. Die Malerey und Bildhauerey verhalten sich, wie die Beredsamkeit und Dichtkunnst; diese, weil sie mehr als jene, heilig gehalten, zu heiligen Handlungen gebraucht, und besonders belohnet wurde, gelangete zeitiger zu ihrer Vollkommenheit; und dieses ist zum Theil die Ursache, daß, wie Cicero sagt, mehr gute Dichter, als Redner, gewesen. Wir finden aber, daß Maler zugleich 10 Bildhauer waren: wie unter anderen ein Athenaisischer Maler, Mico, welcher die Statue des Callias von Athen gemacht hatte; der berühmte Maler Euphranor, des Praxiteles Zeitgenosse; Zeuxis, dessen Werke von gebrannter Erde zu Ambracia standen; und 13 Protogenes, welcher in Erzt arbeitete; fogar vom Apelles war die Statue der Tochter des Spartanischen Königs Archidamus, Cynica, gearbeitet. Nicht weniger sind Bildhauer zugleich als Baumeister berühmt geworden. Polycleto hatte zu Epidaurus ein Theater gebaut, welches dem Æsculapius gewidmet und in dem Bezirke um dessen Tempel eingeschlossen war.

§. 34. Man kann mit Recht ganz Griechenland das Land der Kunnst nennen: denn ohgleich dieselbe vornehmlich zu Athen ihren Sitz genommen hatte, so wurde die Kunnst demohcrachtet auch zu Sparta geübet, und es fehiekete diese Stadt in den ältesten Zeiten und vor den Persischen Kriegen nach Sarden, Gold zu der Statue eines Apollo zu kaufen, das Gesicht desselben zu vergolden.

Solche Vortheile hatte die Kunnst der Griechen vor andern Völkern, und auf einem solchen Boden konnten so herrliche Früchte wachsen.

## ZWEYTES KAPITEL.

### VON DEN WESENTLICHEN DER KUNST.

§. 8. Von der Schönheit ist zuerft überhaupt zu reden, sowohl was die Formen als

die Stellung und Gebehrden betrifft, nebst der Proportion, und alsdann von der Schönheit einzelner Theile des menschlichen Körpers. In der allgemeinen Betrachtung über die Schönheit aber ist vorläufig der verschiede-  
 5 ne Begriff des Schönen zu berühren, welches der verneinende Begriff derselben ist; und alsdann ist einiger bestimmter Begriff der Schönheit zu geben; es kann jedoch leicht-  
 10 er, wie Cotta beyrn Cicero von Gott meynet, von der Schönheit gefaget werden, was sie nicht ist, als was sie ist, und es verhält sich einigermaßen mit der Schönheit und ihrem Gegentheile, wie mit der Gesundheit und Krankheit: diese fühlen wir und jene nicht.

§. 9. Die Schönheit, als der höchste Endzweck, und als der Mittelpunkt der Kunst, erfordert vorläufig eine allgemeine Abhandlung, in welcher ich mir und dem Leser ein  
 20 Genüge zu thun wünschte; aber dieses ist auf beyden Seiten ein schwer zu erfüllender Wunsch. — Nach einigen allgemeinen Anmerkungen über die Kunst der Zeichnung unter den Griechen, da ich weiter in Betrachtung  
 25 derselben zu gehen suchte, schien mir die Schönheit zu winken, vielleicht eben die Schönheit, die den großen Künstlern erschien, und sich fühlen, begreifen und bilden ließ: denn in ihren Werken habe ich dieselbe zu  
 30 erkennen gesucht und gewünscht. Ich aber schlug mein Auge nieder vor dieser Einbildung, wie diejenigen, denen der Höchste gegenwärtig erschienen war, weil ich diesen  
 35 in jener zu erblicken glaubete. Ich erröthete zugleich über meine Zuversicht, die mich verdriffet hatte, in die Geheimnisse derselben hinein zu schauen, und von dem höchsten Begriffen der Menschlichkeit zu reden, indem  
 40 ich mir die Furcht zu Gemüthe führte, die mir ehemals dieses Unternehmen verursachte.

Aber die gütige Aufnahme, die meine Betrachtung gefunden, machet mir Muth, jenem  
 Wink zu folgen, und der Schönheit weiter nachzudenken. Mit erwärmter Einbildung  
 5 von dem Verlangen alle einzelne Schönheiten, die ich bemerket, in eins und in einem Bilde zu vereinigen, suchte ich mir eine dichterische Schönheit zu erwecken, und mir gegenwärtig hervorzubringen. Ich bin aber von  
 10 neuem in diesem zweyten Veruche und Anstrengung meiner Kräfte überzengt worden, daß dieses noch schwerer ist, als in der menschlichen Natur das vollkommene Schöne, wenn  
 15 es vorhanden seyn kann, zu finden. Denn die Schönheit ist eins von den großen Geheimnissen der Natur, deren Wirkung wir sehen, und alle empfinden, von deren Wesen  
 20 aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehöret. Wäre dieser Begriff geometrisch deutlich, so würde das Urtheil der Menschen über das Schöne  
 25 nicht verschieden seyn, und es würde die Überzeugung von der wahren Schönheit leicht werden; noch weniger würde es Menschen entweder von so unglücklicher Empfindung,  
 30 oder von so widersprechendem Dünkel geben können, daß sie auf der einen Seite sich eine falsche Schönheit bilden, auf der andern hingegen keinen richtigen Begriff von derselben annehmen, und mit dem Ennius fa-  
 35 gen würden:

*Sed mihi neutiquam cor consentit cum oculorum aspectu (Cic. Lucull. cap. 17.)*

Diese letztern sind schwerer zu überzeugen, als jene zu belehren; ihre Zweifel aber  
 35 sind mehr ihren Witz zu offenbaren erdacht, als zur Verneinung des wirklich Schönen behauptet; es haben auch dieselben in der Kunst keinen Einfluß. Jene sollte der Augensehein  
 40 sonderlich im Angesichte von tausend und mehr erhaltenen Werken des Alterthums

erleuchten: aber wider die Unempfindlichkeit ist kein Mittel, und es fehlet uns die Regel und der Canon des Schönen, nach welchem, wie Euripides sagt, das Garftige beurtheilet wird: und aus dieser Ursache sind wir, so wie über das, was wahrhaftig gut ist, also auch über das, was schön ist, verschieden.

§. 10. Man muß sich nicht wundern, wie ich bereits gedacht habe, daß die Begriffe der Schönheit unter uns sehr verschieden sind von den Begriffen der Sinesen und der Indischen Völker, wenn wir bedenken, daß wir selbst selten uns in einen Punnet über ein schönes Gesicht vereinigen. Die blauen Augen werden insgemein von braunen gezogen, und die braunen von blauen gereizet, und es verhält sich mit dem verschiedenen Urtheile über eine schöne Person, wie mit der verschiedenen Neigung gegen weiße und braune Schönen. Derjenige, welcher eine bräunliche Schönheit einer schönen weißen vorziehet, ist deswegen nicht zu tadeln, ja man könnte ihm beypflichten, wenn derselbe weniger durch das Gesicht als durch das Gefühl gereizet wird. Denn eine bräunliche Schönheit kann vielleicht eine sanftere Haut als eine weiße schöne Person zu haben scheinen, da die weiße Haut mehr Lichtstralen als eine bräunliche zurück schicket, und also enger, tiefer und folglich stärker als diese seyn muß. Es würde daher eine bräunliche Haut durchsichtiger zu achten seyn, weil diese Farbe, wenn sie natürlich ist, von dem Durchscheinen des Bluts verurfachet wird, und aus eben diesem Grunde färbet sich eine bräunliche Haut in der Sonne eher als eine weiße; ja eben daher ist die Haut der Mohren weit sanfter anzufühlen als die unsrige. Die bräunliche Farbe in schönen Knaben war den Griechen eine Deutung auf ihre Tapferkeit, und die von weißer Farbe hießen Kinder der Götter.

§. 11. Diese Verschiedenheit der Meynungen zeigt sich noch mehr in dem Urtheile über abgebildete Schönheiten in der Kunst, als in der Natur selbst; denn weil jene weniger als diese reizen, so werden auch jene, wenn sie nach Begriffen hoher Schönheit gebildet, und mehr ernsthaft als leichtfertig sind, dem unerleuchteten Sinne weniger gefallen, als eine gemeine hübsche Bildung, die reden und handeln kann. Die Ursache liegt in unseren Lüften, welche bey den mehresten Menschen durch den ersten Blick erregt werden, und die Sinnlichkeit ist schon angefüllt, wenn der Verstand suchen wollte, das Schöne zu genießen: alsdann ist es nicht die Schönheit, die uns einnimmt, sondern die Wollust. Dieser Erfahrung zufolge werden jungen Leuten, bey welchen die Lüfte in Wallung und Gähung sind, mit fehmachtenden und brünstigen Reizungen bezeichnete Gesichter, wenn sie auch nicht wahrhaftig schön sind, Göttinnen erscheinen, und sie werden weniger gerühret werden über eine solche schöne Frau, die Zucht und Wohlstand in Gebärden und Handlungen zeigt, welche die Bildung und die Majestät der Juno hätte.

§. 12. Die Begriffe der Schönheit bilden sich bey den mehresten Künstlern aus solchen unreifen ersten Eindrücken, welche selten durch höhere Schönheiten geschwächt oder vertilget werden, zumal wenn sie, entfernt von den Schönheiten der Alten, ihre Sinne nicht verbessern können. Denn es ist mit dem Zeichnen, wie mit dem Schreiben: wenige Knaben, welche schreiben lernen, werden mit Gründen von der Beschaffenheit der Züge, und des Lichts und Schattens an denselben, worinn die Schönheit der Buchstaben besteht, angeführet, sondern man giebt ihnen die Vorschrift ohne weiteren Unterricht nachzumachen, und die Hand bildet sich im Schrei-

hen, ehe der Knabe auf die Gründe von der Schönheit der Buchstaben achtet. Eben soler-  
nen die mehresten jungen Leute zeichnen; und  
fo wie die Züge im Schreiben in vernünftigen  
Jahren bleiben, wie sie sich in der Jugend  
geformet haben, so malen sich insgemein die  
Begriffe der Zeichner von der Schönheit in  
ihren Verstande, wie das Auge gewöhnet wor-  
den, dieselbe zu betrachten und nachzuahmen,  
welche unrichtig werden, da die mehresten  
nach unvollkommenen Mustern zeichnen.

§. 13. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß  
bey Künstlern, so wie bey allen Menschen,  
der Begriff der Schönheit dem Gewebe und  
der Wirkung der Gesichtsnerven gemäß sey,  
fo wie man aus dem unvollkommenen und  
vielmals unrichtigen Colorit der Maler zum  
Theil auf eine solche Vorstellung und Ab-  
bildung der Farben in ihrem Auge schließen  
muß; denn was dieses betrifft, ist der Schluß,  
welchen die Secte der Zweifler in der Philo-  
sophie, von der verschiedenen Farbe der  
Augen sowohl bey Thieren als bey Menschen,  
auf die Ungewisheit unserer Kenntniß der  
wahren Beschaffenheit der Farbe dieser oder  
jener Vorwürfe machte, nicht ohne Grund.  
So wie hier nun die Farbe der Feuchtigkeiten  
des Auges als die Ursache könnte ange-  
sehen werden, eben so wird vielleicht in der  
Beschaffenheit der Nerven der verschiedene  
Begriff der Formen liegen, die die Schen-  
heit bilden. Dieses wird begreiflich aus den  
unendlichen Geschlechtern der Früchte und  
aus den unendlichen Arten eben derselben  
Frucht, deren verschiedene Form und Ge-  
schmack sich bildet und erwächset durch die  
mancherley Fäserchen, aus welchen die Röh-  
ren gewebet und verfehränkt sind, worinn  
der Saft hinauf steigt, geläutert und reif  
wird. Da nun ein Grund von den mancher-  
ley Eindrücken auch bey denen, die sich mit  
Abbildung derselben beschäftigen, vorhanden

seyen muß, wird gedachte Muthmaßung nicht  
fehlethderings können verworfen werden.

§. 14. In andern hat der Himmel das sanfte  
Gefühl der reinen Schönheit nicht zur Reife  
kommen lassen, und es ist ihnen entweder  
durch die Kunst, das ist, durch die Bemü-  
hung, ihr Willen allenthalben anzuwenden,  
in Bildung jugendlicher Schönheiten erhär-  
tet worden, wie im Michael Angelo, oder  
es hat sich dieses Gefühl durch eine pöbel-  
hafte Schmeicheley des groben Sinnes, um  
denselben alles geistlicher vor Augen zu le-  
gen, mit der Zeit gänzlich verderbet, wie in  
Bernini gesehehen ist. Jener hat sich mit  
Betrachtung der hohen Schönheit beschäf-  
tigt, wie man aus seinen, theils gedruckten,  
theils ungedruckten Gedichten sieht, wo er  
in würdigen und erhabenen Ausdrücken über  
dieselbe denkt, und er ist wunderbar in star-  
ken Leibern; aber aus angeführtem Grunde  
hat derselbe aus seinen weiblichen und jugend-  
lichen Figuren Geschöpfe einer andern Welt,  
im Gebäude, in der Handlung und in den  
Geberden gemacht: Michael Angelo ist ge-  
gen den Raphael, was Thucydides gegen den  
Xenophon ist. Bernini ergriff eben den Weg,  
welcher jenen wie in unwegsame Orte und  
zu steilen Klippen brachte, und diesen hin-  
gegen in Sümpfe und Lachen verführte: denn  
er suchte Formen, aus der niedrigsten Natur  
genommen, gleichsam durch das Übertriebene  
zu veredeln, und seine Figuren sind wie der  
zu plötzlichem Glücke gelangte Pöbel; sein  
Ausdruck ist oft der Handlung widerspre-  
chend, so wie Hannibal im äußersten Kummer  
lachte. Demohngeachtet hat dieser Künstler  
lange auf dem Throne gesessen, und ihm wird  
noch itzo gehuldigt. Es ist auch das Auge  
in vielen Künstlern eben so wenig, wie in  
Ungelehrten, richtig, und sie sind nicht ver-  
schiedener in Nachahmung der wahren Farbe  
der Vorwürfe, als in Bildung des Schönen.

Barocci, einer der berühmtesten Maler, welcher nach dem Raphael studiret hat, ist an seinen Gewändern, noch mehr aber an seinen Profilen, kenntlich, an welchen die Nase insgemein sehr eingedrückt ist. Pietro von Cortona ist es durch das kleinliche und unterwärts platte Kinn seiner Köpfe, und dieselben sind gleichwohl Maler der Römischen Schule; in andern Schulen von Italien finden sich noch unvollkommenere Begriffe.

§. 15. Die von der zweiten Art, nemlich die Zweifeler wider die Richtigkeit der Begriffe der Schönheit, gründen sich vornehmlich auf die Begriffe des Schönen unter entlegenen Völkern, die ihrer verschiedenen Gesichtsbildung zufolge, auch verschieden von den andern seyn müssen. Denn so wie viele Völker die Farbe ihrer Schönen mit Ebenholz (welche so, wie dieses, glänzender, als anderes Holz, und als eine weiße Haut ist) vergleichen würden, da wir dieselbe mit Elfenbein vergleichen, eben so, sagen sie, werden vielleicht bey jenen die Vergleichenungen der Formen des Gesichts mit Thieren gemacht werden, an welchen uns eben die Theile ungestalt und häßlich scheinen. Ich gestehe, daß man auch in den Europäischen Bildungen ähnliche Formen mit der Bildung der Thiere finden kann, und Otto van Veen, der Meister des Rubens, hat nach dem Porta dieses in einer besondern Schrift gezeigt: man wird aber auch zugehen müssen, daß, je stärker diese Ähnlichkeit an einigen Theilen ist, desto mehr weicht die Form von den Eigenschaften unsers Geschlechts ab, und es wird dieselbe theils anschwefend, theils übertrieben, wodurch die Harmonie unterbrochen, und die Einheit und Einfachheit gestört wird, als worinn die Schönheit bestehet, wie ich unten zeige.

§. 16. Je schräger z. B. die Augen stehen, wie an Katzen, desto mehr fällt diese Rich-

tung von der Nase und der Grundlage des Gesichts ab, welche das Kreuz ist, wodurch dasselbe von dem Wirbel an in die Länge und in die Breite gleich getheilet wird, indem die senkrechte Linie die Nase durchschneidet, die horizontale Linie aber den Augenknochen. Liegt das Auge schräg, so durchschneidet es eine Linie, welche mit jener parallel, durch den Mittelpunkt des Auges gezogen, zu setzen ist. Wenigstens muß hier eben die Ursache seyn, die den Übelstand eines schief gezogenen Mundes macht; denn wenn unter zwei Linien die eine von der andern ohne Grund abweicht, thut es dem Auge wehe. Also sind dergleichen Augen, wo sie sich unter uns finden, und an Sinesen und Japanesen sowohl als an einigen Ägyptischen Köpfen in Profil, eine Abweichung. Die geplettete Nase der Calmucken, der Sinesen, und anderer entlegenen Völker, ist ebenfalls eine Abweichung: denn sie unterbricht die Einheit der Formen, nach welcher der übrige Bau des Körpers gebildet worden, und es ist kein Grund, warum die Nase so tief gesenkt liegt, und nicht vielmehr der Richtung der Stirne folgen soll; so wie hingegen die Stirn und Nase aus einem geraden Knochen, wie an Thieren, wider die Mannigfaltigkeit in unserer Natur seyn würde. Der aufgeworfene schwülftige Mund, welchen die Mohren mit den Allen in ihrem Lande gemein haben, ist ein überflüssiges Gewächs und ein Schwallst, welchen die Hitze ihres Klimas verurfachet, so wie uns die Lippen von Hitze, oder von scharfen salzigen Feuchtigkeiten, auch einigen Menschen im heftigen Zorne, aufschwellen. Die kleinen Augen der entlegenen Nordlichen und Ostlichen Länder, sind in der Unvollkommenheit ihres Gewächses mit begriffen, welches kurz und klein ist.

§. 17. Solche Bildungen wirket die Natur allgemeiner, je mehr sie sich ihren ändersten



Enden mehret, und entweder mit der Hitze, oder mit der Kälte streitet, wo sie dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife Gewächse von aller Art hervorbringt. Denn eine Blume verwelket in unleidlicher Hitze, und in einem Gewölbe ohne Sonne bleibet sie ohne Farbe; ja die Pflanzen arten aus in einem verchloffenen finstern Orte. Regelmäßiger aber bildet die Natur, je mehr sie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkt gehet, unter einem gemäßigten Himmel, wie im dritten Kapitel des ersten Buchs angezeigt worden. Folglich sind unsere und der Griechen Begriffe von der Schönheit, als welche von der regelmäßigsten Bildung genommen sind, richtiger, als diejenigen, die sich Völker bilden können, die, um sich eines Gedankens eines neuern Dichters zu bedienen, von dem Ebenbilde ihres Schöpfers halb verstelllet sind: denn was nicht schön ist, kann nirgends sehen seyn, wie Euripides sagt.

§. 18. In diesen Begriffen aber sind wir selbst verschieden, und vielleicht verschiedener, als selbst im Geschmacke und Geruche, wo es uns an deutlichen Begriffen fehlt, und es werden nicht leicht hundert Menschen über alle Theile der Schönheit eines Gesichts einstimmig seyn; ich rede von denen, die nicht gründlich über dieselbe gedacht haben. Der schönste Mensch, welchen ich in Italien gesehen, war es nicht in aller Augen, auch derjenigen nicht, die sich rühmeten, auch auf die Schönheit unsers Geschlechts aufmerksam zu seyn. Diejenigen aber, welche die Schönheit als einen würdigen Vorwurf ihrer Betrachtungen angesehen und gewählt haben, können über das wahre Schöne, da es nur eins und nicht mancherley ist, nicht zweiflig seyn; und diese, wenn sie die Schönheit in den vollkommenen Bildern der Alten untersucht haben, finden in den weiblichen

Schönheiten einer stolzen und klugen Nation, die insgemein so sehr gepriesenen Vorzüge nicht, weil sie nicht von der weißen Haut geblendet werden. Die Schönheit wird durch den Sinn empfunden, aber durch den Verstand erkannt und begriffen, wodurch jener mehrertheils weniger empfindlicher auf alles, aber richtiger gemacht wird und werden soll. In der allgemeinen Form aber sind beständig die mehresten und die gefittetsten Völker in Europa sowohl, als in Asien und Africa, übereingekommen; daher die Begriffe derselben nicht für willkürlich angenommen zu halten sind, ob wir gleich nicht von allen Grund angehen können.

§. 19. Die Farbe trägt zur Schönheit bey, aber sie ist nicht die Schönheit selbst, sondern sie erhebet dieselbe überhaupt und ihre Formen; so wie der Geschmack des Weins lieblicher wird durch dessen Farbe in einem durchsichtigen Glase, als in der kostbarsten goldenen Schale getrunken. Die Farbe aber sollte wenig Antheil an der Betrachtung der Schönheit haben, weil nicht sie sondern die Bildung das Wesen derselben ausmacht, und über dieses werden sich Sinne, die erleuchtet sind, ohne Widerspruch leicht vereinigen. Da nun die weiße Farbe diejenige ist, welche die mehresten Lichtstrahlen zurückstehet, folglich sich empfindlicher macht, so wird auch ein schöner Körper desto schöner seyn, je weißer er ist, ja er wird nackend dadurch größer, als er in der That ist, erscheinen, so wie wir sehen, daß alle neu in Gips geformte Figuren größer, als die Statuen, von welchen jene genommen sind, sich vorstellen. Ein Mohr könnte sehen heißen, wenn seine Gesichtsbildung schön ist, und ein Reisender versichert, daß der tägliche Umgang mit Mohren das Widrige der Farbe benimmt, und was sehen an ihnen ist, offenbaret; so wie die Farbe des Metalls, und

des schwarzen oder grünlichen Basalts, der Schönheit alter Köpfe nicht nachtheilig ist. Der schöne weibliche Kopf in der letzten Art Stein, in der Villa Albani, würde in weißem Marmor nicht schöner erscheinen; der Kopf des ältern Scipio im Palaste Rospigliosi, in einem dunklern grünlichen Basalte, ist schöner, als drey andere Köpfe desselben in Marmor. Diesen Beyfall werden besagte Köpfe, nebst andern Statuen in schwarzem Steine, auch bey Ungelehrten erlangen, welche dieselben als Statuen ansehen. Es offenbaret sich also in uns eine Kenntniß des Schönen auch in einer ungewöhnlichen Einbildung desselben, und in einer der Natur unangenehm Farbe. Es ist aber auch die Schönheit verschieden von der Gefälligkeit oder von der Lieblichkeit. Denn lieblich und angenehm ist eine Person zu nennen, die durch ihr Wesen, durch ihre Reden und durch ihren Verstand, auch durch ihre Jugend, Haut und Farbe reizen kann, ohne sehen zu seyn, und solche Personen nennt Aristoteles *ἀρεῖν καὶ λιλως ὡραίου* und Plato sagt: *ὡραίων προσώποις, καλῶν δὲ μί'.*

§. 20. Dieses ist also, wie gesagt, vernennend von der Schönheit gehandelt, das ist, es sind die Eigenschaften, welche sie nicht hat, von derselben abgefondert, durch Anzeige unrichtiger Begriffe von derselben; ein bejahender Begriff aber erfordert die Kenntniß des Wesens selbst, in welches wir bey wenig Dingen hineinanzusehen vermögend sind. Denn wir können hier, wie in den mehresten philosophischen Betrachtungen, nicht nach Art der Geometrie verfahren, welche vom allgemeinen auf das besondere und einzelne, und von dem Wesen der Dinge auf ihre Eigenschaften gehet und schließet, sondern wir müssen uns begnügen, aus lauter einzelnen Stücken wahrscheinliche Schlüsse zu ziehen. Was aber in folgenden Betrachtungen über

die Schönheit mißgedenket werden könnte, muß denjenigen, welcher unterrichten will, nicht bekümmern: denn so wie Plato und Aristoteles, der Lehrer und der Schüler, über den Endzweck der Tragödie völlig das Gegenheil behaupteten, welche dieser als eine Reinigung der Leidenschaften anpries, jener hingegen als einen Zunder derselben beschrieben hat, so kann von der unschuldigsten Absicht, auch von denen die richtig denken, ein ungeneigtes Urtheil gefället werden. Ich erinnere dieses vornemlich über meine Schrift von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, die bey einigen ein Urtheil erwecket, welches von meiner Absicht gänzlich entfernt gewesen ist.

§. 21. Die Weisen, welche den Ursachen des allgemeinen Schönen nachgedacht haben, da sie dasselbe in erschaffenen Dingen erforschet, und bis zur Quelle des höchsten Schönen zu gelangen gesucht, haben dasselbe in der vollkommenen Übereinstimmung des Geschöpfes mit dessen Absichten, und der Theile unter sich, und mit dem Ganzen desselben, gesetzt. Da dieses aber gleichbedeutend ist mit der Vollkommenheit, für welches die Menschheit kein fähiges Gefäß seyn kann, so bleibet unser Begriff von der allgemeinen Schönheit unbestimmt, und bildet sich in uns durch einzelne Kenntnisse, die, wenn sie richtig sind, gesammelt und verbunden, uns die höchste Idee menschlicher Schönheit geben, welche wir erheben, je mehr wir uns über die Materie erheben können. Da ferner diese Vollkommenheit durch den Schöpfer allen Creaturen in dem ihnen zukommenden Grade gegeben worden, und ein jeder Begriff auf einer Ursache bestehet, die außer diesem Begriffe in etwas andern gesucht werden muß, so kann die Ursache der Schönheit nicht außer ihr, da sie in allen erschaffenen Dingen ist, gefunden werden. Eben daher,

und weit unferne Kenntniße Vergleichungs-  
begriffe find, die Schönheit aber mit nichts  
Hohern kann verglichen werden, rühret die  
Schwierigkeit einer allgemeinen und deutlichen  
Erklärung derselben.

§. 22. Die höchste Schönheit ist in Gott,  
und der Begriff der menschlichen Schönheit  
wird vollkommen, je gemäßer und überein-  
stimmender derselbe mit dem höchsten We-  
sen kann gedacht werden, welches aus der  
Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit  
von der Materie unterseheidet. Dieser Begriff  
der Schönheit ist wie ein aus der Materie  
durehs Feuer gezogener Geist, welcher sich  
suchet ein Geschöpf zu zeugen nach dem Eben-  
bilde der in dem Verstande der Gottheit ent-  
worfenen ersten vernünftigen Creatur. Die  
Formen eines solchen Bildes sind einfach und  
ununterbrochen, und in dieser Einheit man-  
nigfaltig, eben dadurch aber sind sie harmo-  
nisch; eben so wie ein süßer und angeneh-  
mer Ton durch Körper hervorgebracht wird,  
deren Theile gleichförmig sind. Durch die  
Einheit und Einfalt wird alle Schönheit er-  
haben, so wie es durch dieselbe alles wird,  
was wir wirken und reden: denn was in sich  
groß ist, wird, mit Einfalt ausgeführt und  
vorgebracht, erhoben. Es wird nicht enger ein-  
gechränkt, oder verlihet von seiner Größe,  
wenn es unser Geist wie mit einem Blicke  
übersehen und messen, und in einem einzigen  
Begriffe einschließen und fassen kann, son-  
dern eben durch diese Begreiflichkeit stellet  
es uns sich in seiner völligen Größe vor, und  
unser Geist wird durch die Fassung dessel-  
ben erweitert, und zugleich mit erhoben. Denn  
alles, was wir getheilt betrachten müssen, oder  
durch die Menge der zusammengesetzten Theile  
nicht mit einmal übersehen können, verlihet  
dadurch von seiner Größe, so wie uns ein  
langer Weg kurz wird durch mancherley Vor-  
würfe, welche sich uns auf denselben dar-

liehen, oder durch viele Herbergen, in wel-  
chen wir anhalten können. Diejenige Har-  
monie, die unsern Geist entzücket, besteht  
nicht in unendlich gebrochenen, gekettel-  
ten und geschleiften Tönen, sondern in ein-  
fachen lang anhaltenden Zügen. Aus diesem  
Grunde erscheint ein großer Pallast klein,  
wenn derselbe mit Zierrathen überladen ist,  
und ein Haus groß, wenn es schön und ein-  
fältig aufgeführt worden.

§. 23. Aus der Einheit folget eine andere  
Eigenschaft der hohen Schönheit, die Unbe-  
zeichnung derselben, das ist, deren Formen  
weder durch Punkte, noch durch Linien, be-  
schrieben werden, als die allein die Schön-  
heit bilden; folglich eine Gestalt, die weder  
dieser oder jener bestimmten Person eigen sey,  
noch irgend einen Zustand des Gemüths oder  
eine Empfindung der Leidenschaft ausdrücke,  
als welche fremde Züge in die Schönheit  
mischen, und die Einheit unterbrechen. Nach  
diesem Begriff soll die Schönheit feyn, wie  
das vollkommenste Wasser aus dem Schooße  
der Quelle geschöpft, welches, je weniger  
Geschmack es hat, desto gesunder geachtet  
wird, weil es von allen fremden Theilen ge-  
läutert ist. So wie nun der Zustand der Glück-  
seligkeit, das ist, die Entfernung vom Schmerze,  
und der Genuß der Zufriedenheit in der Na-  
tur der allerleichteste ist, und der Weg zu  
derselben der geradeste und ohne Mühe und  
Kosten kann erhalten werden, so scheint auch  
die Idee der höchsten Schönheit am einfäl-  
tigsten und am leichtesten, und es ist zu der-  
selben keine philosophische Kenntniß des Men-  
schen, keine Untersuchung der Leidenschaf-  
ten der Seele, und deren Ausdruck nothig.

§. 24. Da aber in der menschlichen Natur  
zwischen dem Schmerze und dem Vergnügen,  
auch nach dem Epicurus, kein mittlerer Stand  
ist, und die Leidenschaften die Winde find,  
die in dem Meere des Lebens unser Schiff

treiben, mit welchen der Dichter feegelt, und der Künftler ſich erhebet, ſo kann die reine Schönheit allein nicht der einzige Vorwurf mülterer Betrachtung ſeyn, ſondern wir müſſen dieſelbe auch in den Stand der Handlung

und der Leidenschaft ſetzen, welches wir in der Kunſt in dem Worte Ausdruck begreifen. Es iſt alſo zum erſten von der Bildung der Schönheit, und zum zweyten von dem 35 Ausdrücke zu handeln.

## JOHANN GOTTFRIED VON HERDER.

### ÜBER DIE NEUERE DEUTSCHE LITTERATUR.

#### EINLEITUNG

(Die einen Traum von einem allgemeinen Gemälde der deutſchen Litteratur enthält, und Anlaß gibt, die allgemeine deutſche Bibliothek, die Bibliothek der ſekularen Wiſſenſchaften, und die Litteraturbriefe zu prüfen.)

So ſehr die Schriftſteller der Journale ſich über ihre Leſer erheben: ſo ſind ſie doch beide mit einander Zwillinge eines Schickſals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter ſo vieler Menſchen und menſchlichen Werke, in die Arme der Muſen; beide fliehen aus Ekel über Arbeit oder Muße, über politiſche Neuigkeiten und Schriftſtellerey, in den Schoos der Göttin Critik, um ſich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerſtreuen und zugleich auch zu ſammeln. Man wird ein Verfaſſer, oder ein Leſer der Journale, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas ſehr eifrig zu empfehlen iſt. Die Litteraturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publikums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfaſſer, die vom Bücherleſen müde, und aus dem Felde des Autorruhms ſich zurückkamen.

Daher iſt auch unfre Zeit um ſo viel reicher an Journalen, als ſie an Originalwerken

arm wird. Der junge Schriftſteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er glaubt, urtheilen zu können, ohne denken zu dürfen; Arbeiten ſchätzen zu können, ohne ſelbſt ein Meiſter zu ſeyn. Der Leſer wiederum lieſet Advokatenberichte, um nicht ſelbſt richten zu dürfen; Auszüge und Critiken, um keine Bücher durchzuſtudiren. Je mehr Bücher, ſagt Rouſſeau, deſto weniger Weiſheit; je mehr Ehebruch, deſto weniger Kinder; je mehr Journale, deſto minder wahre Gelehrſamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören: der Kunſtrichter als ein Profelyt der Gerechtigkeit; der Leſer als ein Profelyt des Thors; und der wahren Bürger ſind ſo wenig, daß man auch ſelbſt ſchon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indeſſen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreib enthielte: ein Werk, das ſich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Litteratur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag ſich im Schatten verbergen, oder aus Licht hervortreten: zu einem Gemälde, das die Natur des Titian, mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden ſuchte; kurz! ein Werk, das eine pragmatiſche Ge-

fichte im gelehrten Staat würde, so wie die *Annales* des Tacitus im politischen Staat diesen hohen Namen verdienen.

Man laße mich meinen Traum verfolgen! Diesem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geschichte der Litteratur zum Grunde liegen, auf die es sich stützte. Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation? und zu welcher könnte und sollte sie kommen? Was sind ihre Talente, und wie ist ihr Geschmack? Wie ihr äußerer Zustand in den Wissenschaften und Künften? Warum sind sie bisher noch nicht heher gekommen, und wodurch könnte ihr Geist zum Aufschwunge Freiheit und Begeisterung erhalten? Alsdenn rulle der Geschichtschreiber der Litteratur aus: «Wohlan! Landesleute, diese Bahn lauft, und jene Abwege und Steine vermeidet: so weit habt ihr noch, um hierinn den Kranz des Zieles zu erreichen!» Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat. Kurz! eine solche Geschichte suche das, was sie bey den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotischen Weisheit und die Verbesserin des Volks. Sie suche das in der Litteratur zu sehn, was der Schätzer der englischen Sitten und Grundfätze, der republikanische *Brownie*, für den Staat war: eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbesserin seines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieser das gutgebauete unglücklich niedergedrückt? wie jener Handlanger ein Baumeister, und dieser Baumeister ein Kalklöcher seyhn sollte? wie viel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige

habe, wie viel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Gauzen zugefüget, und wie er auf bessere Wege zu lenken sey? Dies alles zeige ein Kauftrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo ist nun ein hundertäugiger Argos, um dies alles zu übersehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Gesetzgeber, wider den auch die eigensinnigen Genies, die Ziegenbartigen Grammatiker, und der Pöbel von Überlezzern und Syftemschreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babels; Seeten im Geschmack, Partheien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegeneinander: keine Hauptstadt, und kein allgemeines Interesse: kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines gesetzgeberisches Genie. Wenn im Homer die Versammlung der Griechen erscheynt: so hebt vom Gemurmeln die Erde, und neun schreiende Herolde laufen mit Stäben umher, sie zu bändigen, daß sie die Götterföhne, die Könige, hören sollen.

Da dies Werk für einen nicht ist; so theile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dies gieng nicht so füglich an. Ein großer Theil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Gauzen zu schaden: und dieser Theil tragt den Namen Litteratur. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten Buchstabierversuchen erstreckt, bis auf die schönste Blumenlese der Dichtkunst: von der Züchtigung elender Überlezzern nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die Sprache: von der Tropo-

logie bis zu den Hohen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurore erreicht: von den Handwerksystemen bis zu den Ideen des Plato und Leibniz, deren jede, wie ein Sonnenstral, siebenfarbiges Licht enthält: Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit sind die vier Ländereien der Litteratur, die gemeinshaftlich sich zur Stärke dienen, und heinahe unzertrennlich sind.

So theile man alsdenn die Arbeit? — Nur theile man sie recht, lenke sie recht zusammen, und habe stets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunsttrichter in solchem Journal muß nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen, sie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr System sondern ihr Urbild verbessern. So lange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers: so schreibt man höchstens wider ihn, und erregt — wenn er sich nicht in unfre Stelle zu setzen weiß — statt Überzeugung, Widerspruch. Wie schwer ist's, Proben zu Grundfüßen zurückzuführen, und Versuche zu Meisterstücken zu erheben; beständig mit und statt seines Autors denken zu können, statt feiner zu arbeiten, und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen: wie schwer ist's, sich und seinem Schriftsteller, und dem Leser und der Schutzgöttin Litteratur ein Gnüge zu thun? so schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

Drey Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Ähnlichkeit haben, und die ich also darnach beurtheilen darf. Ist mein Ideal eigenständig, so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche meiner Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Journale so sehr, als nach Virgils Gleichniß Rom über die Schaferhütten und die Cypressen über das Ge-

sträuch. Indessen kann man doch auch über Rom urtheilen.

Die deutsche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu seyn. Da sie sich über die erst gezeichneten Gränzen der Litteratur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mittheilet: so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur in einem philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu entfernt ist. Entweder man befriedigt also den letztern nicht, der sie im ganzen Licht erblicken will: oder man hat dem größten Theil der fremden Leser die Frage vorzulegen: Verstehest du auch, was du lieffest? Entweder man thut den Verfasseru nicht genug; oder fodert vom exotischen Leser ein Pythagoreisches *αυτος ερα*, oder das sokratische Urtheil, das er über Heraklits Schriften fällt: „auch, was ich nicht verstehe, ist gut.“ Ich könnte aus jedem Theil solche Schriften anführen, die oft bloß aus einem Nebengesichtspunkt betrachtet sind, ja von denen man gar nur ein allgemeines, und einseitiges Urtheil fällen konnte; weil es in einer allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polybiftors, aber keine Panfophen der Litteratur: das Werk wird ungleich, und mangelhaft: *ex omnibus aliquid, ex toto nihil*. Man sieht es jedem Recensenten an, daß er uns mehr sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen mußte er sich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Gränzen dieser Wissenschaften, und in der Ästhetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß! Recensionen allein, machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichen und Ansichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, diese charakterisiren den hohen kritischen Geist, der zum Bibliothekar

einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zeuxis, da er von seinen irdischen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder Schrift neu ist, und wozu Pläne ersinnt werden; für welche Classe von Lesern jenes und dieses Werk ist; was man wegzwerfen und auszubeßern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dürfte man bisher nicht eben viel neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Blosse Auszüge, mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaas haben; Auszüge nach Gefezzen und Sazzungen, nicht nach dem Genie des Verfassers, und der Wichtigkeit der Sache; sind eine encyklische Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn spät zu erreichen. — Ich sehe selbst die Schwürigkeiten ein, die diesen fehlerhaften Plan, im Lehnstul ausgeheckt, schwer gung machen, allein unmöglich ist er nicht für einen Ort, wie Berlin, für einen Verleger, wie Nicolai ist, und für Verfasser, wie die meisten bey der Bibliothek sind.

Die Briefe über die N. Litteratur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein Gemälde der Litteratur in den letzten Jahren. Vielleicht könnte man die Briefe über den jetzigen Zustand der fehlerhaften Wissenschaften in Deutschland für ihre Grundlage ansehen; allein auch diese reden blos von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten: und als Gebäude wollen sie also ihr Werk nicht beurtheilen lassen.

Man dankt es also den Verfassern, daß sie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu schwätzen

Briefeingänge, Praefudien und Epifoden, die mehr werth sind, als ganze Critiken.

Warum ist nicht öfter gefeheren, daß sie die Bibliothek der fehlerhaften Wissenschaften zur Basis ihrer Briefe gemacht, wie sie es versprochen. Oft wenn diese, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urtheil im Geschmack der Litteraturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht waren oft beider Urtheile verschiedener gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten: indessen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der fehlerhaften Wissenschaften ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein *Journal étranger*; daher ich bey diesen Nachrichten zu lesen anfangte und alsdenn die Bibliothek auf gut alt *βιβλιοθηκον* zurückpflügte. Allein, wenn man diese fremde Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, infonderheit von Büchern, die oft selbst eine kleine Bibliothek der fehlerhaften Wissenschaften sind? Wenn man einländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man selbst lesen muß? Wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Ausichten helliste? Wenn die eignen Abhandlungen beständig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn sie öfters Gemälde der fehlerhaften Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen, und einem Salzser fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Aesthetik lieferten? Wenn sie an dringender Kürze und fehlerhafter Gründlichkeit den Moseschen, Winkelmannischen und Hagedornischen gleich kamen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau waren; wenn man die Nachrichten und Urtheile, wie zerstreute Perlen in einen Halschmuck fammlen, und bei

der Critik der Dichter härter feyn wollte — ich geftehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbessern kann.

Die Litteraturbriefe haben mehr Urtheil; allein schätzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe bloß nach dem Maas, wie sie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correspondent wird doch gewiß mit andern Journalen haben buhlen müssen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philosophie ist nach dem Ausspruche Ciceros: *Philosophie!* aber mit wenigem\* und diese Meßigung hat sie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indessen fällt es mir ein, daß einst in Athen zwey Künstler stritten; jener betrog die Vögel, und dieser gar feinen Miteiferer, der nach dem Vorhange grif, und bloß ein Gemälde ertappete. Wenn die Litteraturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leser bei dem Nafchen zum besten haben, so geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philosoph selbst, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und sie verfehwindet; so ist's beinahe wider die Zunftgefetze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verschiedenheit vergleiche, haben sich indessen alle beide um den deutschen Geschmack sehr verdient gemacht, und werden merkwürdig feyn, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletische Eifer des andern nicht mehr zum Neuesten der Litteratur gehören werden.

Ich liefere die vornehmsten Stellen der Litteraturbriefe ausgezogen, und betrachtet; daher kann meine Arbeit vielleicht für einen

Realauszug aus denselben gelten. Wenn ich ihnen widerspreche oder beistimme, citire ich bloß, und überlasse dem Leser, der jenes Werk befißt, die Citationen selbst anzufchlagen.

So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und spreche mit einigen Verfassern Pantomimisch: wie es dort von jenem Griechischen Orakel hieß: *ΜΕ ΛΥΓΕΙ, ΜΕ ΚΟΥΤΙΣΙ* *αλλα σιμαει.*

18 FRAGMENT.

1. Winkelmann, der Ruhm der Deutschen selbst unter dem Römischen Himmel, den die Muse des Alterthums und der Geschichte, die unsterbliche Clio, hat lassen geboren werden, um, wie jener, der auf dem Cithæron gefunden wurde, die Kunst der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die besten Blüthen jeder Antiken Schenheit in seine Seele gesammelt: wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern sein Auge und seinen Geist gebildet: wie er seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete: wie er eine Systematische Geschichte unter Ruinen und Überbleibseln liefern konnte: sondern ich muß mich hier bloß auf die Schreibart einschränken. So wie die Attischen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglavros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren: so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: dem Vaterlande geweiht. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfachheit des Sokrates, des Lehrers der Gratie denke, wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von dem einen Schüler des Sokrates, dem Xenophon, und ihm von dem andern, die Flügel hoher Ideen gebe: so stehet ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winkelmannischen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage: natürlich in der Ausführung,



und erhaben in den Schilderungen, sind die Werke der Unsterblichkeit würdig, und der Name unsers Jahrhunderts.

2. Hagedorn hat der Göttin der Gemalde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt: das ganze Werk zeigt vielen Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntniß des Werkmeysters, und die feinste Critik des Costume: das Bildniß der Göttin selbst aber ist dem Fleiß, der Mühsamkeit und Dauer nach, eine ächte Mosaische Arbeit — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfasser verrieth viele Bekanntschaft in den Künstsälen von hohem Geschmack, und in den Malerakademien nach dem Üblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haie der schönen Natur; daher seine Philosophische Betrachtungen über das Schöne &c. in der Kunst nie das Wesen erreichen. Für Lehrlinge ist sein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verschlossene Encyclopädie der Malerei; desto angenehmer aber einem Leser, der eben so sehr Werkmann seyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhetern, gelehrte und Weltübliche Anspielungen verstehen, und den ganzen Zufchnitt bis auf die kleinste Nuance Hofmässig bemerken kann. Caesar trug beständig das Bild der Venus bei sich, deren Sohn, ein zweiter Aeneas! er seyn wollte: sie war nach Römischen Geschmack bewafnet; aber die Griechische Venus, wenn sie die Pallas überwinden will, ist nackt, und mit den Zierathen ihrer irdischen Schwester nicht beharricht. So kann auch ein Verfasser der Sohn der irdischen bekleideten Schönheit seyn, bei der man von dem schönen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem schönen Anstande auf die Seele schließt; allein vielleicht würde ein Proxenides über sein Kunststück urtheilen: führe diesen Paris in die Eleu-

siischen Heiligthümer, daß er die Schönheit nackt erblicke, und nackt sage. Indessen wer kann so genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühsamkeit verrieth, der Geschmack sich nicht manchmal mit einem kleinen schönen Eigensinn paarete, und der Unterricht nicht oft nach Grundfätzen eine Litteralität übrig ließe. Ich urtheile, wie ein Deutscher! ihr Deutsche! haltet ein Werk werth, an dem der Franzose bloß etwas vom Geschmack; der Britte vom Fleiß, und der Wälische vom Unterricht abborgen kann: das übrige ist euer!

Von den Denkmälern der Kunst komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da steht ein Deutscher Browne!

3. Moser kennet das Schroot und Korn der Deutschen Sprache: der alten Lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit, und gesunden Vernunft unserer Väter; und er kann mit mehrern Rechten unser deutscher Browne seyn; als Heslin mit seinen Platonischen Träumen, und Wegelin mit seiner Hypochondrischen Fülle von Tugend, in der Schweiz. Wie Parrhasius dort den Geist der Athenenser malte, »der veränderlich, rachsüchtig, ungerecht, unerbittlich und gnedig, ruhmräthig, erhaben und niedrig, wild und feige, und alles zugleich war« so kann Moser den Geist der Deutschen malen, wie er war, und seyn sollte. Alsdenn aber muß auch in dem Geschmack der Erfindung keine fromme Misanthropie, in der Zusammenfassung kein ungesunder Überfluß, in der Zeichnung kein schwacher Geschmack herrschen, der halb Französisch und halb Britisch ist. Er liefere sein Werk auch der Form nach mit allen deutschen Vollkommenheiten geschmückt: tiefinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der Zusammenfassung, nämlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche Deutsche

Leser bei allen Moferischen Schriften fämtlich und fonders bedauern: daß Moſes keinen Aaron hat: daß der Miniſter zu ſichthar dik- tire, der Weltweiſe nicht Zeit genug, zu ver- dauern, und der Schriftſteller nicht Muße  
5 gung, ſelbſt zu ſchreiben, und anzuordnen habe. Hätte der Verfaſſer irgend in Deutſchland einen andern Amphitruon, der die Macht und Geſchicklichkeit beſaße, ſeine zerſtreute Gedanken zu verbinden; und die Waſſerſüchtige Fälle in einen Körper zu verwandeln,  
10 wo volle geſunde Adern unter einer feinen Haut ſich verbergen: ein zweiter Moſer, der auch bisweilen ſein Antipode ſeyn könnte, um viele ſchwermüthige Klagen mit leichtem und geſundem Blut zu leſen, und ihm endlich davon abbrächte: ein Prediger in der Wüſte zu ſeyn, wie jener, der nur ein Vor-  
bote von dem war, der kommen ſollte, und ganz anders als ſein Vorläufer ſeyn mußte. —  
20 Sollte es nicht mit zur Deutſchen Nationalfreiheit gehören, daß ein Genie, welches ſelbſt nicht Mutter ſeyn kann, fremde, wohlgebildete aber ausgeſtoßene Kinder, aufnähme, und ſich an ihnen Mütterverdienſt erwärbe?  
25 Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutſchland verdient dies!

4. Jezt ein Cenſor, aber ein munterer Cen- ſor der Verdienſte! Abhts Schriften ſind für die Deutſchen Original: der gute geſunde Men- ſchen- und Bürgerverſtand, der in ihnen herr- ſchet, iſt das Erbſtück unſrer Nation: die Analytiſche Auflöſung der Begriffe iſt die beſte Methode Deutſcher Philoſophie; die  
Laune ſeiner Schreibart, die ſtatt der fran- zöſiſchen Charaktere, und der Brittiſchen er-  
35 dachten Beiſpiele, durch Geſchichte lehrt, nährt unſern Geiſt, und ſeine Schreibart un- ſere Einbildungskraft. Das Feuer der Phant- aſie, in dem der Verfaſſer dachte, und ſchrieb,  
40 aber nicht hätte leſen ſollen; glüht jeden Le- ſer an, der es verſteht, ein Buch in eine Per-

ſon, und todte Buchſtaben in Sprache zu verwandeln: alsdenn hört man, und denkt, und fühlt mit dem Autor. Kannſt du aber, lieber Leſer! nichts als leſen, nicht die Lük-  
5 ken, die dir überlaſſen wurden, in Gedanken ſelbſt ausfüllen, nicht weiter denken, wo dir Ausſichten eröfnet werden: ſo wirſt du inne werden, was vielleicht eben der Verfaſſer ſagt: «dem Sprechenden helfen ſeine Geber-  
10 den, und der Ton der Stimme den Verſtand beſtimmen: da dies alles hingegen in einem «Buche wegfällt.» Wenn ich dieſen Schrift- ſteller mit Zimmermann vergleiche: ſo be-  
merke ich freilich an dem letzten mehr Fleiß  
15 in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewiſſen franzöſiſchen Geſchmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfaſſer ſelbſt weniger übrig laßt, als er liefern könnte. —

5. Jezt ein Schriftſteller, nicht bloß des Vaterlandes, ſondern auch der Menſchheit: Spalding. So wie ſeine Wahrheiten ſich zwi- ſchen Philoſophie und gemeine Beobachtun- gen ſtellen; ſo gränzt auch ſein Vortrag mit  
25 Genauigkeit und Aufwand: ſein geſetzter Stil nimmt hie und da die Miene des Tieffinus an, und ſein blühender Stil ſcheint ſich in den Luxus zu verlieren; aber man trete na- her! Selbſt der Aufwand wird alsdenn ein  
30 Stück des Nothwendigen, und die Schreibart ſchließt ſich der Denkart ſo an, wie die naſſen Gewänder der Alten den Körper durchſehim- mern ließen. Dies geht ſo weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfaſſer bisweilen mü- ſam gewordene Denkart immer durchblickt;  
35 er mag ſie ſo ſehr mit Blumen beſtreuen, als er will. Aber eben dies verbürgt auch die Treue, mit der er ſeine Seele entdeckt, und die in den Materien, worinn er ſchreibt, und  
40 in unſerer Zeit ein ſeltenes Muſter iſt. Viel- leicht gelingt es Spalding, geſunden Menſchen- verſtand in den Kanzelvortrag zu bringen, der

das Mittel zwischen gelehrter Weisheit und unverständlicher Wortkrämerei hält, der den Jüdischen und gelehrten Griechischen Ton mit einerlei Vorficht vermeidet, der die Kanzel erniedrigt, aber weder zum Mosaischen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem Philosophischen Catheder — zu dem Rednersorte eines Fremdes, eines vertrauten, eines Seelenföhrers. Vielleicht wird es ihm gelingen, in die Theologie ein Denken einzuföhren, das eben so wenig Deismus und Freigeisterei, als nach-  
 10 gebetete Formel ist. — Welch ein Unterschied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten, und beredten Theologen vergleiche; es ist kein anderer, als Aelen. Wenn ich die Predigten dieses Mannes, als erbauliche Abhandlungen ansehe: so verbinden sie Philosophische Genauigkeit, Deutlichen Nachdruck, und Griechische Schönheiten mit einander bis zu den kleinsten Thei-  
 20 len: zu lesen sind sie vielleicht die besten deutschen Predigten, die die meisten Franzosen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und seine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieser Art von Schriften hinter sich lassen. Darüber wundere ich mich also nicht, daß sie wider ihr Verdienst unbekannt geblieben; denn sie sind ja keine Postillen, und keine blendende Sermons; aber darüber wundere ich mich, wie  
 30 dieser deutsche Chrysoptom in seinem Pathmos sich so hat verirren können, um vom Ursprung der Opfer auf eine so mystische Art zu schreiben:

*Infert se tectus nebula. Mirabile dictu!*

6. Sokrates föhrte die Weltweisheit unter die Menschen; hier ist der Philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt haben soll: der Verfasser der Philosophischen Schriften. Ja  
 40 er ist, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß; als hätte

es die Muse selbst gesagt: er denkt da, wo andere sich begnügen, Schönheiten zu empfinden: er hat unter den Deutschen die Kritik der fehlerhaften Willenshaften ausgebreitet, die  
 5 Baumgarten in Abficht der Lateinischen Schriftsteller so vorzüglich bewies; und —

Ich föhle es doch bei feinen Philosophischen Schriften manehmal, was er selbst föhlte: dich bekenne es, daß sich zu bloß spekulativen  
 10 -Untersuchungen kein Vortrag besser schickt, als der strenge Systematische. Ich traute mir aber das Vermögen und die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine  
 15 -so strenge Ordnung zu kehren.\* Man hat ihm hierüber, als über ein Kompliment, Gegenkomplimente gemacht; allein wenn Moses unter dem Systematischen Vortrage mehr als eine äußere Mathematische Lehrart versteht, so wird jeder seine Entschuldigung für Wahr-  
 20 heit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe, und Gespräche; die Episoden in den Briefen, und die fremden Eingänge in den Gesprächen: scheint mir ein Putz, den die Philosophische Würde nicht braucht. Den-  
 25 kende Leser föhrt er von der Betrachtung der Wahrheit selbst ab: sie müssen sich von den Spaziergängen nachher wieder zurück finden: und wer bloß wegen dieser Einkleidungen lie-  
 30 fet — für den hat Moses nicht geschrieben: eine Braut bloß wegen ihres Putzes lieben, ist lächerlich. Der Weise sehe seinen Gegenstand so helle als Moses; er zeige ihm im rechten Gesichtspunkte, er leite die Ideen natürlich fort, er habe die Erläuterungen,  
 35 und die Sprache in seiner Gewalt: so wird eine simple Abhandlung draus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; sie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leser, der Wahrheit sucht und liebt, ohne Zwang  
 40 und Umwege, ein Geleitsmann zu seyn — wozu? nicht zu lernen, sondern selbst zu denken. So sind die Abhandlungen im 2ten Theil

der Philosophischen Schriften: einige Litteraturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfasser, und — die Lesing'schen Abhandlungen.

7. Lesing — leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes Prosaïches Werk anführen kann, da doch das Publikum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Wiz und Phantafie; in Betracht seines Scharffsinns im Zergliedern, und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: «fo viel that er: Nachwelt! schließe draus, was er thun konnte!»

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Litteratur, die lezten Jahre her erhalten: unter denen ich die Mæter'schen Schriftgen: Harlekin, oder vom Groteske-Komischen, sein Brief an den Savoyischen Vikar u. s. w. nenne — Es ist übrigens zu beklagen, daß man einige der besten Deut'schen Poeten, nicht sonderlich im Prosaïchen Stil loben will; wie ich dies bei dreien insonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu schreiben.

9. Darf ich unsre Schriftsteller mit einem Autor befehlen, der nach dem ersten Urtheil der Litteraturbriefe mit Winkelmann eine Ähnlichkeit hatte, und nach dem lezten Richterpruche sein Antipode geworden: der erst ein Heiligthum unsrer Zeit (*avaθηνα*) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (*avaθρηνα*) wurde: es ist der Verfasser der Sokrat'schen Denkwürdigkeiten: wer ihn nicht als Gestirn betrachten will in unserer Litteratur: sehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er doch immerfort.

Der Kern seiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit: die Schale derselben ist ein müh-

sam gelochtenes Gewebe von Kernaussdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene:

3 Gelesen:) und allerdings, sehr viel, sehr weitläufig und mit Geschmack gelesen (*multa et multum legit*): allein die Balsamdäfte vom Ætherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapours der Gallier und dem Brodem der Britischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen, oder weißagen (die beiden Verrichtungen seiner Schriften), wie die Juno, wenn sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythiße, wenn sie Weißagungen in Kabbaliftischer Prose murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammen gelassen, so wie die Königlichliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dies zuerst thut. — Indessen würde oft freilich eine kleine naehere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles entzuzeln, aber auch verrathen; und da ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre; so bin ich nicht in der Lage, hier Errathungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet:) Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Ansicht in einen Gesichtspunkt: hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellen, und Schimmel statt eines Mikroskopischen Wäldehens. Leser, der du diese hingeworfne Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden!

Gedaht:) wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Ärgerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme haßt: so ist jeder Gedanke eine unaufgedellte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne

welches er ihn nicht denken und fagen konnte.

Angenehme Worte gefucht und gefunden:) Seine Annehmlichkeiten find keine Folgen von gelehrten Regeln: feine Fehler find fo gar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßig. Vielleicht hat ihn alfo der ehrliche Falbert Kulnius umfonft zum Schüler der Baumgartenfchen Äfthetik zu machen gefucht, und vielleicht hätte ihn der 254fte Litteraturbrief nicht eben nach allen Regeln zum Verbrecher des Stils machen dürfen. Erfindung und Zeichnung find Früchte der Denk- und Schart, die vielleicht einer gewissen Sokratifchen Unwissenheit ähnlich feyn mögen, wie er fie befchreibt. Eine Zunge kann ftammeln, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleifch: und Guercius ein trauriges Colorit: Von den Schriften diefes Verfaßers gilt es alfo vermuthlich, was Plinius vom Maler

Eutykrates fagt: *auftero maluit genere, quam incundo placere.*

Seine Nahrung von ferne gebracht:) oft woher und wo es niemand vermuthete, und dachte. 8 Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand; im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riefen:

Ich hieb viel tauſend Feinde nieder.

10 In allen Nefeln, die ich fand.

Da lagen denn die kleinen Leichen u. f. w.

f. Gedichte von Karfchin.

Hätte unfer jezo ebentheuerlicher Sokrat, eine Afpafia, feine Gedanken auszudrücken, und einen Aleibiad, fie auszubilden; vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdenn vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, *Socratis et Platonis peior progenies*, ein Syſtem errichtete, in der Philologie und 20 Äfthetik, woran fein Großvater nicht gedacht hatte.

## KRITISCHE WÄLDER.

*Herausgegeben durch Heyne.*

### ERSTES WÄLDCHEN LESSINGS LAOKOON GEWIDMET.

15.

Man muß nicht denken, daß ein Philoſoph, der den Unterſchied zwiſchen Poeſie und einer fehenen Kunnſt zu entwickeln unternimmt, damit das ganze Weſen der Dichtkunnſt vollſtändig erklären wolle. Leſſing zeigt, was die Dichtkunnſt gegen Malerei gehalten nicht ſey; um aber zu ſehen, was ſie denn an ſich 30 in ihrem ganzen Weſen völlig ſey, müßte ſie mit allen ſchweſterlichen Künſten und Wiſ-

ſenſchaften, z. E. Muſik, Tanzkunnſt und Redekunnſt verglichen, und philoſophiſch unterſchieden werden.

Malerei wirkt im Raume; Poeſie durch Zeitfolge. Jene durch Figuren und Farben; dieſe durch artikulierte Töne. Jene hat alſo Körper, dieſe Handlungen zu eigentlichen Gegenſtänden. 30 »So weit iſt Leſſing in ſeiner »Entwicklung gekommen.« Nun nehme ein philoſophiſcher Tonkunnſtler ſein Werk auf:

wie fern haben Poesie und Tonkunst gemeine Regeln, da sie beide durch die Zeitfolge wirken? Wie geht jene ab, da sie Handlung singet? Der Redekünstler fahre fort: jede Rede kann Handlung schildern: wie denn die Poesie? wie in ihren verschiedenen Gattungen und Arten? — Endlich diese Theorien zusammen: so hat man das Wesen der Poesie.

Auch bei der jetzigen Einen Seite der Vergleichung ist's indefsen, als ob mir an dem Wesen der Poesie immer etwas zur Berechnung fehle. — Ich nehme Lestlingen da das Wort auf, wo er die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten verspricht.

Er schließt so: «Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andre Mittel oder Zeichen gebraucht, als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese artikulierte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.»

«Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.»

«Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.»

Vielleicht würde die ganze Schlusskette untrüglich seyn, wenn sie von einem festen Punkte aufenge: nun aber laßet uns zu ihm binan: «Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere

•Mittel oder Zeichen gebraucht, als die •Poesie,“ allerdings wahr!

«Jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit.“ Schon nicht so bestimmt! denn der Poesie sind die artikulierten Töne nicht das, was Farben und Figuren der Malerei sind!

«Wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen.“ Eben damit fällt alle Vergleichung weg. Die artikulierten Töne haben in der Poesie nicht eben dasselbe Verhältniß zu ihrem Bezeichneten, was in der Malerei Figuren und Farben zu dem ihrigen haben. Können also zwei so verschiedene Dinge ein Drittes, einen ersten Grundsatz zum Unterschiede, zum Wesen beider Künste geben?

Die Zeichen der Malerei sind natürlich: die Verbindung der Zeichen mit der bezeichneten Sache ist in den Eigenschaften des Bezeichneten selbst gegründet. Die Zeichen der Poesie sind willkürlich: die artikulierten Töne haben mit der Sache nichts gemein, die sie ausdrücken sollen; sondern sind nur durch eine allgemeine Convention für Zeichen angenommen. Ihre Natur ist also sich völlig ungleich, und das *Tertium comparationis* schwindet.

Malerei wirkt ganz im Raume, neben einander, durch Zeichen, die die Sache natürlich zeigen. Poesie aber nicht so durch die Succession, wie jene durch den Raum: Auf der Folge ihrer artikulierten Töne beruht das nicht, was in der Malerei auf dem Nebeneinanderseyn der Theile beruht. Das Successive ihrer Zeichen ist nichts als *conditio sine qua non*, und also blos einige Einschränkung: das Coexistiren der Zeichen in der Malerei aber ist Natur der Kunst, und der Grund der malerischen Schönheit.

Poesie, wenn sie gleich durch auf einander folgende Töne, das ist, Worte wirkt: so ist doch das Aufeinanderfolgen der Töne, die Succession der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung.

Um diesen Unterschied deutlicher zu machen, muß eine Vergleichung zwischen zweien durch natürliche Mittel wirkenden Künften gemacht werden, zwischen Malerei und Tonkunst. Hier kann ich sagen: Malerei wirkt ganz durch den Raum, so wie Musik durch die Zeitfolge. Was bei jener das Nebeneinanderseyn der Farben und Figuren ist, der Grund der Schönheit, das ist bei dieser das Aufeinanderfolgen der Töne, der Grund des Wohlklanges. Wie bei jener auf dem Aublick des Coexistirenden das Wohlgefallen, die Wirkung der Kunst beruht; so ist in dieser das Successive, die Verknüpfung und Abwechslung der Töne das Mittel der musikalischen Wirkung. Wie also, kann ich fortfahren, jene, die Malerei, bloß durch ein Blendwerk, den Begriff der Zeitfolge in uns erwecken kann: so mache sie dies Nebenwerk nie zu ihrer Hauptsache, nämlich: als Malerei durch Farben und doch in der Zeitfolge zu wirken: sonst gehet das Wesen und alle Wirkung der Kunst verloren. Hierüber ist das Farbenklavier Zeuge. Und also im Gegentheile die Musik, die ganz durch Zeitfolge wirkt, mache es nie zum Hauptzwecke, Gegenstände des Raums musikalisch zu schildern, wie unerfahrene Stümper thun. Jene verliere sich nie aus dem Coexistenten, diese nie aus der Succession: denn beide sind die natürlichen Mittel ihrer Wirkung.

Bei der Poesie aber ist der Auftritt geändert. Hier ist das Natürliche in den Zeichen, Buchstaben, Klang, Tonfolge, zur Wirkung der Poesie wenig oder nichts: der Sinn, der durch eine willkürliche Überein-

stimmung in den Worten liegt, die Seele, die den artikulirten Tönen beiwohnet, ist alles. Die Succession der Töne kann der Poesie nicht so wesentlich berechnet werden, als der Malerei das Coexistiren der Farben; denn die Zeichen haben gar nicht einerlei Verhältniß zu der bezeichneten Sache.\*

Der Grund ist wankend, wie wird das Gebäude feyn? Ehe wir dieses sehen, laßt uns jenen erst auf andere Art sichern. Malerei wirkt im Raume, und durch eine künstliche Vorstellung des Raums. Musik, und alle energischen Künfte, wirken nicht bloß in, sondern auch durch die Zeitfolge, durch einen künstlichen Zeitwechsel der Töne. Ließe sich nicht das Wesen der Poesie auch auf einen solchen Hauptbegriff bringen, da sie durch willkürliche Zeichen, durch den Sinn der Worte auf die Seele wirkt? Wir wollen das Mittel dieser Wirkung Kraft nennen: und so, wie in der Metaphysik Raum, Zeit und Kraft drei Grundbegriffe sind, wie die mathematischen Wissenschaften sich alle auf einen dieser Begriffe zurückführen lassen: so wollen wir auch in der Theorie der schönen Wissenschaften und Künfte sagen: die Künfte, die Werke liefern, wirken im Raume; die Künfte, die durch Energie wirken, in der Zeitfolge; die schönen Wissenschaften, oder vielmehr die einzige schöne Wissenschaft, die Poesie, wirkt durch Kraft — durch Kraft, die den Worten beiwohnt, zwar durch das Ohr geht, aber unmittelbar auf die Seele wirket. Diese Kraft ist das Wesen der Poesie, nicht aber das Coexistente, oder die Succession

Nun wird die Frage: welche Gegenstände kann diese poetische Kraft besser an die Seele bringen, Gegenstände des Raums, coexistirende Gegenstände, oder Gegenstände der Zeitsuccessionen? Und, um wieder sinnlich

zu reden: in welchem Medium wirkt die poetische Kraft freier, im Raume, oder in der Zeit? —

Sie wirkt im Raume: dadurch, daß sie ihre ganze Rede sinnlich macht. Bei keinem Zeichen muß das Zeichen selbst, sondern der Sinn des Zeichens empfunden werden; die Seele muß nicht das Vehikel der Kraft, die Worte, sondern die Kraft selbst, den Sinn, empfinden. Erste Art der anschauenden Erkenntniß. Sie bringt aber auch jeden Gegenstand gleichsam sinnlich vor die Seele, d. i. sie nimmt so viel Merkmale zusammen, um mit Einmal den Eindruck zu machen, der Phantasia ihn vor Augen zu führen, sie mit dem Anblicke zu täuschen: zweite Art der anschauenden Kenntniß, und das Wesen der Poesie. Jene Art kann jeder lebhaften Rede, die nicht Wortklauberei oder Philosophie ist: diese Art der Poesie allein zukommen, und macht ihr Wesen, das sinnlich Vollkommene in der Rede. Man kann also sagen, daß das erste Wesentliche der Poesie wirklich eine Art von Malerei, sinnliche Vorstellung sey.

Sie wirkt in der Zeit: denn sie ist Rede. Nicht blos erstlich, so fern die Rede natürlicher Ausdruck ist, z. E. der Leidenschaft, der Bewegungen: denn dies ist der Rand der Poesie; sondern vorzüglich, indem sie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Kommen ihrer Vorstellungen, auf die Seele wirkt, und in der Abwechslung theils, theils in dem Ganzen, das sie durch die Zeitfolge erbauet, energisch wirket. Das Erste hat sie auch mit einer andern Gattung der Rede gemein; das Letzte aber, daß sie einer Abwechslung, und gleichsam Melodie der Vorstellungen, und Eines Ganzen fähig sey, dessen Theile sich nach und nach äußern, dessen Vollkommenheit also energisiret — dies macht sie zu einer Musik

der Seele, wie sie die Griechen nannten: und diese zweite Succession hat Lessing nie berührt.

Keines von beiden, allein genommen, ist ihr ganzes Wesen. Nicht die Energie, das Musikalische in ihr; denn dies kann nicht Statt finden, wenn nicht das Sinnliche ihrer Vorstellungen, das sie der Seele vormahlet, vorausgesetzt wird. Nicht aber das Malerische in ihr; denn sie wirkt energisch, eben in dem Nebeneinander hanet sie den Begriff vom sinnlich vollkommenen Ganzen in die Seele: nur beides zusammen genommen, kann ich sagen, das Wesen der Poesie ist Kraft, die aus dem Raum, (Gegenstände, die sie sinnlich macht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Theile zu Einem poetischen Ganzen) wirkt: kurz also sinnlich vollkommene Rede.

Bei Lessing ist der vornehmste Gegenstand der Poesie Handlung; nur aber Er kann aus seinem Begriffe der Succession diesen Begriff ausfinden: ich gestehe es gern, ich nicht.

„Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, sind Handlungen.“ Wie? ich lasse so viel ich will auf einander folgen, jedes soll ein Körper, ein todter Anblick seyn; verneuge der Succession ist keines noch Handlung. Ich sehe die Zeit fliehen, jeden Augenblick den andern jagen — sehe ich damit Handlung? Verschiedene Auftritte der Natur kommen mir vor Augen, einzeln, todte, einander nachfolgend: sehe ich Handlung? nie wird P. Kastells Farbenklavier mit seinem successiven Vorspielen der Farben, und wenn es auch Wellen- und Schlangenlinien waren, Handlungen liefern: nie wird eine melodische Kette von Tönen, eine Kette von Handlungen heißen. Ich laugne es also, daß Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, deswegen über-



haupt Handlungen heißen: und eben so länge ich, daß, weil die Dichtkunst Successionen liefert, sie deswegen Handlungen zum Gegenstande habe.

Der Begriff des Successiven ist zu einer Handlung nur die halbe Idee: es muß ein Successives durch Kraft seyn: so wird Handlung. Ich denke mir ein in der Zeitfolge wirkendes Wesen, ich denke mir Veränderungen, die durch die Kraft einer Substanz auf einander folgen: so wird Handlung. Und sind Handlungen der Gegenstand der Dichtkunst, so wette ich, wird dieser Gegenstand nie aus dem trocknen Begriff der Succession bestimmt werden können: Kraft ist der Mittelpunkt ihrer Sphäre.

Und dies ist die Kraft, die dem Innern der Worte anklebt, die Zauberkraft, die auf meine Seele durch die Phantasie und Erinnerung wirkt: sie ist das Wesen der Poesie. — Der Leser sieht, daß wir sind, wo wir waren, daß nemlich die Poesie durch willkürliche Zeichen wirke, daß in diesem Willkürlichen, in dem Sinne der Worte ganz und gar die Kraft der Poesie liege; nicht aber in der Folge der Töne und Worte, in den Lauten, sofern sie natürliche Laute sind. —

Lessing indessen schließt aus dieser Folge von Tönen und Worten alles; nur sehr spät fällt es ihm ein, daß die Zeichen der Poesie willkürlich waren: allein auch dann erwägt er nicht, was der Einwurf: Poesie wirkt durch willkürliche Zeichen, sagen wolle.

Denn wie löset er diesen Einwurf? — Dadurch, daß mit der Schilderung körperlicher Gegenstände die Täufelung, das Hauptwerk der Poesie, verloren gehe, daß also zwar Rede an sich, aber nicht die sinnlich vollkommenste Rede, die Poesie, Körper schildern könne.\* Die Sache scheint jetzt unbestimmter

Orte. Eben weil die Poesie nicht mahlerisch genug seyn kann bei Schilderung körperlicher Gegenstände: so muß sie sie nicht schildern. Nicht, damit sie nicht Malerei sey; nicht, weil sie in successiven Tönen schildert: nicht, weil der Raum das Gebiet des Malers, und bloß Zeitfolge das Gebiet des Dichters sey — ich sehe bei Allem keine Ursache. Das Successive in den Tönen ist, wie gesagt, dem Poeten wenig: er wirkt nicht durch sie, als natürliche Zeichen. Aber wenn ihm seine Kraft verläßt, wenn er mit seinen Vorstellungen, unabhängig von seinen Tönen, die Seele nicht täufeln kann: ja, dann geht der Poet verloren, dann bleibt nichts als ein Wortmahler, als ein symbolischer Namensklärer. Aber daß die Succession hier noch nicht am besten Orte sey, mag — sein eigenes Beispiel zeugen. Wenn es Hallers Endzweck ist, uns in seinen Alpen, den Enzian, und seinen blauen Bruder, und die ihm ähnlichen oder unähnlichen Kräuter versmaßig kennen zu lehren; allerdings verliert er alsdann den Zweck des Dichters, mich zu täufeln, und ich, als Leser, meinen Zweck, mich täufeln zu lassen: dies ist alsdann der Grund und kein anderer. Aber wenn ich nun von Hallers Gedichte zu einem botanischen Lehrbuche gehe: wie werde ich da den Enzian und seine Brüder kennen lernen? wie anders, als wieder durch successive Töne, durch Rede? Der Botanist wird mich von einem Theile zum andern führen: er wird mir die Verbindung dieser Theile klar machen: er wird das Kraut meiner Einbildungskraft theilweise und im Ganzen vorzuzählen suchen, was freilich das Auge mit Einmal überfliehet: er wird alles thun, was Lessing, der Dichter nicht thun soll. Wird er mir verständlich werden? Darin ist nicht die Frage, wenn ich seine Worte verstehe: er muß mir klar werden, er muß mich auf gewisse Art täu-

sehen. Kann er dies nicht; sehe ich die Sache bloß im Einzelnen, deutlich, nicht aber im Ganzen, ansehend, ein: so werde ich alsdann alle Regeln, die Lessing dem Dichter giebt, auch dem Verfasser eines botanischen Lehrbuchs geben können. Ich werde zu ihm sehr ernsthaft sagen: "Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume, eines Krauts? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedenen Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine Einzige zu seyn bedünken, und die Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig. — Gefetzt nun also auch, der schriftliche Kräuterlehrer führe uns in der besten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gefetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit Einmal überfliehet, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon vergessen haben. Jedemoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig: es kann sie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wenn sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche Mühe, welche Aufregung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen! — Solche Befreibungen mögen sich, wenn man die Blume selbst in der

Hand hat, sehr schön dagegen recitiren lassen; nur für sich allein sagen sie wenig oder nichts." —

So spricht Lessing zum Dichter, und warum soll ich nicht ebenso zum Kräuterlehrer sprechen, der mich bloß durch Worte lehren will? Ich sehe keine Veränderung des Falles, eben denselben Gegenstand, einen Körper, eben dasselbe Mittel, ihn zu schildern, Rede, eben dieselbe Hinderung in diesem Mittel, das Successive der Rede, Worte. Folglich muß die Lection sich so gut auf ihn, als auf jeden Wortschilderer passen.

Folglich muß die Ursache: "Succession verhindert, Körper zu schildern," da sie auf jede Rede trifft, da jede Rede in solichem Falle nicht das Definitum, als ein Wort, verständlich, sondern als eine Sache ansehend machen will, eigentlich außer dem Gebiete der Poesie liegen;

Folglich auch in demselben kein eigentliches, wenigstens kein höchstes Gesetz geben können, sondern nur ein Nebenbegriff bleiben, aus dem wenig oder nichts gefolgert werden kann.

16.

Kurz: ich kenne keine Successionen in Homers, die als Kunstgriffe, als Kunstgriffe der Noth, eines Bildes, einer Schilderung wegen da seyn sollten: sie sind das Wesen seines Gedichts, sie sind der Körper der epischen Handlung. In jedem Zuge ihres Werdens muß Energie, der Zweck Homers, liegen: mit jeder andern Hypothese von Kunstgriffen, von Einkleidungen, um das Coxistente der Schilderung zu vermeiden, komme ich aus dem Tone Homers. Ich weiß, daß dieser Vorwurf groß sey, daß der Kraft eines Dichters kein größeres Hinderniß gelegt werden könne, als nicht in seinem Tone zu lesen; allein deswegen nehme ich meinen Vorwurf

nicht zurück. Wer in dem Zusammenfetzen des Wagens der Juno, und in der Gefehichte des Bogens und des Zepters, und in dem Werden des Schildes, nichts als einen Kunftgriff bemerken will, um einem körperlichen Bilde zu entkommen: der weiß nicht, was Handlung des Gedichtes fey, an dem hat Homer feine Energie verfehlet. Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, fo fchildert ers, wenn es auch ein Therites feyn follte; er weiß von keinen Kunftgriffen, von keiner poetifchen Lift und Gefährde: Fortfchreitung ift die Seele feines Epos.

17.

Nun aber ift Homer auch nicht der einzige Dichter: es gab bald nach ihm einen Tyrtaeus, Anakreon, Pindarus, Æfchylus, u. f. w. Sein *επος*, feine fortgehende Erzählung, verwandelte fich mehr und mehr in ein *μελος*, in ein Gefangartiges, und darauf in ein *ειδος*, in ein Gemähld; Gattungen, die noch aber immer Poesie blieben. Ein Sänger, (*μελοποιος*) und ein lyrischer Mahler, (*ειδοποιος*) Anakreon und Pindar, ftehe also gegen den Gefehichtsdichter (*εποποιος*) Homer.

Homer dichtet erzählend: «es gefchah! es ward!» bei ihm kann also alles Handlung feyn, und muß zur Handlung eilen. Hierhin ftrebt die Energie feiner Mufe: wunderbare, rührende Begebenheiten find feine Welt: er hat das Schöpfungswort: «es ward!» Anakreon fchwebt zwischen Gefang und Erzählung: feine Erzählung wird ein Liedchen, fein Lied ein *επος* des Liebesgottes. Er kann also feine Wendung: «es war!» oder «ich will» oder «du follst!» haben — genug, wenn fein *μελος* von Luft und Freude fhallet: eine frohe Empfindung ift die Energie, die Mufe jedes feiner Gefänge.

Pindar hat ein großes lyrisches Gemähld, ein labyrinthifches Odengebäude im Sinne,

das eben durch aufhehnende Ausfehweifungen, durch Nebenfiguren in mancherlei Licht ein energifches Ganzes werden; wo kein Theil für fich, wo jeder auf das Ganze geordnet, erfeheinen foll: ein *ειδος*: ein poetifches Gemähld, bei dem überall fehon der Künftler, nicht die Kunft, fichtbar ift. «Ich fing!»

Wo mag nun Vergleichung Statt finden? Das Idealganze Homers, Anakreons, Pindars, wie verfehieden! wie ungleich das Werk, worauf fie arbeiten! Der Eine will nichts als dichten: er erzählt; er bezaubert; das Ganze der Begebenheit ift fein Werk: er ift ein Dichter voriger Zeiten. Der Andere will nicht fprechen; aus ihm finget die Freude; der Ausdruck einer lieblichen Empfindung ift fein Ganzes. Der Dritte fpricht felbft, damit man ihn höre: das Ganze feiner Ode ift ein Gebäude mit Symmetrie und hoher Kunft. — Kann jeder feinen Zweck auf feine Art erreichen: mir fein Ganzes vollkommen darftellen; mich in diefer Aufschauung täufchen — was will ich mehr?

Es ift eine längst angenommene, und an fich unfchuldige Hypothefe, das Ganze jeder Gedichtart, als eine Art von Gemähld, von Gebäude, von Kunftwerk zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzwecke, dem Ganzen, mitwirken follten. Bei allen ift der Hauptzweck poetifche Täufchung; bei allen aber auf verfehiedne Art. Die hohe wunderbare Illufion, zu der mich die Epöee bezaubert, ift nicht die kleine füße Empfindung, mit der mich das Anakreontifche Lied befehlen will; noch der tragifche Affekt, in den mich ein Trauerfpiel verfetzet — indessen arbeitet jedes auf feine Täufchung nach feiner Art, mit feinen Mitteln, etwas im vollkommenften Grade anfehauend vorzuftellen; es fey nun dies Etwas epifche Handlung, oder tragifche Handlung, oder eine einzige Anakreontifche Emph-

dung, oder ein vollendetes Ganzes pindarischer Bilder, oder — alles muß indessen innerhalb seiner Grenzen, aus seinen Mitteln und seinem Zwecke beurtheilt werden.

Keine pindarische Ode also als eine Epöpee, der das Fortschreitende fehle: kein Lied als ein Bild, dem der Umriß mangle: kein Lehrgedicht als eine Fabel, und kein Fabelgedicht als beschreibende Poesie. Sobald wir nicht um ein Wort, «Poesie, Poem» streiten wollen: so hat jede eingeführte Gedichtsart ihr eignes Ideal — eine ein höheres, schwereres, größeres, als eine andere; jede aber ihr eigenes. Aus einer muß ich nicht auf die andere, oder gar auf die ganze Dichtkunst Gesetze bringen.

Wenn also «Homer nichts als fortschreitende Handlungen mahlet, und für jeden Körper, für jedes einzelne Ding nur einen Zug hätte, so fern es an der Handlung Theil nimmt:» so mag damit seinem epischen Ideal eine Genüge gesehehen. Vielleicht aber, daß ein Oßian, ein Milton, ein Klopstock schon ein anderes Ideal hätten, wo sie nicht mit jedem Zuge fortschreiten, wo sich ihre Muse einen andern Gang wählte? Vielleicht also, daß dies Fortschreitende blos Homers epische Manier, nicht einmal die Manier seiner Dichtart überhaupt sey? — Der Kunsttrichter soll hier ein furchtbares Vielleicht sagen; das Genie entscheidet mit der starken Stimme des Beispiels.

Noch milder darf ich, wenn mich die Praxis Homers auf die Bemerkung führt: «Homer schildert nichts als fortschreitende Handlungen,» folglich den Hauptatz darauf schlagen: «die Poesie schildert nichts, als fortschreitende Handlungen — folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.» Wenn ichs bei Homer bemerke, daß «er alle einzelne Dinge nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeinlich nur mit

«Einem Zuge, mahle,» so darf nicht gleich der Stempel darauf: «folglich schildert auch die Poesie nur Körper andeutungsweise durch Handlungen; folglich kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen,» und was daraus mehr folgen soll an Regeln von der Einheit der mahlerischen Beiwörter, von der Sparfamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände — u. s. w. Daß diese Grundätze nicht aus einer Haupteigenschaft der Poesie fließen, z. E. aus dem Successiven ihrer Töne, woraus sie Lessing hergeleitet, ist bewiesen. Daß sie auch, und wenn sie alle in Homers Praxis so Statt fänden, wie Lessing glaubt, doch auch nicht aus dem Successiven der Poesie überhaupt, sondern aus seinem nähern epischen Zwecke fließen, ist auch gezeigt. Warum soll nun dieser epische Ton Homers der ganzen Dichtkunst, Ton und Grundatz und Gesetz so gar ohne Einschließung geben, als er sich bei Lessing meldet?

Ich zittere vor dem Bluthade, das die Sätze: «Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie: Poesie schildert Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen: jede Sache nur mit einem Zuge, u. s. w.» unter alten und neuen Poeten anrichten müssen. Lessing hätte nicht bekennen dürfen, daß ihm die Praxis Homers darauf gebracht; man sieht es einem jeden beinahe an, und kaum — kaum

Alle Körper, die in Homers Gedichte mitwirken sollen, werden mit so viel Zügen gezeichnet, als mitwirken sollen. Auf einen beschränkt sich Homer selten ein; wenn es auch nur ein Stein, Gerath, Bogen, u. s. w. wäre — er nimmt sich immer Zeit, so viel Eigenschaften seines Körpers anzuführen, als hier episch energisiren sollen. Schildert er eine Sache nur mit einem Zuge: so ist dieser meistens allgemein, und für diesen Ort unbedeutend: es sind die gewöhnlichen Beinamen, die er zu jeder Sache hat, die ihm oft wiederkommt

bleibt der einzige Homer alsdann Dichter. Von Tyrtæus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück: von Oßian zu Milton, und von Klopstock zu Virgil, wird aufgeräumt — erschreckliche Lücke. Der dogmatischen, der mahlenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken.

Lelling hat sich gegen einige derselben erkert, und aus seinen Grundfätzen sich noch gegen mehrere erklären müssen. Die ausführlichen Gemähde körperlicher Gegenstände sind, ohne den oben erwähnten Kunstgriff Homers, das Coexistirende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln\* (es ist oben erwähnt, daß Homer von solchem Kunstgriffe nichts weiß, und ein Kunstgriff, was könnte der zu einem so großen Zwecke, als Kunstgriff, wohl thun?) — sind jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig, oder gar kein Genie gehört.\* Von diesen feinsten Richtern werden angeführt: Horaz, Pope, Kleist, Marmontel; mich dünkt aber, daß sie für Lelling nicht so ins Unbestimmte hin beweisen. Horaz am angeführten Orte, fehlt nicht die für poetische Stümper, die einen Hain, Altar, Bach, Strom, u. s. w. mahlen, sondern am unrechten Orte mahlen:

— *Inceptis gravibus plerumque et magna profectis*

*Purpureus, late qui splendeat, unus et alter*

*Affuitur punnus; eum luens et ara Dianæ &c.*

*Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arens.*

*Sed nunc non erat his loens —*

Pope erklärte ein bloß mahlendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Bräuen; damit aber hat er ja nicht jedes ausführliche Gemähde körperlicher Gegenstände, das nur ohne den Homerischen Kunstgriff erscheine,

für ein frostiges Spielwerk ohne Genie erklärt. Der Hr. v. Kleist, dünkt mich, wollte in seinen Frühling eine Art von Fabel legen. (ein Plan ist so fern schon darin, daß sein Gedicht nicht eine Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung bloß auf gerathe wohl, bald hier, bald da, geriffen, sondern, nach der Angabe einer kritischen Schrift, ein Spaziergang ist, der die Gegenstände in der natürlichen Ordnung schildert, in der sie sich seinen Augen dargeboten) er wollte, sage ich, eine Fabel hineinlegen; ja nicht aber jede ausführliche Schilderung körperlicher Gegenstände, als ein frostiges Spielwerk, hinaus werfen. Und Marmontel endlich will zwar in der Idylle mehr Moral, und weniger physische Bilder haben; ob aber dadurch die Idylle eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen, und wenn dies, eben dadurch auch eine fortfortschreitende Folge von Handlungen werde, wo Körper nur mit einem Zuge gezeichnet werden sollen,\* weiß ich nicht, und nach Lelling ist sie im andern Falle nicht Poesie.

Handlung, Leidenschaft, Empfindung! — auch ich liebe sie in Gedichten über alles; auch ich haße nichts so sehr, als todte, stillstehende Schilderungsfucht, insonderheit, wenn sie Seiten, Blätter, Gedichte einnimmt; aber nicht mit dem todlichen Haße, um jedes einzelne ausführliche Gemähde, wenn es auch coexistent gezeichnet würde, zu verbannen, nicht mit dem todlichen Haße, um jeden Körper nur mit einem Beiworte an der Handlung Theil nehmen zu lassen, und dann auch nicht aus dem nämlichen Grunde, weil die Poesie in successiven Tönen schildert, oder weil Homer dies und jenes macht, und nicht macht — — um deswillen nicht.

Wenn ich Eins von Homer lerne, so ist's, daß Poesie energisch wirke: nie in der Ab-

sicht, um bei dem letzten Zuge ein Werk, Bild, Gemälde (obwohl successiv) zu liefern, sondern, daß schon während der Energie die ganze Kraft empfunden, und werden müßte. Ich lerne von Homer, daß die Wirkung der Poesie nie aufs Ohr, durch Töne, nicht aufs Gedächtniß, wie lange ich einen Zug aus der Succession behalte, son-

dern auf meine Phantasie wirke; von hieraus also, sonst nirgends her, berechnet werden müßte. So stelle ich sie gegen die Mahlerei, und beklage, daß Lessing diesen Mittelpunkt des Wesens der Poesie, „Wirkung auf unsere Seele, Energie,“ nicht zum Augenmerke genommen.

## VON DEUTSCHER ART UND KUNST.

AUS DEM FLIEGENDEN BLATT ÜBER SHAKESPEAR.

Lasset uns also ein Volk fetzen, das aus Umständen, die wir nicht untersuchen mögen, Luft hätte, sich statt nachzuäffen und mit der Wallnusschaale davon zu laufen, selbst lieber sein Drama zu erfinden: so ifts, dünkt mich, wieder erste Frage: wenn? wo? unter welchen Umständen? woraus solls das thun? und es braucht keines Beweises, daß die Erfindung nichts als Resultat dieser Fragen seyn wird und seyn kann. Holt es sein Drama nicht aus Chor, aus Dithyramb her: so kauns auch nichts Chormässiges Dithyrambisches haben. Lage ihm keine solche Simplicität von Faktis der Geschichte, Tradition, Häußlichen, und Staats- und Religionsbeziehungen vor — natürlich kauns nichts von Alle dem haben. — Es wird sich, wo möglichen, sein Drama nach seiner Geschichte, nach Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Traditionen, und Liebhabereyen, wenn auch aus Fastnachts- und Marionettenpiel (eben, wie die edlen Griechen aus dem Chor) erfinden — und das Erfundene wird Drama seyn, wenn es bey diesem Volk dramatischen Zweck erreicht. Man sieht, wir sind bey den

*toto divisis ab orbe Britannis*

und ihrem großen Shakespear.

Daß da, und zu der und vor der Zeit kein Griechenland war, wird kein *pullulus Aristotelis* läugnen, und hier und da also griechisches Drama zu fodern, daß es natürlich (wir reden von keiner Nachäffung) entstehe, ist ärger, als daß ein Schaaf Löwen gebären solle. Es wird allein erste und letzte Frage: «wie ist der Boden? worauf ist er zubereitet? was ist in ihn geseet? was sollte er tragen können?» — und Himmel! wie weit hier von Griechenland weg! Geschichte, Tradition, Sitten, Religion, Geist der Zeit, des Volks, der Rührung, der Sprache — wie weit von Griechenland weg! Der Leser kenne beyde Zeiten viel oder wenig, so wird er doch keinen Augenblick verwecheln, was nichts Ähnliches hat. Und wenn nun in dieser glücklich oder unglücklich veränderten Zeit, es eben Ein Alter, Ein Genie gebe, das aus seinem Stoff so natürlich, groß, und original eine dramatische Schöpfung zöge, als die Griechen aus dem Ihren — und diese Schöpfung eben auf den verschiedensten Wegen dieselbe Ab-

sicht erreichte, wenigstens an sich ein weit vielfach Einfältiger und Einfachvielfältiger — also (nach aller metaphysischen Definition) ein vollkommenes Ganzes wäre — was für ein Thor, der nun vergleiche und gar verdamme, weil dies Zweyte nicht das Erste sey? Und alle sein Wesen, Tugend und Vollkommenheit beruht ja darauf, daß es nicht das Erste ist: daß aus dem Boden der Zeit, eben die andre Pflanze erwuchs.

Shakespear fand vor und um sich nichts weniger als Simplizität von Vaterlands sitten, Thaten, Neigungen und Geschichtstraditionen, die das griechische Drama bildete, und da also nach dem Ersten metaphysischen Weisheitssatze aus Nichts Nichts wird, so wäre, Philosophen überlassen, nicht blos kein Griechisches, sondern wemns außerdem Nichts giebt, auch gar kein Drama in der Welt mehr geworden, und hätte werden können. Da aber Genie bekanntermaassen mehr ist, als Philosophie, und Schöpfer ein ander Ding, als Zergliederer: so wars ein Sterblicher mit Götterkraft begabt, eben aus dem entgegen gesetztesten Stoff, und in der verschiedensten Bearbeitung dieselbe Wirkung hervor zu rufen, Furcht und Mitleid! und beyde in einem Grade, wie jener Erste Stoff und Bearbeitung es kaum vormals hervorbringen vermocht! — Glücklicher Götterlohn über sein Unternehmen! Eben das Neue, Erste, ganz Verschiedne zeigt die Urkraft seines Berufs.

Shakespear fand keinen Chor vor sich; aber wohl Staats- und Marionettenspiele — wohl! er bildete also aus diesen Staats- und Marionettenspielen, dem so schlechten Leim! das herrliche Geschöpf, das da vor uns steht und lebt! Er fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gemüthungen, Völkern und Spracharten — der

Gram um das Vorige wäre vergebens gewesen; er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, König und Narren, Narren und König zu dem herrlichen Ganzen! Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung; er nahm Geschichte, wie er sie fand, und setzte mit Schöpfergeist das verschiedenartigste Zeug zu einem Wunderganzen zusammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechischen Verstande, so Aktion im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeiten Begebenheit (*evenement*) großes Eräugniß nennen wollen — o Aristoteles, wenn du erscheinst, wie würdest du den neuen Sophokles homerifiziren! würdest so eine eigne Theorie über ihn dichten, die jetzt keine Landsleute, Home und Hurd, Pope und Johnson noch nicht gedichtet haben! Würdest dich frenen, von Jedem Deiner Stücke, Handlung, Charakter, Meinungen, Ausdruck, Bühne, wie aus zwey Punkten des Dreyecks Linien ziehen zu können, die sich oben in einem Punkte des Zwecks, der Vollkommenheit begegnen! Würdest zu Sophokles sagen: mahle das heilige Blatt dieses Altars! und du o nordischer Barde alle Seiten und Wände dieses Tempels in dein ansterbliches Fresko!

Man lasse mich als Ausleger und Rhapsodisten fortfahren: denn ich bin Shakespear näher als dem Griechen. Wenn bey diesem das Eine einer Handlung herrscht: so arbeitet Jener auf das Ganze eines Eräugnisses, einer Begebenheit. Wenn bey Jenem Ein Ton der Charaktere herrschet, so bey diesem alle Charaktere, Stände und Lebensarten, so viel nur sichtig und noethig sind, den Hauptklang seines Concerts zu bilden. Wenn in Jenem Eine singende seine Sprache, wie in einem höhern Äther thonet, so spricht dieser die Sprache aller Alter, Menschen

und Menscharten, ist Dolmetscher der Natur in all' ihren Zungen — und auf so verschiedenen Wegen beyde Vertraute Einer Gottheit! — Und wenn jener Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so lehrt, rührt und bildet Shakespear nordische Menschen! Mir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Akteur, Koulisse verschwunden! Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorführung der Welt! — einzelne Gepräge der Völker, Stände, Seelen! die alle die verschiedenartigsten und abgetrenntest handelnden Maschinen, alle — was wir in der Hand des Weltsehöpfers sind — unwissende, blinde Werkzeuge zum Ganzen Eines theatralischen Bildes, Einer Größe habenden Begebenheit, die nur der Dichter übersehauet. Wer kann sich einen größern Dichter der nordischen Menschheit und in dem Zeitalter! denken!

Wie vor einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt vor seine Bühne. Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; würgen in einander, so disparat sie scheinen; bringen sich hervor, und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gefellet zu haben schien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodiece Gottes. Lear der rasche, warme, edelstehwache Greis, wie er da vor seiner Landcharte steht, und Kronen wegfenket und Länder zerrißt, — in der Ersten Scene der Erscheinung traegt schon allen Saamen seiner Schicksale zur Ernte der dunkelsten Zukunft in sich. Siehe! der gutherzige Verschwender, der rasche Unbarmerzige, der kindische Vater wird es bald seyn auch in den Vorhöfen seiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, schwärmend, segnend, — ach, Gott! und Wahnsinn ahnend. Wirds seyn bald mit blaffen

Scheitel unter Donner und Blitz, zur untersten Klasse von Menschen herabgestürzt, mit einem Narren und in der Hele eines tollen Bettlers Wahnsinn gleichsam poehend vom Himmel herab. — Und nun wie ers ist, in der ganzen leichten Majestät seines Elends und Verlassens; und nun zu sich kommend, angeplänzt vom letzten Strable Hoffnung, damit diese auf ewig, ewig erlösche! Gefangen, die todte Wohlthäterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf seinen Armen! auf ihrem Leichnam sterbend, der alte Knecht dem alten Könige nachsterbend — Gott! welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen, Wetter, Zeitläuften! und Alle nicht bloß Eine Geschichte — Heldea und Staatsaktion, wenn du willst! von Einem Anfange zu Einem Ende, nach der strengsten Regel deines Aristoteles; sondern tritt näher, und fühle den Menschengeist, der auch jede Person und Alter und Charakter und Nebending in das Gemälde ordnet. Zween alte Väter und alle ihre so verschiedne Kinder! Des Einen Sohn gegen einen betrogenen Vater unglücklich dankbar, der andre gegen den gutherzigsten Vater fehenslich undankbar und abscheulich glücklich. Der gegen seine Töchter! diese gegen ihn! ihre Gemal, Freyer und alle Helfershelfer im Glück und Unglück. Der blinde Gloster am Arm seines unerkannten Sohnes, und der tolle Lear zu den Füßen seiner vertriebenen Tochter! und nun der Augenblick der Wegscheide des Glücks, da Gloster unter seinem Baume stirbt, und die Trompete ruft! alle Nebenumstände, Triebfedern, Charactere und Situationen dahin eingedichtet — Alles im Spiel! zu Einem Ganzen sich fortwickelnd — zu einem Vater- und Kinder-Königs- und Narren- und Bettler- und Elend-Ganzen zusammen geordnet, wo doch überall bey den disparatsten Scenen Seele der Begebenheit athmet.



wo Örter, Zeiten, Umstände, selbst möchte ich fagen, die heidnische Schicksals- und Sternephilosophie, die durchweg herrschet, so zu diesem Ganzen gehören, daß ich Nichts verändern, verletzen, aus andern Stücken hieher oder hieraus in andre Stücke bringen könnte. Und das wäre kein Drama? Shakelpear kein dramatischer Dichter? Der hundert Antritte einer Weltbegebenheit mit dem Arm umfaßt, mit dem Blick ordnet, mit der Einen durchhauchenden, Alles belebenden Seele erfüllt, und nicht Aufmerksamkeit; Herz, alle Leidenschaften, die ganze Seele von Anfang bis zu Ende fortreißt wenn nicht mehr, so soll Vater Aristoteles zeugen, «die Größe des lebendigen Gesehöpfs darf nur mit Einem Blick übersehen werden können» — und hier — Himmel! wie wird das Ganze der Begebenheit mit tiefster Seele fortgeföhlt und geendet! — Eine Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief wie die Natur; aber der Schöpfer gieht uns Auge und Gesichtspunkt, so groß und tief zu sehen!

In Othello, dem Mohren, welche Welt! welche ein Ganzes! lebendige Geschichte der Entftechung, Fortgangs, Ausbruchs, traurigen Endes der Leidenschaft dieses Edlen Unglückseligen! und in welcher Fülle, und Zusammenlauf der Räder zu Einem Werke! Wie dieser Jago, der Teufel in Menschengestalt, die Welt aufhebt, und mit allen, die um ihn sind, spielt! und wie aus die Gruppe, ein Cassio und Rodrich, Othello und Desdemone in den Charakteren, mit dem Zunder von Empfänglichkeiten seiner Hölleflamme, um ihn stehen muß, und jedes ihm in den Wurf kommt, und er alles braucht, und Alles zum traurigen Ende eilet. — Wenn ein Engel der Vorsehung menschliche Leidenschaften gegen einander abwog, und Seelen und Charaktere gruppirte, und ihnen Anlässe, wo Jedes im

Wahn des Freyen handelt, zuföhrt, und er sie alle mit diesem Wahn, als mit der Kette des Schicksals zu seiner Idee leitet — so war der menschliche Geist, der hier entwarf, 5 fann, zeichnete, lenkte.

Daß Zeit und Ort, wie Hälften um den Kern immer mitgehen, sollte nicht einmal erinnert werden dürfen, und doch ist hierüber eben das hellste Gesehrey. Fand Shakelpear den Gättergriff Eine ganze Welt der 10 disparatesten Auftritte zu Einer Begebenheit zu erfassen; natürlich gehöerte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie mit 15 zur Täufelung beytrügen. Ist wohl jemand in der Welt zu einer Kleinigkeit seines Lebens Ort und Zeit gleichgültig? und sind dies insonderheit in den Dingen, wo die ganze Seele geregt, gebildet, umgebildet wird? in der Jugend, in Scenen der Leidenschaft, in 20 allen Handlungen aufs Leben! Ist da nicht eben Ort und Zeit und Fülle der äußern Umstände, die der ganzen Geschichte Haltung, Dauer, Existenz geben muß, und wird ein 25 Kind, ein Jüngling, ein Verliebter, ein Mann im Felde der Thaten sich wohl Einen Umstand des Lokals, des Wie? und Wo? und Wann? wegsehneiden lassen, ohne daß die ganze Vorstellung seiner Seele litte? Da ist nun Shakelpear der grüestte Meister, eben weil 30 er nur und immer Diener der Natur ist. Wenn er die Begebenheiten seines Drama dachte, im Kopf wälzte, wie wälzen sich jedesmal Örter und Zeiten so mit umher! 35 Aus Scenen und Zeitläutten aller Welt findet sich, wie durch ein Gesetz der Fatalität, eben die hieher, die dem Gefühl der Handlung, die kräftigste, die idealste ist; wo die sonderbarsten, köhlfsten Umstände am meisten den Trag der Wahrheit unterstützen, wo Zeit- und Ortwechsel, über die der Dichter 40 sehaltet, am lautesten rufen: hier ist

kein Dichter! ist Schöpfer! ist Gefehichte der Welt!

Als z. E. der Dichter den schrecklichen Königsmord, Trauerpiel Maebeth genannt, als Faktum der Schöpfung in seiner Seele wälzte — bist du, mein lieber Leser, so blöde gewesen, nun in keiner Scene, Scene und Ort mit zu fühlen — wehe Shakespear, dem verwelkten Blatte in deiner Hand. So halt du nichts von der Eröfnung durch die Zauberrinnen auf der Haide unter Blitz und Donner, nichts nun vom blutigen Manne mit Maebeths Thaten zur Bothschaft des Königes an ihn, nichts wieder die Scene zu brechen, und den prophetischen Zaubergeist zu eröffnen, und die vorige Bothschaft nun mit diesem Grulle in seinem Haupt zu mischen — gefühl! Nicht sein Weib mit jener Abschrift des Schicksalsbriefes in ihrem Schlosse wandern sehen, die hernach wie grauerlich anders wandern wird! Nicht mit dem stillen Könige noch zu guter letzt die Abendluft so fault gewittert, rings um das Haus, wo zwar die Schwalbe so sicher nistet, aber du o König — das ist im unsichtbaren Werk! — dich deiner Mördergrube meherst. Das Haus in unruhiger, gattlicher Zubereitung, und Maebeth in Zubereitung zum Morde! Die bereitende Nachtszene Bankos mit Fackel und Schwert! Der Dolch! der schauerliche Dolch der Vision! Glocke — kaum ist's gesehen und das Poehen an der Thür! — Die Entdeckung, Verammlung — man trabe alle Örter und Zeiten durch, wo das zu der Absicht, in der Schöpfung, anders als da und so gesehen könnte. Die Mordscene Bankos im Walde; das Nachtgastmahl und Bankos Geist

nun wieder die Hexenbaide (denn seine erschreckliche Schicksalsthat ist zu Ende!) Nun Zauberkraute, Befehworung, Prophezeung, Wuth und Verzweiflung. Der Tod der Kinder Maedufs unter den Flögeln ihrer ein-

famen Mutter! und jene zween Vertriebne unter dem Baum, und nun die grauerliche Nachtwanderin im Schlosse, und die wunderbare Erfüllung der Prophezeung — der heranziehende Wald — Maebeths Tod durch das Schwert eines Ungebohrnen — ich müßte alle, alle Scenen ausschreiben, um das idealisirte Lokal des unnenbaren Ganzen, der Schicksals- Königsmords- und Zaubervwelt zu nennen, die als Seele das Stück, bis auf den kleinften Umstand von Zeit, Ort, selbst scheinbarer Zwischenverwirrung, belebt, Alles in der Seele zu Einem schauerhaften, unzertrennlichen Ganzen zu machen — und doch würde ich mit Allem nichts sagen.

Dies Individuelle jedes Stücks, jedes einzelnen Weltalls, geht mit Ort und Zeit und Schöpfung durch alle Stücke. Lessing hat einige Umstände Hamlets in Vergleichung der Theaterkönigin Semiramis entwickelt — wie voll ist das ganze Drama dieses Lokalgeistes von Anfang, zu Ende. Schloßplatz und bittre Kälte, ablesende Wache und Nachterzählungen, Unglaube und Glaube — der Stern — und nun erscheints! — Kann Jemand seyn, der nicht in jedem Wort und Umstande Bereitung und Natur ahnde! So weiter. Alles Kostume der Geister erschöpft! der Menschen zur Erhebung erschöpft! Hahnkräh und Paukensehall, stummer Wink und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Lokal! welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erschreckte König kniet, und Hamlet vorbeiyirt in seiner Mutter Kammer vor dem Bilde seines Vaters! und nun die andre Erhebung! Er am Grabe seiner Ophelia! der rührende *good Fellow* in allen den Verbindungen mit Horaz, Ophelia, Laertes, Fortinbras! das Jugendpiel der Handlung, was durchs Stück fortläuft und fast bis zu Ende keine Handlung wird — wer da Einen Augenblick Brettergerüste fühlt und sucht, und Eine

Reihe gebundner artiger Gespräche auf ihm sucht, für den hat Shakespear und Sophokles, kein wahrer Dichter der Welt gedichtet.

Hätte ich Worte dazu, um die einzelne Hauptempfindung, die also jedes Stück beherrscht, und wie eine Weltseele durchströmt, zu bemerken. Wie es doch in Othello wirklich mit zu dem Stücke gehort, so selbst das Nachsuchen wie die fabelhafte Wunderliebe, die Seefahrt, der Seefurm, wie die braufende Leidenschaft Othellos, die so sehr verpottete Todesart, das Entkleiden unter dem Sterbeliedchen und dem Windeslaufen, wie die Art der Sünde und Leidenschaft selbst — sein Eintritt, Rede aus Nachtsicht u. s. w. were es möglich, doch das in Worte zu fassen, wie das Alles zu Einer Welt der Trauerbegebenheit lebendig und innig gehere — aber es ist nicht möglich. Kein elendes Farbungemelde läßt sich durch Worte beschreiben oder herstellen, und wie die Empfindung Einer lebendigen Welt in allen Scenen, Umständen und Zaubereyen der Natur. Gehe, mein Leser, was du willst, Lear und die Richards, Cæsar und die Heinrichs, selbst Zauberstücke und Divertissements, insonderheit Romeo, das süße Stück der Liebe, auch Roman in jedem Zeitumfande und Ort, und Traum und Dichtung — gehe es durch, versuche Etwas der Art wegzunehmen, zu tauschen, es gar auf ein französisches Bretterngerüste zu simplificiren — eine lebendige Welt mit allem Urkundlichen ihrer Wahrheit in dies Gerüste verwandelt — schöner Taufch! sehene Wandlung! Nimm dieser Pflanze ihren Boden, Saft und Kraft, und pflanze sie in die Luft: nimm diesem Menschen Ort,

Zeit, individuelle Bestandheit — du hast ihm Othem und Seele genommen, und ist ein Bild vom Geschöpf.

Eben da ist also Shakespear Sophokles Bruder, wo er ihm dem Ansehen nach so unähnlich ist, um im Innern, ganz wie Er, zu seyn. Da alle Täufchung durch dies Urkundliche, Wahre, Schöpferische der Geschichte erreicht wird, und ohne sie nicht bloß nicht erreicht würde, sondern kein Element mehr (oder ich hätte umsonst geschrieben) von Shakespears Drama und dramatischem Geist bliebe: so sieht man, die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste allein Körper: alle Antritte der Natur an diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riefengott des Spinosa -Pan! Universalium! heißen. Sophokles blieb der Natur treu, da er Eine Handlung Eines Orts und Einer Zeit bearbeitete: Shakespear konnt ihr allein treu bleiben, wenn er seine Weltbegebenheit und Menschenchickfal durch alle die Örter und Zeiten wälzte, wo sie — nun, wo sie geschehen: und Gnade Gott, dem kurzweiligen Franzosen, der in Shakespears fünften Aufzug kaeme, um da die Rührung in der Quintessenz herunter zu schlucken. Bey manchen französischen Stücken mag dies wohl angehen, weil da Alles nur fürs Theater versificirt und in Scenen Schaugetragen wird; aber hier geht er eben ganz leer aus. Da ist Weltbegebenheit schon vorbei: er sieht nur die letzte, schlechteste Folge, Menschen, wie Fliegen fallen: er geht hin und hähnt: Shakespear ist ihm Ärgerniß und sein Drama die dumme Thorheit.

## PREDIGT ÜBER DAS GLEICHNISS VOM MANCHERLEY SAAMENLANDE.

Wir haben schon, M. Z., da wir uns neu-  
lich zu den Gleichnissen Jesu überhaupt be-  
reiteten, auch der Gleichnißrede „vom Säe-  
mann und vielerley Acker“ gedacht, und ich  
setze sie auch schon dem Namen nach uns  
allen als so bekannt voraus, daß ich auf sie  
bereite, selbst ehe ich sie verlesen habe. Kann  
etwas ungefechter, natürlicher und jedem so  
sehr gleichsam im Wege seyn, als gedachte  
Parabel? Wir sehen ihre Geschichte bey je-  
der Ausfaat jedes Säemanns: sie ist so ein-  
fach, zusammenhängend, und in ein treues  
Bild zu bringen — und in diesem einfachen  
Bilde, in dieser simplen Geschichte, welch  
ein Sinn! welch großer vielfaffender Plan! 15  
Die ganze Welt, mit allen ihren verschiede-  
nen Stellen und Situationen: hier harter,  
ganz unfruchtbarer Weg! dort eine schnell  
aufgehende und schnell verdorrnde Saat im  
Grabe! dort, wo jede Ausfaat nur unter Dör-  
nen aufkommt, und die Dornen kommen mit  
auf, sie zu ersticken, und unfruchtbar zu ma-  
chen; und endlich nur so wenige ausgeparte  
Stellen gutes Fruchthland, wo der Saame  
still keimt, langsam wächst, und herrlich ge-  
deihet\* — welch ein großer allweiter Blick  
auf Welt und Zeiten, die immer nur dies  
Bild hervorzubringen, und abzuwechseln, zu  
entwickeln, und aufzurollen scheinen! Die  
ganze menschliche Natur mit ihren Sinnesar-  
ten, Charakteren und Gestalten — welch ein  
Blick! welche große vielartige Fabel, und  
die sich ganz in diesem Bilde, in dieser ein-  
fältigen Fabel zu erschöpfen scheint: hier  
harte Charaktere! ein Wegeland von Sinn 30  
und Gemüthsart, wo fast keine Fühlbarkeit,  
keine Empfänglichkeit guter Eindrücke mehr

zu fürchten oder zu hoffen ist: alles bleibt  
liegen, wird zertreten, und die Raubvögel des  
Himmels fraßens auf! Dort wiederum so warme  
Herzen! so rasche Gemüthskräfte — die mit  
welcher Freude und Zuwallung umfassen, an-  
fangen! so rasch, so freudig, daß der Saame  
selbst nicht wurzeln kann: er schlägt ein  
fröhliches Gras auf — aber die Sonnenhitze,  
die zu warme Einbildung dörret alles aus —  
der Saame ohne Wurzel, die fröhliche hoff-  
nungsvolle Saat geht verlohren. So andre,  
wo Sorgen und Gedanken und Neigungen des  
äußerlichen Lebens alles verschlingen, und  
verwickeln: der beste Entschluß, der kräf-  
tigste Fruchthalm wird erstickt — und dem  
nun so wenig Fruchthland wirklich guter,  
vom Himmel zum Besten des menschlichen Ge-  
schlechts ausgeparteter Seelen.\* So wiederum  
die Auftritte der vier menschlichen Lebens-  
alter, unter denen sich der braufende, unter  
der Hitze seiner Entschlüsse und Neigungen so  
oft ausgedörrete Jüngling, und der in Sorgen,  
Dornen, Reichthümer und Beschwerden des  
Lebens verstrickte Mann leider so oft und  
sehr unterscheiden — So die Auftritte der so  
manchen menschlichen Lebensarten, wo diese  
dem Stoße und Drucke aller Geschäfte und  
Befehlsverrichtungen, gleichsam dem Tritte je-  
des wandelnden Fußes ausgesetzt ist: jene in  
einer fastlosen Hehe unter dem Strahl und  
in Glanze einer zu heitern Sonne dorret: eine  
dritte sich in Nahrungssorgen und Dornen der  
Üppigkeit verschlingt, und wiederum nur so  
wenig ebner, lockerer, fast- und kraftvoller  
Boden für ein gutes Saamenkorn überbleibt.  
Endlich gar Eine Menschheit, Ein menschi-  
ches Herz nur in verschiedenen Stunden, und

innern Zuständen, wo wir bald kalt wie Eis, und hart wie eine Landstraße seyn können; bald mit einem Überfluß von Einbildung, Rührung und Sonneuglut, in wie vieles Gras aufwallen, das alles verderret, und nichts zur Frucht kommt; bald uns wieder mit Dornen und Sorgen so umzäunen — und wiederum nur so wenige recht gute Stunden überbleiben, wo die sanfte Rührung bis zur vollendeten That und Gefühl der Glückseligkeit kommt —

Erleufer! dessen Worte so voll Lebens, voll Sinn und Inhalts aller menschlichen Seelen, Lebensarten, und Gemüthszustände des menschlichen Herzens sind — wenn auch hier in dieser Versammlung jedwede Seele ihre Stelle und Bild in deinem Gleichnisse wird gefunden haben, und finden muß; so laß es auch viele von denen guten Stellen und Gemüthsarten geben, wo das Saamenkorn nicht in eine schnelle vorreife Blüthe aufschießet und verderret, sondern wo es einen tiefen Boden, eine reiche saftvolle Erde finde, und Frucht bringe in Geduld. In deinem Worte selbst, o Lehrer der Menschen! im Saamenkerne selbst liegt schon alle Kraft der Schöpfung, die ganze Wundermacht Gottes, aus dem was Nichts scheint, aus einem kleinen verborgenen Keime, der fast allem menschlichen Blicke entgeht, die Erndte, die Frucht und den Boden zu entwickeln, der uns nachher eine so schöne, reiche, saamevolle Erscheinung werden kann; und unser Herz hat nichts zu thun, als sich milde zu öffnen, den Keim vom Guten in sich tief und stille zu verschließen, und ihn nachher in Einfachheit und Geduld anwenden und gedeihen zu lassen. O Gott! treibe also auch jetzt alle Raubvögel böser zerstreuer Gedanken, die uns das Wort schnell vom Herzen wegnehmen könnten, hinweg; mildere selbst die Wärme des Entschlusses und der Einbildungskraft, die uns hindern würde, daß der Saame nicht

tief wurzle, und zu früh verdorre; am meisten aber, o Gott! der unsern Gang durch Dornen und Rosen des Lebens hindurch leite, und alle Mittel in seiner Hand hat, uns durch die stachelvollsten Situationen mit unverwundeten Herzen hindurch zu bringen, leite uns nachher durch alle Sorgen und Anliegenheiten hindurch, daß uns nichts verklagen mege, was auch jetzt in unser Herz gestreuet ward. V. U.

Luc. 8, 4–13.

Das ganze Bild von Weltverfallung aus dem vorgelesenen Gleichnisse zu entwickeln: wie? und warum es in ihm so viel harte, unfruchtbare, und unbefehbare Stellen, Felsdürren, Dornen und Wegscheiden gebe, wo nichts gedeihet, wo alles stirbt — den großen Plan Gottes mit den Zeitaltern der Welt zu entwickeln, warum zu dieser Zeit das beste Gute, Erfindung, Voratz, Anstalt, Einrichtung entweder auf die härteste Stelle trifft, und von einem unvorhergesehenen Raubvogel erlascht wird, der darauf lauret, oder eben durch eine zu frühe Hitze und Sonnenmilde in der schönsten Blüthe verderret, oder mit so vielen mitherauwachsenden Hindernissen zu kämpfen hat, und ersticht, bis nun eben zu einer andern Zeit und auf einer andern Stelle das Gute in der mildesten Erde so ohne Sorge und Wartung aufkommt — diesen unendlichen Plan Gottes in Anlegung der Weltseenen aus dem Bilde Jesu zu entwickeln, ist nicht für uns; der Blick viel zu groß, das Geschäfte der Eintheilung viel zu früh und täuschend; es gehöret ein späterer, vollendender Tag dazu, es zu sehen, wozu auch Unkraut, und verdorrttes Gras, weggeraubte Saamenkörner und von Dornen erstichtete Ähren auf der großen Feldane der Welt gut und nothwendig gewesen.

Das Bild menschlicher Naturen und Seelenkräfte aus dem Gleichnisse Jesu zu entwick-

keim: -welch ein Grad von Fähigkeit, Faßlichkeit, Rechtschaffenheit und Empfindung zu dieser oder jener Tugend, oder gar zu allen Tugenden gehöre? wie fern es moralisch völlig verdorbene und verwahrloste Gemüthsarten geben könne, auf die alles wie auf Stein und Fels fällt, oder welch ein Grad von Wärme und Mäßigung der Neigungen und Einbildung hier ein Gutes befördern, dort unterdrücken, und zu früh ausdörren könne? und insonderheit, was nachher die besondern Lebensarten und Geschäfte auf alle dieß wirken — wiefern sie uns unter erstickende Dornen, oder an den Weg unter zertretende Füße, in gar zu vielen Glanz, oder in zuviel Unruhe bringen, u. s. w. dieß alles zu entwickeln, ist wieder der Blick zu groß und weit! die Unterfuchung zu fein, und für jeden Einzelnen zu einzeln: wie sehr nothig es sonst immer ist, daß jeder zu dem Ende seine Fähigkeit, Faßlichkeit, Lebensart und Hindernungen und Vortheile kenne und zur Anwendung prüfe.

Auch solls nicht unser Weg der Betrachtung seyn, wie viel, oder wie wenig in dieser Saat- und Keim- und Gedeihungsgeheichte in oder außer der Natur des Menschen liege. Wie viel Schöpfungskraft im Keime, und wie viel guter Zufluß außer ihm im Acker sey? wie langsam und schnelle, natürlich und wunderbar alles zugehen müsse, ehe das Korn eine Ähre wird — denn wenigstens ist heym ersten Anblick so viel sichtbar, daß es nicht in einem Augenblick Korn und Ähre seyn und werden könne? und daß es doch gewiß nicht ganz gleichgültig sey, wie sich Acker und Witterung und die Hand des Saers zum fruchtvollsten Saamenkorn betrage? — Also bleibt uns nur eben die simpelfte Unterfuchung übrig, auf welche auch offenbar der Hauptzweck Jesu gehet, nemlich in den Sinnesarten, Neigungen, und dem Betragen

der Menschen das aufzufuchen, was dem Keim des Guten in ihnen beförderlich und schädlich seyn kann, und, so fern es noch bey ihnen steht, für diese Sinnesart, Neigung und Betragen selbst zu sorgen.\* Denn offenbar wird sonst über jedwede Befchaffenheit und Fassung, die beste oder schlimmste! wenn ich gar nichts in ihr ändern kann, wenn sie meiner Bemühung völlig entnommen ist — auch alle Unterfuchung fruchtlos.

**I. Härte,** ausgetretene Wegesfläche ist die erste Gleiche, in der Jesus leider! eine Anzahl menschlicher Sinnesarten anerkennt: die hören das Wort, und siehe! da kommt der Arge, und nimmts von ihren Herzen, daß sie nicht glauben, und selig werden. **Harter Anspruch!** in jedem Worte, so milde gesagt es da ist, ein Fluch für das menschliche Herz.

Die Gleiche ist, wo sie ist, so offenbar, daß sie keiner Erläuterung bedarf; glücklich nur, daß man wohl kaum sagen kann, sie sey einer gewissen Anzahl Unglücklicher so natürlich, so angeboren, oder wenigstens so häufig und im vollendeten Maasse, daß jede Rettung beynabe ein Zustand solcher Unmöglichkeit würde, als man wohl bisweilen glaubt. Wir haben alle nicht blos von Natur einen gewissen Grad von Fühlbarkeit, Reitz und Empfindung des Guten, sondern es läßt sich auch kaum bey den verruchteften Sinnesarten dieses Gefühl ganz und gar wegringen und verhärten. Erst durch eine große Menge roher, wandelnder Füße, durch viele üble Gewohnheiten und Frechheiten und Laster wird er allmählig gefchwächt: die harten Fußstapfen prägen sich immer fester und fester! und dann freylich ist's für alle Frucht guter, neuer Eindrücke ein trauriger Boden! Das Saamenkorn fällt nur immer oben hin, wie kanns eine kleine Stelle finden, wo es gedeihe? was ist zwischen ihm und dem chernen Boden ge-

mein, auf dem es da so öde und traurig liegt?  
Und da der wartende Raubvogel des Him-  
mels! Es ist vom Herzen hinweg! es ist in  
seiner Gewalt! daß sie nicht glauben und  
selig werden.\*

Wenn irgendwo das so oft gemißbrauchte  
Wort «unter der Gewalt eines bösen Fein-  
des!» eintrifft, so ist's hier. Der Boden so  
hart; das Saamenkorn des Guten so unver-  
fahret; jedem streichenden Raubvogel offen;  
jedem ersten Anlaß zur völligen Zerstreu-  
ung und Unterdrückung des Guten blos; keine  
Luft endlich, keine Leidenschaft, kein hin-  
reißender Gedanke, denen die entnervte Seele  
nicht Selave seyn müßte; verkauft gleichsam,  
Böses zu thun! endlich auch selbst fast wi-  
der Willen sündigend, auch mit allem guten  
Willen, des Guten unfähig; im traurigen  
Zustande wie unter der Gewalt eines frem-  
den bösen Geistes.

Und daß hieraus nun, wenn irgend woher,  
das unselige Gericht erfolgen könne, was man  
mit dem, auch so sehr mißverstandenen, Na-  
men «Verstockung! Verhärtung!» nennt, sieht  
man, ist die natürliche Folge. Es ist zuletzt  
der Zustand einer völligen moralischen Ohn-  
macht, gleichsam Waghärte des Herzens, und  
einer kalten langsamem Verzweiflung. Wenn  
durchaus jedes Gute, was man auch als sol-  
ches erkennt, und gern in sich aufnehmen  
wollte, aber nicht kann, den Zugang zu un-  
serm Innern verlohren hat: Wir müssen blei-  
hen, wie wir sind, und aller Gedanke eines  
andern glücklichen Seyns ist wie Speise und  
Freude rings um den sterbenden Kranken, ist  
wie unempfangbares Saamenkorn auf hartem  
Felsenwege — wenn sich nicht eine außeror-  
dentliche Gnade, und gleichsam ein milder  
Regenguß des Himmels erbarmt, das zu er-  
weichen, was nun schon für sich selbst hart  
und unersweichbar ist: so sieht man, ist der  
Fluch des Apostels da: die Erde, die noch Re-

gen trinkt, kann noch Segen von Gott em-  
pfangen; der harte ausgetretene Acker aber,  
der unfruchtbare Acker, der Dorn und Di-  
steln trägt, ist dem Fluch und dem Ver-  
brennen nahe.

Und dem Regen, dem Erweichen Gottes  
aus der Milde des Himmels sind auch der-  
gleichen Unglückliche wohl meistens allein  
zu empfehlen. Er, der die ganze Natur in  
seiner Gewalt hat, er, der auch alle Situa-  
tionen unsers Lebens für und um uns lenken  
kann: er vermags auch allein einer Seele bey-  
zukommen, die nun der menschlichen Hand  
unföhlbar geworden — vermags allein, diesem  
Menschen durch eine außerordentliche Wohl-  
that, jenem durch einen milden Thränenquß  
von Unglück die Seiten seines Herzens zu  
erweichen, die noch allein erweichbar sind:  
diesem den Weg so sehr mit Dornen zu ver-  
machen, jenen in solche Wüsten zu bringen,  
diesem seine liebsten Aufschlage so mißra-  
then zu lassen, jenem so außerordentliche  
Triebfedern in die Bahn zu legen, daß einer  
stille stehen, der andere nachdenken, der  
dritte sein voriges Ich, wenn es auch noch  
so enge mit ihm zusammen gewachsen wäre,  
verläugnen; der vierte sich aus seiner Ohn-  
macht mit neuem Leben gleichsam wapnen  
muß, d. i. daß sie noch glauben, und selig  
werden! Um den Baum wird gegraben, und  
ringsum seine zartesten Wurzeln entbleßt;  
vielleicht daß er noch Frucht bringe und  
aufgrüne. Wo nicht, so haue ihn ab: was  
hindert er das Land?

Und wenn nun etwas in der Welt, Bufe,  
Umkehrung, Sinnesänderung genannt zu wer-  
den verdient: so ist's hier! und hier ist es  
alsdenn gewiß nicht die Fabel vom Betruge,  
Heuchelei oder Gemüthschwäche, über die  
man so oft unter dem Namen der Umkehrung  
und Wiedergeburt spottet? Wers nur einig-  
mal in seinem Leben erfahren, was es oft

für eine kleine, nichtige, und vorbeystreichende Sache mit allen sogenannten philosophischen Bufen und Umkehrungen sey! wie wenig da eigentlich im Herzen und in seiner Tiefe ausgerottet werde! mit welcher Gewalt die unterdrückten Neigungen nur unter andern Gestalten und Verwebungen aus dem Grunde wieder hervorkommen! und oft sieben Geister zurückkehren, die ärger sind als der erste vorhin — der wirds sehen und fühlen, wie anders es mit dem Werke Gottes sey, da er nicht mit einem Spielwerk menschlicher Vorätze von der Oberfläche heffert, sondern mit dem tausendarmigen Wurf des Schicksals den Menschen umfaßt, alle seine Cirkel zerreißt, den ganzen Gesichtskreis um ihn her verändert, oder verfinstert, und ihn durch ein Andringendes lebendiger Situationen, denen er nun nicht entgehen kann, gleichsam mit liebreicher Vatergewalt auf andere Wege zwinget. Wenn da die Winkel des Herzens um- und umgekehrt werden: wenn da die gütige, milde Wasserfluth das Saamenkorn mit Gewalt hinunterferhwemmt, und ringsum vest die Erde hinandränget, daß es wurzeln muß — o Mensch, so kanns auch wurzeln! nur verkäume du nicht diese Zeit der Guadentaufe und Erweichung zur Buße! Siehe die Wolke, die über dir schwebt, nicht für Unglück, sondern für Wohlthat; diese Zeit deiner Erweichung für die heilsamste, vaterlichste, fruchtbarste an, die dir die Vorsehung geben können: halte in ihr aus, und wende sie an, wie du nur diese und keine vielleicht mehr in deinem Leben wirst anwenden können, daß im Angesichte des sehwebenden Rauhvogels das Gute, das nur sie so tief in dein Herz schmelzen konnte, bleibe, und du noch errettet und selig werdest. Denn hilft dir der Herr also nicht; erweicht er dich nicht: wer soll dir helfen? wer kann dich erweichen?

**II.** Aber es giebt eine andere Gattung, die vielleicht zahlreicher, und bey dem so vielen Guten, was sie an sich hat, im Grunde verderblicher seyn kann, als jene, — die auf dem Fels gefaect sind, nehmen anfangs das Wort mit Freuden an; aber sie haben nicht Wurzel: Wenn sich Trübfal und Verfolgung um des Worts willen erhebet, ärgern sie sich, und fallen ab, oder in der kurzen Sprache des Bildes: sie gehen in dem stralenvollen Boden fehnell auf, aber die Sonne welkt sie weg, und sie verdorren! O Bild! Bild! wie viel menschliche Gemüther, Handlungen, Lebenszeiten stehen unter dir!

Alles Gute hat seinen gewissen Reiz, seine Wärme, seinen Stral der Belebung: nun denke man sich eine willige, sühlbare, zarte, rasche, einbildungsreiche Seele dazu, der es vorgehalten wird — welche Zuwallung! welche Gestalt des Scheuen! welche Umarmung! Der Funke hat mit Einmal im zarten Zuuder gezündet: das Saamenkorn hat so leicht in der lockern wärmevollen Erde gekeimt, und schießt auf — wie früh! wie fehen! welches erquickende Grün in dem zarten Grate! welche süße Hoffnung in dieser Reihe guter Vorätze, Entschlüsse, Erwartungen von sich selbst! wie erweicht ist dies jugendliche Herz! welche laute ergreifende Gebete! welche Freuden- und Hoffnungsstränen im neubelebten Auge, und Entschlüsse vor Gott und Vorgenuß der Zukunft! O! wenn die ganze Zukunft das freudige Jezt! wenn dies erste sehene Hervorkeimen schon die ganze Erndte wäre! in dieser ersten Aufwallung alles erschöpft, gethan, genossen werden könnte —

Und wie vieles kann allerdings in ihr gethan werden! welchen großen und guten Schein können Menschen von der Art geben! wer ist der kalte, der da nicht mit aufwalte, und gleichsam Empfindung, Vorfaz, Entschluß, Vorgenuß des Seligen, der Pflicht,



und der Zukunft mittheilte? Aber — Zufaz,  
der durch Mark und Bein gehen muß —  
«Aber sie haben nicht Wurzel! — Eine Zeit-  
lang glauben sie, und zur Zeit der Mühe,  
«der Aufechtung fallen sie ab!» Ein Wort  
des Zufazes: da die Sonne aufging, war  
das fehene Gras — verdorret!

Der Grund davon liegt freylich leider! in  
der menschlichen Natur; und unser großer  
Lehrer und Kenner des menschlichen Her-  
zens hat mit dem Einen Wort «Sonnenhitze!»  
keine Wurzel! Mühe und Aufechtung\* deut-  
lich genug darauf gewinkelt und gewiesen. Ihr  
Gutes war nemlich nur süße Täufchung! Ein  
sehen Geschöpf der warmen Fantasei; wenns  
That werden soll, (jede That hat Mühe! hat  
Bestrebung) das Gras ist verdorret! das Gute  
verfehunden! — so fallen sie ab! Finstere,  
schlüpfrige Tiefe des menschlichen Herzens,  
von wie vielem Guten, Erfreulichen, und  
Seligen bist du der Abgrund!

Alles Gute, meine Zuhörer, hat, wie ge-  
sagt, in dem ersten Augenblicke des feuri-  
gen Plans seine Seligkeiten und Reize, die  
die ganze Seele aufwallen. Da denkt sich  
nun die aufwallende, willige und unterach-  
mende Seele nichts anders gern, als diese  
Reize: sie siehet die Pflicht nur ganz und  
gar von ihrer seheneu Seite: welche Hoff-  
nungen, Ausichten, vortrefliche Folgen!  
welche Wonne von Gefühl in alle dem —  
aber nun, ehe du zu diesem Gefühle, zu  
diesen Folgen kommst, hast du nur eine  
Kleinigkeit vergessen: den Weg dahin! die  
Ausrichtung deines Entschlusses. Und da  
nun immer bey der leichtesten menschlichen  
That Bemühung ist; da sich in der Welt  
keine sehene Seele, und kein sehener Kör-  
per ohne seine Flecken und Muttermale,  
keine sehene, süßeste, leichteste Pflicht,  
Situation, Beziehung, Stand, Hoffnung und  
alles, was du dir in dieser Menschheit trün-

men kannst, ohne Mühe und Bestrebung den-  
ken läßt, die angewandt, ohne Schwierig-  
keiten und Hindernisse, die überwunden  
werden, kurz ohne Schritte, die dahin mü-  
ßen gethan werden — siehe, wenn du nun  
in deiner ersten kindlichen Freude das alles  
nicht mit, oder daran gar nicht gedacht  
hast? Du hast deiner Schönen nur ins Ant-  
liz gesehen! dein ganzes Aufwallen war nur  
immer Graserndte, ohne Blüthe und Frucht  
— zwey Schritte näher! und nun Mühe!  
kleine Aufechtung! die Sache ist in der Ge-  
burt! der Wind führt die Blütenblätter weg  
— zur Zeit der Aufechtung fallen sie ab!

Unsaufte Aufdeckung des menschlichen  
Herzens, diese kurzen Worte Jesu! sie zei-  
gen so ganz das schwache Geschöpf, das  
nur manchmal im Fluge seiner Gedanken  
so hoch und selig ist, und dann wieder auf  
einmal — und meistens in That — so tief  
am Boden liegt. Giebts wohl einen befehæ-  
mendem, demüthigendem, qualvollern Blick  
für eine empfindliche Seele, die doch wük-  
lich, und wenn in der greßten Dunkelheit  
— es doch fühl, daß sie zu einem Plane  
des Lebens gefehallen sey, daß sie auf ihn  
auch bey den greßten Verwirrungen und  
Fehlritten streben wolle und gewollt habe  
— und siehe da! immer Trümmern dieses  
Plans! jeden Abend, jede Woche, jedes er-  
lebte Jahr die Ansicht einer Ane verwell-  
ten Grafes! hingestorbener Entschlüsse! zu  
früh gereifter und verreifter Glückseligkei-  
ten, die allemal zuletzt einen Thoren ge-  
täufcht hatten — giebts einen traurigern  
Blick für die menschliche Seele! ein zerriß-  
neres Ganzes des menschlichen Lebens! ein  
wahnwizigeru Schatten für ein vernünf-  
tiges Geschöpf! — und wenn nun immer ein  
zweiter, etwas tieferer, reiferer Blick uns  
sogleich die Wunde zeigt, «das macht, sie  
haben nicht Wurzel! das Gute war lange

-nicht genug überdacht, und in genug Kühle  
 -und Tiefe der Seele unternommen! es war  
 »Aufbraufen der Phantasia! Liebe feines eigen-  
 -nen Plans! Strohfener! und nichts weiter«  
 — und wenn ein dritter weiterer Blick uns  
 nun tiefer fahet: »Auch diese Schnelle  
 und Ungründlichkeit deiner Seele war nicht  
 in diesem einen Falle dein Fehler! Siehe  
 da! dort! und hier! — und mit diesem und  
 jenem hängt das zusammen, und an so viel,  
 so viel andre Ausströmungen, eben dersel-  
 ben Quelle rinnet das — und das endlich  
 ist dein ganzes Herz, flach und fechenhe-  
 malt! ein wenig Felserde voll Wärme, voll  
 Sonnenstrahl, aber ohne Saft und Kraft —  
 das ist dein Herz! und so wirds bleiben!  
 und so werden noch tausend schoene wur-  
 zellose Blüthen und Blumen in dir erfer-  
 ben; noch tausend frohgefaßte Entschlüsse  
 verdorren, und einen traurigen mit dir selbst  
 mißvergugten Anblick geben — und das  
 bis an dein Lebensende! — der kahle dürre  
 Fels!«

O meine Zuhörer, wenn wir noch etwas  
 Saft in uns, noch etwas Kraft haben, uns  
 zu etwas reifem und geendetem zu entschlie-  
 ßen — der Wink Christi sey uns Lockstimme  
 aus dem schlüpfrigen Abhange des Verder-  
 bens! Er ist nichts als das vielfagende Wort:  
 »habe Wurzel! denke an Mühe und An-  
 fechtung! wapne dich! falle nicht ab!« Siehe,  
 wenn du es zehnmal gefunden hast: nur je-  
 ner zu warme Entschluß, jenes Fener der  
 Einbildung, das erst aufwallte, ließ sich  
 auch nachher (es war nur immer noch eben  
 der Fehler!) von einem Schatten der Mühe  
 abschrecken, und zurückseheuchen: wenn  
 du's so oft gefunden, es war unvernünftige  
 Aßentliche, die deine Idee, das Kind der  
 Phantasia, so lange und warm umarmte,  
 bis es in deinen Armen starb: wenn du's  
 immer fandest, du kamst nur blos deswe-

gen nicht zum Ziele, weil du zu heiß an-  
 fiengest, es dir zu nahe dachtest, und nach-  
 her auf der Mitte der Bahn entweder er-  
 fchöpft niederfankst, oder dich schon an  
 der Mühe vereckelt hattest, den Muth auf-  
 gabst, und dir dafür einen andern Luft-  
 schwärmer ansannest, der jetzt eben so  
 sehen glänzet, und den du eben so wenig  
 erreichen wirst — sage! willst du nicht  
 gleichsam mit deinem Gehirn und Herzen,  
 deiner Seele und deinem kurzen Lebens-  
 wege Mitleiden haben, auf den Wink eines  
 himmlischen Lehrers zu merken, der dir nur  
 allein Weisheit seyn kann? Gibs also ge-  
 radezu auf, im ersten Augenblicke Alles,  
 und hernach nichts seyn zu wollen! Mäßige  
 deine Einbildung auch über dem Gemähde  
 der süßesten Zaubersenen, denn wenn du  
 diese nachher nur etwas verändert findest,  
 so ist sie's eben, die dich alsdenn ganz seheu  
 und ekel, und dürre machet, und also zwey-  
 mal betrog. Siehe einer jeden Handlung nie  
 allein in ihren Vorblick, in ihr schönes Ant-  
 litz, was nie ganze Handlung ist: sondern  
 Hände und Füße, der thierische schwere  
 Körper, der das schöne Antlitz forbringen  
 muß, das werde dein Augenmerk. Natür-  
 lich wird sich alsdenn deine erste Hitze mä-  
 ßigen: aber in der Kühle wird der Saame  
 tiefere Wurzel fassen: du wirst vielleicht  
 nicht so viel mit Einem Blick sehen und auf  
 einmal seyn wollen; aber auch der Schaam  
 und Demüthigung erspart seyn, so oft nichts  
 gewesen zu seyn; und mit Einem Blick hun-  
 dert Leichname und Schatten von Freuden  
 sehen zu müssen. Du wirst nie einen Baum  
 ohne seine verborgene unansehnliche Wur-  
 zel vorstellen wollen, und also auch kein  
 dürrer Baum seyn dürfen. Du hast auf die  
 Mühe zuvor gedacht! dich auf die Anfech-  
 tung zum voraus gewapnet! nun fängst du  
 eben erst zu handeln an, da du sonst eben

hier schon aufhört! Jetzt also frisch und neu stärkt dich die Mühe! das Gute hat Wurzel, Saft und Kraft, und nun ist ihm die Sonnenhitze nicht erstickend, sondern während. Du hast das Roß deiner Neigungen und Einbildungskraft, das sich nur vor seinem eignen Schatten fürchtete, umhergelenkt, und nun fürchtet es nichts auf der Welt. Sie haben Wurzel, und zur Zeit der Aufrechthaltung werden sie stark! — —

O es sprach einmal der Heiland in einer Stunde, da er eben selbst Ohnmacht und Niederstinken, und Verlassen menschlicher Kräfte zu fühlen begann, in der tiefsten Stunde seines Brudergefühls mit uns sprach er: wachet und betet! wenn der Geist willig und euer Fleisch schwach ist — wachet und betet! — O hätte Jedermann von uns Wachsamkeit und Kühnheit, Gegenwart und Stärke des Geistes, wann, und wo ers eben bedarf. Als Menschen ist uns nie ein Blitzstrahl nützlich und brauchbar durch die Luft zu fliegen: sondern nur eine sanfte Wolke, uns stille dahin zu erheben.

III. Die dritte Gattung von Menschen ist wohl die gemeinste, und das eigentliche Gedränge des menschlichen Lebens — Die Dornen — Reichthum, Sorgen und Wohlthätigkeit des Lebens — gingen mit auf, und erstickens, und es brachte keine Frucht. Alle solche, die in ihrer ganzen Seele keinen Gedanken über die Erde, ihre Nothdurft, Häßlichkeit und Bequemlichkeit hinaus, lassen können, also auch jeden Gedanken der Religion, des Guten, und des reinesten menschlichen Guten allein unter dem Winkel sehen, in der Gestalt betrachten, und alle dies zusammen verweben, daß wohl kein Bild in der Welt es besser ausdrückt, als: der schon aufgegangene Halm erstickt unter Dornen und damit so gut, als ob er gar nicht aufgeschaffen wäre.

Hier erscheinen nun die drey großen Hanfen der menschlichen Anbeter und Sucher irdischer Glückseligkeit, Sorgen, Reichthum und Wohlthätigkeit des Lebens, die, so verschieden sie seyn mögen, im Grunde das mit einander gemein haben, daß sie unter Dornen aufwachsen, und von Dornen umkommen. Der, der kann leben, um essen zu können, und der ist, um nur leben zu können, der da lebt, um sich zu kleiden, und der sich kleidet, um nur zu leben, — die sonderbarsten Gegenätze der menschlichen Denkart — darin kommen sie überein, daß sie Herzen beschweren, und Seelen ersticken, und endlich eine so irdische Sinnesart zuwebringen, daß kein höherer Geist, kein feinerer Gedanke und Bewegungsgrund bey einer Handlung des Lebens wirken kann: er erstickt gleichsam im dicken Dunstkreis der Erde.

Wenn nun vielleicht in irgend einer Zeit diese sonderbaren Gegenätze zusammen und gegen einander gewirkt haben: so ist wohl in unserm Jahrhundert, wo Armuth und Nothdurft auf der einen Seite eben so zunimmt, und zunehmen muß, als auf der andern Üppigkeit und Geitz: wo es immer täglich und täglich mehr heißen muß, daß die eine Hälfte sich davon im Übermaße speiset und kleidet, was die andere erdarbt, und halbnackend ersparet — und daß also eben die Neigungen, die Menschen gegen einander im Einzelnen unglücklich machen, auch im Ganzen die Folge haben müssen, sie alle insgesamt in ein Dornen-Labyrinth zu stecken, wo sie sich Herz und Hande verwunden, im Grunde alles Gute und die beste Freude des Lebens in sich ersticken, und sich am Ende so unsäglich zum wahren Genuß dieses, als eines zukünftigen Lebens machen. Indes sieht man auch hier, daß der wahre beste Theil noch immer auf der

Seite der Armuth und nicht des Überflusses fey. Die Nothdurft und Hingeworfenheit menschlicher Seelen muß schon ungemein weit gekommen seyn, wenn sie den Gedanken an Gott, an Religion, an Unschuld und Tugend des Herzens unmöglich und das Laster nothwendig machen soll: in den bedrängtesten Umständen, und unter der dicksten Wolke des Lebens wird die Seele noch immer freye Plätze und lichte Stellen behalten, zu seyn, wo sie will, und eben diese Umstände finds, die mehr zu Gott hinweisen, als von ihm ablenken, mehr hervortreiben, als ersticken. Vielleicht gäbe es also noch die meisten Reste von Unschuld, Tugend, Sittsamkeit, Gottesfurcht und Freude des Lebens, eben da, wo man sie am wenigsten suchen würde, wenn man Glanz sucht, in der stillen Hütte und im wahren Druck des Lebens; da hingegen alles, was Üppigkeit und Habgucht, und alle unerfättliche Leidenschaft umgiebt, nicht anders, als unter einem Banne keimt, dessen giftiger Schatten alles erstickt und tödtet. Der Arme ritzt freylich auch Haut und Brust zuweilen mit Dornen, aber sein Gefühl ist gleichsam noch gesund, und eben, weil ihn sein Schade schmerzt, hütet er sich desto mehr; aber der Leichnam des Üppigen, dem diese Dornen selbst unentehrlich geworden sind, und den ihr langsamer Stich bis auf die Seele verwundet, und zugleich einzig erfreuet — weh! ein elender, zerrissener Leichnam! Über alles was Erdengeist ist, kann sich kein himmlischer Gedanke hervorheben; aber Üppigkeit und Wollust ist der ärgste, niedrigste Erdengeist, der alles, selbst die Kraft zum Besen, lähmt und ermattet. Der unterste trübe Abgrund, wehe dem! der hinein gerath!

Hier wird es also immer die schwere Aufgabe des Lebens bleiben, »die dieser

Welt gebrauchen, daß sie ihr nicht mißbrauchen!« die in der Welt und für die Welt leben, daß sie ihr nicht ganz leben, und endlich ihr Geist bloß ein Schatte des elenden Körpers werde. So wie man mit einem sehr edlen, himmelreinen und göttlichen Geiste die größten Verdienste (für diese Erde haben kann, so kann man leider! auch die himmelreinsten Sachen der Religion mit einem so unreinen Athem anhauchen, mit so niedrigen Bewegungsgründen behandeln, daß alles erstickt, oder selbst wieder zu Dorn und Distel wird. — Wir haben uns, M. Z., wo wir stehen, nicht selbst hingefact, und müssen da stehen bleiben, unter Dornen, oder auf freyer Ebne — aber wo es auch sey, laßt uns nicht unsern Geist verlieren, der unsterblich ist, und über Dorn und Hecke hervorwachsen will und muß! Laßt uns eben in den drückendsten Umständen das meiste und edelste Herz beweisen, das Böse mit Gutem überwinden, und die Ähre sich eben da hindurcharbeiten, wo sie am leichtesten ersticken konnte — desto höher! schöner und blühender! wo sie niemand erwartete und suchte! wo sie durchs Hindurchwinden um so stärker geworden ist, und jetzt eben der erstickende Dorn ihr nichts als Zahn, Hege und Halte seyn muß. Wer überwindet, Reichthum, Wollust und Sorge des Lebens, ist stärker, als wer furchtsam nie zum Kampfe kam.

III. Endlich fiel etliches auf ein gut Land und trug hundertfältige Frucht, oder mit den Worten der Erklärung »die das Wort hören und behalten in einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld. Wer Ohren hat, der here!« sagt Christus, wie viel salet die stille sanfte Beschreibung!

Sie ist allen vorigen Arten des unfruchtbarren Landes entgegen gesetzt, und also ist zart, kühl und kraftvoll, tief und eben.

alles nur einzelne Eigenschaft dieses guten Bodens. Willigkeit der Aufnahme, Treue und Tiefe der Bewahrung, Geduld und Kraft in der Anwendung — Eigenschaften der guten Seele des Gegenbildes.

Der lockere Boden nimmt willig die Saat an, und wo? und wie? und woher mir das Gute komme, was ich als das meine anerkenne! wo Gott mir spricht! wo sich das innere Bild meiner Seele aufglänzt, so will ichs annehmen, Herz und Sinn nicht dafür verhehlen — Diese Rechtfchaffenheit und Willigkeit, M. Z., die gleichsam die erste Grundeigenschaft alles Guten in der menschlichen Seele ist, verdient auch unsere heechteste Sorge. Was, und wie unser Acker sey? was? oder wie viel in uns getrennet werde? dafür können wir nicht, und darüber haben wir auch nicht zu sorgen. Aber was? und wie viel in uns getrennet werde — es wohl aufzunehmen, es nicht dem ersten Raubvogel der Zertrennung und Verführung zu überlassen, das ist unsere Pflicht, in der wir nicht scharf genug seyn können, weil wir in ihr uns nur zu oft untreu sind. Wir sammeln das Gute nur zu oft mehr aus einem gewissen lieben Leichtfinn, Lüfterheit und Neugierde in uns, als aus treuer, strenger Begierde nach Besserung und Güte: und eben wenn wir alsdenn einmal von dieser inneru Bahn der Rechtfchaffenheit entfernt sind, daß wir uns Sachen verheelen, die wir nicht mögen, so kommts, das wir uns ebenfalls Sachen erkünsteln, die wir mögen, und die nicht für uns sind. Man eifert um fremde Saamenarten, die nicht für uns sind, ahmt einem Acker nach, der für uns von fremder Natur ist, erpreßt sich Rührungen, Weichheit und Härte und alle dergleichen — was völlig wegfallen würde, wenn wir unsern Gewissen tren, nur das recht aufnähmen, was in uns gepflanzt wird, und

sonst weder mit dem Säemann noch mit seinem Saamen zanken wollten.

Wie verschiedener Art ist doch ein Saame? und kann denn auf jederley Acker auch jederley Saame keimen und gedeihen? Wer bist du also, daß du dir Empfindungen erpressen willst, die nicht für deine Natur sind, und gerade darüber die verlierest, die freywillig aus derselben hervorkeimen würden? Wer bist du, daß du nach einem fremden Guten bulest, und das Deinige verachtest? Siehe! auf die Art des Saamens kommts nicht an, und der Säemann muß es am besten wissen, zu welcher Art er dich halte: aber auf Treue, Willigkeit, Rechtfchaffenheit im Annehmen und Bewahren, welche große Pflicht!

Und wie stille wird sie ausgeübt! sanft, wie hier die Beschreibung, und die Sache selbst in der Natur. Wie unbemerkt und ohne Geräusch keimt ein Saamenkorn im Schooße der Erde! Es verschwindet den Augen, ist verachtet, geht gar in eine Art Verwesen — und da fängt Kraft Gottes an zu wirken! die Schöpfung regt sich! der Keim dringt auf, zieht an sich, wird entwickelt — das kleine Korn wird, wie Jesus sagt, erst Blatt, dann Kraut, endlich Frucht und voll, wie vieler künftigen Früchte! wo der Baum im Keime und tausend Keime in Einem und die ganze Schöpfung in einem Keime liegt, und nur auf stille Entwicklung wartet. Was ist ähnlicher der stillen Verwandlung und Wiedergeburt des Guten in der menschlichen Seele, als dies sanfte gottesvolle Bild des Frühlings? Siehe, was diese stille Seele in sich empfing, war so fern noch fremdes Saamenkorn! noch fremder Gedanke, Bewegungsgrund, Empfindung! aber indem es so sanft sich in sie senkte: Siehe! da regt sich Kraft Gottes! der Gedanke, Regung, Empfindung verwan-

delt sich, nimmt von ihrem eigenen Wesen an; er schien erstorben, im Herzen verwest; entkam schon der Einbildung und Erinnerung; aber nun geht er auf! und wie neu! wie anders! wie hat ihn die Seele sich zu eigen gemacht! wie ilts, wenn sie ihn nun durch That oder Wort äußert, schon ihr Bild, ihr Gedanke, in ihre eigene Natur belebet und vertheuert. Wie anders ist das aufkeimende Gras, der aufgeschlossene Halm, die reife Ähre gegen das arme verwesende Korn der Erde! Es wird gesieet in Niedrigkeit, und muß auferstehn in Kraft!

In dieser kraftvollen Auferstehung liegt das ganze Gewebe der neuen Schöpfung in und über der Erde, in Wurzel und Krone, alles liegt im Saamenkorn, und das Land hat nur Früchte zu bringen in Geduld. Da wird alsdenn Gott, von dem die Morgenländer so gerne Bilder dieser großen Todtenerweckung an jedem Frühlinge hernehmen; er wird dem Baum Wurzel und Stamm, Äste und Früchte schaffen, und reifen und erhalten, alles ersticken und wegräumen, oder die Frucht zum Durchbruch kommen lassen, daß sie die Dornen überwinde. Auch hier ilts also wieder nicht unser eigentlich Geschäfte, welche, und wie viel Gott Früchte aus uns entwickle! wenn wir mit aller Treue wurzeln, und hindurchstreben — so sind wir in seiner Hand! sein ilts das Saamenkorn was verloren geht, und was trägt! sein ilts die arme und reiche Ähre! Da wir allrin gerichtet werden sollen, nach dem, was wir haben, und nicht nach dem, was wir nicht haben, so sehen wir, Ein Talent, nicht in die Erde vergraben, ilts vor dem Richter aller Lebendigen so gut, als zehu und tausend Talente!

und jene zwey Scherflein legten mehr ein, als alle Reiche und Pofannende einlegen konnten. Wenn wir alles thaten, was uns befohlen ilts, so sind wir danklose Knechte, die ihre Schuldigkeit thaten, und nichts mehr.

Auch fchen wir, ilts noch weniger unsere Sorge und Geschäfte, wozu wir, was wir tragen, hervorbringen? wer es sammlen? wem es nutzen und vorthrillen soll? Denn sonst hätte der Acker freylich Recht zu fragen, warum er dem vorthrillen solle und dürfe? Der Acker thut nur immer seine Pflicht, und wird allein schon durchs Tragen schöner, lustiger, fruchtbarer, da er ohne das verwildern und nur Dorn und Unkraut tragen könnte. Ein gutes Herz thut also seine Pflicht, und sehe es auch nicht, wem das alles im ganzen Zusammenhange zu statten käme: genug es entwickelt, indem es thut, seine Kräfte, seine besten Empfindungen, seinen innigen und fortgehenden Gehorsam: es dienet Gott. Wer also auch schneide und erndte, ilts ein Engel Gottes, und so wenig als der Acker begreifen kann, wozu seine Früchte im ganzen Zusammenhange der Welt nützlich und unentbehrlich waren; sie warens aber doch! und in so hohem Grade! und auf so tausendfache Weise! — so bescheide ich mich, daß ich im großen Buche der Natur Gottes ein viel zu kleiner Buchstab bin, um nur das Eine Wort zu wissen, zu dem ich gehere, noch weit weniger den ganzen, großen unermesslichen Inhalt! Ich weiß also, daß es meine Pflicht ilts, nicht mit dem Saemann zu rechten, und über ihn zu urtheilen, sondern mit stillem, treuen Herzen Frucht zu bringen in Geduld.

## ÄLTESTE URKUNDE DES MENSCHENGESCHLECHTS.

### ERSTER THEIL.

#### III. PLAN.

Die vornehmsten Begriffe der Urkunde sind einzeln umschiffet: der Verfasser wagt's aber kaum, sich den Beifall des herrschenden Theils in diesem Gewerbe zu versprechen. Man hat in den neuern Zeiten eine gewisse morgenländische Mythologie erfunden — auf die man denn alles hinzuziehen trachtet: Alles, auch die natürlichsten und göttlichsten Vorstellungsarten zum Fabelchen macht zum Nationalmährchen aus Orient! Wo man denn Gelegenheit hat, bei jeder Wallfahrt die Welt mit einem neuen Gespinnte morgenländischen Pobelwahn's, (worauf doch alles hinausläuft!) zu täufchen, viel Kenntniß des Orients selbst, bis zu seinen Ammenstuben und geheimften Örtern jedesmal neu zu zeigen! Die berühmtesten Erläuterungen des neuesten orientalischen Geschmacks sind — Mährchen, oder ließen sich allemal leicht dazu machen, könnten auch der Kürze wegen selbst auf dem Titel also heißen.

Woraus sich denn sogleich ein zweites Vorurtheil erzeuget, daß Orient und Occident, wer weiß wie fern? von einander entfernt liege, die Sprache und Vorstellungsart jenes diesem daher so unverständlich und fast unerklerlich sey — Das Wort Gottes müßte jedesmal in die laueste Umschreibung, in das allgemeinste Gewäsch von Wörterbüchern aufgeschefet werden, wohin dann wieder der Modestrom unserer Zeit gehet. In kurzem wird die ganze Bibel zum Besten der Ungelehrten und des gesunden Verstandes die dünneste und lauterste deistifche

Wasserbrühe werden, wo alle Bücher und Artikel sich so wiederholen, als Wolfs Paragraphen.

Ich werde also ohne Zweifel vielen zu morgenländisch gesprochen, andern zu metaphysisch und energisch interpretirt haben — denen ich's denn haben mag. Ohne Zweifel hätte sich bei diesem allumfassenden Stück so viel eigene Mythologie erfinden, und sich die Einfalt desselben in ein so krauses Geschwätz unserer beredten Philosophen umschreiben lassen: ich habe ihm aber aus wahrer Ehrfurcht gegen den Urheber lieber seine Einfalt gelassen, und habe übrigens viel andere Begriffe von der menschlichen Seele, als daß sie jedes Wort, jedes Bild, wovon sie keine Katechismusedefinition geben könnte, deswegen nicht verstünde, und Wörterbuchsartikel der Art brauchte.

Bilder waren: ich habe also auch nur Bilder entwickelt. Die Bilder aber bedenten Sachen, die auch wir kennen, und wenn auch nicht alle gleich geläufig dem Erklärer nachfühlen können: ich habe also zugleich Sachen entwickelt, und die bloße Bildergaukelei und Citation ähnlicher Stellen — verachtet.

Diese Bilder nun, was machen sie für ein Ganzes? in welcher Ordnung und Proportion! — Licht vor der Sonne! Gras und Kraut vor der Sonne! — ich will die Vorwürfe nicht wiederholen; aber bei allem, was man bisher gegen sie gesagt hat (die Stackhause und Lilienthale mülhen und drehen sich wie sie wollen,) halte ich sie bis

her — so laut, als ichs sagen kann! — noch für ganz unwiderlegt und unaufgehoben. Wer auch hinter allen Grundfätzen, die man bisher angenommen hat, in dieser Ordnung, in diesem Verhältniß männliche, geschweige denn göttliche Denkart findet — *magnus Apollo!*

Ich hoffe sie jetzt ohne alle Kunst und Zauberei zu zeigen. Die verzogensten sonderbarsten Figuren nur auf Eine Art, in Einen Gesichtspunkt gelegt — dahin stelle ich den Leser und gehe. Er sehe selbst, wie sie sich zum herrlichsten Ganzen ordnen.

Daß aber dieser kleine Kunstgriff, dieser dem Stück natürlichste Gesichtspunkt, zu dem uns doch jeder Zug jedes Bildes fast mit Gewalt hinsetzet, Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch hat unentdeckt bleiben können, und man sich in allen Auslegungen, Rettungen, Dogmatiken und wo weiß ich mehr? immer lieber so unnützlich quälte, als man — sich jedesmal bei einem verzogenen Gemälde, in einer Hölle voll verworfener Silyllenblätter, wenn man sie nicht ordnen will, quälen, und unnützlich quälen muß — ich würde mich darüber verwundern, wenn ich von der menschlichen *inertia*, der Ursache aller unserer Unwissenheiten, verjährten Vorurtheile und kindischen Systeme, nicht sehr hohe Begriffe hätte. Ich hoff's auch von eben dieser edlen und nützlichen Tragheitskraft, daß, wenn mein Gesichtspunkt, eben weil er so vielen Laufens und Rennens überhebt, erst Einmal in Schwang kommt, er auch bleiben werde. Der ein äußerst verzogenes Räthsel, woran sich Jahrhunderte durch so viel Gehirne geübt, um — Thorheiten auszubrüten, wer dieß auf Einmal fast schweigend, durch bloßes Zusammenrücken einiger Lettern augenfeindlich auflöset — es müßte arg feyn, wenn der noch hartnackigen Widerpruch fände.

Auch am Widerpruch oder Nichtwiderpruch ist mirs ungelegen, ich erkläre und rette eine Jahrtausende her verdunkelte und verunzierte Offenbarung Gottes.

Und zwar rette ich sie blos durch Einfältigung und Entkleidung. Laß zuerst, mein Leser, alles Außerwesentliche z. E. Tagwerke, Segen, Benennung, Ausmalung zurücke die fimpeln nackten Bilder selbst, wie sie folgen, neher zusammen, was siehest du? Nichts mehr und minder als — Gemälde der Morgenröthe, Bild des werdenden Tages — siehe da! der ganze Aufschluß! —

Komm hinaus, Jüngling, aufs freie Feld und merke. Die uralteste herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatfache, großes Werk Gottes in der Natur.

Himmel und Erde! Siehe, wie sie noch zusammen vermischt um uns liegen: Himmel auf der Erde! Erde zum Himmel erhoben

Und die Erde war wüste und leer,

Finsterniß auf der Tiefe —

Kannst du dir auch in Worten der Urkunde mehr sinnliche Schilderung des großen Nachtgrabes, des Mitternachtsehauers wie in unendlicher schwarzer Wüste denken? — und nun fühle den wehenden, durchwehenden Nachtgeist, auch noch den Schauer der tiefsten Frühe vor Tagesanbruch, wie er Meer, Baum und alles durchdringt —

wehender Geist Gottes auf der Tiefe!

wer ist's, der nicht unmittelbar vor Tagesanbruch, von ihm ergriffen, wie Gott, wie eine kommende Regkraft der Natur atme! —

— Und sieh! da Gott! da der erste

— Licht! [Lichtstrahl!

und 's ist Licht!

mit dem ein syllbigsten Blitzworte der Urkunde nicht einzuholen!



Und siehe! diese Entzückung, dies un-nennbare Morgengefühl, wie's scheint alle Wesen zu ergreifen! zu liegen auf der ganzen Natur! Alles lag in Nacht und Dunkel: der webende Geist kam und bereitete was zu erharren — noch ruhen die Vögel, das Haupt unter die Flügel gekent: die Stadt-welt, die vielleicht niemals Morgen gesehen, liegt begraben: selbst die frühe Lerche steigt noch nicht — die Natur ein harrender dunkler Tempel Gottes — lebender Wind und —

— Licht!

's ward Licht!

still wird er eingeweiht der Tempel! Vielleicht die Blüthe des Baums, die Blume, die Knospe fühlen! Lichtstrahl! ein tonender Goldklang auf die große Laute der Natur — die Lerche erwacht und schwingt sich — wehe dem Fühllosen, der diese Scene gesehen und Gott nicht gefühlt hat! Es ist das Bild jenes Naturweifen: wie sie aufblickt die Morgenröthe und die Enden der Erde,\* das große schwarze Nachttuch

— am Saum erfaßt

und abhüttelt die Räuber der Nacht!

— Licht!

und 's ward Licht!

Siehst du jene stille Glorie! jene sanfte Augenvimper der Morgenröthe, wie sie jeden Augenblick weiter hinauffchwimmt, jeden Augenblick die Wolken um sich her anders wandelt — welche Farben! welch lachender Glanz! Wer, der den Pinsel dahin eintauchte? — und wie stille! das Auge bleibt ruhen auf der zarten Stelle — sanftes Angesicht der Gottheit! Offenbarung, Erchei-nung! denke dir, was ich vom Licht gesagt und es ist nichts gesagt — wer, der hier nicht niederfällt, anbetet — sehweigend senkt so wäre ewig meine Seele, wie das Licht! wie dieser Gottes-Anbruch!

Das Erwachen aus solchen Augenblicken ist immer einsylbig! und ich wette, bei jedem Unverdorbenen, natürliches Gebet! Morgenstutzer und Preis Gottes

5 — Geräusch und Lärm war nicht um ihn, da er die Welten dem Uding entwinkte —

Auch alle Naturvölker, die wir Wilde nennen, haben diese Anbetung vor dem Morgenstrahle (und wo wüßten wir, nicht selbst die Thiere?) empfunden. Das nun kälter gedacht, und in Worte gefaßt:

— Siehe, wie das Licht gut ist!

welch Grauen, welche Nacht vertriehen!

15 Wie sie sich dort immer mehr in schwarzen ungeheuren Wellen fortiebet — Gott unterschied zwischen Licht und Dunkel! und wie also die beiden Massen im großen Unterschied neben einander stehen! Der große Unterschied ist sichtbar! Licht — Dunkel

20 Dies heißt Tag! jenes Nacht!

Kann ein reisender Wink auf diese Scene der Natur seyn? Jeden Morgen ist beides neben einander feierlich sichtbar.

25 Und siehe, wie da nun überall weit umher nach Zunahme des Taglichts die Natur gleichsam webet! den zarten Flor Luft und Himmels da so sichtbar spinnet! Alles vorher ein Grau oder Schwarz! Himmel auf Erde, Erde zum Himmel — wie sich die Graue nach allen Seiten umher weitet! der Himmel hebt und hebet! die dunkeln Wolken träufeln ab! nehn! es ist als ob da Licht und Wasser kämpfen! —

35 Und da oben, wie schon die Bläue hervorgehet: sich immer weiter wölbt und webet — Phänomen, woran alle Schilderer der Morgenfrühe ihre größte Kunst sehen — die allmähliche Himmelhebung! die schwimmende Luftläuterung vom tiefsten Grau zur schönsten, lachendsten Glauzesbläue! der Morgenduft, der um alle Wesen am meisten in

der Ferne, dem Bette Auroreus, schwimmt, in den sich das Auge so hin verliert und sich gleichsam eine neue Gegend in der Gegend schaffet. — Was find die Zaubertepiche der Glücklichen gegen jenes allweite Naturgemälde selbst? und siehe! die ganze simpelfte Erklärung der bestrittenen und verzweifelten Stelle durch eine tägliche, thätige, augenfcheinliche Illustration der Natur

— Weite sich zwischen Wallern und Wälfen

Und abseide sich zwischen Wallern und Wälfen

— Und Gott machte die Weitung

Und schied zwischen Wasser drüben Und Wasser drunten!

Die Weite nannte Gott Himmel.

Zu eben der Zeit, da sich droben der Himmel läutert und sondert — siehe! sondert und läutert sich nieden die Erde! Wie sie sich in lichte und dunkle Massen theilet! wie ein großes Gebirge gleichsam entschleiert sich erhebt! Nun unter Thau und Morgenstrahl bebümt — die Rose öfnet allmählig ihren Bufen und die Nachviole schließt ihre dufenden Kelche! Der fruhe Zephyr weht mit Blüthen und Samen um die jungen Pflanzenbräute umher, die sich im Morgenthau spiegeln, und der junge Baum weht und schauert und fühlet die Glieder im Morgenthem der erweckten Schöpfung! hier ihre erste Familie! — Es ist Fortgang im Gemälde, Segen des Allvaters auf Pflanzen, Kräuter und Bäume unter dem Strahl der Morgenröthe — Siehe, da ging die Sonne auf! die herrlichste Erscheinung der Natur! Flamme! Glorienantlitz! König! Das Auge kann nur einen Anblick anhalten! Übertrifft und endet Alles! Alles in der Schöpfung wird mit ihr Pracht, Glanz, Geräusch!

Wer rathelt nun, warum das Morgenlicht so lange vor der Morgenfonne geschaf-

ten worden? wer kann jetzt noch eine der Rettungen hoeren?

Nun erwacht Alles! Alle Wesen, wie — Von diesem regen Feuer

8 Gektört! gekteret aus der Ruh! — wie jener Silbersee dort mit Lebendigem aufweht: die Fische spielen am Strahl der Sonne! Wie hier ringsum Luft und Wipfel voll Morgenfang

10 — Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder

Mit früher Stimme' und frühem Flug — alles voll Regung, Gefang, Freude und Segen!

15 Auch die Erde gebiert ihr Lebendes allerlei Art

Thiere, Gewürm, Wild allerlei Art

— Und siehe! Mensch, da stehst du! das Götterbild! Ebenbild Gottes! Herrscherge-  
danke der Schöpfung! Von Himmel und Erde rufe den zerstreuten, betäubten Blick zurück auf dich! in dich selbst —

Und du, der Erden Herr, o Mensch, zer-  
fließ

25 In Harmonien ganz.

Dich hat er mehr als Alles sonst beglückt; Er gab dir einen Geist,

Der durch den Bau des Alles dringt — betrachte dein Glück! deine Gestalt! deine Kräfte! deine große Bestimmung; höre über dir den Rathschluß Gottes, siehe That —

— Da gehet aus der Mensch an seine Arbeit,

an sein Ackerwerk bis an den Abend  
35 sinnt — dichtet — waltet — nühret sich — das Auge der Gottheit bleibt auf ihm ruhen Alles, was Gott gemacht hatte!

Siehe, es war alles sehr gut!

Vollendet! auch dies Morgengemälde voll-  
endet! Mit welcher Simplicität, Naturfolge!  
40 Zusammenordnung und Vertheilung! Pracht! Hoheit! angefangen und vollendet! — Auch

der Verfasser, ders schrieb, konnte kein *επιουρος* fagen! Aber er war nicht Verfasser! ihm erflehens! ihm wards offenhart! lebt und webt dort jeden Morgen! — herrlichste, älteste, fimpelste Offenbarung Gottes!

Nun sehen wir, warum Alle, die dies Ganze bisher sinnlich oder vernünftig vorstellen wollen, es unglücklich haben vorstellen müssen — weil ihnen Gesichtspunkt, Schlüssel zum Ganzen fehlte. Die Malher, die jedes Tagwerk besonders vorstellten — den großen Raphael nicht ausgenommen! — was ist daraus worden? Wie kann Gott vorgestellt werden, indem er das Licht ruft, den Himmel weitet, die Erde vorgehen heißt, die Sonne macht, segnet — jedesmal einzeln — wie kanns? Als ob Gott selbst vor dem Chaos erfchrickt, als ob er angestrengt, gewaltfam und doch kindlich arbeite! — oder seine Ruhe, als ob sie zusehender Müßiggang würde — muß es nicht also werden? Das große Gemälde Gottes, allweit wie Himmel und Erde, prächtig und sehen wie der Morgen, und eben durch seinen erhabenen, stillen, ununterbrochenen Fortgang prächtig — wird zerrissen, wird unterbrochen: der Unsichtbare, der hier nirgend erfcheint, als in That, der immer nur

Will und — 's wird,

Gebent, so stehets da,

der große Unvergleichbare, der nirgends in der Schöpfung ist, wie er ist, von dem alles nur als dunkler Abglanz strahlet — der wird als Mensch, als grauer Greis, als langsam ermatteter Arbeiter vorgestellt! Eine Scene, die in der Natur täglich wiederkommt, aber

nur immer einen Augenblick sich mahlet und davon eilt — die wird unnatürlich fixirt und auf einen Teppich gefamulet — was kann werden? Der simple Morgenmahler ist der einzige Malher der Schöpfung: die drei ersten Tagwerke zusammen — Ein großer Fortgang! die drei andern auch zusammen! jenes den Morgen in tiefster Ruhe; dies im zunehmenden prächtigsten Geräusche und Schöpfungsfreude — das wäre Nacheiferung! und die Nacheiferung bis zur Vollendung! Ein Gemälde, da ich in Entzückung die Worte Moses, natürlich und nothgedrungen, ausriefe, lie in all' ihrer Erhabenheit zur Überfehriht gebe — Wo ist ein Edler, der sich an die erste und fehenste Offenbarung Gottes wage!

— Tauch' in die Farben Aurorens

Mahl' mir Schöpfung!

Der Dichter, der eben so zerriß und dann ausmahlte, was er nicht mehr verstand, wo keine ganze Ansicht mehr blieb, hat mit allem physischen und metaphysischen Farbenvorrath eben so unglücklich seyn müssen — Er mahlte jedesmal Lappen und fehrlich Gefänge — wollte eine Lichtstreife des Aufgangs in ein episches Gebäude verlängern — Die Schöpfung ist freilich in jedem kleinsten unendlich und unergründlich; aber — kurz, der Morgenfänger, der Lobfänger Gottes in der ganzen lebenden erwachenden Natur, das ist der Dichter der Schöpfung.

Und endlich die Philosophen, Demonftranten, Metaphysiker, Physiker, Kosmopoetisten — vor dieser lachenden Morgenrethe — aus diesem so simplen Naturbilde — wer mag sich deß erinnern? Ich habe mehr und besersers zu fagen.

## AUCH EINE PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE ZUR BILDUNG DER MENSCHHEIT.

ANFANG DES ZWEITEN ABSCHNITTES.

**A**uch die römische Weltverfassung erreichte ihr Ende, und je größer das Gebäude, so höher es stand, mit desto größerem Sturze fiels! die halbe Welt war Trümmer. Völker und Erdtheile hatten unter dem Baume gewohnt, und nun, da die Stimme der heiligen Wächter rief: „haut ihn ab!“ welche eine große Leere! Wie ein Riß im Faden der Weltbegebenheiten! nichts minder, als eine neue Welt, war nothig, den Riß zu heilen.

Norden wars. Und was man auch nun über den Zustand dieser Völker für Ursprünge und Systeme erfinden mag: das simpellste scheint das wahrste: in Ruhe wars gleichsam „Patriarchien, wie sie in Norden seyn konnten.“ Da unter solchem Klima kein morgenländisches Hirtenleben möglich war, schwerere Bedürfnisse hier den menschlichen Geist mehr drückten, als wo die Natur fast allein für den Menschen wirkte: eben die schwerern Bedürfnisse, und die Nordluft die Menschen aber mehr härtete, als sie im warmen aromatischen Treibhaufe Osts und Süds gehärtet werden konnten: natürlich blieb ihr Zustand roher, ihre kleinen Gesellschaften getrennter und wilder: aber die menschlichen Bande noch in Stärke, menschlicher Trieb und Kraft in Fülle. — Da konnte das Land werden, was Tacitus beschreibt. Und als dies nordische Meer von Völkern mit allen Wogen in Bewegung gerieth, Wogen drängten Wogen, Völker andre Völker! Mauer und Damm um Rom war zerrissen: sie selbst hatten ihnen die Lücken gezeigt und sie herbejgeloekt, daran zu flicken —

endlich da alles brach, welche Überchwemmung des Süds durch den Nord! und nach allen Umwälzungen und Abfentlichkeiten welche neue nordfüdlliche Welt!

8 Wer den Zustand der römischen Länder (und sie waren damals das gebildete Universalium!) in den letzten Jahrhunderten bemerket, wird diesen Weg der Vorfehung, einen so sonderbaren Erfatz menschlicher Kräfte zu bereiten, anstauen und bewundern. Alles war erschöpft, entnervt, zertrüttet. Von Menschen verlassen, von entnervten Menschen bewohnt, in Üppigkeit, Lastern, Unordnungen, Freyheit und wildem Kriegstolz unterfinkend. Die schönen römischen Gesetze und Kenntnisse konnten nicht Kräfte ersetzen, die verschwunden waren, Nerven wiederherstellen, die keinen Lebensgeist fühlten, Triebfedern regen, die da lagen — also todt! ein abgematteter, im Blute liegender Leichnam — da ward in Norden neuer Mensch geboren. Unter frischem Himmel, in der Wüste und Wilde, wo es niemand vermuthete, reifte ein Frühling starker, nahrhafter Gewächse, die in die feheuern, südlichen Länder — jetzt tranrigleere Äcker! — verpflanzt, neue Natur annehmen, große Ernte fürs Weltfickelgal geben sollten. Gothen, Vandalen, Burgunden, 50 Anglen, Hunnen, Herulen, Franken und Bulgaren, Slaven und Longobarden kamen — setzten sich, und die ganze neuere Welt vom mittelländischen zum schwarzen, vom atlantischen zum Nordmeer, ist ihr Werk! 53 ihr Geschlecht! ihre Verfassung!

Nicht bloß Menschenkräfte, auch welche  
Gesetze, und Einrichtungen brachten sie da-  
mit auf den Schauplatz der Bildung der  
Welt! Freylich verachteten sie Künfte und  
Wissenschaften, Üppigkeit und Feinheit —  
die die Menschheit verheeret hatten; aber  
wenn sie statt der Künfte, Natur, statt der  
Wissenschaften, gefunden nordischen Ver-  
stand, statt der feinen, starke und gute, ob-  
gleich wilde, Sitten brachten und das alles  
nun zusammen gabte — Welch ein Eräu-  
niß! Ihre Gesetze, wie athmen sie männli-  
chen Muth, Gefühl der Ehre, Zutrauen auf  
Verstand, Redlichkeit und Götterverehrung!  
Ihre Feudaleinrichtung, wie untergrub sie  
das Gewühl volkreicher, üppiger Städte,  
baute das Land, beschäftigte Hände und  
Menschen, machte gesunde, und eben damit  
auch vergnügte, Leute. Ihr späteres Ideal  
über die Bedürfnisse hinaus — es gieng auf  
Keuschheit und Ehre, veredelte den besten  
Theil der menschlichen Neigungen: obgleich  
Roman, so doch ein hoher Roman: eine  
wahre neue Blüthe der menschlichen Seele.

Bedenke man z. B. was die Menschheit in  
den Jahrhunderten dieser Gährung für Er-  
holungsfrist und Kräfteübung dadurch be-  
kam, daß alles in kleine Verbindungen, Ab-  
theilungen und Untereinanderordnungen fiel,  
und so viele, viele Glieder wurden! Da  
riß sich immer eins am andern, und alles  
erhielt sich in Athem und Kräften. Zeit  
der Gährung! Aber eben diese hielt so  
lange den Despotismus ab, (der wahre Ra-  
chen der Menschheit, der alles — wie ers  
nennt, in Ruhe und Gehorsam — aber wie's  
ist, in Tod und einfürmige Zermalmung  
hinabsehlingt!) Ists nun besser, ist's für die  
Menschheit gesunder und tüchtiger, lauter  
leblose Räder einer großen, hölzernen, ge-  
dankenlosen Maschine hervorzubringen, oder  
Kräfte zu wecken und zu regen? Sollts

auch durch sogenannte unvollkommene Ver-  
fassungen, Unordnung, barbarischen Ehren-  
punkt, wilde Händelfucht und dergleichen  
seyn — wenn Zweck erreicht, immer bes-  
ser, als lebend todt seyn und modern.

Indeß hatte die Vorsehung für gut be-  
funden, zu dieser neuen Gährung nordfö-  
licher Säfte noch ein neues Ferment zu  
bereiten und zu mischen — die christliche  
Religion. Ich darf doch bei unserm christ-  
lichen Jahrhundert nicht erst um Verzei-  
hung bitten, daß ich von ihr als einer Trieb-  
feder der Welt rede — betrachte sie ja  
nur als Ferment, als Sauerteig, zu Gutem  
oder zu Bösem — wozu man noch will.

Und da verdient der Punkt, von zweyen  
Seiten mißverstanden, einige Erörterung.

Die Religion der alten Welt, die aus  
dem Morgenlande über Ägypten nach Grie-  
chenland und Italien gekommen, war in  
allem Betracht ein verdunstetes, kraftloses  
Ding geworden, das wahre *Caput mortuum*  
dessen, was sie gewesen war, und seyn  
sollte. Wenn man nur die spätere Mytho-  
logie der Griechen und die Puppe von po-  
litischer Völkerreligion bei den Römern be-  
trachtet: so brauchts keines Worts mehr —  
— Und doch war nun auch fast kein an-  
der Principium der Tugend\* in der Welt!  
Die römische Aufopferung fürs Vaterland  
war von ihrer Höhe gesunken und lag im  
Moraste der Schwelgerei und kriegerischer  
Unmenschlichkeit. Griechische Jugendlehre  
und Freiheitsliebe — wo war sie? Und der  
alte ägyptische Geist, wo war er, als Grie-  
chen und Römer in ihrem Lande nisteten?  
Woher nun Ersatz? Philosophie konnte ihn  
nicht geben: sie war das ausgeartete So-  
phistenzeug, Disputirkunst, Tredelkram von  
Meinungen ohne Kraft und Gewisheit, eine  
mit alten Lumpen behangene Holzmaschine  
ohne Wirkung aufs menschliche Herz, ge-

fehweige denn der Wirkung, ein verfallene  
 Jahrhundert, eine verfallene Welt zu be-  
 fern! Und nun sollte Aufbau der Trümmer  
 von Völkern geschehen, die in ihrem Zu-  
 stande noch Religion nöthig hatten, durch  
 sie allein gelenkt werden konnten, Geist  
 des Aberglaubens in alles mischten. —  
 Und doch fanden nun diese Völker auf ih-  
 rem neuen Schauplatze nichts, als was sie  
 verachteten oder nicht fallen konnten: re-  
 mische Mythologie und Philosophie, wie  
 Bildsäulen und Sittengefallen. — Und ihre  
 nordische Religion, ein Rest des Orients auf  
 nordische Art gebildet, langte nicht hin —  
 sie hatten eine frische, wirklichere Reli-  
 gion nöthig — siehe! da hatte die Vor-  
 fehung sie kurz vorher an einem Orte ent-  
 stehen lassen, woher man einen Ersatz der  
 ganzen westlichen Welt am wenigsten hofte  
 — zwischen den nackten Bergen Judaea's!  
 Kurz vor dem Umsturze des ganzen un-  
 berührten Volkes, eben in der letzten, elen-  
 deften Epoche desselben — auf eine Weise,  
 die allemal wunderbar bleiben wird, ent-  
 stand sie, erhielt sich, fehlte sich eben so  
 sonderbar durch Klüfte und Heilen weiten  
 Weg hindurch — auf einen Schauplatz, der  
 sie so nöthig hatte! worauf sie so viel, viel  
 gewürkt! — Allemal die sonderbarste Be-  
 gebenheit der Welt!

Da wars doch nun gewiß ein großes und  
 felsenwürdiges Schauspiel, wie unter Julian  
 die beiden berühmtesten Religionen, die äl-  
 teste heidnische und die neuere christliche  
 um nichts weniger als Herrschaft der Welt  
 stritten. Religion — das sahe Er und Jeder-  
 mann! — Religion in aller Stärke des Worts,  
 war seinem verfallenen Jahrhunderte unent-  
 behrlich. Griechische Mythologie und re-  
 mische Staatseremonie — das sahe er eben-  
 falls! — war dem Jahrhunderte zu seinen  
 Zwecken nicht zureichend. Er griff also zu

allem, wozu er konnte; zur kräftigsten und  
 ältesten Religion, die er kannte, zur Reli-  
 gion des Morgenlandes — regte in ihr alle  
 Wunderkräfte, Zaubereien und Erfcheinun-  
 gen auf, daß sie ganz Theurgie ward, nahm,  
 so viel er konnte, Philosophie, Pythagorism  
 und Platonism zu Hülfe, um allem den fein-  
 sten Antrieh der Vernunft zu geben — setzte  
 alles auf den Triumphwagen des größten  
 Gepräuges, von den zwei unhändigsten Thie-  
 ren, Gewalt und Schwärmerei gezogen, von  
 der feinsten Staatskunst gelenkt — alles um-  
 souft! sie erlag! sie war verlegt — elender  
 Aufputz eines todten Leichnams, der nur  
 zu anderer Zeit hatte Wunder thun kön-  
 nen: die nackte, neue, christliche Religion  
 siegte!

Man sieht, daß die Sache ein Fremdling  
 betrachtet, der Mufelmann und Mammeluke  
 seyn könnte, um eben das zu schreiben. So  
 fahre ich fort.

Dieselbe nun, so sonderbar entstandene,  
 Religion sollte doch, das ist unleugbar, nach  
 dem Sinne des Urhebers (ich sage nicht, ob  
 sie's in der Anwendung jedes Zeitalters ge-  
 worden?) sie sollte eigentliche Religion der  
 Menschheit, Trieb der Liebe, und Band al-  
 ler Nationen zu einem Bruderheere werden  
 — ihr Zweck von Anfang zu Ende! Eben  
 so gewiß ist's, daß sie (ihre Bekenner wegen  
 späterhin aus ihr gemacht haben, was sie  
 wollten), daß sie die Erste gewesen, die so  
 reine geistige Wahrheiten, und so herzliche  
 Pflichten, so ganz ohne Hülle und Aberglaub-  
 en, ohne Schmuck und Zwang gelehret:  
 die das menschliche Herz so allein, so all-  
 gemein, so ganz und ohne Ausnahme hat  
 verbessern wollen. Alle vorigen Religionen  
 der besten Zeiten und Völker waren doch  
 nur enge national, voll Bilder und Verklei-  
 dungen, voll Ceremonien und Nationalge-  
 bräuche, an denen immer die wesentlichen

Pflichten nur biengen und hinzugefügt waren — Kurz, Religionen eines Volks, eines Erdtrichs, eines Gesetzgebers, einer Zeit! diese offenbar in allem das Gegentheil. Die lauterste Philosophie der Sittenlehre, die reinste Theorie der Wahrheiten und Pflichten, von allen Gesetzen, und kleinen Landverfassungen unabhängig; kurz, wenn man will, der menschenliebendste Deismus. —

Und sonach gewiß Religion des Weltalls. Es habens andere, und selbst ihre Feinde bewiesen, daß eine solche Religion gewiß nicht zu anderer Zeit, früher oder später hätte aufkeimen oder aufkommen, oder sich einstellen können — man nenne es, wie man wolle. Das menschliche Geschlecht mußte zu dem Deismus soviel Jahrtausende bereitet, aus Kindheit, Barbarei, Abgötterei und Sinnlichkeit allmählig hervorgezogen; seine Seelenkräfte durch so viele Nationalbildungen, orientalische, ägyptische, griechische, römische u. s. w. als durch Stufen und Zugänge entwickelt seyn, ehe

selbst die mindesten Anfänge nur zur Anfebanung, Begriff und Zugestehung des Ideals von Religion und Pflicht und Völkerverbindung gemacht werden konnten. Auch als Werkzeug allein betrachtet, fehlens, daß der römische Eroberungsgeist vorhergehen mußte, überall Weg zu bahnen, einen politischen Zusammenhang zwischen Völkern zu machen, der voraus unerhört war, auf eben dem Wege Toleranz, Ideen vom Völkerrechte in Gang zu bringen, in dem Umfange voraus unerhört! — Der Horizont ward so erweitert, so aufgehört, und da sich nun zehn neue Nationen der Erde auf diesen hellen Horizont stürzten, ganz andere neue Empfänglichkeiten eben für die Religion mitbrachten, sie bedurften, sie alle saugt in ihr Wesen verschmelzten — Ferment! wie sonderbar bist du bereitet! und alles auf dich zubereitet! und tief und weit umher eingemisset! hat lang und stark getrieben und gegähret — was wird es noch ausgähren?

VOM GEIST DER EBRÄISCHEN POESIE.

ERSTER THEIL. VIERTES GESPRÄCH.

ΕΥΡΥΝΟΝ. Die Beschreibung der sogenannten todten Schöpfung ist hiemit beendet; aber hier ist nichts todte Schöpfung. Schwesterlich zusammen gebunden sind die lieblichen frühlingbringenden Sterne. Orion (oder wer das Gestirn Chefir sey,) ist der gegürtete Mann, und bringt Winter; die Zeichen des Thierkreises werden wie ein Kranz der Erde allmählig emporgeführt. Der Vater des Himmels läßt am Nordpol die Bärinn mit ihren Jungen weiden, oder

(nach einer andern Mythologie und Lesart) die Nachtvanderinn, eine Sternemutter, die ihre verlorenen Kinder, untergegangene Sterne, sucht, wird von ihm getroffen (vermuthlich indem er ihr neue Sterne, statt der verlorenen, heraufführt). Wer in der Nacht den Bär sich wenden sieht, als ob er am Himmel weide mit seinen Jungen; oder wie der Gurt des Thierkreises mit seinen fehengezeichneten Bildern mit den Jahreszeiten allmählig heraufrückt, und alsdann an die Zeiten denkt, da die nächtlichen Schäfer unter

dem morgenländischen Himmel diese Bilder immer vor sich hatten, und nach ihrer Hirten- und Vaterphantasie belebten — dem, m. Fr., wird die Schönheit dieser Stelle im Sternenglanz aufgehen, die überdem, ihrer kurzen Symmetrie nach, mit dem Binden und Loesen kaum überfetzt werden kann. So geht's auch mit der Stelle, daß Gott den tiefen Dunkelheiten, den irren Wolkenzügen und leeren Luftgefichten Verstand gebe: die personifizierte Sinn- und Bildichtung verschwindet in einer andern Sprache. Alle diese Bilder, die Ausfendung der Blitze und ihre Antwort, der Gang Gottes in den Wolken, sein Abzählen der Tropfen im Regen, die sanfte und reichliche Herabblaffung derselben, sind so schöne Naturpoesie —

Alcimus. Sie scheinen überhaupt ein Liebhaber dieser Gattung; und unfre Kuntrichter halten sie doch für die todteste Dichtkunst. Man will ihr fogar den Namen Dichtkunst nicht gönnen, und nennt sie eine kalte Beschreibung unbefreibbarer Dinge und Gestalten.

E. Wenn sie das ist, bin ich völlig der Meinung, daß sie den Namen Poesie nicht verdiene. Die elenden Beschreiber, die den Frühling, die Rose, den Donner, das Eis, den Winter mit den gemeinsten Zügen langweilig und kalt schildern, sind weder gute Dichter, noch gute Profaissten. Die Naturpoesie hat etwas anders als eine matte Beschreibung einzelner Züge, auf die sie sich überhaupt gar nicht einläßt —

A. Und was hätte sie statt ihrer?

E. Dichtung. Sie belebt die Sache, sie stellt sie handelnd dar. Sehen Sie Hiel. Die Erde war ein Palaß, der ihr Hausvater den Eckstein legte, und alle Kinder Gottes jauchzten drein; der Ocean ward, wie ein Kind, geboren und gewandelt; das Morgenroth handelte, die Blitze sprachen. Bild

für Bild ist eine neue Personendichtung: das macht nun die Poesie so lebendig. Die Seele wird fortgeriffen und denkt sich die Gegenstände selbst mit, weil sie ihre Wirkungen gewahr wird; lange Beschreibungen brächten sie eher davon ab und erschläffen ihre Kräfte: sie zeigten ihr elende Wortklumpen, abgezogene, halbirte Schatten der Gestalten, da sie jetzt wirkliche Wesen vor sich sieht.

A. Ja, Freund, wer kann und mag aber auch wie die Morgenländer dichten? Den Ocean als ein gewundelttes Kind, Zeughäuser des Schnees und Hagels, im Himmel Wasserkanäle — wer mag das?

E. Niemand soll's: denn jede Sprache, jede Nation, jedes Klima hat ein eignes Maß und eigne Quellen seiner Lieblingsdichtung. Es zeigte elende Armuth an, wenn man von so entlegnen Völkern borgen wollte; aber denselben Weg gehen müssen wir, und aus eben den Quellen schöpfen. Vor wessen Auge und Empfindung sich die Natur nicht belebt, zu wem sie nicht spricht, wem sie nicht handelt, der ist nicht zu ihrem Dichter geboren. Todt steht sie vor ihm; und sie wird auch in seinen Beschreibungen todt seyn.

A. So hätten alsdann die Zeiten der Unwissenheit große Vorzüge vor denen, in welchen man die Natur kennt und studiret. Jene dichteten, diese beschreiben.

E. Was Sie Zeiten der Unwissenheit nennen! — Alle sinnlichen Völker kennen die Natur, von der sie dichten; ja sie kennen sie lebendiger und zu ihrem Zweck besser, als der Linneische Klassifikator aus seinem Bücherregister. Zum Überblick der Gattungen ist dieß unentbehrlich; es zur Fundgrube der Poesie zu machen, und aus Hüblers Reimregister zu dichten, wäre gleich viel. — Ich lobe mir jene Zeiten, da man



die Natur, vielleicht in kleinerem Umfange, aber lebendig kannte, sie mit dem geschärften Auge der Empfindung, der Menschenanalogie anfah und meistens aufsaute.

A. Also kamen die Zeiten der Unwissenheit, in denen man aufsaute, wieder.

E. Jede Zeit kann und muß ihren Begriffen von dem System der Wesen aufständig dichten; oder wenn sie's nicht thut, muß sie sich wenigstens getrauen, größere Wirkung durch ihre poetische Naturlüge hervorzubringen, als ihr die systematische Wahrheit gewähren könnte. Und sollte, m. Fr., dieß nicht oft der Fall seyn? Ich zweifle nicht, daß aus Copernicus und Newtons, aus Buffons und Priestleys Systemen sich eben so hohe Naturdichtungen machen ließen, als aus den simpellsten Ansichten; aber warum hat man sie nicht? Warum reizen uns die einfachen, rührenden Fabeldichtungen alter oder unwissender Völker immer noch mehr, als diese mathematisch-physikalisch- und metaphysischen Genauigkeiten? Nicht wahr, weil jene Völker in lebendiger Ansicht dichteten, weil sie alles, Gott selbst, sich gleichförmig dachten, die Welt zu einem Haufe verengten, und in ihr alles mit Haß und Liebe besetzten? Der erste Dichter, der das auch in der Welt Buffons und Newtons kann, der wird, wenn Sie wollen, mit wahrern oder wenigstens umfassendern Begriffen die Wirkung thun, die jene mit ihren engen menschlichen Fabeldichtungen thaten. Wir wollen wünschen, daß so ein Dichter bald geboren werde: und so lange er nicht da ist, wollen wir bei den alten Völkern die hohen Schenheiten ihrer Dichtkunst deswegen nicht lächerlich machen, weil sie unsre Physik und Metaphysik nicht kannten. Manche ihrer Allegorien und Personendichtungen enthalten mehr Einbildungskraft und sinnliche Wahrheit, als dieke Sy-

steme; und Regung des Herzens verleiht sich von selbst —

A. Die Naturpoesie dünkt mich aber nicht so gar rührend.

E. Sanft und dauernd rührt sie allerdings, ja mehr als eine andre. Kann es eine schönere Dichtung geben, als die uns Gott selbst in der Schöpfung dargestellt hat? die er uns durch alle Tags- und Jahreszeiten neu vorführt? Kann es eine wirklichere geben, sobald die Sprache uns nur einigermaßen an das, was wir find und genießen, wenn auch nur kurz und einfylbig, erinnert? Wir leben ja in diesem großen Haufe Gottes: unsre Empfindungen und Begriffe, Leiden und Freuden sind alle daher. Eine Poesie, die mir Augen gibt, die Schöpfung und mich zu sehen, sie in rechter Ordnung und Beziehung zu betrachten, überall höchste Liebe, Weisheit und Allmacht zu erblicken, auch mit dem Auge meiner Phantastie und in Worten, die dazu recht gefallen scheinen — eine solche Poesie ist heilig und edel. Welcher Unglückliche, der mit dem größten Tumult seines Herzens unter den Sternenhimmel tritt, wird nicht durch den hohen Anblick dieser stillen, festen, ewigen Lichter gleichsam wider Willen und unvermerkt besänftigt! Fallen ihm nun die simpeln Worte Gottes ein: »Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden?« u. s., ist's nicht, als ob vom Sternenhimmel ihm Gott selbst die Worte zuspräche? Diese Wirkung hat jede wahre Naturpoesie, die seltsame Auslegerinn der Natur Gottes. Ein Zug, ein Wort aus ihr erinnert oft an große Scenen, und bringt uns ihre rührenden Gemälde nicht nur leibhaft vor Augen, sondern führt solche unmittelbar zum Herzen, zumal wenn das Herz des Naturdichters selbst sanft und gut war: wie es denn beinah nicht anders seyn konnte.

A. Das Herz der Naturdichter wäre also immer sanft und gut gewesen?

E. Der großen und wahren gewiß: sonst würden sie die feinen Bemerkungen, die hellen und mächtigen Ansätze der Natur nicht geworden seyn. Eine Poesie, die sich allein mit menschlichen, oft sehr niedrigen und schlechten Handlungen beschäftigt, die in unreinen Gründen des Herzens oft zu unreinen Zwecken, indeß lebhaft und wirksam, arbeitet, kann ihren Urheber wie ihre Leser verderben: die Poesie Gottes that das nie. Sie erweitert das Herz, wehnet den Blick, macht diesen ruhig und aufmerksam, jenes wirksam, frei und frohlich; sie schafft Liebe, Theilnehmung und Mitgefühl mit allem, was lebt; ja sie übt den Verstand, überall Naturgesetze zu bemerken, und hat die Vernunft auf die rechte Bahn geleitet. Von der Naturpoesie der Morgenländer gilt dieß vorzüglich —

A. Auch von unserm Kapitel Hiobs?

E. Allerdings. Es wäre theuerlich, der Physik einzelner poetischen Vorstellungen nachzugehen oder sie mit dem System unsres Tages vereinigen zu wollen, damit auch auch Hiob schon so gedacht habe, wie unsre Naturphilosophen; aber die Hauptidee, daß alles Ein Haus Gottes sey, wo Er selbst walte, wo alles nach ewigen Regeln, mit jedesmaliger Voracht im kleinsten Moment, mit Güte und Sinn geschehe — der Hauptgedanke ist unverkennbar groß und edel. Er ist in Beispielen dargestellt, wo alles zu Einem Zweck, dem Ganzen, eilet. Die wunderbarsten Phänomene treten uns als Werke des immer schaffenden Hausvaters vor — geben Sie mir ein Gedicht, das unsre Physik, unsre Entdeckungen und Meinungen vom Weltbau, von den Veränderungen des Universum in so kurzen Bildern, mit so lebendigen Personifikationen, mit so treffender Auslegung, in so hinreißendem Plan der Einheit und Mannigfaltigkeit

darstelle, als dieß fehlerhafte Kapitel Hiobs; ich lasse Ihnen dafür eine Epöee von Helden und Waffen liegen. Aber vergessen Sie nicht meine drei Hauptworte: Belebungen der Gegenstände für den Sinn, Auslegung der Natur für's Herz, Plan im Gedicht wie in der Schöpfung für unsern Verstand. Der letzte fehlt vollends gar den meisten neuen Naturbeschreibern —

A. Mich dünkt, Sie fordern Unmöglichkeiten. Wie wenig Plan ist in den Szenen der Natur für uns übersehbar. Das Reich der allgewaltigen Mutter ist so groß, ihr Gang so langsam, ihre Ansichten so unendlich —

E. Daß deswegen auch ein menschliches Gedicht so groß, langsam und unübersehbar seyn müßte? Wem die große Mutter keinen Plan, keine Einheit ihrer Gedanken weist, wer das Gewebe dieser Penelope nur von der linken Seite ansieht — der schweige, der dichte nicht von ihr. Aber wem sie den Schleier wegzog und ihr Angesicht zeigte, der rede; der siehet überall Zusammenhang, Ordnung, Güte, Gedanken. Sein Gedicht wird also auch wie die Schöpfung *κοσμος*, ein regelmäßiges Werk mit Plan, Umriß, Sinn, Endzweck seyn, und sich im Ganzen so dem Verstande empfehlen, wie durch einzelne Gedanken und Auslegungen dem Herzen, und dem Sinn durch der Gegenstände Belebungen. Alles ist in der Natur gebunden; und für den menschlichen Blick bindet sich alles menschlich. Tags- und Jahreszeiten sind unsern Lebensaltern ähnlich; Länder und Climata der Erde bindet Ein Menschengeschlecht; Zeiten und Welten bindet Eine ewige Urfache, Gott, Schöpfer. Er wird das Auge der Welt in ihrer sonst unermesslichen Leere; und eben dieß Auge macht alles zu Einem Angesicht. Auch da kommen wir wieder nach Orient: denn sie brachten in ihre Naturpoesie, so arm oder reich dieß seyn mochte,

zuerst Verstandes-Einheit. Sie sahen überall den Gott Himmels und der Erde. Das that kein Grieche, kein Celte, kein Römer: wie weit steht hierin Lucrez hinter Hiob und David!

A. Sie denken sehr morgenländisch, insonderheit mit Ihren Personifikationen. Lesen Sie nicht Kunstrichter, wie sparsam die solchen Schmuck anrathen.

E. Wenn's Schmuck seyn soll, haben sie Recht; ich rede aber von Seele, von Belebung. Nicht wahr, Oßian ist kein Morgenländer, auch nicht einmal ein eigentlicher

Naturfächlerer; und — alle Gegenstände sind bei ihm personifizirt, voll Leben, voll Bewegung, fey's Wind und Welle, oder gar der Bart einer Distel. Die Sonne ist ihm ein raucher Jüngling; der Mond ein Mädchen, der auch Schwestern, andre Monden, am Himmel gehabt hat; der Abendstern ein lieblicher Knabe, der kommt, blickt, und wieder weggeht — kurz, Oßian ist in Personifikationen Hiob's Bruder. Lesen Sie hier einige schöne Proben, und ich hoffe, er wird Sie mit den Personendichtungen des Orients verführen.

## SCHULREDE

### VON DER ANNEHMLICHKEIT, NÜTZLICHKEIT UND NOTHWENDIGKEIT DER GEOGRAPHIE.

Es wäre unnütz, durch eine lange Rede anzusetzt dem bessern Geschäft des heutigen Tages, junge Leute im Wettkampf ihres Fleißes und Ruhms zu zeigen, seine arbeitsame Zeit zu nehmen; und noch unnützer wärs, diese Zeit mit einer lateinischen Rede zu verlieren, die gerade dem Theil unsrer Versammlung halb oder ganz unverständlich wäre, dem ich am meisten verständlich zu werden wünschte. Ich habe mir nemlich vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwei Jahren eben in diesem fürstlichen Gymnasio den sonderbaren Ausdruck gehört habe: daß sie ein für die Jugend trocknes Studium sey, und in der ich bei manchen *Examinibus*, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist nemlich diese Wissenschaft keine andre als

die Geographie: ein Studium, das nach meinen Begriffen eben so trocken ist, als wenn ich die Ihm oder das große Weltmeer trocken nennte, da ich wenige Wissenschaften kenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so nothwendig für unsre Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen ist, daß ich mich wundere, wie irgend ein edler wohlerzogener Jüngling in den besten Jahren seines Lebens sie nicht vor andern lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erseheint, in der sie ihm erscheinen muß, nemlich als die Grundfläche und Hülfswissenschaft aller der Studien, die gerade in unserm Jahrhunderte am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben sie also, H. V. daß ich ein kleines Gemälde der Materie und der Methode entwerfe, in der ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußersten Ver-

gnügen gelernt und mit eben so viel Vergnügen andern gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung und die Sache wird für sich selbst reden.

Freilich wenn man unter Geographie nichts anders versteht, als ein trocknes Namenverzeichnis von Ländern, Flüssen, Gränzen und Städten, so ist sie allerdings eine trockne, aber auch zugleich eine so unwürdig behandelte und mißverständene Wortkenntniß, als wenn man an der Historie nichts als ein Verzeichniß von Namen unwürdiger Könige und Jahrzahlen kennet. Ein solches Studium ist nicht nur nicht bildend, sondern im hohen Grade abfchreckend, faß- und kraftlos. Auch ein großer Theil der politischen Geographie so wie die bloß politische Historie hat für die Jugend nicht Reize, ja wenn man die Wahrheit sagen soll, nicht einmal Verständlichkeit genug, da von den meisten Kriegs- und Staatsaktionen, die in der Welt gespielt worden, der Jüngling so wenig richtige Begriffe hat, daß diese meistens auch noch manchen Erwachsenen fehlen. Aber ist dies wahre Geographie? wahre Geschichte? Ist elende Nomenclatur eine Sprache? Ist ein Vokabelbuch auswendig gelernt, denn das was ein guter Schriftsteller ist? und würde man nicht einen Menschen für sinnlos halten, der um Lateinisch und Griechisch zu lernen, nichts als das Lexikon studierte? Und gerade das ist Geographie und Geschichte, wenn man sie bloß als Namenverzeichnis von Flüssen, Ländern, Städten, Königen, Schlachten und Friedensschlüssen gebraucht. Alle dies sind nothwendige Materialien, aber das Gebäude muß davon erbaut werden, sonst sind sie Steine und Kalk, d. i. Schutt, an dem sich kein Mensch freuet, in dem keine lebendige Seele wohnt. Die Farben sind dem Maler nothwendig, aber er braucht sie zum Gemälde: alsdann erst erfreuen sie das Auge, und un-

terrichten die Seele. Lassen Sie uns sehen, was das Wort Geographie uns schon seinem Namen nach sage.

Es heißt Erdhesehreitung: sonach ist die Kenntniß der Erde, überhaupt die physische Geographie vor allem nothwendig — eine Kenntniß, die so wichtig als leicht und angenehm-unterhaltend ist. Wer wird das wunderbare Haus nicht kennen lernen wollen, in dem wir wohnen? den abwechselnden Schauplatz, auf den uns die schaffende Güte und Weisheit zu setzen für gut gefunden? Die Erde also, eine Kugel, als einen Planeten kennen zu lernen, sich die allgemeinen Gesetze bekannt zu machen, nach denen sie sich um sich selbst und die Sonne bewegt, und wie dadurch Tage und Jahre, Klimate und Regionen auf ihr werden, dies alles mit der Faßlichkeit und Würde vorgetragen, die der große Gegenstand fodert; wenn das nicht den Geist erhebt und erweckt, was sollte ihn erheben und erwecken? Es giebt einem edlen Jüngling einen Theil jener erhabenen Freude, die wir fühlen, wenn wir Scipio's Traum beim Cicero lesen oder eine erhabene Musik hören: denn diese Kenntniße sind eine wahre Musik des Geistes. Aus der größten Einheit von Naturprincipia wird eine ungemessene Reihe von geographischen Folgen sichtbar, die wir täglich empfinden und genießen, und von denen doch jeder Verständige Aufschluß wünschet. So wie ich von einem Jüngling einen schlechten Begriff hätte, der z. B. Fontenellens Gespräch von mehr als Einer Welt ohne Vergnügen lese: so müßte es eine menschenähnliche Bildsäule seyn, die bey den großen Gesetzen, die allgemein auf unserm Erdboden herrschen, und wodurch er das, was er ist, ward, ungerührt bliebe. Lebenslang werden mir die Zeiten aus der Morgenröthe meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da

meine Seele diese Kenntniß zuerst empfing und ich über die Gränzen meines Geburtslandes hinaus, in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entzückt ward. —

Der Planet, den wir bewohnen, theilt sich in Erde und Wasser: jene steht wie ein Berg hervor, zu dessen beiden Seiten, wie auf einem *plano inclinato* Strome rinnen: dies ist das große Behältniß von Wasser, aus dessen Dünsten, durch die Luft geläutert, und durch die Höhen der Berge angezogen, die Quellen aller Fruchtbarkeit und Nahrung der Erde werden. Welche Fülle von sehnlichen und nützlichen Kenntnissen, die in dieser Betrachtung ruhen! Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken besteigt und ihre sonderbaren Phänomene kennen lernt, wenn er so denn mit den Flüssen hinab in die Thäler wandert, endlich an die Ufer des Meeres kommt, und überall andre Geschöpfe, an Mineralien, Pflanzen, Thieren und Menschen gewahr wird, wenn er einsehen lernt, daß, was ihm in der Gestalt der Erde sonst Chaos war, auch seine Gesetze und Ordnung hat, wie hiernach und nach den Gesetzen das Klima Gestalten, Farben, Lebensarten, Sitten und Religionen wecheln und sich verändern, und ohngeachtet aller Verschiedenheit das Menschengeschlecht doch allenthalben ein Brüdergeschlecht von einem Schöpfer erschaffen, von einem Vater entsprossen, nach Einem Ziel der Glückseligkeit auf so verschiedenen Wegen ringend und strehend — o wie wird sich sein Blick erheben, wie wird sich seine Seele erweitern! Indem er die mancherlei Producte der Erde, die mancherlei Gattungen der Schöpfung in diesem oder jenem Klima, die mancherlei Denkart, Gebräuche, Lebensweisen seiner Mitbrüder, der Menschen, kennen lernt, die alle mit ihm das Licht Einer Sonne genießen und Einerlei Gesetze des Schicksals

gehören: wahrlich so muß ihm die Geographie das reizendste Gemälde voll Kunst, Aulagen, Abwechslung, ja voll Lehren der Klugheit, Menschlichkeit und Religion werden. Er wird, ohne daß er sein Vaterland verläßt, ein Ulysses, der die Erde durchreiset, viele Völker, Länder und Sitten, voll Klugheit und Thorheit kennen lernt, und wenn ihm jedes von diesen ansehnlich gemacht wird, so müßte es eine stupide Mißgeburt seyn, die dadurch nicht Ideen in den Kopf und große oder geläuterte Empfindung ins Herz erhielt. O hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sey, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Hauptes zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingefchränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Climata und Völker gemacht haben! — An meinem geringen Theil wenigstens muß ich bekennen, daß Geographie und Geschichte (beide im wahren und würdigen Umfang ihrer Begriffe betrachtet) zuerst dazu beigetragen haben, eine Reihe traeger Vorurtheile abzuschütteln, Sitten und Menschen zu vergleichen, und das Wahre, Schöne, Nützliche zu suchen, in welcher Gestalt und Hülle es sich von außen auch zeige. Auf diese Weise dienen Geographie und Geschichte der nützlichsten Philosophie für die Erde, nämlich der Philosophie der Sitten, Wissenschaften und Künfte: sie schärfen den *sensum humanitatis* in allen Gestalten und Formen: sie lehren uns mit erleuchteten Augen unfre Vortheile sehen und sehätzen, ohne daß wir dabei irgend eine Nation der Erde verachten oder verfluchen wollten. 'In ihm leben, weben und sind wir,' sagt Paulus vorm Altar

des unbekannt<sup>1</sup> Gottes der Athenier. - Gott hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Sie alle sind Kinder eines Geschlechtes.\*

Es ergibt sich aus dem, was ich gesagt habe, daß Geographie auf eine wirkliche Art mannichfach, reich, ansehnlich gemacht, von der Naturgeschichte und Historie der Völker unabtrennlich sey, und zu beiden die wahren Grundlinien gewähre. — Naturgeschichte ist das, was Jünglinge und Kinder am meisten reizt, was auch ihren Kopf mit den reichsten, reinsten, wahrsten, brauchbarsten Bildern und Ideen füllet, die ihnen weder die aphonianische Clorie noch Logik und Metaphysik geben, und die wahrste, angenehmste, nützlichste Kindergeographie ist Naturgeschichte. — Der Elephant und Tiger, das Krokodill und der Wallfisch interessieren einen Knaben weit mehr als die acht Kurfürsten des heiligen römischen Reichs in ihren Hermelinmänteln und Pelzen: die großen Revolutionen der Erde und des Meeres, die Vulkane, die Ebbe und Fluth, die periodischen Winde u. s. f. sind seinen Jahren und Kräften vielmehr angemessen, als die Pedanterei zu Regensburg und Wetzlar. Durch die Naturgeschichte zeichnet sich jedes Land, jedes Meer, jede Insel, jedes Clima, jedes Menschengeschlecht, jeder Welttheil bei ihm mit unverlöschbarem Charakter aus, um so mehr, da diese Charaktere beständig sind und nicht mit dem Namen eines sterblichen Regenten wechseln. Das ägyptische Roß, das arabische Kameel, der indische Elephant, der afrikanische Löwe, der amerikanische Caïman u. s. f. sind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog,

und vielleicht der erste neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander so nahe gränzen, da die Kette aller Erdwesen so verflochten in einander hängt: so wird eines die Erinnerung des andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmosphäre, so wie an Thiere und Menschen, die ihn oder seinen Abhang bewohnen. Alles füget sich an einander und entwirft dem Geist des zu bildenden Jünglings ein unvergeßliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wissenschaften übergehen, und allenthalben von vielseitigem nützlichem Gebrauch sind.

Insonderheit weiß jedermann, daß die Geographie zu nächst der Geschichte und zwar jeder Geschichte, der politischen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeschichte diene, ja ich darf sagen, daß die Geschichte ohne Geographie so wie ohne Zeitrechnung größtentheils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilft dem Jüngling, wenn er weiß, was geschehen ist, ohne daß er weiß, wo es geschehen sey? — und warum ist so oft die alte Geschichte eher ein lufteter Traum als eine wahre Geschichte zu nennen? Nicht auch unter andern deswegen, als weil sie zu oft von der alten Geographie getrennt wird, und also von lauter Schattengestalten redet, die in der Luft schweben. Durch die Geographie wird die Geschichte gleichsam zu einer illuminirten Chartre für die Einbildungskraft, ja für die Beurtheilungskraft selbst: denn nur durch ihre Hülfe wird es deutlich, warum diese und keine andere Völker, solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatze unserer Erde spielten? Warum diese Regenten hier, jene dort herrschen konnten? dies Reich lang, jenes kurz dauern mußte? Warum die Monarchen und Reiche so und nicht anders an einander folgen, so und nicht anders zusammen greuzen, sich bescheiden oder vereinigen

gen konnten? Woher die Wissenschaften und die Kultur, die Erfindungen und Künfte diese und keine andre Laufbahn nahmen, und wie von der Hebe Afiens durch Alyrer, Perfer, Ägyptier, Griechen, Römer, Araber, Europäer endlich der Ball der Weltbegebenheiten und Weltfreitigkeiten jetzt hier, jetzt dorthin gefchoben sey? — Ich würde stundenlang reden müssen, wenn ich dies alles auch nur in den nothdürftigsten Exempeln zeigen wollte. Kurz die Geographie ist die Basis der Geschichte und die Geschichte ist nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. — Wer eine ohne die andere treibt, versteht keine, und wer beide verachtet, sollte wie der Maulwurf nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Alle Wissenschaften, die unser Jahrhundert liebt, schätzt, befördert und belohnt, gründen sich vorzüglich auf Philosophie und Geschichte; Handel und Politik, Oekonomie und Rechte, Arzneikunst und alle praktische Menschenkenntniß und Menschenbearbeitung grün-

den sich auf Geographie und Geschichte. Sie sind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unsrer Welt: die Geschichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wissenschaft der Akademie muß ein Studirender zurück bleiben, wenn er diese Grundwissenschaften, beinah die Materialien zu allem, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte nicht von Schulen mitbringt. Glücklich wer sie auf denselben in einer seltsamen, reizenden Gestalt sah! glücklich, wenn ihre Unterhaltung nicht das Gedächtniß füllte, sondern die Seele bildete und den Geist aufschloß! Tretet auf, edle Jünglinge, und zeigt, was ich im allgemeinen Gemälde nur unvollkommen und von ferne anzeigen konnte, durch einzelne Proben in That und Ausübung. Überraschet uns durch Proben eures Fleißes, eurer Munterkeit, eurer edlen Ruhmbegierde in dieser und in allen andern Wissenschaften eurer Laufbahn und der Genius eures Lebens wird euer frühbegonnenes rühmliches Werk krönen.

## BRIEFE ZUR BEFÖRDERUNG DER HUMANITÄT.

BEILAGE ZUM LVII. BRIEF.

### HABEN WIR NOCH DAS VATERLAND DER ALTEN?

Griechen und Römern war das Wort Vaterland ein Ehrwürdig-üßer Name. Wenn sind nicht Stellen aus ihren Dichtern und Rednern bekannt, in denen Söhne des Vaterlandes ihm als einer Mutter kindliche Liebe und Dankbarkeit, Lobpreisungen, Wünsche und Seufzer weihen? Der Entfernete sehnet sich darnach zurück, hoffnungsvoll oder klagend sehnet er zur Gegend desselben hin, empfängt die Lüfte, die daher wehen, als Boten seiner Geliebten. Wiedergegeben dem

Vaterlande, umfängt er es, und küßet seinen Boden mit Thränen. Der in der Entfernung Sterbende vermachet ihm noch seine Asche; auch nur ein leeres Grabmahl des Andenkens wünschet er sich bei den Seinen. Fürs Vaterland zu leben hieß ihnen der höchste Ruhm; fürs Vaterland zu sterben der süßeste Tod. Wer mit Rath und That dem Vaterlande anhalf, wer es rettete und mit Kränzen des Ruhms schmückte, erwarb sich einen Sitz unter den Göttern; Himmels- und

Erden- Unfterblichkeit war ihm gewiß. Dagegen wer das Vaterland beleidigte, es durch feine Thaten entehrte, wer es verrieth oder bekriegte; in den Bufen feiner Mutter hatte der das Schwert gefloßen, er war ein Vater- ein Kinder- ein Fremdes- und Brudermörder. *Carivorem decet esse patriam nobis quam nosmet ipsos. Dulce et decorum est, pro patria mori.* u. f. Haben auch wir dies Vaterland der Alten? Und welches find die geliebten Bande, die uns daran fesseln?

Der Boden des Landes, auf dem wir gehöhen find, kann für sich allein dies Zauberband fehwerlich knüpfen; vielmehr wäre es die härtefte aller Laften, wenn der Mensch, als Baum, als Pflanze, als Vieh betrachtet, eigen und ewig, mit Seele, Leib und allen Kräften dem Boden zugehören müßte, auf welchem er die Welt sah. Harte Gefetze genug hat es über dergleichen Erbeigenthümlichkeit, Eigengehörigkeit u. f. gegeben, und giebt es noch; der ganze Gang der Vernunft, der Cultur, ja selbst der Induftrie, und der Nutz- berechnung gehet dahin, diese gebohrne Sklaven eines Mutterleibes oder der Mutter-Erde mit fauntern Banden an ein Vaterland zu knüpfen, und sie von der harten Scholle, die sie im Leben mit ihrem Schweiß, im Tode mit ihrer Afche düngen follten, allmählich zu entfesseln.

Als noch Nomadenvölker in der Welt umherzogen, wußte Plätze Zeitenlang innehaben, und in diesen ihre Väter begraben: da gab der Boden des Landes, den diese Völker befaßen oder besessen hatten, Anlaß zum Namen eines Landes der Väter. „An unfrer Väter Gräbern erwarten wir euch“ rief man den Feinden zu: „auch ihre Afche wollen wir schützen, und unfer Land fichern.“ So ist der heilige Name entstanden, nicht als ob Menschen aus dem Boden entproffen wären. Nur Kinder können das Vaterland lie-

ben, nicht Erdegebohrne Knechte oder wie Wild gefangene Sklaven.

Was uns im Vaterlande zuerft erquickt, ist nicht die Erde, auf die wir sinken, sondern die Luft die wir athmen, die väterlichen Hände, die uns aufnehmen, die Mutterbrust, die uns säuget, die Sonne, die wir sehen, die Gefchwifter, mit denen wir spielen, die freundlichen Gemüther, die uns wohlthun. Unfer erstes Vaterland ist also das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie. In dieser kleinen Gefellschaft leben die eigentlichen und ersten Freuden des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreise; in Idyllen leibt und lebt das Land unfrer ersten Jugend. Sei der Boden, sei das Klima, wie es wolle; die Seele sehut sich dahin zurück, und je weniger die kleine Gefellschaft, in der wir erzogen wurden, ein Staat war, je weniger sich Stände und Menschenaffen darinn trennten, um so weniger Hindernisse findet die Einbildungskraft, sich in den Schoos dieses Vaterlandes zurückzufehen. Da hörten und lernten wir ja die ersten Töne der Liebe; da fehlloßen wir zuerft den Bund der Freundschaft, und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geschlechtern; wir sahen die Sonne, den Mond, den Himmel, den Frühling mit feinen Bäumen, Blüthen und damals uns so süßeren Früchten. Der Weltlauf spielte vor uns; wir sahn die Jahreszeiten sich wälzen, kämpften mit Gefahren, mit Leid und Freude — wir sommerten und winternten uns gleichsam in die Welt ein. Diese Eindrücke, moralisch und physisch, bleiben der Einbildungskraft eingegraben; die zarte Rinde des Baums empfing sie, und ohne gewaltfame Vertilgung werden sie nur mit ihm sterben. Wer hat nicht die Senfzer und Klagen gelesen, mit denen selbst Grönländer sich von ihrem Jugendlande entfernten, mit denen sie aus der Cultur Europa's durch alle Gefahren dahin zurückstrebten? Wem tönen nicht noch



die Scutzer der Atrikaner ins Ohr, die aus ihrem Vaterlande geraubt wurden? In einfachen kleinen Gefellchaften lebten sie da, in einem Idyllenlande der Jugend.

Die Staaten, oder vielmehr Städte der Griechen, denen der Name des Vaterlandes so theuer und lieb war, schlossen sich unmittelbar an diese kleinen Gefellchaften an; die Gesetzgebung begünstigte diese, und leitete von ihnen ursprünglich ihre ganze Energie her. Es war das Land der Väter, das man beschützte, es waren Jugendgenossen, Geschwister und Freunde, nach denen man sich sehnte; den Bund der Liebe, den Jünglinge schlossen, billigte und nützte das Vaterland. Mit seinen Freunden wollte man begraben seyn, mit ihnen genießen, leben und sterben. Und da die edlen Vorfahren dieser Stämme das Gemeinwesen, zu dem sie gehörten, unter dem Schutz der Götter errichtet, mit ihrer Mühe und Arbeit bezeichnet, mit ihrem Blute besiegelt hatten: so ward den Nachkommen der Bund solcher Gesetze, als ein moralisches Vaterland heilig: denn höher schätzten die Griechen nichts, als das Verdienst der bürgerlichen Einrichtung, dadurch sie Griechen geworden, und über alle Barbaren der Welt erhoben waren. Die Götter ihres Landes waren die schönsten Götter; seine Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weise waren in Einrichtungen, Liedern, Denkmalen und Festen unsterblich; hiemit prangten ihre öffentlichen Plätze und Tempel; der Sieg der Griechen über die Perfer allein machte ihnen ihr Land, ihre Verfassung, ihre Cultur und Sprache zur Krone des Weltalls. Im Äther solcher Ideen schwammen die Griechen, wenn sie den Namen des Vaterlandes oft edel gebrauchten, oft auch mißbrauchten. Mehrere Städte theilten diesen Ruhm, jede auf ihre Weise. Und was Rom sich an seiner Weltbeherrscherin, dem Sammelplatz alles Sieges und Ruhms

dachte, davon zeigt die Römische Geschichte.

In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen, wäre theuerlich; diese Jugend der Welt, so wie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen. Sparta's Vaterlandseifer drückte nicht nur die Heloten, sondern die Bürger selbst und mit der Zeit andre Griechen. Athen fiel seinen Bürgern und Colonien oft hart; es wollte mit faßen Phantomen getäuscht seyn. Die Römische Vaterlandsliebe endlich ward nicht für Italien allein, sondern für Rom selbst und die gesammte Römerwelt verderblich. Wir wollen also auffuchen, was Wir am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben.

1. Ifts, daß einst Götter vom Himmel niederstiegen, und unsern Vätern dies Land anwiesen? Ifts, daß sie uns eine Religion gegeben und unsre Verfassung selbst eingerichtet haben? Überkam durch einen Wettkampf Minerva diese Stadt? Begeisterte Egeria unsern Numa mit Träumen? — Eitler Ruhm: denn wir sind nicht unsre Väter. Sind auf Minerva's heiligem Boden der großen Göttinn wir unwerth, reimen sich Numa's Träume nicht mehr mit unsern Zeiten: so steige Egeria wieder aus der Quelle, so lasse Minerva zu neuen Begeisterungen sich vom Himmel hernieder.

Ohne Bilder zu reden, es ist für ein Volk gut und rühmlich, große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte Götter des Vaterlandes zu haben, so lange diese es zu edeln Thaten aufwecken, zu würdigen Gefinnungen begeistern, so lange die alte Zucht und Lehre dem Volke gerecht ist. Wird sie von diesem selbst verspottet, hat sie sich überlebt, oder wird

gemißbraucht; - was hilft dir, (ruft Horaz seinem Vaterlande zu,) stolzer Pontifischer Maft, was hilft dir deine vornehme Abkunft? was helfen dir die gemalten Götter an deinen Wänden? Ein müßig-befehlener, von unsern Vorfahren träge-ererbter Ruhm macht uns bald eitel und unfrer Vorfahren unwerth. Wer sich einbildet, von Haufe aus tapfer, edel, bieder zu feyn, kann leicht vergeffen, sich als einen folchen zu zeigen. Er verläumt nach einem Kranze zu ringen, den er von feinen Urahnen an fehon zu befitzen glaubet. In folchem Wahn von Vaterlands-Religions-Gefchlechts-Abnenftolze ging Judäa, Griechenland, Rom, ja beinah jede alte mächtige oder heilige Staatsverfaffung unter. Nicht was das Vaterland einft war, fondern was es jetzt ift, können wir an ihm achten und lieben.

2. Dies alfo kann, außer unsern Kindern, Verwandten und Freunden, nur feine Einrichtung, die gute Verfaffung feyn, in welcher wir mit dem, was uns das Liebste ift, gern und am liebften leben mögen. Phyfifch preifen wir die Lage eines Orts, der bei einer gefunden Luft unserm Körper und Gemüth wohlthat; moralifch fehätzen wir uns in einem Staat glücklich, in dem wir bei einer Gefetzmaßigen Freiheit und Sicherheit vor uns felbft nicht erroethen, unfre Mühe nicht verfehwenden, uns und die Unfrigen nicht verlaßen fehen, fondern als würdige, thätige Söhne des Vaterlandes jede unfrer Pflichten ausüben und folche vom Blicke der Mutter belohnt fehen dürfen. Griechen und Römer hatten Recht, daß über das Verdienst, einen folchen Bund geftiftet zu haben, oder ihn zu befeftigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein andres menfchliches Verdienst gehe. Für die gemenfchaftliche Sache nicht der Unfern allein, fondern der Nachkommenfchaft und des gefamnten, ewigen Vaterlan-

des der Menfchheit zu denken, zu arbeiten und (großes Loos!) glücklich zu wirken: was ift hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden?

5 Jeder, der auf dem Schiff in den fluthenden Wellen des Meeres ift, fühlet sich zum Beiftande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort Vaterland hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr, (es fei denn, daß er sich hinausftürze und den wilden Wellen des Meers überlasse) im Schiff, als wär' er am Ufer, müßig daftehn und die Wellen zählen. Seine Pflicht ruft ihn, (denn alle feine Gefährten und Geliebten find mit ihm im Schiffe) daß, wenn ein Sturm sich empert, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert, oder ein Schiff hinaufschleudert, fein Fahrzeug zu überfegeln, feine Pflicht ruft ihn, daß Er helfe und rufe. Leife oder laut, nachdem fein Stand ift, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; feine Pflicht, die gefamnte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er fichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlefenen Ufergefelfchaft, der ihm hier nicht zu Gebot ftehet, träumen; er legt Hand an das Werk, und wird wo nicht des Schiffes Retter, fo doch fein treuer Fahrgenöß und Wächter.

Woher kam es, daß manche einft hoch verehrte Stände allmählich in Verachtung, in Schmach verfanfen und noch verfinfen? Weil keiner derfelben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigenthums- oder Ehrenftand lebte; fie schloßen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Loos traf fie wie Jonas. O daß die Menfchen bei sehenden Augen an keine Nemefis glauben! An jeder verletzten oder vernachlässigten Pflicht hangt nicht eben eine willkührliche, fondern die nothwendige Strafe, die sich von Geflecht zu Geflecht häufet. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig;

fo habet ſich feiner Natur nach jedes Ver-  
 fäumniß derfelben, und häuſt die Rache mit je-  
 dem verdorbeneren Gefchäft oder Gefehlechte.  
 Nicht zu grübeln haſt du über dein Vater-  
 land: denn du wareſt nicht ſein Schöpfer;  
 aber mithelfen mußſt du ihm, wo und wie du  
 kannteſt, ermuntern, retten, heffern, und wenn  
 du die Gans des Kapitolinns warſteſt.

3. Sollte uns alſo nicht, eben im Sinne  
 der Alten, die Stimme jedes Bürgers, gefetzt  
 daß ſie auch gedruckt erſehiene, als eine  
 Vaterlandsfreiheit, als ein heiliges Scherben-  
 gericht gelten? Der Arme konnte vielleicht  
 nichts thun, als ſchreiben, ſonſt hätte er wahr-  
 ſcheinlich etwas Betteſeres gethan; wölet ihr  
 dem Seufzenden feinen Athem, der ins wüſte  
 Leere hinausgeht, rauben? Noch werther aber  
 ſind dem Verſtändigen die Winke und Blicke  
 Derer, die weiter ſehen. Sie muntern auf,  
 wenn alles ſchläft: ſie ſeufzen vielleicht, wenn  
 Alles tanzet. Aber ſie ſeufzen nicht nur; in  
 einfachern Gleichungen zeigen ſie, vermöge  
 einer unzweifelhaften Kunſt, höhere Reful-  
 tate. Wölet ihr ſie zum Schweigen bringen,  
 weil ihr blos nach der gemeinen Arithmetik  
 rechnet? Sie ſchweigen leicht, und rechnen  
 weiter; das Vaterland aber zählte auf dieſe  
 ſtille Rechner. Ein Vorſchritt, den ſie glück-  
 lich angaben, iſt mehr als zehntauſend Ce-  
 rimonien und Lobſprüche werth.

Sollte unſer Vaterland dieſer Rechenkunſt  
 nicht bedürfen? Sey Deutſchland tapfer und  
 ehrlich; tapfer und ehrlich ließ es ſich eint  
 nach Spanien und Afrika, nach Gallien und  
 England, nach Italien, Sicilien, Creta, Grie-  
 chenland, Paleſtina führen; unſre tapfern  
 und ehrlichen Vorfahren bluteten da, — und  
 ſind begraben. Tapfer und ehrlich ließen die  
 Deutſchen innerhalb und auſſerhalb ihrem Va-  
 terlande ſich, wie die Geſchichte zeigt, din-  
 gen gegen einander; der Freund ſtritt gegen  
 den Freund, der Bruder gegen den Bruder:

das Vaterland ward zerrüttet und blieb ver-  
 waifet. Sollte alſo auſſer der Tapfer- und  
 Ehrlichkeit unſerm Vaterlande nicht noch et-  
 was anders noth ſeyn? Licht, Aufklärerung,  
 Gemeinſinn; edler Stolz, ſich nicht von an-  
 dern einrichten zu laſſen, ſondern ſich ſelbſt  
 einzurichten, wie andre Nationen es von je-  
 her thaten; Deutſche zu ſeyn auf eigenem wohl-  
 beſchützten Grund' und Boden.

4. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu  
 unſrer Zeit ſchwerlich mehr jener wilde Ero-  
 berungsgeiſt ſeyn, der die Geſchichte Roms  
 und der Barbaren, ja mancher ſtolzen Monar-  
 chien wie ein hoſer Dæmon durchſtürmte.  
 Was wäre es für eine Mutter, die (eine zweite  
 ärgere Medea) ihre Kinder aufopferte, um  
 fremde Kinder als Sklaven zu erbeuten, die  
 ihren eignen Kindern über kurz oder lang  
 zur Laſt werden? Unglücklich wäre das Kind  
 des Vaterlandes, das, dahingegeben oder ver-  
 kauft, ins Schwert laufen, verwüſten, mor-  
 den müßte, um eine Eitelkeit zu befriedigen,  
 die Niemanden Vortheil gebietet. Der Ruhm  
 eines Vaterlandes kann zu unſrer Zeit und  
 für die noch ſchärfer richtende Nachwelt  
 kein ander ſeyn, als daß dieſe edle Mutter  
 ihren Kindern Sicherheit, Thätigkeit, Anlaß  
 zu jeder freien, wohlthätigen Übung, kurz  
 die Erziehung verſchaffe, die ihr ſelbſt Schntz  
 und Nutz, Würde und Ruhm iſt. Alle Völ-  
 ker Europa's, (andre Welttheile nicht aus-  
 geſchloſſen.) ſind jetzt im Wettſtreit, nicht  
 der körperlichen ſondern der Geiſtes- und  
 Kunſtkräfte mit einander. Wenn Eine oder  
 zwei Nationen in weniger Zeit Vorſchritte  
 thun, zu denen ſonſt Jahrhunderte gehörten:  
 ſo können, ſo dürfen andre Nationen ſich nicht  
 zurückſetzen wollen, ohne ſich ſelbſt dadurch  
 empfindlich zu ſchaden. Sie müſſen mit je-  
 nen fort: in unſern Zeiten läßt ſichs nicht  
 mehr Barbar ſeyn; man wird als Barbar  
 hintergangen, untertreten, verachtet, mißhan-

delt. Die Weltepochen bilden eine ziehende Kette, der zuletzt kein einzelner Ring sich widersetzen mag, wenn er auch wollte.

Vaterländische Cultur gehert hiezu, und in dieser auch Cultur der Sprache. Was ermunterte die Griechen zu ihren rühmlichen und schwersten Arbeiten? Die Stimme der Pflicht und des Ruhmes. Wodurch dankten sie sich vorzüglicher, als alle Nationen der Erde? Durch ihre cultivirte Sprache und was mittelst derselben unter ihnen gepflanzt war. Die imperatorische Sprache der Römer gebot der Welt; eine Sprache des Gefetzes und der Thaten. Wodurch hat eine nachbarliche Nation seit mehr als einem Jahrhunderte so viel Einfluß auf alle Völker Europa's gewonnen? Nebst andern Ursachen vorzüglich auch durch ihre im höchsten Sinne des Worts gebildete Nationalsprache. Jeder, der sich an ihren Schriften ergötzte, trat damit in ihr Reich ein und nahm Theil an ihnen. Sie bildeten und mißbildeten; sie befahlen, sie imponirten. Und die Sprache der Deutschen, die unsre Vorfahren eine Stamm- Kern- und Heldenprache nannten, sollte wie eine Überwundene den Siegeswagen Andrei ziehn, und sich dabei noch in ihrem befehwerlichen Reichs- und Hofftyl brüsten? Wirf ihn weg, den drückenden Schmuck, du wider deinen eignen Willen eingezwängte Matrone, und sei, was du seyn kannst und ehemals warest, eine Sprache der Vernunft, der Kraft und Wahrheit. Ihr Vater des Vaterlandes, ehret sie, ehret die Gaben, die sie, unaufgefordert und unbelohnt, und dennoch nicht unrühmlich darbrachte. Soll jede Kunst und Thätigkeit,

durch welche mancher dem Vaterlande gern zu Hülfe kommen möchte, sich erst wie jener verlorhne Sohn außerhalb Landes vermietthen, und die Frucht seines Fleißes oder Geistes einer fremden Hand anvertrauen, damit ihr solche von da aus zu empfangen die Ehre haben möget? Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen —

Doch laßt uns nicht prophezeien, sondern hinter Allem nur bemerken, daß jedes Vaterland schon mit seinem süßen Namen eine moralische Tendenz habe. Von Vätern stammet es her; es bringet uns mit dem Namen Vater, die Erinnerung an unfre Jugendzeiten und Jugendspiele in den Sinn; es weckt das Andenken an alle Verdiente vor uns, an alle Würdige nach uns, denen wir Vater werden; es knüpft das Menschengeschlecht in eine Kette fortgehender Glieder, die gegen einander Brüder, Schwestern, Verlobte, Freunde, Kinder, Eltern sind. Sollten wir uns anders auf der Erde betrachten? Müßte Ein Vaterland nothwendig gegen ein andres, ja gegen jedes andre Vaterland aufstehn, das ja auch mit denselben Banden seine Glieder verknüpft? hat die Erde nicht für uns alle Raum? liegt ein Land nicht ruhig neben dem andern? Cabinette mögen einander betrügen; politische Maschinen mögen gegen einander gerückt werden, bis Eine die andre zer Sprengt. Nicht so rücken Vaterländer gegen einander; sie liegen ruhig neben einander, und stehen sich als Familien bei. Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache.

## JOHANN CASPAR LAVATER. AUS DEM GEHEIMEN TAGEBUCHE.

DEN SECHSZEHNTEN JANUAR (1769).

Ich dachte diese Nacht nach, warum ich vor zehen und vielleicht vor zwanzig Jahren schon weiter in dem Christenthume gekommen gewesen, als itzt bey ebendenselben und noch mehreren und kräftigern Mitteln der göttlichen Gnade — und mit eben dem aufrichtigen Verlangen, ganz gut und tugendhaft zu werden, welches ich damals hatte. Ich spürte den wahren Ursachen dieses traurigen Stillstandes mit unpartheyischer Strenge und stillem Ernste nach, und fand zuletzt ganz deutlich, daß es diese war. — Ich hatte mit allem Fleiße die Bekanntschaft mit den besten Menschen, selbst mit den fürtrefflichsten Geistlichen aufgesucht — Es gelang mir, mit einigen der berühmtesten von ihnen bekannt zu werden. Im nähern Umgange mit ihnen bemerkte ich, daß sie im Grunde eben so sinnlich, und für die Ergötzlichkeiten, ich meyne solche, die man für feiner hält, wenigstens eben so sehr eingenommen waren, wie ich; Sie wollten, zwar nicht gerade auf die Weise, wie der große Haufen, aber doch immer auf ihre Weise der Welt gefallen, und bey jedermann die guten, lieben Leute seyn. — Dieß gab mir, so sehr es mich Anfangs befremdete, nach und nach eine gute Meynung von mir selber. Sie, diese angesehenen, und von jedermann als Beyspiele verehrten Leute, waren in guten und ernsthaften Gesellschaften gut und ernsthaft; so, wie ich es ungefehr auf meine ungelehrte Art auch war — Bey witzigen und aufgeweckten Köpfen — da wollten sie Witz und Laune zeigen — Sie wurden lustig, und mir

deuchte, nicht ganz ohne kindische Eitelkeit. Wurde von der Religion geredet, — so hörte ich wohl zuweilen einige allgemeine, nachgesprochene, nicht empfundene — gezwungene, kalte Anmerkungen in dem Modestyle des Buches, das sie mir ungefehr zuletzt gelesen zu haben schienen. —

Diese Manier, diesen Ton, hieß man Lebensart; man hieß es nicht: Sich der Welt gleich stellen; sondern: Allen allerley werden; nicht: Gott und dem Mammon dienen; sondern: Fröhlich seyn mit den Fröhlichen.

Kam ich dann nach Haufe, und dachte über mich selber nach, so segnete ich mich in meinem Herzen, daß ich wenigstens nicht gespielet, nicht getanzet, keine unzüchtigen Reden geführt — und, daß ich in der Gesellschaft dieser angesehenen und verehrten Männer so wohlgehten war.

Aber, was hatte ich denn nun Gutes gethan, oder gehört, oder geredet? — Die mehresten male wenig oder nichts; ich war im Grunde eben so zerstreut, eben so eitel, eben so ungebeßert, als zuvor — aber, doch auch eben so gut, als die andern, und vielleicht noch besser, weil ich kein Geistlicher war, und mich das Vorurtheil schon oft angewandelt hat, daß ein Geistlicher, Amts wegen, ein Bischofen frömmere seyn müsse, als ich Laye.

Nach und nach machte mich dieses gleichgültiger gegen die christliche Frömmigkeit, trager zum Guten; und abgeneigt von jeder Tugend, die eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit und Wachsamkeit zu erfordern schienen.

Alles reizte mich, gerade nur so weit in der Tugend zu gehen, als erfordert würde, um mich in der gegenwärtigen Welt glücklich und bey Lenten aller Art, insonderheit bey denen, die im Rufe der Weisheit und Rechtfchaffenheit waren, beliebt zu machen. Ich las die neuesten moralischen Schriften, glänzte in Gesellschaften mit schönen und fein ausgedrückten Sprüchen (*Sentimens*), und verführte dagegen beynah ganzlich jene bessern Hilfsmittel zur wahren Gottseligkeit zu gelaugen, das Gebeth und das Bibellefen.

Ich hethete freylich auch; aber ohne jenes lebhaftes Gefühl, ohne jene herzerfüllende Überzeugung von der Nothwendigkeit und Kraft des Gebethes. Ich las in der Bibel, aber sehr oft nur, um mir selber sagen zu können, daß ich darinn gelesen habe; ich will es mir auch nicht verhehlen, daß die biblische Einfachheit, die ich so erhaben finde, die mir itzt das unverfälschte Gepräge der Wahrheit zu seyn scheint, nicht selten meinen Geschmack beleidigte, und daß ich gewisse Stellen, die mir itzt sehr wichtig, sehr wesentlich scheinen, bloß deswegen übersehlich oder überhöpft, weil ich sie von diesen Geistlichen nie anführen hörte, sondern vielmehr zu bemerken glaubte, daß sie denselben mit einer funderbaren, Gott weiß, aus was für einer Quelle herrührenden, Sorgfalt auszuweichen pflegten — ich meyne solche Stellen, welche die eigenthümlichen Lehren des Christenthums betreffen, wie z. E. die von der Wiedergeburt, von der Gottheit Christi, von der wirklichen (nicht bloß moralischen, und nur durch sein Beyspiel gewirkten oder veranlaßten,) Befreyung von der Sünde durch Christum, in so ferne sie mit seinem Gehorsame bis zum Tode und seiner freywilligen Aufopferung in einer unmittelbaren Verbindung steht; von der Rechtfertigung durch den Glauben; von dem eigentlichen und unmittelbaren Beystande des

heiligen Geistes zur wahren Heiligung; von der gänzlichen Verläugnung der Welt; von der Verbündlichkeit, alles, auch die gleichgültigsten Dinge, im Namen und als ein Jünger Jesu Christi zu thun, u. f. w.

Ich sah und empfand in dem Lichte, in welchem ich nun durch diese sonst lieben Herren und Freunde verleitet, die Bibel anzusehen mich gewöhnt hatte, weder den Vorzug noch die Göttlichkeit der heiligen Schrift. Im Gegentheile, jedes andere Buch hatte mehr Wirkung auf mein Herz, weil ich die meisten mit mehr Theilnehmung las. Ich dachte nicht einmal daran, daß ich etwas von diesem Buche nicht verstünde; oder noch neue erhabene Wahrheiten darinn finden sollte; — daß alles auch mich, mich selbst genau angehe, was darinne allen gesagt war.

Insonderheit hatte sich nach und nach ein fürchterliches Vorurtheil (ach, Gott! wie viel Dank bin ich dir schuldig, daß du mir die Augen geöffnet hast) in meinen Verstand eingeschlichen, und sich zugleich meines ganzen Herzens bemächtigt — nämlich: die erhabensten Vermahnungen und Verheißungen des Evangelii gehen nur, und gewissermassen ausschließlicher Weise, die ersten Christen an. Das hatte ich von eben diesen einsichtsvollen Geistlichen so oft und bey so mancher Gelegenheit bald gerade zu, bald auf eine verstecktere Art, sagen gehört, daß sich mein ehemaliger einfältiger Glaube an die unmittelbare Autorität und Vollgültigkeit der Schrift unvermerkt verlor, und ich, so oft auch in unsern Gesellschaften über Unglauben und Deisterey losgezogen wurde, dennoch, so gerne ich es mir selber verhehlt hätte, merken mußte, daß mein vorgegehendes Christenthum eigentlich nichts anders, als ein sehr verfeinerter Deismus war.

Meine bisherigen Freunde verdarben auch noch dadurch nicht wenig an meinem Herzen.

daß sie mir zu viel schmeichelten. Sie suchten das wenige Gute, das sie an mir wahrzunehmen glaubten, hervor, und legten ihm einen viel zu großen Werth bey. Sie hatten zu viele Nachsicht gegen meine Fehler, und entschuldigten mich allezeit mit meinem guten Herzen; sie glaubten daß ich keiner Bosheit fähig wäre; meine Ehrlichkeit schien ihnen zuweilen ein so schmeichelhaftes sanftes gefälliges Lächeln abzulocken, daß ich oft Gefinnungen der Rechtfchaffenheit äußerte, die nicht oben auf dem Herzen lagen. — Sie zerstreuten mich, sobald sie einige Unruhe an mir bemerkten. Meine Sicherheit, die wirklich oft die leichtsinnigste Sorglosigkeit war, gab ihnen die für Zufriedenheit aus; mein Leichtsin, war aufgeräumtes Wesen; meine — — wahrhaftig sehr oft heimlichlichlose, Beurtheilung anderer, insonderheit derer, denen sie nicht recht gut waren, die nicht genau ihre philosophische und theologische Sprache führten, seiner Witz — — O hätten sie allen diesen Dingen den rechten Namen gegeben, so wäre ich nicht so weit zurückgekommen.

So weit schrie ich, unmittelbar nachdem ich aufgestanden war, an meinem Tagebuche. Dergleichen Betrachtungen weiche ich sonst unter allerley Vorwänden aus. Gott Lob! daß ich sie einmal niedergeschrieben habe.

Den ganzen Tag hatte ich vollauf zu schaffen; zween Besuche von M' und S' die nicht viel Gutes zurückließen. — — Warum kann ich nicht allemal das Gespräch auf nützliche Dinge lenken? Warum lasse ich mich so leicht von andern leiten? Ach, Gott! wie bald verliere ich doch meine Pflicht und meine Bestimmung aus den Gedanken? — — —

Des Abends las ich in Rabeners Satyren — — Einen so moralischen Satyriker kenne ich nicht; bei aller Laune sieht man es ihm doch immer an, daß gute Absichten ihn lei-

ten. — — Wie sehr scheint er mir hierinn Swiften zu übertreffen!

Aber, es ist doch auch wahr, — — dieses Lesen war mir heute nicht ganz nützlich; ich konnte fast nicht mehr davon weg; ich 5  
verfiel ins Lachen; die ernsthaften Ideen entflohen. Ich hätte noch Zeit gehabt, eine halbe Stunde im Stillen in der Schrift zu lesen oder zu betten; aber mein Herz wollte nicht dran. 10  
Es war mir gar nicht daran zu thun. Ich steckte noch eine Pfeife an, und las die Zeitung. — — —

Herr \* \* \* ließ uns auf Morgen zu sich zum Mittagessen bitten; mir ist zwar ein wenig 15  
hange dabey; — — aber mir dünkt, ich wolle mir diese Unruhe selbst verbergen; ich wolle darüber hinhüpfen; kein gutes Zeichen, mein Herz! warum willst du dich nicht mit Gelassenheit in die Untersuchung einlassen, ob es recht sey, den größten Theil des morgen- 20  
den Tages — — zu verschwenden? Warum fühle ich eine so starke Abneigung, mich auf einen solchen Tag, eine solche Gesellschaft, vorzubereiten? Mir die christlichen Grund- 25  
sätze, die sich auf alle mögliche Situationen, wovon der Mensch immer kommen kann, müssen anwenden lassen, die Grundsätze, die mir Morgen nöthig seyn werden, mir itzt vorzulegen, und mir fest genug einzuprägen? 30  
— — Kann ich es mir verhehlen, daß die Niedlichkeit der Mahlzeit, zu welcher ich eingeladen bin, itzt schon einigen Reiz für meinen leckern Gaumen habe? verhehlen, daß ein solcher unruhiger und geräuschvoller Tag 35  
niemals vortheilhaft, und allemal schädlich für mein Herz und mein Gewissen gewesen? — — —

#### DEN SIEBENZEHNDEN JANUAR.

40 Heute ließ ich morgens um 9 Uhr meine Haare kraufen, um 10 Uhr kleidete ich mich an und besehaute mich in dem Spiegel, von

12 bis um 3 Uhr war ich mit einer großen Gesellschaft beyderley Geschlechts bey einer Mahlzeit, von 3 bis 8 Uhr beschäftigte ich mich

mit einer Schlittenparty — — das heißt für die Ewigkeit gelebt.

## PHYSIOGNOMISCHE FRAGMENTE.

### ERSTER VERSUCH, SIEBENTES FRAGMENT. VON DER WAHRHEIT DER PHYSIOGNOMIE.

Einer der vornehmsten Zwecke meines Werkes ist, zu beweisen, darzuthun, fühlbar zu machen, daß es eine Physiognomie giebt; daß die Physiognomie Wahrheit, das ist, daß sie wahrer sichtbarer Ausdruck innerer an sich selbst unsichtbarer Eigenschaften ist. Da nun jede Zeile des ganzen Buches diesen Zweck mittelbar oder unmittelbar erreichen hilft, so werde ich also keine besondere ausführliche Abhandlung über die Wahrheit, und die innere objectivische Zuverlässigkeit der Physiognomien voraussetzen. Ich würde darum bey- nah alles das sagen müssen, was ich in den folgenden Bruchstücken, bey verschiedenen Beyspielen schieflächer, verständlicher und ein- leuchtender zu sagen Gelegenheit haben werde.

Also hier nur einige vorläufige, vorbereitende Gedanken.

Alle Gesichter der Menschen, alle Gestalten, alle Geschöpfe sind nicht nur nach ihren Klassen, Geschlechtern, Arten, sondern auch nach ihrer Individualität verschieden.

Jede Einzelheit ist von jeder Einzelheit ihrer Art verschieden. Es ist die bekannteste, aber für unsere Absicht die wichtigste, die entscheidendste Sache, die gesagt werden kann: -Es ist keine Rose einer Rose, kein Ey einem Ey, kein Aal einem Aale, kein Löwe einem Löwen, kein Adler einem Adler, kein Mensch einem andern Menschen vollkommen ähnlich "

Es ist dieß, (damit wir nun bey dem Men- schen stille stehen,) der erste, tiefste, sicherste, unzerstörbarste Grundstein der Physiognomik, daß bey aller Analogie und Gleichförmigkeit der unzähligen menschlichen Gestalten, nicht zwei gefunden werden können, die, neben einander gestellt und genau verglichen, nicht merkbar unterschieden waren.

Nicht weniger unwiderprechlich ist's, daß eben so wenig zweyen vollkommen ähnliche Gemüthscharacter, als zwey vollkommen ähnliche Gesichter zu finden sind.

Mehr sollte man nicht wissen dürfen, als dieß — um es als eine keines weitern Beweises bedürfende Wahrheit anzunehmen — daß diese äußere Verschiedenheit des Gesichtes und der Gestalt mit der innern Verschiedenheit des Geistes und Herzens in einem gewissen Verhältnisse, einer natürlichen Analogie stehen müsse? — Was? die innere zugefundne Verschiedenheit des Gemüths aller Menschen, diese — sollte von der, abermals zugefundnen, Verschiedenheit aller menschlichen Gesichter und Gestalten, diese von jener kein Grund seyn?

Nicht von innen heraus soll der Geist auf den Körper, nicht von außen herein soll der Körper auf den Geist wirken?

Zorn schwillt zwar die Muskeln auf, aber aufgeschwollne Muskeln und ein zorniges Gemüthe sollen nicht als Wirkung und Ursache angesehen werden dürfen?



Feuer, schnelle blitzähnliche Bewegung des Auges — und ein durchdringender Verstand und schneller Witz sollen zwar hundertmal beyfammen gefunden werden; aber keine Beziehung auf einander haben? Sollen zufälliger Weise zusammen treffen? Zufall — soll's feyn, nicht natürlicher Einfluß, nicht unmittelbare wechselseitige Wirkung, wenn gerade in dem Augenblicke, da der Verstand tiefblickend, der Witz am geschäftigsten ist, das Feuer, die Bewegung oder Stellung der Augen ebenfalls sich am merklichsten verändert?

Ein offnes, heiteres, uns gleichsam entgegenkommendes Auge, und ein offnes, heiteres, uns entgegen wallendes Herz sollen sich bey tausend Menschen zufälliger Weise beyfammen finden, und keines des andern Wirkung und Ursache feyn?

In allem soll die Natur nach Weisheit und Ordnung handeln, allenthalben sollen sich Ursachen und Wirkungen entsprechen — allenthalben soll man nichts sicherer wahrnehmen, als dieß unauflöbliche Verhältniß von Wirkungen und Ursachen — Und in dem schönsten, edelsten, was die Natur hervorgebracht hat — soll sie willkürlich, ohne Ordnung, ohne Gesetze handeln? Da, im menschlichen Angesichte, diesem Spiegel der Gottheit, dem herrlichsten aller ihrer uns bekannten Werke, da soll nicht Wirkung und Ursache, da nicht Verhältniß zwischen dem Äußern und Innern, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Ursache und Wirkung statt haben? —

Und das ist's, was alle Bestreiter der Wahrheit der Physiognomie im Grunde behaupten.

Sie machen die Wahrheit selbst zur unauflöblichen Lüge; und die ewige Ordnung zur willkürlichsten Tafelenspielerinn, die immer etwas anders zeigt, als sie sehen lassen will.

Der gesunde Menschenverstand empört sich in der That gegen einen Menschen, der behaupten kann: daß Newton und Leibnitz allenfalls ausgefehen haben könnten, wie ein Mensch im Tollhause, der keinen festen Tritt, keinen beobachtenden Blick thun kann; und nicht vermögend ist, den gemeinsten abstrakten Satz zu begreifen, oder mit Verstand auszusprechen; daß der eine von ihnen im Schadel eines Lappen die Theodicee erdacht, und der andere im Kopfe eines Labradors, der weiter nicht, als auf sechs zählen kann, und was drüber geht, unzahlbar nennt, die Planeten gewogen und den Lichtstrahl gespaltet hätte?

Der gesunde Menschenverstand empört sich gegen eine Behauptung wie diese: ein starker Mensch könn' aussehen, wie ein schwacher; ein vollkommen gesunder, wie ein vollkommen sehwindächtiger; ein feurriger, wie ein faulter und kaltblütiger. Er empört sich gegen die Behauptung: Freude und Traurigkeit, Wollust und Schmerz, Liebe und Haß, hätten dieselben, das ist, gar keine Kennzeichen im Äußerlichen des Menschen; und das behauptet der, der die Physiognomie ins Reich der Träumereyen verbannet. Er verkehrt alle Ordnung und Verknüpfung der Dinge, wodurch sich die ewige Weisheit dem Verstande so preisswürdig macht.

Man kann es nicht genug sagen, die Willkürlichkeit ist die Philosophie der Thoren, die Pest für die gesunde Naturlehre, Philosophie und Religion. Diese allenthalben zu verbannen, ist das Werk des ächten Naturforschers, des ächten Weltweisen, und des ächten Theologen.

Ich habe schon gesagt, daß ich mir in diesem Fragmente nicht selber vorgeifen wolle; aber folgendes muß ich noch sagen.

Alle Menschen, (so viel ist unwiderprechlich,) urtheilen in allen, allen, allen — Dingen

nach ihrer Physiognomie, ihrer Äußerlichkeit, ihrer jedesmaligen Oberfläche. Von dieser schließte sie durchgehends, täglich, augenblicklich auf ihre innere Beschaffenheit. Ich muß die allertaglichsten Dinge sagen, um eine Sache zu beweisen, die so wenig Beweise bedürfen sollte, als unsere Existenz. Aber, ich muß den Schwachen schwach, fast mücht' ich sagen, den Thoren ein Thor werden, um der Wahrheit willen.

Welcher Kaufmann in der Welt beurtheilt die Waaren, die er kauft, wenn er seinen Mann noch nicht kennt, anders, als nach ihrer Physiognomie? Anders, als nach dieser, wenn er sie auf den Mann hin gekauft hat, und seiner Erwartung gemäß, oder anders, als seine Erwartung findet? Beurtheilt er sie anders, als nach ihrer Farbe? Ihrer Feinheit? Ihrer Oberfläche? Ihrer Äußerlichkeit? Ihrer Physiognomie? Alles Geld nach seiner Physiognomie? Warum nimmt er den Einen Louisdor an, wirft den andern weg? Warum wiegt er den dritten auf der Hand? Um seiner bleichern oder rothern Farbe, seines Gepräges, seiner Äußerlichkeit, seiner Physiognomie willen? — Kommt ein Unbekannter, der ihm etwas verkaufen, oder abkaufen will, auf sein Comtoir, wird er ihn nicht ansehen? Nichts auf sein Gesicht rechnen? Wird er nicht, kaum mag er weg seyn, ein Urtheil über ihn fällen? »Der Mann hat ein ehrliches Gesicht;« oder: »Er hat ein schlimmes Paar Augen;« oder: »Er hat was Widriges oder Einnehmendes?« — Urtheil' er richtig, oder unrichtig, was thuts zur Sache? Er urtheilt. Er urtheilt nicht ganz, aber doch zum Theil von dem Äußern des Menschen. Er macht daraus einen Schluß auf sein Inneres.

Der Bauer, der durch seine Felder, oder durch seinen Weinberg geht, bestimmt seine Hoffnung, wornach? Nach der Farbe, Größe,

Stellung, Äußerlichkeit — nach der Physiognomie des blühenden Saamens, der Halmen, der Ähren, des Weinstocks, der Reben: »Diese Kornähre ist krank, dieß Holz gesund. Dieß wird gedeyhn, jenes nicht.« sagt er auf den ersten oder zweyten Blick; sagt bisweilen — »wie schön diese Weinrebe seheine — sie wird wenig Trauben bringen« — Warum? Er bemerkt, wie der Physiognomist am schönen leeren Menschenge-  
sicht, — Leerheit des Triebes — Und wie? Ahermal an irgend einer Äußerlichkeit?

Der Arzt, sieht er oft nicht mehr aus der Physiognomie des Kranken, als aus allen Nachrichten, die man ihm von seinem Patienten bringt? Wie erstaunlich weit es hierinn gewisse Ärzte bringen — kann Zimmermann unter manchen lebenden, und unter vielen verstorbenen Kämpf, dessen Sohn von den Temperamenten geschrieben hat, Beyspiel seyn.

Der Mahler. Doch von dem will ich nicht reden, die Sache redet, redet allzubehagend für den bey manchem eben so kindsehen als stolzen Eigensinn der angeblichen Ungläubigen an die Physiognomie. —

Der Reisende, der Menschenfreund, der Menschenfeind, der Verliebte — und wer nicht? Alle handeln nach ihrem wahren oder falschen, klaren oder konfusen physiognomischen Urtheil und Gefühle. Dieß Urtheil, dieß Gefühl erweckt Mitleiden oder Schadenfreude, Liebe oder Haß, Mißtrauen oder Zuversicht, Zurückhaltung, oder Offenherzigkeit.

Und wird der Himmel nicht täglich nach seiner Physiognomie beurtheilt?

Keine Speise, kein Glas Wein oder Bier, keine Schale Koffee oder Thee kömmt auf unsern Tisch, von deren Physiognomie, deren Äußerlichkeit, wir nicht sogleich auf ihre innere Güte oder Schlechtigkeit einen Schluß machen.

Man bringt uns ein Körbgen mit Birnen oder Äpfeln; warum fuchen wir aus? Warum wählen wir die einen, und lassen die andern liegen? Warum ruft uns, wenn wir aus Befcheidenheit ein schlechteres Stück wählen, die gefällige Höflichkeit zu: 'Lassen Sie dieses liegen! Nehmen Sie das bessere!' — Warum? Um der Physiognomie willen!

Ist nicht die ganze Natur Physiognomie? Oberfläche und Inhalt? Leib und Geist? Äußere Wirkung und innere Kraft? Unsichtbarer Anfang; sichtbare Endung?

Welche Kenntniß, die der Mensch immer besitzen mag, gründet sich nicht auf Äußerlichkeit, auf Character, auf Verhältniß des Sichtbaren zum Unsichtbaren, des Wahrnehmblichen zum Unwahrnehmblichen? —

Die Physiognomik in weitem und engerm Verstande ist die Seele aller menschlichen Urtheile, Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Furchten, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch Dinge außer uns veranlaßt werden.

Von der Wiege an bis zum Grabe, in allen Ständen und Altern, bey allen Nationen, von Adam an bis auf den letzten, der sterben wird, vom Wurm an, den wir zertraten, bis auf den erhabensten Weisen, und warum nicht bis auf den Engel? warum nicht bis auf Jesum Christum? — ist die Physiognomie der Grund von allem, was wir thun und lassen.

Jedes Insekt kennt seinen Freund und seinen Feind; jedes Kind liebet oder fürchtet, ohne zu wissen warum, durch die Physiognomik; und es lebt auf dem Erdboden kein Mensch, der sich nicht täglich durch die Physiognomie leiten läßt; kein Mensch, dem sich nicht ein Gesicht vorzeichnen ließe, das ihm entweder äußerst liebenswürdig, oder äußerst abscheulich vorkommen müßte: kein

Mensch, der nicht jeden Menschen, der das erstemal zu ihm kommt, mehr oder minder anschaut, nißt, vergleicht, und physiognomisch beurtheilt, wenn er auch das Wort

5 Physiognomie in seinem Leben nie gehört hat; kein Mensch, der nicht alle Sachen, die ihm durch die Hände gehen, physiognomisch, das ist, den innern Werth derselben nach ihrem Äußerlichen beurtheilt.

10 Selbst die so sehr der Physiognomik entgegengezwungne Verstellungskunst gründet sich bloß auf die Physiognomik. Warum ahmt der Heuchler dem Redlichen nach? Als weil er, und, wenn's noch so leise, noch so wenig

15 herausgedacht wäre, weil er denkt, aller Augen bemerken den Character der Redlichkeit? —

Welcher Richter — von Verstand und Unverstand — er mag's sagen oder nicht, da-

20 wider protestiren oder nicht, — richtet in diesem Sinne nie nach dem Ansehen der Person? Welcher kann, darf, soll ganz gleichgültig seyn, in Ansehung des Äußerlichen der Personen, die ihm vorgestellt werden?

25 — Welcher Regent erwählt einen Minister, ohne auf sein Äußerliches mit ein Auge zu werfen, und ihn darnach, wenigstens zum Theil, wenigstens bey sich selbst zu beurtheilen? Der Officier wählt keinen Soldaten, ohn' auf sein Äußerliches — die Länge nicht

30 gerechnet, mit zu sehen. Welcher Hausvater wählt einen Bedienten, welche Frau eine Magd, daß ihr Äußerliches, daß ihre Gesichtsbildung, sie mögen richtig oder un-

35 richtig urtheilen, mögen sich bewußt oder unbewußt seyn, — bey der Wahl nicht mit in Anschlag komme?

Blos das flüchtige Andenken an die unzähligen vor Augen liegenden Beyspiele, die das allgemeine stillschweigende Eingeständniß aller Menschen, daß sie ganz von der Physiognomie geleitet werden, unwiderprechlich

bestätigen, ermüdet mich, und Widerwillen ergreift mich, daß ich, um Gelehrte von Wahrheiten zu überzeugen, Dinge schreiben muß, die jedes Kind weiß, oder wissen kann.

Wer Augen hat zu sehen, der sehe, wen aber das Licht, nahe vors Gesicht gehalten, toll macht, der mag mit der Faust drein schlagen, und sich die Finger dran verbrennen. Ich rede nicht gern diese Sprache; aber ich darf, ich muß dreifaltig werden, weil ich dessen, was ich sage und sagen werde, gewiß bin, und weil ich im Stande zu seyn glaube, mich der Überzeugung aller redlichen und aufmerksamen Freunde der Wahrheit durch Gründe, die schwerlich zu widerlegen seyn dürften, bemächtigen zu können, und weil ich es nicht für unwichtig halte, den muthwilligen Kitzel einiger großen Tongeher zur bescheidenen Zurückhaltung ihrer despotischen Urtheile herabzuzimmern. Es bleibt also dabey, nicht deswegen, weil ich es sage, sondern, weil's auffallend wahr ist — weil's wahr seyn würde, wenn's nicht gesagt würde — Es bleibt also dabey, daß die Physiognomie alle Menschen, sie mögen's wissen, oder nicht, taglich leitet — daß, wie Sulzer sagt, jeder Mensch, er mag's wissen, oder nicht, etwas von der Physiognomik versteht; daß nicht ein lebendiges Wesen ist, welches nicht aus dem Äußerlichen auf das Innere, wenigstens nach seiner Art, Schlüsse macht, nicht von dem, was in die Sinne fällt, das beurtheilt, was an sich nicht in die Sinne fallen kann.

Diese Allgemeinheit des, wenigstens stillschweigenden, Eingeständnisses, daß das Äußere, das Sichtbare, die Oberfläche der Sache, das Innere, die Eigenschaft desselben anzeige; daß alles Äußere Ausdruck von der Befchaffenheit des Inwendigen sey, ist, deutet mich, in Absicht auf die mensch-

liche Physiognomie von der äußersten Wichtigkeit und einer entscheidenden Klarheit.

Wenn jede Birne, muß ich wieder sagen, wenn jeder Apfel eine eigenthümliche Physiognomie hat, sollte der Herr der Erde keine haben? Das Allereinfachste und Lebloseste hat sein charakteristisches Äußerliches, wodurch es sich von allem, selbst von allem Seines gleichen, unterscheidet — und das schönste, edelste, zusammengesetzteste, belebteste soll keine haben? —

Was man also auch immer und immer, von berühmten Akademien an bis zum blödsichtigsten Pöbel herunter, wider die innere Zuverlässigkeit und Wahrheit der Menschenphysiognomie sagen mag, und sagen wird, so sehr man auch immer auf jeden, der sich merken läßt, daß er an die Allbedeutbarkeit des menschlichen Körpers glaube, mit dem heleidigenden Blicke des philosophischen Stolzes oder Mitleidens herablächeln mag; so ist und bleibt dennoch auch in dieser Absicht keine interessantere, nähere, beobachtungswürdigere Sache, als der Mensch, und es kann überhaupt kein interessanteres Werk geben, als eines, das dem Menschen die Schönheiten und Vollkommenheiten der menschlichen Natur aufdeckt.

DES DRITTEN BANDES ZWÖLFTER ABSCHNITT.

ZEHNTES FRAGMENT.

FRIEDRICH, DER KOENIG VON PREUSSEN,  
ZU PFERDE.

Mit unbefchreiblicher Neugier hab' ich vor zwölf Jahren den Moment erwartet, das Schrecken und Erstaunen von Europa von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Alle die unzähligen Porträte von ihm in Eins zusammengeschmolzen standen vor mir bis auf den Moment, wo — der Große, Er selber, vorbey ritt! — ungefähr so, wie wir ihn

hier erblicken. Wie die Sonne die Sterne verdrängt — weg auf einmal alle Bilder von ihm! — O wie ein ganz anderer Erstand vor mir — damals wußte ich noch nicht, was Physiognomie war — Aber den Schauer vergesse ich nicht, der durch mich herab fuhr — als ich ihn selber sah! So war Er, wie er da vor uns sitzt — (so fern's Kleinheit und Nadel und Einbildungskraft des Zeichners erreichen mag!) und nicht, wie Wille ihn herrlich metallisirte; Kilian verblaßte; Nilson — ver — nürnbergerte! — Recklam — ver — teufelte — Hedlinger ver-gätterte — Nicht auf die Art sehen, wie unphysiognomische Maler ihn idealisiren — nicht auf die Art groß! — ganz und gar nicht sehen — — — Aber — dennoch von der Natur, von seines Wesens erstem Ansehuf an — zum großen Manne, zum König und Monarchen — angelegt und geformt. Unter allen Menschengelechtern ist noch keins vor mein Auge gekommen — das so ganz eigentlich zum Königsgeichte geschaffen zu seyn schien. Alle Neider — doch ein König ist zu hoch, um Neider zu haben, als — seine Neben-Erdenkönige? — Alle Neider — und alle Antiphygiognomisten — müssen bey'm Anblicke dieses Mannes, wo nicht sagen, doch empfinden — „Ein großer Mann!“ —

Ich rede itzt nur von der Hauptform des Gesichtes — woyon uns leider das Beste durch den Hut — — bedeckt, doch, aus dem sichtbaren Profile der Nase, leicht vermuthbar ist. Aus dieser Knochenform — was mußte daraus werden?

Des Monarchen Augen sind — allberühmt. — Bald heißt's —

Der Gnad und Huld im scharfen Blick  
Der großen Augen trägt. —

Glein.

Bald — „Leute, die's verstehen, sagen — daß er das Zeichen eines großen Mannes

im Auge — (des Königs aber in seinen Gesichtszügen) trage.“

Lichtenberg.

Ich habe dieß Auge lange und nahe an gesehen — Mehr treffend, als blendend! durchdringend, als blitzend! — So wie's in unserm Bilde ist — nicht ganz wahr — Man sieht mehr vom Weißen — der Stern scheint daher so groß nicht — dafür konzentrierter. Gewiß kann so eine Form — keinen schlechten Blick haben! Übrigens hab' ich diesen berühmten Blick, wenn ich so sagen darf, nicht in seinem Brennpunkte gesehen.

Aber, man decke das Auge! — man verbinde dem Physiognomisten die Augen — man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußersten Finger Spitze von der Höhe der Stirne bis an das Ende der Nase sanft herabzuglitzchen — Neuntausend, neunhundert, neun und neunzig vor ihm werden ihm vorgeführt — Friedrich sey der zehntausendste — und der Physiognomist wird niederfallen und ausrufen — „Ein prädestinirter König — oder — Weltersehütterer! Ohne Thaten lebt der nicht — so wenig als ohne Odem. Vordrang! hohes Selbstgefühl, das in Menschenverachtung ausarten muß, weil es seines gleichen nicht finden kann, und die Nächsten bey ihm — vielleicht gerade die Kleinsten sind.“ —

Ja! Menschenverachtung — Siehe, aus dieser mit der Nase Lineal — gerade fortgehenden Stirne — muß sie auf Wang und Lippe fließen

Faltenreich, und kleingeädert ist des Königs Gesicht — voller Entwürfe — und durcheinander sich furchender Anschläge. —

Eine genaue Silhouette von diesem in seiner Klasse Einzigem Individuum würde das Auge sehr wenig von dieser Verachtung sehen, und den Verstand sehr viel davon vermuthen lassen; daher in der Natur und zum

Theil auch in diesem Bilde der furchtbar auffallende Kampf von Größe und Mißmuthigkeit — daher die Möglichkeit — daß die Einen in diesem Gesichte den Himmel, die Andern die Hölle zu sehen glaubten. —

Die Stellung ist nicht des muthigen Helden. Lasten von Jahren und Thaten, von Sorgen und Entwürfen scheinen auf seiner Schulter zu liegen — Ich glaube, die Taille ist etwas zu lang — und diese Länge kontrastirt mit der, wenn ich sagen darf, gleichsam eisernen Gedrängtheit des Gesichtes. —

Der Sporulose Stiefel ist in so fern physiognomisch, als man ihn als Emblem voll Wahrheit und Bedeutung ansehen kann — wenigstens harmonisirt mit der Nonchalance des Ganzen. —

Das Pferd hat eine Königsphysiognomie, obgleich der Hals oberher um etwas zu dick ist. Der Tritt des Pferdes ist stolz-sanft mit gehaltenem Muthe. —

Noch zwei Stellen — als Beilage zu diesem — ja wohl! Fragmente — Beyde von zween genierreichen Schriftstellern Deutschlands. —  
**ÜBER DIE EHE.** Seite 151.

„Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand, als er, mit seinen Augen machen kann. Dieß Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verdunkelt alle körperliche Vorzüge, und macht einen Sokrates zu einem schönen Mann in besondrem Verstande. — Wer dieß Zeichen hat, weiß, daß er bezeichnet ist, allein er weiß selbst nicht, wo? Denn nichts ist verschiedener, als dieß Zeichen.“ — (Wahr — und dennoch fand ich's fast immer im Umrisse des Augenlieds — zwischen den Augenbraunen, und an der Nasenwurzel. — Am letzten Orte ist's offenbar — bey unserm Helden.) — Monarchen haben auch einen Zug; allein diesen haben alle gemein, und man kann behaupten, daß sie sich alle ähnlich sind. Die Würde, die

sie bekleiden, drückt sich in ihrem Gesichte aus. Ich rede von Alleinherrschern — von Monarchen, die, wenn sie gleich Diener des Staats sind, sich dadurch von andern unterscheiden; denn die Könige, die nicht Monarchen sind, haben auch ihr Abzeichen, allein dieses drückt sich durch den Gang aus.“ —

**HERDER.**

Auch eine Philosophie Seite 181—185.

„Ein Monarch, dessen Namen unsere Zeit mehr trägt, und zu tragen verdient, als das Zeitalter Ludwigs —

— den uns

sein Jahrhundert mit aufbewahrt!

Welche neue Schöpfung Europas hat er von seinem Flecke her in dreyßig kurzen Jahren bewirkt! — In Kriegs- und Regierungskunst, in Behandlung der Religion und Einrichtung der Gesetze, als Apollo der Mufen, und als Privatmann unter der Krone — dem allgemeinen Scheine nach, das Muster der Monarchien — Welch ein Gutes gestiftet! Aufklärung, philosophischen Geist und Mäßigung vom Throne ringsum verbreitet! Orientalische, dumme Pracht, Schwelgerey und Luxus, der vormals oft das einzige Goldgehäuge der Hofe war, wie erschrecklich zertrümmert und verjaget! Fette Unwissenheit, blinden Eifer und Aberglauben überall wie tief verwundet! Sparsamkeit und Ordnung, Regelmäßigkeit und Fleiß, schöne Künfte und einen sogenannten Geschmack frey zu denken — wie hoch erhoben! — Das Jahrhundert trägt sein Bild, wie seine Uniform: Jahrhundert ohne Zweifel die größte Lobrede seines Namens. — Indeß wird auch eben die Münze, das Brustbild weggekehrt, und das bloße Refatlat seiner Schöpfung als Menschenfreund und Philosoph betrachtet, ohne Zweifel einmal etwas mehr und anders zeigen! zeigen vielleicht, wie durch ein

natürliches Gesetz der Unvollkommenheit menschlicher Handlungen mit der Aufklärung — auch eben so viel luxurirende Mattigkeit des Herzens — mit Sparsamkeit ihr Zeichen und Gefolge Armuth, mit Philosophie blinder, kurzsichtiger Unglaube, mit Freyheit zu handeln Despotismus der Seelen unter Blumenketten — mit dem großen Helden, Eroberer und Kriegsgeist Erstorbeneit, Römervorfassung, wie da Armeen alles waren, Verfall und Elend sich habe

verbreiten müssen; zeigen, was Menschenliebe, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Religion, Wohl der Unterthanen — alle bis auf einen gewissen Grad als Mittel zum Erreichen, behandelt — was alles das auf seine Zeit — auf Reiche ganz anderer Verfassung und Ordnung — auf Welt und Nachwelt für Folgen haben müssen — die Waage wird schweben? Steigen — sinken — welche Schaafe? was weiß ich? —

## PONTIUS PILATUS

### ODER DIE BIBEL IM KLEINEN UND DER MENSCH IM GROSSEN.

ZWEYTES BUCH, NEUNTES KAPITEL.

«WAS IST WAHRHEIT?»

VON UNGLEICHEN GESINNUNGEN GEGEN DIE WAHRHEIT.

1.

Nur Du weisst, Allwissender! Mit wie unendlich ungleicher Gesinnung gegen die Wahrheit — diese Frage: Was ist Wahrheit? — Von den Kindern der Erde gethan wird.

2.

Mit welcher Gleichgültigkeit wird sie von Tausenden gethan — Oder nicht gethan? Wie viele Millionen wissen nichts von Hunger und Durst nach Wahrheit? Vom Streben, Schmachten, Sehnen nach Wahrheit? Suchen keine Gelegenheit, benutzen keine ungefuchtkommende Gelegenheit — Sie zu kennen — Und ist der ein weiser, gesunder, wohlorganisirter Mensch — Der die höchste Ehre, den herrlichsten Segen, die Würde der Menschheit nie aspirirt, Dir — Göttliche Wahrheit — Kennerin, Lehrerin, Schätzerin aller Dinge nie näher zu seyn wünscht — Und gleichgültig seinen Weg

fortgeht, wenn du ihm in weissen, guten, reinen Menschen — Und im Reinsten und Weisesten in Christus — erscheinst? Werden diese je ihres Dafeyns recht froh werden? Je als Menschen existiren? Je sich selbst auf die innigste Weise empfinden und genießen?

3.

Aber, es giebt nicht nur Gleichgültige gegen Wahrheit, gegen richtige Belehrung, Zurechtweisung, Erleuchtung — Es giebt auch — Haßer, Feinde der Wahrheit.

4.

Feinde der Wahrheit? — Wer verdient diesen schrecklichsten aller schrecklichen Namen? Wer? Der bange Zweifler etwa? Wer? Etwas der nicht fogleich alles verfehlt, was berühmte Männer der Vorzeit oder Mitzeit ihm als lautere Wahrheit darboten? Wer? Der auch das nicht Alles annehmen kann, was schwachmüthige Frömmigkeit hochverehrt und ihm bald seufzend, bald verdammend anbeut? — Nein! Freunde der Wahrheit! Jeder von Diefen kann vielleicht

der größte Verehrer der Wahrheit seyn. Ich kenne die redlichste Zweifler, kenne entschlossene Deisten und Atheisten sogar — Die ich, ohne meinem innern Sinne zu widersprechen, ohne wider besser Willen und Gewissen zu reden, nicht Feinde der Wahrheit nennen kann — Sie wollten so gern glauben, wenn sie könnten — Ach! Sie können nicht — Denn ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Der heftigste Feind von Christus und dem Christenthum, Saulus, war kein Feind der Wahrheit.

## 5.

Wer also ist Wahrheitsfeind — Nicht eben der, der das Gegentheil von dem, was du für Wahrheit hältst, für wahr hält — Sondern, wer das Gegentheil von dem behauptet, was er selbst glaubt; Das Gegentheil von dem glauben machen will, was er für wahr halten muß; Der seiner eigenen gegenwärtigen Überzeugung, seinem eigenen unmittelbaren Wahrheitsgefühl, Wahrheitsinn widerspricht; Dessen Herz, dessen Inneres — Ja, dessen Mund, dessen Äußeres — Nein sagt — Und der dieß Ja oder dieß Nein empfindet, und nicht empfinden will — Der ist ein Feind der Wahrheit — Nicht so fast der Unbelehrliche — sondern, der sich nicht belehren lassen will. Nicht der, der die Wahrheit noch nicht hat, sondern der sie nicht haben will — Der sie als Wahrheit kennt, und nicht aufnimmt, nicht mit sich vereinigt, sich nicht durch sie leiten und bestimmen lassen will.

## 6.

Der Feind der Wahrheit zieht Verwirrung der Klarheit, Unbestimmtheit der Bestimmtheit, Vieldeutigkeit der Eindeutigkeit vor — Er lobt, was er als tadelnswürdig, und tadelt, was er als lobenswürdig erkennt. Er giebt das Licht nicht, was er gehen kann, und raubt dem Andern, was ihm wohl macht.

ohne ihm etwas bessers zu geben — Er drückt den Zeugen der Wahrheit als solchen — Und schmeichelt dem Unterdrücker der Wahrheit als solchen. Er sucht zu nehmen, ohne zu geben, zu zerstören, ohne zu bauen, zu verwunden, ohne zu heilen — Zu tödten, ohne lebendig zu machen. Er will das Helle verdunkeln, das Finstere hell darstellen — Das Große klein, das Kleine groß machen — Das, was er nahe sieht, nennt er fern; Was er fern weiß, nahe — Würd' er bloß die Ausnahm von der Regel zur Regel machen, er wäre nur Sophist. Nein — Heut braucht er die Regel, die er gestern verworfen, und morgen macht er die Ausnahm zur Regel — Und übermorgen verwirft er beydes, Regel und Ausnahm.

## 7.

Ihr widerstrebet allezeit dem Heiligen Geist — Ihr verwerft den Rath Gottes wider Euch selbst — Mit sehenden Augen sehet ihr nicht! Mit hörenden Ohren hört ihr nicht — Ihr haltet die Wahrheit durch Ungerechtigkeit auf — So ward zu erklärten Feinden der Wahrheit gesprochen — So ward Wahrheitshaß umschrieben und erklärt. Wer sehen kann und nicht will, was gut ist — Die Wahrheit als solche geflissentlich flieht, die ihn sucht, der ist ein Feind, ein Satan wider die Wahrheit.

## 8.

Es ist ein schreckliches Wort wider solche Menschen in den Heiligen Schriften: »Weil sie die Liebe der Wahrheit nicht haben angenommen, wird ihnen Gott kräftige Irrthümer — (Zauberey des Irrthums und des Lügengiftes) senden, daß sie der Lüge glauben.«

## 9.

Der Feind der Wahrheit kann nicht scharf genug beurtheilt werden; Er ist ein Feind aller Menschen; Ein Feind alles Guten —



Eine Schande der Geisteswelt; Ein Schenkel der Schöpfung, ein Satan — Aber eben deswegen, weil er das ist — so kann man auch nicht langsam und bedächtig genug seyn, das Urtheil der Lästerung über einen Menschen zu fällen, daß er ein Feind der Wahrheit sey.

## 10.

Man hat das Allerfehlmiste von einem Menschen gesagt, wenn man ihn einen Feind der Wahrheit nennt — Sage von keinem Menschen das Allerfehlmiste — Wenn das Allerfehlmiste nicht so gewiß ist, wie deine Existenz; Wenn es nicht heilige Pflicht ist, das Allerfehlmiste zu sagen.

## 11.

Und damit du selbst nicht der Allerfehlmiste werdest — Du dich vom lichtfeuen Halle gegen die Wahrheit so weit wie möglich entfernt haltest — So laß dich vor der geringsten Unfreundlichkeit gegen begegnende Wahrheit wahren. Wer nicht für sie ist, wird nur gar zu bald wider sie werden. Respektire sie, wie eine Gottheit — Und liebe sie wie dich selbst! Die Wahrheit hassen, heißt: Sich selbst hassen — Mehr als deines eignen Fleisches sollst du Ihr pflegen! Sie soll dir lieber seyn, wie deine eigne Seele!

## 12.

Liebe der Wahrheit — Wie soll ein Sünder — würdig von dir sprechen können? Was ist ein Sünder, als solcher, in dem Momente der Sünde, als ein Feind der Wahrheit — Ein Hasser seiner eigenen Überzeugung — Wie kann ein Sünder würdig von dir reden? Wahrheitsliebe? — Kann die Sonne mit einem Bleystift, und die Morgenroethe mit einer Kohle gemahlt werden?

## 13.

Wahrheitsliebe — Wie soll ich dich nennen — Was bist du? Bist du nicht gerader, richtiger, gesunder Sinn der Seele! Aug der

Einfalt! Herz ohne Falchheit! Bist du nicht Freude an jeder richtigen Erkenntniß! Bist du nicht Freundin alles Guten? Sucherin Alles Schönen und Edlen? Oder vielmehr des Schenften, des Besten? Bist du nicht ein williges Hingehen an jede bessere Belehrung? Ein frohes Begegnen, ein herzliches Bewillkommen des Bessern, mit schneller Aufopferung des Schlechtern? Heilige Tochter des Himmels! Bist du nicht rein von Leidenschaft und Neid, und Trug und Bosheit? Heiter, wie das Licht? Erwärmend, wohlthätig, wie die Sonne? Sanft und bescheiden, wie der Mond? Das allereinfachste Ems? Die Seele aller Treue? Die Tugend aller Tugenden? Kennst du deine Freundin nicht in allen Gestalten, unter allen Verkleidungen und in allen Landen? Ist dir ein Weg zu Ihr zu weit? Eine Reise nach Ihr zu beschwerlich? Ein Opfer für Sie zu groß? — Ist Sie dir nicht theurer, als alles Theure? Lieblicher, als alles Liebliche? Auch eingewurzelte Neigungen, auch tausendmal geäußerte Behauptungen, auch zehntausendmal immerlich umfaßte Lieblingsideen sind dir nicht zu theuer, nicht so sehr mit dir vereinigt, daß du sie nicht willig Ihr hingebest, wenn Sie, deine einzige Freundin, die Wahrheit, auf welche Weise es gefehle, scharf oder gelind, streng oder schmeichelnd, dir solche abfordert. Wahrheitsliebe! Wie wiegst du deine Worte! Wie prüfst du deine Erzählungen! Wie hemmst du deine Lippen! Wie höhest du mit athemhaltender Aufmerksamkeit! Wie sprichst du mit Ruhe! Wie denkst du mit Heiterkeit! Wie bestimmst du, was sich bestimmen läßt, und lässest unbestimmt, was du nicht bestimmen kannst! Wie giebst du jedem das Seinige! Wie haffest du täufchenden Schein — Wie ehrst du lebendes Wesen! Wie dehmüthig bist du, und wie kühn! Wie dienend und wie herrschend — Eine Sklavinn

aller Freyen, und eine Königin aller Sklaven. Wahrheitsliebe, du allgepriesenes und allverfolgtes, allgelobtes und allverlästertes Kleinod! Du Leiter des Himmels! Du Stein der Weifen! Du Kraft der Starken und Schwachen! Du Himmel auf Erden und Himmel des Himmels — Wie soll ich dich preisen, und mit welchen Worten deinen Ruhm erhöhen?

DRITTER BAND, FÜNFTES KAPITEL.  
PILATUS UND HERODES.

## 1.

AUF DEN TAG WURDEN PILATUS UND HERODES FREUNDE MIT EINANDER; DENN ZUVOR WAREN SIE EINANDER FEIND.

## 2.

Das ist doch nun wohl wieder ein ganz charakteristischer Zug im Gemälde der Welt, welches uns in der reichhaltigen Leidensgeschichte Jesus so treu dargestellt wird! Das ist doch nun wohl wieder etwas vom Marke der Welt-Denkensart, des Weltgeistes.

## 3.

Zwey große Herren sind in Mißhelligkeit; Und die Politik spricht: «So wenig Feinde, wie möglich; Wessen Freundschaft dir auch nichts nütze ist, dessen Feindschaft könnte dir doch schaden.» Die Politik spricht ferner: «Kauf die Ausföhnung um den wohlfeilsten Preis. Vergeß dabey von deinen Rechten, deiner Gräße so wenig wie möglich!»

## 4.

Die Welt spricht ferner: «Was liegt am gemeinen Manne, am armen Manne?»

Könnte denn Pilatus wohlfeiler zu seiner Ausföhnung gekommen seyn, als daß er den Galiläer zu Herodes schickt? — Es ist eine Attention von Pilatus, die schmeichelhaft ist für Herodes; Und dem Pilatus ist die Sache gleich, noch wohl, wie schon gesagt, lieb, wenn er ihrer los seyn könnte. Und was liegt

an dem armen Jesus? Ob der noch eine Stunde mehr herumgeschleppt, noch eine spättliche Scene mehr oder weniger mit Ihm vorgenommen werde? Was liegt daran?

## 5.

Wenn etwa dieselbe Woche ein Hösling mit dem Gedanken sich magte getragen haben, wie's bey Gelegenheit des Aufenthalts in Jerusaleem über das Fest doch wohl zu machen wäre, daß sein Herr und der König wieder besser auf einander zusprechen würden? Welche zehen und zwanzig Projekte giengen ihm wohl durch den Kopf — Aber, daß der Prophet von Nazareth noch hiezu zu brauchen sey, ließ er sich wohl nicht einfallen! Wie sehr gefäll't dem Regierer aller Dinge anders zu regieren, als Menschengedanken denken?

## 6.

Was kann die Welt nicht brauchen zu ihren Absichten? Und wozu muß sich der arme Gerechte von der Welt nicht brauchen lassen?

## 7.

Den Kopf des Gerechten, und als Gerechtkannten und Verehrten macht der hießliche Weltgeist zu einem Praefent für ein Tänzerfelo.

## 8.

Und an eben denselben Herrn wird der, dem jener den Schuhriemen zu lösen nicht werth ist, ebenfalls durch denselben Weltgeist zum Praefente geschickt. Sollte das nicht schmeicheln? Nicht Freundschaft stiften?

## 9.

Ja! Hier behauen wir tief in dein Herz, o vornehme Welt! Wir sehen drinnen die determinirte, zu den Privilegien des vornehmen Stands gehörige Verachtung des Armen und Gemeinen:

«Herodes hat es mit Johannes zu arg gemacht. (Doch wer kennt die Noth der Um-

stände, und kann einem großen Herrn nicht Alles verzeihen!) Aber was Pilatus übelst gethan hätte — seh' ich nicht\* —

Freylich! Weltgeist, das ist dir nichts, einen geringen, zwahr unschuldigerkannten — übrigens in deiner Sprache 'armen Schelm,' länger stehen zu lassen, länger herumzuschicken; Einen unschuldigen Gemeinen etwas länger gefangen sitzen zu lassen, um einem großen Herrn dadurch noch eine Gefälligkeit zu erzeugen; Eine gerechte Sache eines Armen, die man nicht gerne entscheidet, einem Herrn zu schicken, dem's nicht so eigentümlich zugehört, dem aber das Zuschicken schmeichelt, und unbekümmert seyn, ob's der dann gerecht oder ungerecht entscheide; Einen ehrlichen Schwärmer, einem spaßliebenden Cavalier zum Spasse allenfalls vorbeyszuschicken — Besonders wenn man damit ein gutes Vernehmen wieder herstellen kann — Wer sollte sich darüber Bedenken machen? — Da können und dürfen Pilatus und Herodes wohl gute Freunde werden, und wer's — am Sohne Gottes! 'Warum geht Er so gemein daher, daß man Ihn nicht kennt.'

10.

Diese Weltgeistmanier ist nicht nur Kaysern und Königen, nicht nur Fürsten und Gouverneurs, eigen; Auf allen Stufen der Stände sieht man Spuren davon — Magnifizenzen und Schulmeister, Landvögte und Dorfschulzen, an Allmosenossen und Wächtersknaben.

11.

Gott weiß, über welche gerechte Sache die beyden Herren Pilatus und Herodes Feinde wurden — An einer ungerechten Sache werden sie wieder Freunde!

12.

It's Täufchung, oder seh' ich noch eine seltsame Perspektive von Ausföhnungen entzweyter Kabinets, Regierungen, Konfisto-

rien, Rathsstuben, Kammern, Akademien und Sekten, die auch so an etwas zustande kommen, am gemeinfamen Halle einer Person oder einer Sache, die mit dem Sohne Gottes, oder Seiner Sache Ähnlichkeit hat, oder am gemeinfamen Spotte, oder lafchem Gericht über eine evidentgerechte, aber gemeine und angeeckelte Rechtsfache — Oder an so was?

13.

Aber so gewiß alle, die aus der Welt sind, Eines Tages in Verachtung der Sache Gottes noch Freunde werden, so feind sie sich waren: So gewiß werden auch alle, die aus der Wahrheit sind, in Erkenntniß der Wahrheit noch Eins, so verschieden sie waren.

14.

Auf den Tag wurden Herodes und Pilatus — Dieser an der Spitze der Heyden, Jener an der Spitze der Juden — Freunde mit einander! So sollte dem auch nicht Ein Umstand dieser Geschichte seyn, wohey einem nicht die merkwürdigsten, größten, symbolischen Beziehungen auffallen müßten? Wie manche Scene in den Geschichten der Apostel verdiente die Überschrift: Herodes und Pilatus Freunde — Heyden und Juden vertrugen sich gut vom Tag an, da sie Jesus Sache vor Gericht hatten!

15.

Herodes und Pilatus wurden vereint durch Christus — Abermahl, welch Symbol der Aufhebung der Mittelwand, zwischen der Jüdischen und Heydnischen Welt, durch den, der auch in diesem Sinn — der Friede heißt! —

16.

Nur noch Eins. Was hätt' es in Herodes für ernstes Nachdenken erwecken sollen, daß der Weise aus Nazareth seinem eiteln Geschwätze so sehr verstummte! Wie ihn an manch ernstes Schweigen des Täufers erinnern sollen! Allein es schlug ihm keine andre Wunde, als die — gekränkter Eitelkeit.

die sich in übler Laune mogte gezeigt haben; Und auf diese Wunde war's denn der herrlichste Balsam, daß Pilatus doch das brav gemacht habe, und — daß sie itzt wieder Freunde sind. O ein würdiger Ersatz für den Verächter Jesus, wenn Jesus ihn verachtet — eine vornehme Freundschaft!

VIERTER BAND, FÜNF UND ZWANZIGSTES KAPITEL.

• DA ANSVORTETE DAS GANZE VOLK: SEIN BLUT SEY OB UNS UND OB UNSERN KINDERN. •

1.

Blut Abels des Gerechten, du schrieest von der Erde gen Himmel, und Gott hörte Dich, und erklerte sich im Anfange der Tage, als den, «der dem Blute nachträgt!» Welch ein Gefehrey muß im Himmel erschollen seyn, da Irael, wie Kain, ihres Bruders Blut mit dieser Stimme der Wuth verlangte!

2.

Blut Abels! — Wort, scharf wie ein zwey-schneidend Schwert! «Alles gerechte Blut, das auf Erden vergossen ist, von dem Blut Abels, des Gerechten, bis auf das Blut Zacharias, des Sohns Barachias, welchen Ihr zwischen dem Tempel und dem Altar getodet habet — Wahrlich, ich sage Euch! Es wird solches Alles von diesem Geschlechte gefordert werden» — Verdienest du — Mördergeschlecht, du nicht, wie keines, dies ernste prophetische Gerichtswort? Weil du dem Blitzworte des römischen Prieters, Sehet Ihr zu — mit Einer Stimme entgegenrühlest: Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern!

3.

Blut der Ägyptischen Erstgebuhr, verdorrt oder vergossen um Iraels willen — Irael! Haft Du das Wort vergessen können — Er ließ keinen Menschen Ihnen Schaden thun, und strafte Könige um Ihetwillen — Tastet meine Gefaltten nicht an! Thut meinen Pro-

pheten kein Leid\* — Blut der erschlagenen Erstgebuhr — Heer der erwürgten Hoffnungen Ägyptens! — — Erwürgt um des Erstgebohrnen willen — wie Gott Irael nannte

3 Schrieft du nicht am Festtage des Heils für deine Vater und dich? Am Gedächtnistage der Todten, die Gott schlug? Irael! Hörtest du nicht die Stimme des Blutes der Menge, um deinetwillen — hingeworfen: Ein 10 Opfer des würgenden Raachengels, der deine Blutbespritzten Hütten vorübergieng — Daß vor dem Gefehrey — «Es war ein groß Gefehrey in Ägyptenland, deßgleichen nie gewesen ist, noch werden wird — Aber unter 15 den Kindern Iraels, sollte nicht ein Hund mucken, und Stille seyn unter Menschen und Vieh, damit sie erführen, wie der Herr Ägypten und Irael scheide» — — — Daß vor dem Gefehrey, das an diesem Tage laut in dein 20 Ohr schallen sollte, nicht übertäubt hinfaul, und in dem Raachen erstarb das unsinnige Gefehrey der Hölle — «Sein Blut sey ob uns, und ob unsern Kindern!» —

4.

25 Doch wenn diese Bluttimmen schwiegen — warum «schrieten die Steine» nicht? — —

5.

Jene Steine — «Auf der Achsel getragen von zwölf Häuptern der Stämme Iraels — 30 Aufgerichtet mitten im Jordan, da die Füße der Priester gestanden hatten, welche die Lade des Bundes trugen — Jene Steine, die den Nachkommen kund thun sollten — Irael gieng trocken durch den Jordan — da der Herr, Euer Gott das Wasser des Jordans vertrocknete vor Euch, bis Ihr hinübergienget — Damit alle Völker auf Erden die Hand des Herrn erkennen mögten, wie mächtig sie ist — und damit Ihr den Herrn, Euern Gott fürchtet allezeit.» Jene Steine am Gestade des Jordans — die Gott eher zu «Abrahams Kindern» 35 umschüffe — als daß Er unverbesserliche Abra-

hamskinder begnadigte — Warnu schrieen  
sie nicht lauter, übertäubender, als Ihr? —

6.

Jene Steine auf den Gassen Jerusalems —  
wo die Füße des Gerechten wandelten — „Ob-  
gleich niemand die Schuhe von seinen Füßen  
auszog,“ wie Moses vor Jehovah im flammen-  
den Rufe — Wie Josua — vor dem „Manne,  
der gegen Ihm über stand, und ein bloßes  
Schwert in seiner Hand hatte — zu dem Josua  
hingieng und fragte: Gehörest du uns an,  
oder unsern Feinden?“ — Und der Ihm ant-  
wortete: „Nein! Sondern, Ich bin als Fürst  
über das Heer des Herrn hergekommen —  
Vor dem Josua auf sein Angeficht zur Erde  
fiel, anbehtete und sprach: Was saget mein  
Herr seinem Knechte? — Und dem der Fürst  
über das Heer des Herrn antwortete: Ziehe  
deine Schuhe aus von deinen Füßen; Denn  
die Stätte, da du stehst, ist heilig“ — —  
Diese einst und jetzt noch heiligen Steine,  
obgleich bedeckt mit stampfenden Mörder-  
füßen, schwiegen — da Israel rief: — Sein  
Blut sey ob uns und unsern Kindern!

7.

Es schwiegen die Kinder, die im Tempel  
Hofanna riefen! Hofanna dem Sohn Davids!  
— Es verstummten „die Unmündigen und  
Säuglinge — auf deren Lippen sich Jehovah  
ein Lob bereitet hatte“ — — —

„Ach! Umsonst erhob sich mit wehmuth-  
vollem Gesäusel

Eine Stimme der Stummgevesenen, der  
Lahmen, der Blinden,

Und der Todten, die Jesum, den From-  
men! den Menschenfreund nannten.

Ach das wüthende Murren der nähern  
Haufen verdrang sie —

So wird durch den Sturmwind im tiefen  
Walde das Rufen

Eines hilflosen Kindes zum leisen Laute.  
So schwinden

Vor den raufehenden Thaten des Hohen,  
des Weifen befeheidne.’

8.

Und ihr Engel Gottes schwieget, die ihr  
in der leisesten, stillsten, feyerlichsten aller  
Nächte, die je die Sterne emporführten, je  
der liebliche Mond erleuchtete — dem fauget,  
über den Juda mit Stimmen des Mordes heult.  
Euch hält die Allmacht die Hand vor den  
Mund — Ihr müßt den Odem an Euch halten  
— — damit Er leide, blute, sterbe — „Der  
es über sich nahm — Gott in den Höhen zu  
ehren, Frieden auf Erden zu bringen, und  
das Menschengeflecht, das Ihn töden  
konnte, Gottgefällig zu machen.’

9.

Ihr schwieget, da die Hölle ruft — und  
Euere Zunge erstarrt — da in der Stunde und  
unter der Gewalt der Finsternis Judea schreyt:  
— Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kin-  
dern! Ihr schwieget, daß die deutungsvolle  
Stimme durch alle Schöpfung erschalle, daß  
es alle Sterne vernehmen, alle Augen der  
Höhe niedersehen auf den stilltesten Träger  
der brüllendsten Weltfünde.

10.

Sein Blut sey ob uns und unsern Kindern!  
Stimme Israels, bist du’s, die also ruft! —  
Du? vor deren einst stürzten die Mauern der  
Heydenstadt — O du Stimme Israels — mäch-  
tig einst wie die Stimme des Herrn, „die über  
den Wassern geht! Die herrlich erschallt auf  
grossen Wassern! Die Stimme des Herrn zer-  
bricht die Cedern! Der Herr zerbricht die  
Cedern im Libanon;

Er machet sie hüpfen, wie leckende Kälber.

Er donert, daß der Libanus,

Daß der hochgipflichte Sirion selber

Wie ein jung Einhorn hüpfen muß!”

So mächtig war deine Stimme, o Israel.  
„Durch den Ruf deines Glaubens stürzten die  
Mauern zu Jericho.“ — Und diese deine

Stimme ruft nun lauter als Abels Blut -- Mächtiger, als die Stimme, vor deren die Mauern zu Jericho sanken -- Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern!

11.

Iffrael! Wie vergiffest du deiner Würde -- und die Ehre deines Namens, in welche Schmach verwandelst du sie -- Überwinderin Gottes -- Du lässest dich von der Hölle überwinden -- Iffrael! Bebt dir bey diesem Namen dein Herz nicht? -- Als wenn eben die Finger jener Menschenhand hervorgiengen, die gegen den Leuchter auf die getünchte Wand schrieb -- Mene! Mene! Thekel! Upharfin! Gezählt und vollendet! Gewogen und zu leicht erfunden! Zertheilt und zerstreut -- Und dein Weingarten andern Weingärtnern verliehen, die dem Herrn die Früchte zu rechter Zeit geben -- Wirft du nicht gewahr der Hand, die das schreibt -- Entfärbest du dich nicht? Erfreckten dich deine Gedanken nicht, daß die Schlosse an deinen Lenden aufgehen, und deine Kniee an einander stoßen? -- Iffrael! -- Du vergiffest jene Angftnacht deines Vaters und des Kampfes dessen, der dich gezeugt hat, und des Wortes deines Genius, der Ihn nicht bezwingen mochte -- „Du sollst nicht mehr Jakob, sondern Iffrael heißen; Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft, und bist obgelegen.“ -- Vergiffest seines Seegens -- an der Stätte Pniel -- und seines Wortes -- „Ich habe Gott von Angeficht zu Angeficht gesehen, und meine Seele ist genesen“ -- Welch ein anderer Kampf, der Kampf deines Vaters, „der in seiner Stärke mit Gott gerungen -- Er rang mit dem Engel und lag Ihn ob, daß Er weynete und Ihn ernstlich bath“ -- als Dein Kampf -- o Iffrael -- Ach! wie anders rangeft du in deiner Stärke -- der Stärke der Finfternis -- mit Gott und mit Menschen, und lagest ob -- Du sahest

Ihn von Angeficht zu Angeficht -- wie dein Vater! Aber fern von deinen Lippen war das Wort: „Ich laffe Dich nicht, Du seegnest mich dann!“

6

12.

Wenn der Heyde ruft -- -- Und dein Gott zeigt dich nur Jakob sein Wort, und Iffrael seine Sitten und Rechte -- welches Er keinem Heyden that, und seine Rechte wußten sie nicht -- -- Wenn der Heyde ruft: „Ich bin unfehdig an dem Blute dieses Gerechten; Da sehet Ihr zu!“ -- So rufft du: -- „Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern!“ -- O Menschheit vor Gabbatha! Je tiefer die Unschuld des Besten dir eingepreagt wird, desto satanischer wütest du gegen sie!

13.

Laßt uns einen Blick auf Jesus werfen! Kein Wort der Hölle durch Menschenmund ausgesprochen, kann Ihm je tiefer durch die Seele gegangen seyn -- Kein Stockfisch ihn so erzittern gemacht -- Kein heulender Schwung, kein Fleifcherreißender, Gebinzermalender Schlag der ehernen Peitfche kann sein Innerstes so zerschmettert haben, wie dieser unfinnige Ruf seines Volkes -- Alles, was Empfindung an Ihm war, verwundet, zerschmettert haben muß.

14.

Alle Bosheit der bösen Kainiten scheint sich hier wider den sanftesten Abel vereinigt zu haben. Alle Undankbarkeit aller Undankbaren -- Alle Leidenschaftlichkeit der Tugendfeinde -- Alle Gehörlosigkeit und Bredsamkeit des erhitzten Lafters -- Aller Hartfinn und Unerbittlichkeit aller Tyrannen in Häusern, in Lehrsälen, auf Thronen -- Alle Wuth der Vernunftlosigkeit -- zerstreut sonst unter millionen Menschen scheint sich vor Gabbatha in Eine Menge zusammen zu fassen, und aller Wahrheit, aller Unschuld, aller Gerechtigkeit, aller Religion, allem Glauben an Gott

und vergeltende Zukunft hohnzufprechen —  
**Wie ganz unaussprechlich muß das den Rein-**  
**ften und Besten aller Menschen leiden ge-**  
**macht haben! Wie furchtbar schwer und un-**  
**endlich muß Ihm die Arbeit — diese Larven** 3  
**der Hölle alle zu Gottes Ähnlichkeit herzuftel-**  
**len — in diesem Momente vorgekommen seyn!**

15.

Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kin-  
 dern! Sie rufen Rach' über sich und ihre 10  
 Nachkommen — Die fehrecklichste Rache —  
 Sie zwingen das Schickfal, oder wie ich lieber  
 sage, zwingen die heiligen Wächter Israels,  
 und berechtigten die unsichtbaren Vollzieher  
 ihrer Sprüche zu einem Gerichte über sie, 15  
 welches nur durch Jahrhunderte vollzogen  
 werden kann.

16.

Sein Blut komm' über uns und über unsere  
 Kinder! — Groß genug ist der Einzig Große, 20  
 den fürchterlichsten Fluch, den je blinde Ver-  
 messenheit aussprechen konnte, in einen See-  
 gen von unendlicher und ewiger Wirkung zu  
 verwandeln — Und nur durch den großen  
 Gedanken an diese unendliche That — die Er 25  
 allein thun kann, sich unter der Last dieses  
 mit zehntausend Lasten belasteten Moments  
 aufrecht zu halten.

17.

Ach! Dieses Abels Blut hat auch eine zum 30  
 Himmel dringende Sprache — einfacher und  
 lauter noch, als die ihrige, so zehntausend-  
 fach und einstimmig sie war — Er ruft um  
 Gnade — um Gnade für die, die es vergießen.  
 Mit dem hörbaren Falle des ersten Tro- 35  
 pfens, vor dem Himmel und Erde zittern —  
 erfahlt die Stimme der Himmelhaltenden  
 Erbarmung — Vater! Vergieb!

18.

Sie wußten nicht, was sie thaten, und  
 wußten nicht, was sie riefen. Sie thaten das  
 Schlimmste mit Willen, und das Beste wi-  
 der ihren Willen. Sie riefen den furchtbar- 3  
 sten aller Flüche wider sich — und den heil-  
 reichsten Segen — das allentfündigende Blut  
 Jesu Christi über sich.

19.

Entfündigt und gefetzlich bösserlich rein  
 war, wer mit dem Blute des, statt seiner, ge-  
 schlachteten Opferthiers besprengt ward. Ent-  
 fündigt und ewig innerlich rein ist, wer be-  
 sprengt ist mit dem Blute Jesu Christi! Das 10  
 allerheiligste der Schöpfung macht die aller-  
 heiligsten der Schöpfung. Jedes Blut des  
 Zeegers heftimmt das Leben des Gezeugten  
 — Sollte kein Lebens-Prinzipium von Dir  
 ausgehen können auf deine Brüder und Kin- 20  
 der — Zweyter Adam!

20.

Ich erfinde nichts, und schwärme nicht,  
 wenn ich sage — „Das Blut Jesu Christi des  
 Sohnes Gottes reinigt von aller Sünde“ — Es 25  
 ist das Antidotum des Todes und das Prin-  
 zipium des Ewigsten, Lebendigsten, Göttlich-  
 sten aller Leben — Ihr lästert Christum, wenn  
 Ihr den lästert, lacht Seiner, wen Ihr dessen  
 lacht, der behauptet: Wer Sein Blut trinkt,  
 der hat das ewige Leben.

21.

Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern!  
 — Ewige Weisheit, lehr uns verstehen, was  
 wir bitten, und glauben, was wir verstehen, 35  
 wenn wir hey der Taufe eines jeden Kindes  
 sagen — „Scheuk Ihm — die Kraft des Blu-  
 tes Jesu zur Verzeihung der Sünden!“

## JOHANN WOLFGANG VON GOETHE.

## VON DEUTSCHER BAUKUNST.

D. M.

ERVINI A STEINBACH.

1773.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein fuchte der mir deuten sollte *Anno domini 1518. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinae*, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoßen hätte: da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, theurer und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ichs vermöchte.

Was brauchts dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Amsen die drum krabbelnde, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Theil nothwendig sehen, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen *Ich bleibe bei euch in den Wolken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken!*

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmackler wirds ewig schwindeln

an deinem Colofs, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein gelicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinn entgegen, siehe! hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den deinigen in eine deinem Thurm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht ungleich jenem Tuche, das dem heil. Apostel aus den Wolken herabgelaßen ward, voll reiner und unreiner Thiere: so auch voll Blumen Blüten Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht gefchoßne Schwämme; das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

„Es ist im kleinen Geschmack“ sagt der Italiener, und geht vorbei. „Kindereyen!“ lallt der Franzose nach, und schnell triumphierend auf seine Dose *à la Greque*. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefeselt, Welcher? Kriecht an den mächtigen Resten Verhältnisse zu betteln, sücktest aus den heiligen Trümmern dir Lufthäuser zusammen, und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linien von



Riefengehänden Rechenhaft gehen kauft!  
Hättest du mehr gefühlt als gemessen, wäre  
der Geist der Massen über dich gekommen,  
die du aufsaugtest: du hättest nicht so nur  
nachgehaut, weil sie thaten, und es fehlen  
ist: nothwendig und wahr hättest du deine  
Pläne geschaffen, und lebendige Schönheit  
wäre bildend aus ihnen gequollen.

So hast du deinen Bedürfnissen einen Schein  
von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht.  
Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich:  
du wolltest auch ihrer brauchen, und mau-  
erdest sie ein; wolltest auch Säulereihen ha-  
ben, und umzirkeltest den Vorhof der Peters-  
kirche mit Marmorgängen, die nirgends hin  
noch her führen, daß Mutter Natur, die das  
Ungehörige und Unnethige verachtet und haßt,  
deinen Pöbel trieb ihre Herrlichkeit zu öffent-  
lichen Kloaken zu profitieren, daß ihr die  
Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet  
vorn Wunder der Welt.

Das geht nun so alles seinen Gang: die  
Grille des Künstlers dient dem Eigensinne  
des Reichen, der Reisebeschreiber gast, und  
unfre sehene Geister, genannt Philosophen,  
erdreckseln aus protoplastischen Mähren  
Principien und Geschichte der Künste bis  
auf den heutigen Tag, und echte Menschen  
ermordet der böse Genius im Vorhof der  
Geheimnisse.

Schädlicher als Beispiele sind dem Genius  
Principien. Vor ihm megen einzelne Men-  
schen einzelne Theile bearbeitet haben: er  
ist der erste aus dessen Seele die Theile, in  
Ein ewiges Ganze zusammen gewachsen, her-  
vortreten. Aber Schule und *Principium* fes-  
selt alle Kraft der Erkenntniß und Thätig-  
keit. Was soll uns das, du neufranzösischer  
philosophierender Kenner, daß der erste zum  
Bedürfnis erfindsame Mensch vier Stämme  
einrammelte, vier Stangen drüber verband,  
und Äste und Moos drauf deckte? Daraus

entscheidest du das Gehörige unrer heuti-  
gen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues  
Babylon mit patriarchalischem Hausvaterfinn  
regieren wolltest.

5 Und es ist noch dazu falsch, daß deine  
Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwey an  
ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen,  
zwey hinten, und eine Stange quer über zum  
Forst, ist und bleibt, wie du alltaglich an  
Hütern der Felder und Weinberge erkennen  
10 kannst, eine weit primärere Erfindung, von  
der du doch nicht einmal *Principium* für  
deine Schweinfälle abstrahieren könntest.

So vermag keiner deiner Schlüsse sich zur  
15 Region der Wahrheit zu erheben: sie schwe-  
ben alle in der Atmosphäre deines Systems.  
Du willst uns lehren was wir brauchen sol-  
len, weil das, was wir brauchen, sich nach  
deinen Grundätzen nicht rechtfertigen läßt.

20 Die Säule liegt dir sehr am Herzen, und  
in andrer Weltgegend wärst du Prophet.  
Du sagst »Die Säule ist der erste wesent-  
liche Bestandtheil des Gebäudes, und der  
schönste. Welche erhabene Eleganz der Form!  
25 welche reine mannigfaltige Größe, wenn sie  
in Reihen dastehn! Nur hütet euch sie unge-  
hörig zu brauchen: ihre Natur ist frey zu  
stehn. Wehe den Elenden die ihren schlanken  
Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben.»

30 Und doch dünkt mich, Heber Abt, hätte  
die öftere Wiederholung dieser Unfehllich-  
keit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern  
fogar antiker Tempel *Intercolumnia* mit Mauer-  
werk ausstopften, dir einiges Nachdenken er-  
regen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahr-  
heit taub, diese Steine würden sie dir gepre-  
digt haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandtheil un-  
rer Wohnungen: sie widerspricht vielmehr  
40 dem Wesen all unrer Gebäude. Unfre Häu-  
ser entstehen nicht aus vier Säulen in vier  
Ecken: sie entstehen aus vier Mauern auf

vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen; und wo ihr sie anlickt, sind sie belastender Überfluß. Eben das gilt von unsern Palästen und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

«Eure Gebäude stellen euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je Kühner sie gen Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen.» Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab «Vermännigfaltige die ungeheure Mauer die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hoch erhabnen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen, und Blättern wie der Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.»

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Heerenfagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgefagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestopfeltem, Aufgelicktem, Überladnem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gefeheidender als ein Volk das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, ließ alles gothisch was nicht in mein System paßte, von dem gedrechelten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernstn Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel

in den allgemeinen Gefang stimmte: «Ganz von Zierrath erdrückt!» und so grante mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

3 Mit welcher unerwarteten Empfindung über-  
raschte mich der Anblick, als ich davor trat!  
Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele,  
den, weil er aus tausend harmonisirenden Ein-  
zelheiten bestand, ich wohl schmecken und  
10 genießen, keineswegs aber erkennen und er-  
klären konnte. Sie fagen daß es also mit  
den Fremden des Himmels sey; und wie oft  
bin ich zurückgekehrt diese himmlisch-irdische  
Freude zu genießen, den Riefengeist unfrer  
15 ältern Brüder in ihren Werken zu umfaßen!  
Wie oft bin ich zurückgekehrt von allen Sei-  
ten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte  
des Tags zu schauen seine Würde und Herr-  
lichkeit! Schwer lißts dem Menschengeist, wenn  
20 seines Bruders Werk so hoch erhaben ist,  
daß er nur beugen und anbeten muß. Wie  
oft hat die Abenddämmerung mein durch for-  
schendes Schauen ermattetes Aug mit freund-  
licher Ruhe geleitet, wenn durch sie die un-  
25 zähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen,  
und nun diese einfach und groß vor meiner  
Seele standen, und meine Kraft sich wonne-  
voll entfaltete zugleich zu genießen und zu  
erkennen. Da offenbarte sich mir in leisen  
30 Ahndungen der Genius des großen Werkmei-  
sters. «Was staunst du?» lispelt' er mir ent-  
gegen. «Alle diese Massen waren nothwen-  
dig; und siehst du sie nicht an allen ältern  
Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen  
35 Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß  
erhoben. Wie über dem Haupteingang, der  
zwey kleinere zum Seiten beherstet, sich der  
weite Kreis des Fensters öffnet, der dem  
Schiffle der Kirche antwortet, und sonst nur  
40 Tageloch war; wie hoch drüber der Glocken-  
platz die kleineren Fenster forderte: das all  
war nothwendig, und ich bildete es sehen.

Aber ach! wenn ich durch die düstern erhabenen Öffnungen hier zur Seite fehwebe, die leer und vergebens da zu stehn feheluen! In ihre kühne fehlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach! nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptfehmuck den ich ihm bestimunte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten.\*  
 Und fo fehied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vegel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftglaun mir entgegen! wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, sehauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen helebt! wie in Werken der ewigen Natur bis aufs geringste Zaeserchen Alles Gestalt, und Alles zweckend zum Ganzen! wie das festgegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen Alles, und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank' ichs, Genius, daß mirs nicht mehr sehwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabsehauen und gottgleich sprechen kann  
 -Es ist gut.\*

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte auf Herenfagen neidischer Nachbarn seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverständnen Worte Gothisch verkleinert! da er Gott danken sollte laut verkündigen zu können -Das ist deutsche Baukunst, unfre Baukunst\*; da der Italiener sich keiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehn

willst, so erweif' uns daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben; wo sich einige Schwürigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthoost, ein Homer sey schon vor dem Homer gewesen, so laßen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungenner und mislungenner Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in Ein lebendiges Ganze zusammen sehuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forsehens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprable über bildende Kunst, komm, genieße, und sehau! Hüte dich den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du sehauelt sein treffliches Werk! Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris!

Aber zu dir, theurer Jüngling, gefell' ich mich, der du bewegt da stehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer sehiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst. Laß einen Mißverständnis nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schenheitelcy dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die sehönen Künfte seyen erststanden aus dem Hang den wir haben sollen die Dinge rings um uns zu versehenern. Das ist nicht wahr: denn in dem Sinne, darin es wahr seyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philosoph.  
 Die Kunst ist lange bildend, eh sie sehön ist, und doch so wahre große Kunst, ja, oft wahrer und größer, als die sehöne selbst.

Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist wann seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff ihm seinen Geist einzuhauen. Und so modellt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben seine Cocos, seine Federn, und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerey aus den willkürlichsten Formen heftehn: sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammen stimmen: denn Eine Empfindung sehuf sie zum characteristischen Ganzen.

Diese characteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus ioniger, einiger, eigner, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein sehn und von Ewigkeit sind, deren Hauptaccorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt; je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu seyn scheint, daß ihm nichts genug thut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie: desto glücklicher ist er, desto tiefgebangter stehen wir da und beten an den Gefalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn Keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk: tretet hin, und erkennet das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker rauher deutscher Seele auf dem ein-

gefehränkten düstern Pfaffenschauplatz des *medii aevi!*

Und unser *avum?* hat auf seinen Genius verziehen, hat seine Söhne umher geschickt fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stoppelt, hat wenigstens eine Art von Witz seine Beute zu einem Ganzen zu fügen: er baut jetzt aus griechischen Säulen und deutschen Gewölbern feiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unsrer Künstler, als er erfucht ward zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erkünden, hab' ich gesehen ein Modell fertigen stattlichen antiken Säulenwerks.

Wie sehr unsere geschmückte Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht declamieren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogne Teints, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner.

Und ihr selbst, treffliche Menschen, denen die hechste Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herab tretet zu verkünden eure Seligkeit, ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wærens die Flügel der Morgenræthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigne Kräfte findt, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebürges auseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt statts im gegenwärtigen Maaf seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe, der du mit einem seharfen Aug für Verhältnisse geboren wirst dich

mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben! Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrey des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße aufschwellt; den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken gehohlet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begier-

den und Leiden in deinem Pinfel lebt, du gestreht und gelitten genug hast, und genug genoßen, und satt bist irdischer Schönheit, und werth bist auszuruhen in dem Arme der Göttinn, werth an ihrem Busen zu fühlen was den vergötterten Hercules neu gebar: nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leit' er die Seeligkeit der Götter auf die Erde!

### GÖTZ VON BERLICHINGEN.

AUS DEM ERSTEN ACT.

HERBERGE IM WALD.

GÖTZ (vor der Thüre unter der Linde.)

Götz. Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen: sonst übermannet mich der Schlaf. Fünf Tag' und Nächte schon auf der Lauer! Es wird einem fauer gemacht, das bißchen Leben und Freyheit! Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mirs wohl feyn lassen. (sehenkt ein.) Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an frischem Muth, lach' ich der Fürsten Herrschnecht und Ränke. Georg! Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gvattern, laßt mich aufschwärzen! Nur immer zu! Ich bin wach. Du warst mir entwischt, Bischof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeehe bezahlen. Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bcn (im Panzer eines Erwachenen.)

Georg. Gestrenger Herr!

Götz. Wo stückst du? Haft du geschlafen? Was zum Henker treibst du für Mummerey? Komm her! du siehst gut aus. Schäm dich nicht, Junge! Du bist brav! Ja wenn du ihn anfülltest! Es ist Haunfens Küras?

Georg. Er wollt' ein wenig schlafen, und schnallt' ihn aus.

Götz. Er ist bequemer als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leise weg, und leg' ihn an, und holt meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese, und zogs aus.

Götz. Und hiebst um dich herum? Da wirts den Hecken und Dornen gut gegangn feyn. Schlaest Hanns?

Georg. Auf euer Rufen sprang er auf, und schrie mir daß ihr riect. Ich wollt' ihn aufschnallen: da hert' ich euch zwey-dreymal.

Götz. Geh! bring ihm seinen Panzer wieder, und sag' ihm, er soll bereit feyn, soll nach den Pferden sehen.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezümt. Ihr könnt aufsitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Haunfen auch ein Glas, sag' ihm, er soll munter feyn: es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundschafter sollen zurückkommen.

Georg. Ach, gestrenger Herr!

Götz. Was hast du?

Georg. Darf ich nicht mit?

*Götz.* Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

*Georg.* Ein andermal! Das habt ihr schon oft gefagt! O dießmal, dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauren. Ich will euch die verfehobene Bolzen wieder holen.

*Götz.* Das nächfte mal, Georg! Du follft erft einen Wams haben, eine Blechhaube, und einen Spieß.

*Georg.* Nehmet mich mit! Wær' ich letzt dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

*Götz.* Weift du das?

*Georg.* Ihr warft fie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hub fie auf: weg war fie. Gelt, ich weiß?

*Götz.* Erzählen dir das meine Knechte?

*Georg.* Wohl! Dafür pfeil' ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ftriegeln, allerley Weifen, und lerne fie allerley luftige Lieder.

*Götz.* Du bist ein braver Junge.

*Georg.* Nehmt mich mit, daß ichs zeigen kann!

*Götz.* Das nächfte mal, auf mein Wört. Unbewaffnet wie du bist follft du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich fage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden; Fürften werden ihre Schätze bieten um einen Mann den fie jetzt haßen. Geh, Georg, gib Haufen feinen Kürafs wieder, und bring mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es ift unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

BRUDER MARTIN (kommt.)

*Götz.* Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher fo fpæt? Mann der heiligen Ruhe, ihr befiehlt viel Ritter.

*Martin.* Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder.

wenns ja Titel feyn foll, Auguftin mit meinem Klofternamen: doch her' ich am liebften Martin. meinen Taufnamen.

*Götz.* Ihr feyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durftig?

(Der Bub kommt.)

*Götz.* Da kommt der Wein eben recht.

*Martin.* Für mich einen Trunk Waßer! Ich darf keinen Wein trinken.

*Götz.* Ift das euer Gelübde?

*Martin.* Nein, gnädiger Herr, es ift nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken: weil aber der Wein wider mein Gelübde ift, fo trinke ich keinen Wein.

*Götz.* Wie versteht ihr das?

*Martin.* Wohl euch daß ihrs nicht versteht! Eßen und trinken, mein' ich, ift des Menschen Leben.

*Götz.* Wohl!

*Martin.* Wenn ihr gegeben und getrunken habt, feyd ihr wie neugeboren, feyd ftärker, muthiger, gefchickter zu eurem Gefchäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ift die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, feyd ihr alles doppelt was ihr feyn follt, noch einmal fo leicht denkend, noch einmal fo unternehmend, noch einmal fo fehnell ausführend.

*Götz.* Wie ich ihn trinke, ift es wahr.

*Martin.* Davon red' ich auch. Aber wir—  
*Georg.* (mit Waßer)

*Götz.* (zu Georg heimlich.) Geh auf den Weg nach Dachsbad, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörft, und fey gleich wieder hier.

*Martin.* Aber wir, wenn wir gegeben und getrunken haben, find wir grad das Gegentheil von dem, was wir follen. Unferre fehlefrige Verdauung ftimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen fich Begierden.

die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

*Götz.* Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf stören. Ihr seyd heute viel gegangen. (bringt ihm.) Alle Streiter!

*Martin.* In Gottes Namen! (Sie stoßen an.) Ich kann die mäßigen Leut nicht austehen, und doch kann ich nicht sagen daß alle Mönche mäßig sind: sie thun was sie können. Da kommt' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führte mich in Garten; das ist nun ihr Bienenkorb. Fürtrefflicher Salat! Kohl nach Herzenslust! und besonders Blumenkohl und Artischocken wie keine in Europa!

*Götz.* Das ist also eure Sache nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Jungen, und kommt wieder.)

*Martin.* Ich wünschte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht: ich könnte glücklich seyn. Mein Abt hielt mich; mein Kloster ist zu Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhn: da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich geh zum Bischof von Constanz.

*Götz.* Noch eins! Gute Verrichtung!

*Martin.* Gleichfalls!

*Götz.* Was seht ihr mich so an, Bruder?

*Martin.* Daß ich in euren Harnisch verliert bin.

*Götz.* Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

*Martin.* Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt? und mir kommt nichts beschwerlicher vor als nicht Mensch seyn dürfen. Armuth Keuschheit und Gehorsam! Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausstehlichste scheidet: so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückendern Bürde des Gewissens nutzlos zu kriechen! O Herr! was find die Mühe-

lichkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Stands der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandner Begierde Gott naher zu rücken verdammt!

*Götz.* Wäre euer Gelübde nicht so heilig, ich woltte euch bereden einen Harnisch anzulegen, woltt' euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

*Martin.* Woltte Gott, meine Schultern fühlten sich Kraft den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke einen Feind vom Pferde zu stechen! Arme schwache Hand, von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfäßer zu schwingen, wie wolttest du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die enrige überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten wieder in den Orden zu treten den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

*Götz.* Glückliche *Retour!*

*Martin.* Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauren, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher für feindlichen Überfall, entwallnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt als mir der Trunk nach laugem Durst: da könnt ihr von Glück sagen.

*Götz.* Davor kommts auch selten.

*Martin.* (feuriger) Und ist, wenns kommt, ein Vorsehmack des Himmels. Wenn ihr zurück kehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: Den stach ich vom Pferd eh er schießen konnte, und den rannt' ich sammt dem Pferd nieder; und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

*Götz.* Was meinet ihr?

*Martin.* Und eure Weiber! (er fchenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

*Götz.* Ein edles fürtreffliches Weib!

*Martin.* Wohl dem, der ein tugendfam Weib hat! des lebet er noch eins so lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

*Götz.* (vor sich) Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frist ihm das Herz.

*Georg.* (gesprungen) Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zvey! Es sind sie gewiss.

*Götz.* Fähr mein Pferd heraus! Hanns soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit' euch! Seyt muthig und geduldig! Gott wird euch Raum geben.

*Martin.* Ich bitt' um euren Namen.

*Götz.* Verzeiht mir! Lebt wohl! (er reicht ihm die linke Hand.)

*Martin.* Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

*Götz.* Und wenn ihr der Kaiser wäret, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie ist eins mit ihrem Handfehl: ihr sehet, er ist Eisen.

*Martin.* So seyd ihr Götz von Berlichingen? Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn haßt sehen laßen, diesen Mann, den die Fürsten haßen, und zu dem die Bedrängten sich wenden. (er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand! laßt mich sie küssen!

*Götz.* Ihr sollt nicht.

*Martin.* Laßt mich! Du mehr werth als Reliquienhand durch die das heiligste Blut gelassen ist! todt's Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

*Götz.* (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

*Martin.* Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgesehossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte zu eurem Beruf verstimmet zu seyn, und wie euch einfiel von einem gehert zu haben der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergessen.

DIE ZWEY KNECHTE (kommen.)

*Götz.* (zu ihnen; sie reden heimlich.)

*Martin.* (fährt inzwisohen fort.) Ich werde das nie vergessen, wie er im edelsten einkältigsten Vertrauen auf Gott sprach. Und wenn ich zwölf Hände hätte, und deine Guad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten? so kann ich mit Einer! —

*Götz.* In den Haslacher Wald also. (kehrt sich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin! (er küßt ihn.)

*Martin.* Vergeßt mein nicht, wie ich eurer nicht vergeße. (Götz ab.)

*Martin.* Wie mirs so eng ums Herz ward, da ich ihn sah! Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn.

*Georg.* Ehrwürdiger Herr, ihr schlaft doch bei uns?

*Martin.* Kann ich ein Bett haben?

*Georg.* Nein, Herr! Ich kenne Betten nur vom Härenfagen: in unsrer Herberg ist nichts als Stroh.

*Martin.* Auch gut. Wie heist du?

*Georg.* Georg, ehrwürdiger Herr!

*Martin.* Georg? da haßt du einen tapfern Patron.

*Georg.* Sie sagen, er wäre ein Reuter gewesen: das will ich auch seyn.

*Martin.* Warte! (er zieht ein Gebethbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heili-



gen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel:  
ſey brav, und fürchte Gott! (Martin geht.)

*Georg.* Ach ein ſchöner Schimmel! Wenn  
ich einmal ſo einen hätte! Und die goldene  
Rüftung! Das iſt ein garſtiger Drach! Jetzt  
ſchieß' ich nach Sperlingen: heiliger Georg,  
mach mich groß und ſtark, geh mir ſo  
eine Lanze, Rüftung und Pferd: dann laß  
mir die Drachen kommen!

AUS DEM DRITTEN ACT.  
BELAGERUNG.

Küche.

ELISABETH. GÖTZ (zu ihr.)

*Goetz.* Du haſt viel Arbeit, arme Frau!

*Elſabeth.* Ich wollt' ich hätte ſie lang.  
Wir werden ſchwerlich lang aushalten  
können.

*Götz.* Wir hatten nicht Zeit uns zu ver-  
ſehen.

*Elſabeth.* Und die vielen Leute die ihr  
zeither geſpeiſet habt! Mit dem Wein find  
wir auch ſchon auf der Neige.

*Götz.* Wenn wir nur auf einen gewiſſen  
Punct halten, daß ſie Capitulation vorſchla-  
gen! Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie  
ſchießen den ganzen Tag, und verwunden  
unſere Mauern und knicken unſere Schei-  
ben. Lerſe iſt ein braver Kerl: er ſchleicht  
mit ſeiner Büchſe herum: wo ſich einer zu  
nahe wagt, blaß! liegt er.

*Knecht.* Kohlen, gnädige Frau!

*Götz.* Was giehts?

*Knecht.* Die Kugeln ſind alle: wir wol-  
len neue gießen.

*Götz.* Wie ſtehts mit dem Pulver?

*Knecht.* So ziemlich. Wir ſparen unſere  
Schüße wohl aus.

SAAL.

Lerſe (mit einer Kugelform), Knecht (mit  
Kohlen.)

*Lerſe.* Stell ſie daher, und ſeh' wo ihr  
im Haus Bley kriegt. Inzwiſchen will ich  
hier zugreifen. (hebt ein Fenſter aus und  
ſchlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile  
gelten. So gehts in der Welt: weiß kein  
Menſch was aus den Dingen werden kann.  
Der Glaſer der die Scheiben faßte dachte  
gewiß nicht daß das Bley einem ſeiner Ur-  
enkel garſtiges Kopfweh machen könnte, und  
da mich mein Vater machte, dachte er nicht  
welcher Vogel unter dem Himmel, welcher  
Wurm auf der Erde mich freſſen möchte.

*Georg.* (kommt mit einer Dachrinne.)

*Georg.* Da haſt du Bley. Wenn du nur  
mit der Hälfte trifft, ſo entgeht keiner der  
Ihro Majeſtät anſagen kann Herr, wir  
haben uns prostituirt.

*Lerſe.* (haut davon.) Ein brav Stück!

*Georg.* Der Regen mag ſich einen andern  
Weg ſuchen: ich bin nicht bange davor:  
ein braver Reuter und ein rechter Regen  
mangeln nie eines Pfads.

*Lerſe.* (er gießt.) Halt den Löffel! (er  
geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichs-  
muſje mit der Büchſe herum: ſie denken,  
wir haben uns verſchoßen. Er ſoll die Ku-  
gel verſuchen, warm wie ſie aus der Pfanne  
kommt. (Er lacht.)

*Georg.* (lehnt den Löffel an.) Laß mich  
ſehn!

*Lerſe.* (ſchießt.) Da liegt der Spatz.

*Georg.* Der ſchoß vorhin nach mir (ſie  
gießen), wie ich zum Dachfenſter hinaus  
ſtieg und die Rinne holen wollte. Er traf  
eine Taube, die nicht weit von mir faß:  
ſie ſtürzt' in die Rinne, ich dankte ihm für  
den Braten, und ſtieg mit der doppelten  
Bente wieder herein.

*Lerfe.* Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen unfer Mittagessen verdienen.

*Götz.* (kommt.)

*Götz.* Bleib, Lerfe! Ich hab mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

*Götz.* Sie entbieten mir einen Vertrag.

*Lerfe.* Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es foll.

*Götz.* Es wird feyn, ich foll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ftellen.

*Lerfe.* Das ift nichts. Wie wärs, wenn fie uns freyen Abzug eingestünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entfatz erwartet? Wir vergrüben Gold und Silber, wo lies mit keinen Wüñschelruthen finden follten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

*Götz.* Sie laßen uns nicht.

*Lerfe.* Es kommt auf eine Probe an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

SAAL.

GÖTZ, ELISABETH, GEORG, KNECHTE. (bei Tifch.)

*Götz.* So bringt uns die Gefahr zufammen. Laßt euch fehwecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flafche ift leer. Noch eine, liebe Frau! (Elifabeth zückt die Aehfel.)

*Götz.* Ift keine mehr da?

*Elifabeth.* (leife.) Noeh eine: ich hab fie für dich bei Seit gefetzt.

*Götz.* Nicht doch, Liebe! Gieb fie heraus! Sie brauchen Stärkung, nicht ich: es ift ja meine Sache.

*Elifabeth.* Holt fie draußen im Schrank!

*Götz.* Es ift die letzte. Und mir ifts, als ob wir nicht zu fparen Urfaeh hätten.

Ich bin lang nicht fo vergnügt gewesen. (er fchenkt ein.) Es lebe der Kaifer!

*Alle.* Er lebe!

*Götz.* Das foll unfer vorletztes Wort feyn, wenn wir sterben. Ich lieb' ihn: denn wir haben einerley Schickfal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichftänden die Mäufe fangen, inzwifchen die Ratten feine Befitzthümer annagen. Ich weiß, er wüñfcht fich manchmal lieber todt als länger die Seele eines fo krüpplichen Körpers zu feyn. (fchenkt ein.) Es geht juft noch einmal herum. Und wenn unfer Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in diefer Flafche erft fehwaeh, dann tropfenweife rinnt (er tröpfelt das Letzte in fein Glas): was foll unfer letztes Wort feyn?

*Georg.* Es lebe die Freyheit!

*Götz.* Es lebe die Freyheit!

*Alle.* Es lebe die Freyheit!

*Götz.* Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir fehen im Geift unfere Enkel glücklich, und die Kaifer unfre Enkel glücklich, wenn die Diener den Fürften fo edel und frey dienen, wie ihr mir, wenn die Fürften dem Kaifer dienen wie ich ihm dienen möchte.

*Georg.* Da müßtß viel anders werden!

*Götz.* So viel nicht, als es fcheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürften treffliche Menfchen gekannt? und follte das Gefchlecht ausgestorben feyn? Gute Menfchen, die in fich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edlen freyen Nachbar neben fich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufgieng, wenn fie viel ihres Gleichen bei fich zu Tifch fahen, und nicht erft die Ritter zu Hoffchranzen umzufchaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

*Georg.* Habt ihr folche Herren gekannt?

*Götz.* Wohl! Ich erinnere mich Zeitlebens wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herren die zugegen waren unter freyem Himmel speiften, und das Landvolk all herbei lief sie zu sehen. Das war keine Mascherade, die er sich selbst zu Ehren ange stellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burfchen und Madels, die rothen Backen alle, und die wohlhabigen Männer und stattlichen Greife, und alles frohliche Gefichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte!

*Georg.* Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

*Götz.* Sollten wir nicht hoffen daß mehr solcher Fürsten auf einmal hersehen können, und Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, und der Unterthanen Lieb der kostbarste Familienschatz seyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

*Georg.* Würden wir hernach auch reiten?

*Götz.* Wollte Gott, es gebe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland: wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen säubern, wollten unsern ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wer' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwerten vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Fische, die Franzosen, lagern, und zugleich unsern theuern Kaisers ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das ware ein Leben, Georg! wenn man seine

Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setze. (Georg springt auf.)

*Götz.* Wo willst du hin?

*Georg.* Ach, ich vergaß daß wir eingesperrt sind! Und der Kaiser hat uns eingesperrt! Und unsere Haut davon zu bringen setzen wir unsere Haut dran!

*Götz.* Sey gutes Muths!

AUS DEM FÜNFTEN ACT.

BAUERNKRIEG. TUMULT IN EINEM DORFE UND PLÜNDERUNG.

WEIBER UND ALTE MIT KINDERN (und Gepäcke, Flucht.)

*Alter.* Fort! fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

*Weib.* Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel ist! die untergehende Sonne blutroth!

*Mutter.* Das bedeut Feuer.

*Weib.* Mein Mann! Mein Mann!

*Alter.* Fort! fort! in Wald! (ziehen vorbei.)

LINK (Anführer.)

*Link.* Was sich widersetzt, niedergestochen! Das Dorf ist unser. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurück bleibt! Plündert rein aus und fehnell! Wir zünden gleich an.

*Metzler* (vom Hügel herunter gelaufen.)

*Metzler.* Wie gehts euch, Link?

*Link.* Drunter und drüber, sieht du: du kommst zum Kehraus. Woher?

*Metzler.* Von Weinlperg. Da war ein Fest!

*Link.* Wie?

*Metzler.* Wir haben sie zusammen gestoßen, daß eine Luft war.

*Link.* Wen alles?

*Metzler.* Dietrich von Weiler tanzte vor.  
*Der Fratz!* Wir waren mit hellem wütigem Hauf herum, und er oben aufm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Plaff! schoff

ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenster herunter mit dem Kerl.

*Link.* Ah!

*Metzler.* (zu den Bauern.) Ihr Hunde, soll ich euch Bein machen? wie sie hadeln und trenteln, die Efel!

*Link.* Brennt an! sie mögen drinnen braten. Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel!

*Metzler.* Darnach führten wir heraus den Helfenstein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zusammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubilierens und ein Tumuluirens von Unfrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daher zog, einander ansturten, und die Erd' und Himmel. Umringt waren sie, ehe sie sich verfahren, und alle mit Speißen niedergeftochen.

*Link.* Daß ich nicht dabei war!

*Metzler.* Hab mein Tag so kein *Gaudium* gehabt.

*Link.* Fahrt zu! Heraus!

*Bauer.* Alles ist leer.

*Link.* So brennt an allen Ecken!

*Metzler.* Es wird ein hübfch Feuerchen geben. Siehst du, wie die Kerls über einander purzelten und quikten wie die Fröfche, es lief mir so warm übers Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Rixinger; wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt mit dem Federbusch und weiten Naslöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde — Ich hatt' ihn die Zeit nicht gesehen; sein Fratzen Gesicht fiel mir recht auf. Hach! den Spieß zwischen die Rippen: da lag er, streckt' alle vier über seine Gefellen. Wie die Hasen beim Treibjagen, zuckten die Kerls über einander.

*Link.* Raucht schon brav.

*Metzler.* Dort hinten brennts. Laßt uns mit der Beute gelaßen zu dem großen Haufen ziehen.

*Link.* Wo hält er?

*Metzler.* Von Heilbronn hierher zu. Sie deliberieren einen zum Hauptmann vor dem das Volk all Respect hätt. Denn wir find doch nur ihres gleichen; das fühlen sie, und werden schwüurig.

*Link.* Wen meinen sie?

*Metzler.* Max Stumpf, oder Götz von Berlichingen.

*Link.* Das wär gut, geb' auch der Sache einen Schein, wens der Götz thät: er ist immer für einen rechtchaffenen Ritter passiert. Auf! auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Rufts herum!

*Metzler.* Das Feuer leucht uns noch eine gute Streecke. Haft du den großen Cometen gesehen?

*Link.* Ja. Das ist ein graufam erschrecklich Zeichen. Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir'n recht fehn. Er geht gegen Eins auf.

*Metzler.* Und bleibt nur fünf Viertelstunden. Wie ein gehogner Arm mit einem Schwert schiebt er aus, so blut-gelb-roth.

*Link.* Haft du die drey Stern gesehen an des Schwerts Spitze und Seite?

*Metzler.* Und der breite wolkenfärbige Streif mit tausend und tausend Striemen wie Spieß, und dazwischen wie kleine Schwerter.

*Link.* Mir hats gegrauft. Wie das alles so bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen, und dazwischen die graufame Gesichter mit rauchen Häuptern und Bärten.

*Metzler.* Haft du die auch gesehen? Und das zwitftert alles so durch einander, als legs in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn.

*Link.* Auf! auf!

(ab)

## NACHT. IM WILDEN WALD.

## ZIGEUNERLAGER.

## ZIGEUNERMUTTER (am Feuer.)

*Mutter.* Flick das Strohdach über der Grube, Tochter! giebt heut Nacht noch Regen genug.

## KNAB (kommt.)

*Knab.* Ein Hamster, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

*Mutter.* Ich will sie dir abziehen und braten, und sollst eine Kapp haben von den Felchen. Du blutst?

*Knab.* Hamster hat mich bißen.

*Mutter.* Hol mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn dein Vater kommt: wird naß seyn durch und durch.

## ANDERE ZIGEUNERINN

(ein Kind auf dem Rücken).

*Erste Zigeunerinn.* Haft du brav geheischen?

*Zweyte Zigeunerinn.* Wenig genug. Das Land ist voll Tumult herum, daß man seines Lebens nicht sicher ist. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

*Erste Zigeunerinn.* Ist das dort drunten Brand, der Schein? Seh' ihm schon lang zu. Man ist der Feuerzeichen am Himmel zeither so gewohnt worden.

ZIGEUNERHAUPTMANN, DREYGESELLEN (kommen).

*Hauptmann.* Hertz ihr den wilden Jäger?

*Erste Zigeunerinn.* Er zieht grad über uns hin.

*Hauptmann.* Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

*Zweyter Zigeuner.* Die Peitschen knallen.

*Dritter Zigeuner.* Die Jäger jauchzen holla ho!

*Mutter.* Bringt ja des Teufels sein Gepäck!

*Hauptmann.* Haben im Trüben gefischt; die Bauern rauben selbft: ist uns wohl vergönt.

*Zweyte Zigeunerinn.* Was haft du, Wolf?

*Wolf.* Einen Hahn, da! und einen Hahn, Ein Bratpfieß. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein Pferdezaum.

*Stiehs.* Ein swallen Deck hab' ich, ein Paar Stiefeln, Zunder und Schwefel.

*Mutter.* Ist alles pudelnaß: wollen trocken. Geht her!

*Hauptmann.* Horch, ein Pferd! Geht, seht was ist!

## GÖTZ (zu Pferd.)

*Götz.* Gott sey Dank! dort seh' ich Feuer, sind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinter her. Heiliger Gott, du endigst gräßlich mit mir!

*Hauptmann.* Ifts Friede, daß du kommst?

*Götz.* Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

*Hauptmann.* Helft ihm! Ein edler Mann an Gestalt und Wort.

*Wolf.* (leise.) Es ist Götz von Berlichingen.

*Hauptmann.* Seyt willkommen! Alles ist euer was wir haben.

*Götz.* Dank euch!

*Hauptmann.* Kommt in mein Zelt!

## HAUPTMANNS ZELT.

*Hauptmann.* Ruft der Mutter! sie soll Blutwurzel bringen und Pflaster.

*Götz.* (legt den Harniseh ab.)

*Hauptmann.* Hier ist mein Feyertagswams.

*Götz.* Gott lohns!

MUTTER (verhindet ihn.)

*Hauptmann.* Es ist mir herzlich lieb, euch zu haben.

*Götz.* Kennt ihr mich?

*Hauptmann.* Wer sollte euch nicht kennen! Götz, unfer Leben und Blut laßen wir für euch.

## SCURICKS.

*Scuricks.* Kommen durch den Wald Ren-  
ter. Sinds Bündische?

*Hauptmann.* Eure Verfolger! Sie sollen  
mit bis zu euch kommen. Auf, Scuricks!  
biete den andern! Wir kennen die Schliche  
besser als sie: wir schießen sie nieder ehe  
sie uns gewahr werden. (ab.)

*Götz* (allein). O Kaifer! Kaifer! Räuber  
beschützen deine Kinder. (Man hört seharf  
schießen.) Die wilden Kerls. Starr und treu.

## ZIGEUNERINN.

*Zigeunerinn.* Rettet euch! Die Feinde  
überevältigen.

*Götz.* Wo ist mein Pferd?

*Zigeunerinn.* Hierbei.

*Götz* (gürtet sich, und sitzt auf ohne  
Harnisch). Zum letztenmal sollen sie mei-  
nen Arm fühlen. Ich bin so schwach noch  
nicht. (ab.)

*Zigeunerinn.* Er sprengt zu den Unfri-  
gen. (Flucht.)

*Wolf.* Fort! fort! Alles verloren! Unser  
Hauptmann erschossen! Götz gefangen! (Ge-  
heul der Weiber und Flucht.)

## HEILBRONN IM THURN.

## GÖTZ. ELISARETH.

*Elisabeth.* Ich bitte dich, lieber Mann,  
rede mit mir! Dein Stillschweigen ängstet  
mich. Du verglühst in dir selbst. Komm,  
laß uns nach deinen Wunden sehen! sie  
bessern sich um vieles. In der muthlosen  
Finsterniß erkenn' ich dich nicht mehr.

*Götz.* Suchtest du den Götz? Der ist  
lang hin. Sie haben mich nach und nach  
verfümmelt: meine Hand, meine Freyheit,  
Güter und guten Namen. Mein Kopf, was  
ist an dem? — Was hört ihr von Georgen?  
Ist Lerse nach Georgen?

*Elisabeth.* Ja, Lieber! Richtet euch auf:  
es kann sich vieles wenden.

*Götz.* Wen Gott niedererschlägt, der rich-  
tet sich selbst nicht auf. Ich weiß am be-  
sten was auf meinen Schultern liegt. Un-  
glück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt  
ists nicht Weislingen allein, nicht die Bau-  
ern allein, nicht der Tod des Kaisers und  
meine Wunden. Es ist alles zusammen.  
Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte, sie  
sollte seyn wie mein Leben. Sein Will ge-  
schehe!

*Elisabeth.* Willt du nicht was essen?

*Götz.* Nichts, meine Frau. Sieh wie die  
Sonne draußen scheint!

*Elisabeth.* Ein schein'er Frühlingstag.

*Götz.* Meine Liebe, wenn du den Wäch-  
ter bereden könntest mich in sein klein  
Gärtchen zu laßen auf eine halbe Stunde,  
daß ich der lieben Sonne genöße, des hei-  
tern Himmels und der reinen Luft.

*Elisabeth.* Gleich! und er wirds wohl  
thun.

## GÄRTCHEN AM THURN.

## MARIE. LERSE.

*Marie.* Geh hinein, und sieh wies steht.  
(Lerse ab.)

## ELISABETH. WÄCHTER.

*Elisabeth.* Gott vergelt' euch die Lieb'  
und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.)  
Marie, was bringst du?

*Marie.* Meines Bruders Sicherheit. Ach!  
aber mein Herz ist zerrißen. Weislingen  
ist todt, vergiftet von seinem Weibe. Mein  
Mann ist in Gefahr. Die Fürsten werden  
ihm zu mächtig; man sagt, er sey einge-  
schloßen und belagert.

*Elisabeth.* Glaubt dem Gerüchte nicht!  
Und laßt Götzen nichts merken.

*Marie.* Wie stehts um ihn?

*Elisabeth.* Ich fürchtete, er würde deine  
Rückkunft nicht erleben. Die Hand des

Herrn liegt schwer auf ihm. Und Georg  
ist todt.

*Marie.* Georg! der goldne Junge!

*Elisabeth.* Als die Nichtswürdigen Mil-  
tenberg verbrannten, fandte ihn sein Herr  
ihnen Einhalt zu thun; da fiel ein Trupp  
Bündelweh auf sie los. Georg, hätten sie  
sie alle gehalten wie er! sie hätten all das  
gute Gewissen haben müssen. Viel wurden  
erstoehen, und Georg mit: er starb einen  
Reuters-Tod.

*Marie.* Weiß es Götz?

*Elisabeth.* Wir verbergens vor ihm. Er  
fragt mich zehnmal des Tags, und schickt  
mich zehnmal des Tags zu forschen was  
Georg macht. Ich fürchte seinem Herzen  
diesen letzten Stoß zu geben.

*Marie.* O Gott! was sind die Hoffnun-  
gen dieser Erden!

Götz. LERSE. WÄCHTER.

*Götz.* Allmächtiger Gott! wie wohl ist  
einem unter deinem Himmel! wie frey! Die  
Bäume treiben Knospen, und alle Welt  
hofft. Lebt wohl, meine Lieben! meine Wur-  
zeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt  
nach dem Grabe.

*Elisabeth.* Darf ich Lersen nach deinem  
Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch  
einmal siehst und segnest?

*Götz.* Laß ihn! er ist heiliger als ich:  
er braucht meinen Segen nicht. — An un-  
ferm Hochzeittag, Elisabeth, ahndete mirs  
nicht, daß ich so sterben würde. Mein alter  
Vater segnete uns, und eine Nachkommen-  
schaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus  
seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört,  
und ich bin der letzte. — Lerse, dein An-

geicht freut mich in der Stunde des Todes  
mehr als im muthigsten Gefecht. Damals  
führte mein Geist den eurigen: jetzt hältst  
du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen  
noch einmal sehe, mich an seinem Blick  
wärme! Ihr seht zur Erden und weint?  
Er ist todt! Georg ist todt! Stirb, Götz!  
Du hast dich selbst überlebt, die Edlen über-  
lebt. Wie starb er? Ach! siengen sie ihn  
unter den Mordbrennern, und er ist hin-  
gerichtet?

*Elisabeth.* Nein, er wurde bei Milten-  
berg erstoehen. Er wehrte sich wie ein  
Löw um seine Freyheit.

*Götz.* Gott sey Dank! Er war der beste  
Junge unter der Sonne, und tapfer. — Læse  
meine Seele nun! — Arme Frau! ich laße  
dich in einer verderbten Welt. Lerse, ver-  
laß sie nicht! — Schließt eure Herzen sorg-  
fältiger als eure Thore. Es kommen die  
Zeiten des Betrugs: es ist ihm Freyheit  
gegeben. Die Nichtswürdigen werden re-  
gieren mit List, und der Edle wird in  
ihre Netze fallen. Marie, gebe dir Gott  
deinen Mann wieder! Møge er nicht so tief  
fallen, als er hoch gestiegen ist! — Selbst  
starb, und der gute Kaiser, und mein Ge-  
org! — Gebt mir einen Trunk Waßer! —  
Himmliche Luft! Freyheit! Freyheit! (er  
stirbt.)

*Elisabeth.* Nur droben, droben bei dir.  
Die Welt ist ein Gefängniß.

*Marie.* Edler Mann! Edler Mann! Wehe  
dem Jahrhundert das dich von sich stieß!

*Lerse.* Wehe der Nachkommenchaft die  
dich verkennt!

## AUS DEN LEIDEN DES JUNGEN WERTHERS.

Am 26. May.

Du kennst von Alters her meine Art mich anzubauen, irgend mir an einem vertraulichen Orte ein Hütchen aufzufechlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Ich habe auch hier wieder ein Plätzchen angetroffen das mich angezogen hat.

Ohngefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, überfieht man mit Einem das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, fehenkt Wein Bier Caffee, und was über alles geht find zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Äften den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäufem Scheuern und Heften eingefchloffen ist. So vertraulich, fo heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß' ich mein Tischehen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, und trinke meinen Caffee da, und lese meinen Homer. Das erste mal als ich durch Zufall an einem fehonem Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen fo einfam. Es war alles im Felde. Nur ein Knabe von ohngefähr vier Jahren faß an der Erde, und hielt ein andres, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen feinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider feine Bruft, fo daß er ihm zu einer Art von Sefel diente, und ohngeachtet der Munterkeit womit er aus feinen schwarzen Augen herumfehaute, ganz ruhig faß. Mich vergnügte der Anblick, und ich setzte mich auf einen Pflug der gegenüber stand, und zeichnete die

brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen; ich fügte den zweyten Zaun, ein Tennen thor und einige gebrochene Wagenräder bei, wie es all hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte ohne das mindeste von dem meinen hinzuzuthun. Das bestärkte mich in meinem Vorfatze mich künftigt allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ohngefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gefellshaft sagen kann. Ein Mensch der sich nach ihnen bildet wird nie etwas abgefchmacktes und schlechtes hervorbringen, wie einer der sich durch Gefetze und Wohlstand modeln läßt nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Befewicht werden kann: dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerfteren. Sagst du: Das ist hart: sie sechränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben' u. f. w. guter Freund, soll ich dir ein Gleichniß geben: es ist damit wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden feines Tags bei ihr zu, verschwendet alle feine Kräfte, all sein Vermögen um ihr jeden Augenblick auszudrücken daß er sich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philister, ein Mann der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Feiner junger Herr, lieben ist menschlich: nur müßt ihr menschlich lieben. Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Er-



holungsfunden widmet euer Mädchen.  
 Berechnet euer Vermögen, und was euch  
 von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon  
 verwehrt ich euch nicht ihr ein Geschenk,  
 nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem  
 Geburts- und Namenstage\* u. f. w. Folgt  
 der Mensch, fo giebt er brauchbaren  
 jungen Menschen, und ich will selbst jedem  
 Fürsten rathen ihn in ein Collegium zu  
 setzen: nur mit seiner Liebe ist am Ende,  
 und wenn er ein Künstler ist, mit seiner  
 Kunst. O meine Freunde! warum der  
 Strom des Genies so selten ausbricht?  
 so selten in hohen Fluten hereinbraust, und  
 eure stammende Seele erschüttert? Lieben  
 Freunde, da wohnen die geliebten Kerls  
 auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gar-  
 tenhäuschen Tulpenhecte und Krautfelder  
 zu Grunde gehen würden, und die daher in  
 Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künf-  
 tig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.

Am 31. Junii.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott  
 seinen Heiligen auspart, und mit mir mag  
 werden was will, so darf ich nicht sagen  
 daß ich die Freuden des Lebens nicht ge-  
 noßen habe. Du kennst mein Wahlheim.  
 Dort bin ich völlig etabliert. Von dort hab'  
 ich nur eine halbe Stunde zu Lotten: dort  
 fühl' ich mich selbst und alles Glück das  
 dem Menschen gegeben ist.

Hätte ich gedacht, als ich mir Wahl-  
 heim zum Zwecke meiner Spaziergänge  
 wählte, daß es so nahe am Himmel läge?  
 Wie oft hab' ich das Jagdhaus, das nun  
 alle meine Wünsche einschließt, auf meinen  
 weiten Wanderungen bald vom Berge, bald  
 in der Ebene über den Fluß gesehen.

Lieber Wilhelm! ich habe allerley nach-  
 gedacht über die Begier im Menschen sich

auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen,  
 heranzufchweifen, und dann wieder über  
 den innern Trieb sich der Einschränkung  
 willig zu ergeben, und in dem Geiste der  
 Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder  
 um rechts noch links zu bekümmern.

Es ist wunderbar, wie ich hieher kam  
 und von Hügel in das schöne Thal schaute,  
 wie es mich rings umher anzog. Dort das  
 Wäldchen: ach könntest du dich in seine  
 Schatten mischen! Dort die Spitze des  
 Bergs: ach könntest du von da die weite  
 Gegend übersehen! Die in einander ge-  
 kettete Hügel und vertrauliche Thäler: o  
 könnte ich mich in ihnen verlieren! Ich eilte  
 hin, und kehrte zurück, und hatte nicht  
 gefunden was ich hoffte. O es ist mit der  
 Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes  
 dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele;  
 unsere Empfindung verflimmt sich dar-  
 inne wie unser Auge, und wir sehen uns,  
 ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns  
 mit all der Wonne eines einzigen großen  
 herrlichen Gefühls ausfallen zu lassen. Und  
 ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort  
 nun Hier wird, ist alles vor wie nach,  
 und wir stehen in unserer Armuth, in un-  
 serer Eingefchränktheit, und unsere Seele  
 lechzt nach entflüpftem Labfale.

Und so sehnt sich der unruhigste Vaga-  
 bund zuletzt wieder nach seinem Vater-  
 lande, und findet in seiner Hütte, an der  
 Brust seiner Gattinn, in dem Kreise seiner  
 Kinder und der Geschäfte zu ihrer Erhal-  
 tung all die Wonne, die er in der weiten  
 eiden Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenauf-  
 gange hinausgehe nach meinem Wahlheim,  
 und dort im Wirthsgarten mir meine Zuk-  
 kererbsen selbst plucke, mich hinsetze und  
 sie abfedme, und dazwischen lese in meinem  
 Homer: wenn ich denn in der kleinen Küche

mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, meine Schoten ans Feuer stelle, zudecke, und mich dazu setze sie manchmal umzuschütteln: da fühl' ich so lebhaft wie die herrlichen übermüthigen Freyer der Penelope Ochsen und Schweine schlachten zerlegen und braten. Es ist nichts das mich so mit einer stillen wahren Empfindung ausfüllte als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sey Dank! ohne Alfection in meine Lebensart verwehen kann.

Wie wohl ist mirs, daß mein Herz die simple harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende da er ihn begoß, und da er an dem fortsehreitenden Wachstume seine Freude hatte, all in einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 13. August.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so viel Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese sehnf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiste der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal übersehante, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, all jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der

sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich denn die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mücken Schwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grabe befreyte, und das Gewebe um mich herum auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir alles das innere glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie umfaßt' ich das all mit warmen Herzen, verlor mich in der unendlichen Fülle, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allehend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir und Wald und Gebürg erklang. Und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der Geschöpfe all, und alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten, und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich annisten, und hersehen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! Vom unzugänglichen Gebürge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekanntes Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubs der ihn vernimmt und lebt. Ach damals, wie oft hab' ich mich mit Pittigen eines Kranichs, der über mich hinflög, zu dem

Ufer des ungemessenen Meeres geseht, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der einge-  
schränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervor-  
bringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl; selbst diese Anstrengung jene unfäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mir dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen »Das ist?« da alles vorübergeht, da alles mit der Wettersechelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Dafeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerfchmettert wird. Da ist kein Augenblick der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt. Der harmloseste Spaziergang kostet tausend tausend armen Würmchen das Leben; es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmachliches Grab. Ha! nicht die große seltnie Noth der Welt, diese Fluten die eure Dörfer wegpülen, diese Erdbeben die eure Städte verfehlingen, rühren mich. Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zersterte. Und so taumel' ich beängstet, Himmel und Erde und alle die webenden Kräfte um mich

her. Ich sehe nichts als ein ewig verfehligendes, ewig wiedererkäuendes Ungeheuer.

Am 9. May

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimat mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S . . . zu steht, ließ ich halten, stieg aus, und ließ den Postillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die eledessen als Knabe das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals schuf' ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekante Welt, wo ich für mein Herz alle die Nahrung, all den Genuß hoffte, dessen Ermangeln ich so oft in meinem Busen fühlte. Jetzt kam ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel schlagfehlagen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Plänen! Ich sah das Gebürge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen. Stunden lang konnt' ich hier sitzen, und mich hinüber sehnen, mit inniger Seele mich in denen Wäldern, denen Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlich dämmernd darstellten; und wenn ich denn um bestimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz. Ich kam der Stadt näher: alle alte bekannte Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt: die neuen waren mir zuwider; so auch alle Veränderungen die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins *Détail* gehen: so reizend als es mir war, so einformig

würd' es in der Erzählung werden. Ich hatte be-  
 beschlossen auf dem Markte zu wohnen, gleich  
 neben unferm alten Haufe. Im Hingehn be-  
 merkt' ich daß die Schultube, wo ein ehr-  
 lich altes Weib unsere Kindheit zusammen-  
 gepfereht hatte, in einen Kram verwandelt  
 war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der  
 Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der  
 Herzensangst die ich in dem Loche ausge-  
 standen hatte. Ich that keinen Schritt der  
 nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heil-  
 igen Lande trifft nicht so viel Stätten religi-  
 öser Erinnerung, und seine Seele ist fehwer-  
 lich so voll heiliger Bewegung. Noch eins  
 für tausend. Ich gieng den Fluß hinab bis  
 an einen gewissen Hof: das war souft auch  
 mein Weg, und die Plätzchen da wir Kna-  
 ben uns übten die meisten Sprünge der flachen  
 Steine im Waßer hervorzubringen. Ich er-  
 innere mich so lebhaft, wenn ich manehmal  
 stand und dem Waßer nachsah, mit wie wun-  
 derbaren Ahndungen ich das verfolgte, wie  
 abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte  
 wo es nun hinflöße, und wie ich da so bald  
 Grenzen meiner Vorstellungskraft fand; und  
 doch mußte das weiter gehn, immer weiter,  
 bis ich mich ganz in dem Anschauen einer  
 unsichtbaren Ferne verlor. Siehe, mein Lie-  
 her, das ist doch eben das Gefühl der herr-  
 lichen Altväter. Wenn Ulyfs von dem un-  
 gemeßenen Meere und von der unendlichen  
 Erde spricht, ist das nicht wahrer, mensch-  
 licher, inniger, als wenn jezo jeder Schul-  
 knäbe sich wunder weise dünkt, wenn er  
 nachfragen kann daß sie rund sey?

Nun bin ich hier auf dem fürstlichen Jagd-  
 schloße. Es läßt sich noch ganz wohl mit  
 dem Herrn leben: er ist ganz wahr und ein-  
 fach. Was mir noch manehmal leid thut  
 ist daß er oft über Sachen redt die er nur  
 gehört und gelesen hat, und zwar aus eben  
 dem Gesichtspuncte, wie sie ihm der andre

darstellen mochte. Auch schätzt er meinen  
 Verstand und Talente mehr als dieß Herz,  
 das doch mein einziger Stolz ist, das ganz  
 allein die Quelle von allem ist, aller Kraft,  
 5 aller Seligkeit, und alles Elends. Ach! was  
 ich weiß kann jeder wissen: mein Herz hab'  
 iek allein.

Am 12. October.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer  
 verdrängt. Welch eine Welt in die der  
 Herrliche mich führt! Zu wandern über die  
 Haide, umfaßt vom Sturmwinde, der in  
 15 dampfenden Nebeln die Geister der Väter  
 im dämmernden Lichte des Mondes hinführt!  
 Zu hören vom Gebürge her im Gebrülle des  
 Waldstroms halbverwehtes Ächzen der Gei-  
 20 ster aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des  
 zu Tode gejamerten Mädchens um die vier  
 moosbedeckten grasbewachsenen Steine des  
 Edelgefallens, ihres Geliebten! Wenn ich ihn  
 denn finde, den wandelnden grauen Barden, der  
 auf der weiten Haide die Fußtapfen seiner  
 25 Väter sucht, und ach! ihre Grabsteine fin-  
 det, und dann jammernd nach dem lieben  
 Sterne des Abends hinblickt, der sich ins  
 rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der  
 Vergangenheit in des Helden Seele lebendig  
 30 werden, da noch der freundlich Stral den  
 Gefahren der Tapfern leuchtete, und der  
 Mond ihr bekränztes siegrückkehrendes Schiff  
 befehlen; wenn ich so den tiefen Kummer  
 auf seiner Stirne lese, so den letzten verlaß-  
 35 nen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe  
 zuwanken sehe, wie er immer neue schmerz-  
 lichglühende Freuden in der kraftlosen Ge-  
 genwart der Schatten seiner Abgeschiedenen  
 einfängt, und nach der kalten Erde, dem  
 40 hohen wehenden Grabe niederfieht, und aus-  
 ruft «Der Wanderer wird kommen, kommen  
 der mich kannte in meiner Schönheit, und

fragen „Wo ist der Sanger, Fingals trefflicher Sohn?“ Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde!“ — o Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffentraeger das Schwert ziehen, und meinen Fürsten von der zckenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreyn, und dem befreynen Halbgoth meine Seele nachsenden.

Am 5. November

Weiß Gott, ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsch, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen; und Morgens schlag' ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launisch seyn könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeschlagene Unternehmung schieben! so würde die unertragliche Last des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Weh mir! ich fühle zu wahr daß an mir allein alle Schuld liegt. Nicht Schuld! Genug daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fälle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Schritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte eine ganze Welt liebevoll zu umfaen? Und das Herz ist jezo todt: aus ihm fließen keine Entzückungen mehr; meine Augen sind trocken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquickenden Thranen gelbt werden, ziehen ngstlich meine Stirne zusammen. Ich leide viel: denn ich habe verloren was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft mit der ich Welten um mich schuf. Sie ist dahin! Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen

Wiefengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblttertten Weiden zu mir herfahrlngelt: o wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackirt Bildchen, und all die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verletzter Eimer! Ich habe mich so oft auf den Boden geworfen und Gott um Thronen gebeten, wie ein Acker mann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist, und um ihn die Erde verdrftet.

Aber ach! ich fhls: Gott giebt Regen und Sonnenschein nicht unferm ungestmten Bitten; und jene Zeiten, deren Andenken mich quelt, warum waren sie so selig? als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete, und die Wonne die er über mich ausgo mit ganzem innigdankbarem Herzen aufnahm.

Am 8. December

Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande in dem jene Unglücklichen muen gewesen seyn, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich: es ist nicht Angst, nicht Begier: es ist ein inneres unbekanntes Tben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zaprefst: wehe! wehe! und dann schweif' ich umher in den furchtbaren mchtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.

Gestern Nacht mußt' ich hinaus. Ich hatte noch Abends gehört, der Fluß sey übergetreten und die Bche all, und von Wahlheim herunter all mein liebes Thal berschwemmet. Nachts nach Eilf rann' ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel vom Fels herunter die whlenden Fluten in dem Mondlichte wirbeln zu sehn über cker und Wiesen

und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine stürmende See im Saufen des Windes! Und wenn denn der Mund wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Flut in fürchterlich herrlichen Widerchein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Schmen: ach! mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab hinab, und verlor mich in der Wonne all meine Qualen, all meine Leiden da hinab zu stürmen, dahin zu brausen wie die Wellen. O! und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest du nicht und alle Qualen zu enden! Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen: ich fähls. O Wilhelm, wie gern hätt' ich all mein Menschseyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluten zu fahen! Ha! und wird nicht viel-

leicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil?

Und wie ich wehmüthig hinabfah auf ein Plätzchen wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht auf einem heißen Spaziergange: das war auch übersehvenmt, und kaum daß ich die Weide erkannte, Wilhelm! Und ihre Wiesen dacht' ich, und all die Gegend um ihr Jagdhaus; wie jetzt vom reißenden Strome verftert unsere Lauben dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenstral blickte herein, wie einem Gefangnen ein Traum von Heerden Wiesen und Ehrenämtern. Ich stand! Ich fesselte mich nicht: denn ich habe Muth zu sterben. Ich hätte — Nnn fitz' ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz an Zäunen stoppelt und ihr Brot an den Thüren um ihr hinterbendes freudlofes Dafeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern.

## AUS DEM TAGEBUCH DER ITALIENISCHEN REISE.

Venedig den 8. October 1736.

In dem Haufe Farfetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von denen, die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekantschaften. Eine Cleopatra in colossaler Ruhe, die Apsis um den Arm gefchlagen, und in den Tod hinüber schlafend; ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt; sodann einige Gladiatoren, ein in seinen Flügeln ruhender Genius, sitzende und stehende Philosophen.

Es sind Werke an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen.

Viele bedeutende Büsten verfesten mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin: doch es wird vorwärts gehen; wenigstens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so paradox, als wenn Jacob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüssel durch Einstrahlung Javis über das Univerfum erleuchtet wurde. Auch steht in dieser Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Faustina in Rom. Die vorspringende Gegenwart dieses herrlichen Architecturgebildes erinnerte mich an das Capital des Pantheon in Mannheim. Das ist freylich etwas

anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweifen; etwas anderes als unsere Tabackspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken: diese bin ich nun, Gott fey Dank! auf ewig los.

Noch will ich einiger Werke der Bildhanerkunft erwähnen, die ich diese Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erstaunen und Erbauung betrachtet: zwey ungeheure Leewen von weifem Marmor vor dem Thore des Arsenals; der eine sitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten gestemmt, der andere liegt: herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie sind so groß, daß sie alles umher klein machen, und daß man selbst zu nichte würde, wenn erhabene Gegenstände uns nicht erheben. Sie sollen aus der besten Griechischen Zeit, und vom Piræus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht seyn.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefs stammen, in dem Tempel der heiligen Justina, der Türken-Befiegerinn, eingemauert, aber leider durch Kirchstühle einigermaßen verfinstert. Der Küster machte mich aufmerksam darauf, weil die Sage gehe daß Tizian seine unendlich schönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorstellend, darnach geformt habe. Es sind Genien welche sich mit Attributen der Götter schleppen, freylich so schön, daß es allen Begriff übersteigt.

Sodann betrachtete ich mit ganz eigenem Gefühl die nackte colossale Statue des Marcus Agrippa in dem Hofe eines Palastes; ein sich ihm zur Seite herausschlingender Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine solche heroische Darstellung den reinen Menschen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcens-Kirche befahl ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkte

man leicht daß sie fleckig sind, theils einen schönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angehaufen. In der Nähe sieht und erfährt man daß sie ganz verguldet waren, und sieht sie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, sondern abbauen wollten. Auch das war gut: so blieb wenigstens die Gestalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! Ich möchte einen rechten Pferdekennner darüber reden hören. Was mir sonderbar scheint ist daß sie in der Nähe schwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirsehe aussehen.

Den 12. October.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeschaltet, so sollen die Acten inrotuliert, und den Freunden zum Urtheilspruch zugeschiekt werden. Schon jetzt finde ich manches in diesen Blättern das ich neher bestimmen erweitem und verheßern könnte: es mag stehen als Denkmal des ersten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köstlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichtern Existenz hinüber senden! Ja wohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung; auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor: doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen diese Gegenden jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Feseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte wo ich unbefehäftigt wäre: jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehren wie die Regeln einer ausgestor-

benen Sprache studieren, nicht um sie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgefechiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, so habe ich mir auch die Ausgabe des Galbani angefaßt: allein dieser Foliant ist in meinem Gepäck wie das Studium deselben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch seine Worte und Werke, durch seine Art und Weise des Denkens und Schaffens den Vitruv schon näher gebracht und verdolmetscht, besser als die Italienische Übersetzung thun kann. Vitruv lieft sich nicht so leicht: das Buch ist an sich schon düster geschrieben, und fordert ein kritisches Studium. Dessen ungeachtet lese ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Besser zu sagen: ich lese es wie ein Brevier, mehr aus Andacht als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und giebt Raum zum Lesen und Schreiben.

Gott sey Dank, wie mir alles wieder lieb wird was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es sagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft ich keinen Lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Gesah es zufällig, so erduldet ich die entsetzlichsten Schmerzen. Herder spottete oft über mich daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne: denn er hatte bemerkt daß dieß das einzige Lateinische Buch war das ich las: er wußte aber nicht wie sehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'sche Übersetzung der Satiren

hcechst unglücklich gemacht: ich hatte kaum zwey gelesen, so war ich schon verrückt.

Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so war' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reise war die Begierde diese Gegenstände mit Augen zu sehen in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß fördert mich nicht: die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer gefchieden. Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erstenmal sehe, sondern als ob ich sie wiedersehe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig, und habe mir die hiesige Existenz genugsam zugeeignet, und weiß daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Bologna den 19. October.

Meinen Tag habe ich bestmöglicht angewendet um zu sehen und wieder zu sehen: aber es geht mit der Kunst wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird sie. An diesem Himmel treten wieder neue Gestirne hervor, die ich nicht berechnen kann, und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer spätern glücklichern Kunstzeit entsprungen: sie aber wahrhaft zu genießen gehöret Wissen und Urtheil, welches mir abgeht, und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einsicht sind die meist unsinnigen Gegenstände der Bilder, über die man toll wird, indem man sie verehren und lieben möchte.

Es ist als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten: daraus entstanden mancherley Ungeheuer. Indem



der himmlische Sinn des Guido, sein Pinsel, der nur das Vollkommenste was gezeichnet werden kann hätte mahlen sollen, dich anzieht, so möchtest du gleich die Augen von den abfcheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen weglehren; und so geht es durchaus: man ist immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger; immer Leiden des Helden, niemals Handlung; nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch von außen Erwartetes. Entweder Missethater oder Verzuckte, Verlrrecher oder Narren, wo denn der Maler um sich zu retten einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbei schleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractiert, und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist nichts was einen menschlichen Begriff gebe. Unter zehn Sujets nicht eins das man hätte mahlen sollen, und das eine hat der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido in der Kirche der Mendicanti ist alles was man mahlen, aber auch alles was man Unfinniges bestellen und dem Künstler zumuthen kann. Es ist ein Votivbild. Ich glaube, der ganze Senat hat es gelobt, und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth waren eine Psyche in ihrem Unglück zu trösten, müssen hier —

Der heilige Proclus eine schöne Figur; aber dann die andern, Bischöfe und Pfaffen! Unten sind himmlische Kinder, die mit Attributen spielen. Der Maler, dem das Meßer an der Kehle saß, suchte sich zu helfen wie er konnte; er mühte sich ab, nur um zu zeigen daß nicht er der Barbar sey. Zwey nackte Figuren von Guido, ein Johannes in der Wüste, ein Sebastian, wie köstlich gemahlt! und was sagen sie? Der eine sperrt das Maul auf, und der andere krümmt sich.

Betrachte ich in diesem Unmuth die Geschichte, so möchte ich sagen: Der Glaube hat die Kunst wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen ist Herr über sie geworden, und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tische etwas milder und weniger unmaßlich gestimmt als heute früh, bemerkte ich folgendes in meine Schreibtafel. Im Palast Tanari ist ein berühmtes Bild von Guido, die singende Maria vorstellend, über Lebensgröße; der Kopf als wenn ihn ein Gott gemahlt hätte; unbefchreiblich ist der Ausdruck mit welchem sie auf den singenden Knaben herunter sieht. Mir scheint es eine stille tiefe Duldung, nicht als wenn sie ein Kind der Liebe und Freude, sondern ein untergeschobenes himmlisches Wechselkind nur so an sich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders ist, und sie in tiefster Demuth gar nicht begreift wie sie dazu kommt. Der übrige Raum ist durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner heißlich preisen: ich wußte nicht was ich daraus machen sollte. Auch sind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellsten.

Unachtet der Verwirrung in der ich mich befinde, fühle ich doch schon daß Uebung Bekanntschaft und Neigung mir schon in diesen Irrgärten zu Hülfe kommen. So sprach mich eine Befehndung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann schon kenne und liebe. Ich verzieh den mitleidlichen Gegenstand, und freute mich an der Anführung. Gemahlt was man sich denken kann; alles daran respectabel und vollendet als wenns Emaille war.

Und so geht mirs denn wie Bileam, dem consulen Propheten, welcher segnete da er zu fluchen gedachte; und dieß würde noch öfter der Fall seyn, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein kostbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künstler hat ihr eine gesunde sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieser süßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, so kann ich nicht verschweigen daß zu den großen Kunst- und Naturgegenständen durch die ich mich durcharbeiten muß noch eine wunderfame Folge von poetischen Gestalten hindurch zieht die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortsetzen: aber was geschah? Der Geist führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich sey es hier verzeichnet.

Electra, in gewisser Hoffnung daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops Haufe angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen, und erzählt wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Electra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll.

Indessen sind Iphigenie Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphige-

niens heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Electrens irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflozene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterinn welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Electren. Diese ist im Begriff mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Übel von Gesehwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer solchen Überfüllung des Guten und Wünschenswerthen geöngstigt fühle, so muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr seyn, bedeutend genug schien. Es träumte mir nemlich, ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war daß daselbst die seltensten Fafanen zu haben seyen. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig getödtet herbeibrachten. Es waren wohl Fafanen: wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange farbig beangte Schweife wie von Pfauen oder seltenen Paradiesvegeln. Diese brachte man mir schockweise ins Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federsehweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bildeten, den man sich denken kann, und zwar so reich, daß für den Steuernden und die Rudern den kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchschnitten wir die ruhige Flut, und

ich nannte mir indessen schon die Freunde denen ich von diesen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheurer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg um meinem klei-

nen Kahn einen sichern Landungsplatz zu suchen.

An solchen Wahnbildern ergetzen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wohl Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksalen haben müssen.

## VERDEUTSCHUNG VON JOHANNES VON MÜLLERS REDE ÜBER FRIEDRICH DEN GROSSEN.

29. JANUAR 1807.

*Intaminatis fulget honoribus.*

Jener große König, Friedrich der Zweyte, Überwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Academie um seiner zu gedenken. Preussische Männer, die sich der Zeiten erinnern wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Stralen des Genius wechselseitig von Sansfouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprägten: sie sind heute gekommen unsere Worte über Friedrich zu vernahmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben, und ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern,

welche, den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn, immer neu, niemals zum Überdruß, eine solche Lobrede keiner Künfte bedarf um die Theilnahme großer Seelen zu wecken, und die Schwachen troestend abzuhalten, die im Begriff sind sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört wie die unsterblichen Götter nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk (diese können veränderliche Schicksale haben), der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele dem ersten der Cæsaren streitig gemacht? wer den ungeheuren Umfangsgeist, die Kühnheit der Entwürfe

dem großen Alexander, oder die vollendete Vortrefflichkeit des Characters dem Trajan? Constantin und Justinian haben mehrere Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte daß der erste nicht Stärke des Geistes genug besaß um die Parteyen zu behersehen, und daß er statt sich der Hierarchie zu bedienen sich von ihr unterjochen ließ; als man endlich ein-  
 5 sah daß an dem größten und schönsten was zu Justinians Zeiten geschehen war dieser Kaiser fast ganz und gar keinen persönlichen Antheil gehabt hatte: da verloren diese Fürsten den ausgezeichneten Platz den ihnen Schmeicheley und Ränkepiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweisen gedachte. Der eine war Herr des ganzen römischen Reichs, der andere Herr der schönsten seiner Provinzen. Constantin erwarb Kriegslorbeern, Justinian war von glücklichen Feldherren und weisen Rechtsgelahrten umgeben: doch sind Herrschaft und Glück nicht zuverlässige Pfänder eines nusterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es um sich dem armen und einfachen Bürger von Theben  
 10 gleichzustellen, dem Erlinder der fehrieggen Schlachtordnung, dem Befieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Befieger seiner selbst! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniß zu den Mitteln seines Staates ist der Ruhm des großen Mannes, dessen Andenken uns heute versammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beschränkten Nachlaß Philipps; und so bleibt dieser Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, sondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern die aus seinem Schooße hervorgiengen: und wie bedeutend muß ein solches Verhältniß

werden, wenn solche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten; wenn sie als Hausvater für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten, oder auf das edelste vergrößerten; wenn sie uns als unvergleichliche Dämonen erscheinen, die, ähnlich den höchsten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, in-  
 5 defs hundert und hundert Menschengeflech-  
 10 ter augenblicklichen Rufs nach und nach hin-  
 15 schwinden, von der Nacht der Jahrhunderte  
 20 verchlungen. Von jenem Hohen bleibt ein  
 Eindruck: der Menschen-Character eignet  
 sich ihm zu, durchdringt sich davon und  
 25 stählt sich unwandelbar. Vor Philipp gab  
 es unter den Macedoniern nichts Ausgezeich-  
 netes; sie kriegten mit den Illyriern, wie  
 die alten Bewohner unserer Marken mit den  
 30 Wenden, wacker, ohne Glanz: der Geist  
 Philipps trat hervor und das Gestirn Alexan-  
 ders. In der zweyten Geschlechtsreihe nach  
 ihnen sehen sich die Macedonier überwunden  
 und in Gefahr der Auflösung ihres Reichs  
 durch die hereindringenden Gallien. Und  
 doch, als sie nach so vielen und unglücklichen  
 35 Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten sie bis auf unsere Zeit den Ruf die  
 besten Soldaten des Reiches zu seyn, dem  
 sie angehören.

An jedem Volke das eines neuen Zeitbe-  
 40 ginnns und außerordentlicher Männer gewür-  
 digt wurde freut man sich in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Characters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer sucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpengewaud  
*Romanos rerum dominos?* An allen Itali-  
 45 anern studiert man die Züge dieses wunder-  
 haften Volks, das zweymal die Welt über-  
 wand, und länger als ein anderes beherrschte.  
 Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohl-  
 gefaßter Grundsätze, jene unersehütterliche

Folge von Entwürfen, diese Kunst, die Gewalt sie auszuführen uns im Leben begegnet? Und so fordern wir von allen Franzosen die Tüchtigkeit, das Selbstgefühl, den Muth ihrer germanischen Vater, jene Vorzüge veredelt durch die Anmuth Franz des Ersten, die edle Freimuthigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja was werden künftige Geflechter nicht noch hinzufügen? Vergehens würde man die Denkmale helvetischer Tapferkeit zerstören: immer noch würde die Welt mit Liebe sich unter den Schweizern ein Bild Tell'scher Einfachheit, Winkelried'scher Aufopferung hervorzufuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das anstatt sich gefangen zu geben lieber gesamt umkam.

Dergleichen unzerstörliche höchst achtungswerthe Erinnerungen an die Voreltern sind es, um deren willen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einst keine Schiffe mehr im Piräeus, keine Schätze mehr in der Cecropischen Burg besaß, Pericles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrschend zurückkehrte, und Athen, doch unklug leider! mit der ewigen Roma, der Weltherberinn, zu kämpfen sich vermaß: was that der Sieger, was that Cornelius Sylla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute sich seiner Güte. Große Männer (und an Sylla fand man Züge die den großen Mann bezeichnen), sie haben nicht wie andere Menschen in Leidenschaften und Verhältnissen etwas Besonderes Einzelnes Eigenes. Söhne des Genius, im Besitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt anstatt zu zerstören, bilden sie alle zusammen einen Geflechtskreis, in dem man sich wechselseitig anerkennt: ja sie achten gegenseitig das Andenken ihres Ruhms. Fin-

bias rohe Natur konnte Hium zerstören: Alexander opferte dafelbst. Jedes Volk das einem Heroen angehöret hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte.

Das Wirken der Menge beschränkt sich im Kreise des Augenblicks: der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert sich im Gefühl seiner Verwandtschaft mit den Besten. Und daran erkennt man die Vorzüglichsten. Alexander rettete Pindars Haus: Pius der Fünfte zerstörte Tacitus Afche. Also, Preußen, unter allen Abwechslungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiste, den Tugenden des großen Königs weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euren Seelen sich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geister, schwache Seelen fragen vielleicht - Was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumschränkten Fürsten? und nachzuahmen einen solchen, wer' es nicht Thorheit? Diese fragen wir dagegen: War er denn Friedrich durch Erbschaft? war er Friedrich durch Glück, das so oft in Schlachten entchied? war ers durch Gewalt, die so oft zu Irrthümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward so groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt: möchten wir es fühlen!

Das erste was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Überzeugung, er müsse, weil er König sey, der erste unter den Königen seyn durch die Art seine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künste des Friedens lieber mögen, und führte doch zwölf Jahre lang schreckliche Kriege. Gern hätte er seine Zeit vertheilt unter Studien Musik und Freunde, und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes womit er sich nicht während seiner

fechsendvierzigjährigen Regierung befehligt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteste, und doch wer hat sich in Schlachten mehr ausgesetzt? wer umgab sich weniger mit besorglichen Anfallen? wer war fester entschlossen eher zu sterben als zu weichen? Er befaß über sich selbst die ungeheure Gewalt die auch dem Glück gebietet. Diese Göttinn wurde ihm untreu, er fühlte es wohl: doch ließ er sich nicht merken, und überwand sie wieder. Er überzeugte sich, das Haupt einer Monarchie müsse der erste Mann seines Landes seyn, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntnisse und durch die Größe des Auffassens: sondern er müsse zugleich frey seyn von Parteygeist, von entnervenden Leidenschaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt seyn, und fürchten sollte man ihn doch auch, und sich dabei mit Zutrauen auf seine Gerechtigkeit, auf seine Großmuth verlassen. Auf ruhe ich alle die ihm nahe waren zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderstehlich zu seyn und die Seelen mit dem Eindruck einer Majestät zu fällen wußte die rein persönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben, wer wird es längnen? sehr große Vorzüge. Aber der Sinn sich zur ersten Stelle zu erheben kann jeden in seiner Laufbahn begleiten. In einer solchen Denkweise liegt die Möglichkeit allgemein und fortsetzend vollkommener zu werden; so wie die Quelle der Entwürdigung des Menschen und des größten Unheils in der sogenannten weisen Mittelmaßigkeit zu finden ist. Der Mensch, überhaupt weit entfernt alles zu thun was er vermag, wenn er seinem Streben zu nahe Gränzen setzt, was wird er je seyn? Johann Chrysoctomus in seiner schönen und treffenden Schreibart pflegt

alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (*ἄδουλα*) zu begreifen: denn nur die Anstrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in seiner Lage abhängt.

Die sittliche Großheit entscheidet: die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tausendmal verglich man Friedrichen mit Cæfarn, und noch hatte er nur einen Theil Schlesiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu seiner Zeit noch nicht geschlagen: aber wenn Europa sich gegen ihn sieben Jahre verschwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg dächte nicht geringer als Pharalus, und Torgau schien nicht weniger als Munda. Und so in allem. Jegliches wußte der große König zu schätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben sich, und indessen er über den größten Theil der Herrscher sich scherzhaft äußerte, deren Untergang zusammen dem Sturz ihrer Thronen er vorausah, bemühte er sich um die Freundschaft Voltaires, und war gewiss mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniß sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art wie er seine Zeit angewendete. Er hatte sich abgefondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht, und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidne Wohnung von Sanssouci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien: der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier an einem und demselben Tage erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne der Vater des

Volks, der Vertheidiger und Befchützer des Reichs, der Staatsmann, der Künftler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man ob er sein Leben heber angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir leben nur insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsrathen und Canzleyverwandten: da war es leicht den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags arbeitete. Freylich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist um das größte Thunliche zu faßen: aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet: ein Gedanke tritt hervor der den Staat rettet, der ein Gesetz wird welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sansfouci, umgeben von seinen Classikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er solche Augenblicke hervor, unvorhergesehen, unviderrufflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geisteserschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren als den wo er starb.

Die Ordnung die er beobachtete war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich, und hinderten dagegen seine lebhaftige Einbildungskraft und seine feurige Seele sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen

zu kennen suchte, so brachte er eben so viel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf sich an der Geschichte zu bilden: hochlich wußte er diese gesammelten Erfahrungen zu schätzen, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn angeschlossen. Er zog die Geschichtschreiber des Alterthums vor: denn die mit-  
 5 taglichen Völker sind reicher an Ideen, ausgeprochenener und glühender in der Art zu empfinden. Diese Menschen waren einer frischen kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht  
 10 etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lehr-  
 15 art von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verstand  
 20 und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften Voltaires, in welchen Lebhaftigkeit herrschend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten, und so kämpfte er gegen das letzte Hinfchlummern.  
 25 Eroberungen können verloren gehen; Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verunstaltet, und auch der große Ludwig sah den Glanz der feinnigen verdunkelt.  
 30 Aber der Ruhm und der Vortheil den das Beispiel gewährt sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht  
 35 in den Entschlüssen die uns angeheeren, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geschichtschreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden soll die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt daß der beste der Kaiser keine Rechenenschaft schuldig sey über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Gränzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigenthum schonte. Sprache man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts: hier zeigt er sich uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab, und die einzige Gelegenheit seine Macht zu gründen benutzte. Machte er aufmerksam wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich desto besser kennen was einem Staate wahrhaft Gesvähr leiste. Das Mißverhältniß seines Heeres zu den Hülfquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt daß der größte Theil beinahe auf Weise der Nationalgarden nur zum durchaus nothwendigen Dienst herufen wurde. In einem Lande wo Hervorbringen Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militärgestirp herrschend werde. In einer Lage deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerther Vortheil. Da, wo mittelmäßige und künstliche Reichthümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser seyn als der, in dem wir uns gewöhnen alles mißlen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es

vielleicht, weil er damals genug zu thun hatte um dem Gewerbe bei sich aufzuhelfen; weil es zuträglich schien, den Mittelstand nicht von den erst aufkeimenden Künften des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumfchränktes Herrschen zum Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Übergewicht seiner Natur, und die freyen Ansichten eines großen Mannes machen sich wohlthätig; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größern Theil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein um es zu unterstützen. Auftatt auf die Beschuldigungen des Nides zu antworten begab sich der größte der Scipionen auf das Capitol um den Tag von Zama zu feyern. Sollen wir für Friedrich antworten wie er, ungeachtet seiner Kriege, und seine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte, und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volkes vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Vorrathskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt? wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldenthaten zurückerufen, die ersten Kriege, die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler begieng ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czarslau des Ruhms seiner werdenden Reiterey? bei Striegan der sehragen Schlachtordnung? bei Sorr wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn mahlen in dem einzigen Krieg? fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wieder hergestellt,



die Wunderthaten des Heldenfinnes und der Kunnft unfohnt verfehwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit laftenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa, und die lebendige Kraft feiner Seele gegen die Macht des Schickfals? Doch es fey genug! ich halte mich zurück, ungern: o Erinnerungen! Es ift genug. Wir hatten Friedrich, er war unfer.

Verfchiedene Völker, verfchiedene Landftriche müßen allmählich hervorbringen was jedes feiner Natur nach Vollkommenftes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perfer feinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen vertrat. Eben fo muß in der Weltgefchichte jedes Volk feinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darftellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt; andern werden fie entfpringen; felten erzeugen fie fich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entfchuldigend fey, giebt es auch davon Beifpiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges bewunderten unfer Väter in dem Wiederherfteller eines faft vernichteten Staates, in dem großen Kurfürften Friedrich Wilhelm einen Mann der

allein zum Ruhme feines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Menfch, niemals ein Volk wäñnen, das Ende fey gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feyern, fo gefchieht es um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbanuen was zerknirreht, was den Anfang lähmen kann. Güterverluft läßt fich erfezen, über andern Verluft tröftet die Zeit; nur Ein Uebel ift unheilbar: wenn der Menfch fich felbft aufgibt.

Und Du, unfterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Guftaven wandelst, Dein Geift, nunmehr von vorübergehenden Verhältniffen befreyt, fich einen Augenblick herablaffen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen: fo wirft Du fehen daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnelichften ift. Du wirft fehen daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzofen, die Du immer fehr liechteft, mit den Preußen, deren Ruhm Du lifte, in der Feyer fo ausgezeichnete Tugenden, wie fie Dein Andenken zurückeruft, vereinigen mußte.

## AUS MEINEM LEBEN. DICHTUNG UND WAHRHEIT.

### AUS DEM FÜNFTEN BUCHE.

Der KROENUNGSTAG brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günftig, und alle Menfchen in Bewegung. Man hatte mir necht mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer felbft in einer der obern Etagen einen guten Platz angewiefen, wo wir das Ganze vollkommen überfehen konnten. Mit

dem früheften begaben wir uns an Ort und Stelle, und befchaun nunmehr von oben wie in der Vogelperspective die Anftalten, die wir Tags vorher in naehem Augenfchein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwey großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein lühen und rothen

Wein drüben aus feinen zwey Schnabeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Haber; hier stand die große Bretterhütte in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge die vom Rømer aus dahin und von andern Straßen nach dem Rømer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinfrehte, wo ein neuer Auftritt erfahen, und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmlocke geläutet wurde, fehlten das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller die von oben herab den Platz übersehen konnten erregte, war der Zug in welchem die Herren von Achen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten saßen vor ihnen in anständiger Verchrang auf dem Rückfütz. Nunmehr begeben sich die drey Kurfürsten in den Dom. Nach Überreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Aufstalten und mancherley Ceremoniell beschäftigten mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen führen indeffen die Gefandten auf den Rømer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich hefteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim

sein Pferd: ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die geltrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gefandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltag. Dort hätte man auch seyn mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indeffen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung, nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien, und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische Kønig im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse; und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlhofschafter, die Erbämter, und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einhersehwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu seßeln: aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinvordende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zug, von dem

Markte her, nach der Roemertür eröffnet, und ein Breterweg aufgebracht werden welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug befehren sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten um in der Kirche gegenwärtig zu seyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichen Tage den wir erlebten mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Festalterthümlich feyerten.

Auf dem Platze war jetzt das Scheuswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuß wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten: denn uns dünkte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Ältere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten, Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feyerlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Roemer, zugehört. Als nun ihr Gemahl in der festlichen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr so zu fagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wunderfamen Handfchuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen,

welches dem ganzen zusehenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin ihren Gemahl zu begrüßen das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sey der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrey gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall, und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz fachte einhersehritten, daß alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zugieng. Wir sahen ihn so wie den ganzen volksgefüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht: denn die Gefandten, die Erbäuer, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drey geistlichen Kurfürsten die sich angeschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur Eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen der Macht: aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinshaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu betheiligen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen

Platz, und ein ungeflümmes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiss auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen Preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieß um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genuß des Pöbels zu opfern giengen eigens heftelte Personen hinter dem Zuge her, ließen das Tuch von der Brücke, wickelten es bausweise zusammen, und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft, und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußstritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerley Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbhängen zurückblieb,

und ich konnte sie auf der dreymal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menäechmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie die Krone Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingeneht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung: aber man konnte sich nicht läugnen daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigeren Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste was öffentlich zu erblicken war sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreyen gab uns zu erken-

nen daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein feltames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der feheue Erbmarfchall auf fein Ross: er hatte das Schwert abgelegt; in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkelttes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Sebranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übertoll, strich es ab, und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marftall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu, und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Sebranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbsehenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbsehatzmeister, der das Geld ausverfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Ross, dem zu beiden Seiten des Sattels aufstatt der Pistolenhäftern ein Paar prächtige mit dem Kurfälzisehen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff, und rechts und links Gold- und Silbermünzen freygebig austreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Hehe um die Gaben auf-

zufangen: kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden, und rang gewaltig um die Stücke welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun die Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schluß gieng es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchften Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestaten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herfehete der Gebrauch den Hafer, gleich nachdem der Erbmarfchall das Theil weggenommen, den Springbrunnen nachdem der Erbsehenk, die Küche nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Diesmal aber hielt man um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernfterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwey Innungen, die Metzger und Weinschreter, hatten sich hergebrachter Maßen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschreter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe

ihres zuuftmäßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil fie das letzte Mal obgefiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenfter ihres Zuft- und Verfammlungshaufes die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorfartend zu fehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten fehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ift mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feyerlichkeit diefer Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem fehließen foll, fo war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die breterne Küche felbft Preis gemacht wurde. Das Dach derfelben wimmelte fogleich von Menfchen, ohne daß man wußte wie fie hinaufgekommen; die Breter wurden losgeriffen und heruntergefürzt, fo daß man, befonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden todtfehlagern. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menfchen hingen an Sparren und Balken um auch diefe aus den Fugen zu reißen; ja manche fehwebten noch oben herum, als fehon unten die Pfosten abgefagt waren, das Gerippe hin- und wiederfehwanke und jähem Einsturz drohte. Zarte Perfonen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete fich ein großes Unglück: allein man hörte nicht einmal von irgend einer Befchädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltfam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun daß Kaifer und Koenig aus dem Cabinet, wohin fie vom Balcon abgetreten, fich wieder hervorbegeben und in dem großen Römerfaale fpeifen würden. Man hatte die Anftalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein fehulichfter Wunfeh war heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab

mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber fteht. Hier ftante ich nun die vornehmen Perfonen an, welche fich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speifen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, fo daß der Contraft ihres Anftandes mit der Handlung für einen Knaben wohl finnverwirrend feyn konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht: indefs giengen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfälzifchen Hausofficianten, den ich anredete ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er befann fich nicht lange, gab mir eins der filbernen Gefäße die er eben trug; welches er um fo eher konnte, als ich fauber gekleidet war; und fo gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfälzifche Büffet fand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung defelben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenftern, faßen auf Thronftufen erhöht unter Baldachinen Kaifer und Koenig in ihren Ornaten. Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kiffen rückwärts in einiger Entfernung. Die drey geiftlichen Kurfürften hatten, ihre Büffete hinter fich, auf einzelnen Eftraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majeftäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten, und Kur-Köln zur Linken. Diefer obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzufehen, und erregte die Bemerkung daß die Geiftlichkeit fich fo lange als möglich mit dem Herfcher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tifche der fämmtlichen weltlichen Kur-

fürften an das Mißverhältniß denken welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gefandten derselben hatten sich schon entfernt um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Converté leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu ver-  
 13 geben, ausblieben, wenn sie sich auch dormalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichst ins Auge zu fassen; und wie der Nachtsich aufgetragen wurde, da die Gefandten um ihren Hof zu machen wieder hereintraten, suchte ich das Freye, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarhaft nach dem heutigen Halbhaften wieder zu erquickern und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

---

AUS DEM SIEBENTEN BUCHE.

---

Über den Zustand der Deutschen Litteratur jener Zeit ist so vieles und ausreichendes geschrieben worden, daß wohl jedermann der einigen Antheil hieran nimmt vollkommen unterrichtet seyn kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich überein stimmen dürfte; und was ich gegenwärtig stück- und sprungweise davon zu sagen gedenke, ist nicht sowohl wie sie an und für sich beschaffen seyn mochte, als vielmehr wie

sie sich zu mir verhielt. Ich will deshalb zuerst von solchen Dingen sprechen, durch welche das Publicum besonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren selbstgenügsamen lebendigen Dichtkunst von der Satire und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will jeder nach seiner Weise leben, der Bürger sein Gewerbe, sein Geschäft treiben, und sich nachher vergnügen: so mag auch der Schriftsteller gern etwas verfaßen, seine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn, doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt etwas Gutes und Nützlichés gethan zu haben. In dieser Ruhe wird der Bürger durch den Satiriker, der Autor durch den Kritiker gestört, und so die friedliche Gesellschaft in eine unangenehme Bewegung gesetzt.

Die litterarische Epoche in der ich geboren bin entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern übersehwnimmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigene unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde  
 20 Worte nothiger und unnöthiger Weise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt sich ausländischer Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwey  
 23 Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule um lebensartig zu werden, und bei den Römern um sich würdig auszudrücken. Dieß sollte aber  
 30 auch in der Mutter Sprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl

den Welt- als Geschäfts- Stil lächerlich machte. Überdies faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmaßig an, und bediente sich derselben hechtübertrieben. Eben so zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber, und war eben nirgends, am wenigsten bei sich zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frey- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und wie es der gemeine verständliche Sinn gab geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Platteit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstochen durch welchen das große Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange Stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere blühtete.

Gute Köpfe, freyaufblickende Naturkinder hatten daher zwey Gegenstände an denen sie sich üben, gegen die sie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslassen konnten: diese waren eine durch fremde Worte Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und sodann die Werthlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frey zu erhalten besorgt waren; wobei niemand einiel daß, indem man ein Übel bekämpfte, das andere zu Hülfе gerufen ward.

Liseov, ein junger kühner Mensch, wagte zuerst einen feichten alherneen Schriftsteller persönlich anzufallen; dessen ungefehrtes Beuchmen ihm bald Gelegenheit gab hettiger zu verfahren. Er griff sodann weiter

um sich, und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz: er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger unregelmäßiger Jüngling. In dem, was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen Landsleuten das Talent, der Character schätzenswerth vorkommen; wie denn die Deutschen immer gegen frühabgechiedene, Gutes versprechende Talente besondere Frömmigkeit bewiesen haben: genug, uns ward Liseov sehr früh als ein vorzüglicher Satiriker, der fogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei fahen wir uns freylich nicht gefördert: denn wir konnten in seinen Schriften weiter nichts erkennen als daß er das Alberue alherne gefunden habe; welches uns eine ganz natürliche Sache schien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehäßiger Natur, ergriff die allgemeine Satire. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff wie die Welt seyn sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sey.

Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen: nebenher überläßt er sich zur Erholung



einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihm zunächst umgibt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr als daß er sie verspottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben so spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig aesthetisches. In den äußern Formen ist er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelwürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt; welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte: denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrößlich, die schwachen macht es irre, und behagt freylich der großen Mittelklasse, welche ohne besondern Geistesaufwand sich klüger dünken kann als andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt zeugt von seiner Rechtlichkeit Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen: der unbegranzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand war natürlich: daß Einzelne sich über ihn beschwerten folgte daraus: seine allzulangen Verteidigungen daß seine Satire keine persönliche sey, zeugen von dem Verdruß den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzten ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben worin er die Dresdner Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perrücken verliert ohne auch im mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit-

und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respectabel, und Rabener verdient von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenden Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reißt ich mich von ihm los; nur das bemerke ich noch: seine Satire bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt hier und da vermerken daß er die höhern auch wohl kenne, es aber nicht für rathlich halte sie zu berühren. Man kann sagen daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich niemand gefunden der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik! und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen. Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam: von einem höchsten Princip der Kunst hatte niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottscheds Kritische Dichtkunst in die Hände: sie war brauchbar und belehrend genug; denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, so wie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen derselben: das poetische Genie ward vorausgesetzt: Übrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt seyn; er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunst: wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten.

Die Schweizer traten auf als Gottscheds Antagonisten: sie mußten doch also etwas

anderes thun, etwas Besseres leisten wollen: so hörten wir denn auch daß sie wirklich vorzüglicher seyen. Breitingers Kritische Dichtkunst ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Übersicht rechtfertigte diese Worte.

Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundfatz finden können: sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerey, eine Kunst die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger: Engländer und Franzosen hatten schon über die bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu begründen. Jene stellte Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie: die poetischen Bilder also waren das erste was in Betrachtung gezogen wurde. Man fieng von den Gleichnissen an. Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre kam zur Sprache.

Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach: warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur wie sie vor uns liegt kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige: man muß also wählen. Was bestimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende auffuchen. Was ist aber bedeutend?

Hierauf zu antworten moegen sich die Schweizer lange bedacht haben: denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sey immer das Neue;

und nachdem sie dieß eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sey immer neuer als alles andere.

Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beifammen: allein es kam noch zu bedenken daß ein Wunderbares auch leer seyn könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher nothwendig geforderter Bezug müße aber moralisch seyn, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge; und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer allem anderen Geleisteten noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sey, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Überlegung ward endlich dieser Vorrang mit höchster Überzeugung der Aesopischen Fabel zugesprochen.

So wunderbar uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen vorauslagen was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemüht, ist theoretisch und practisch zeitnehmens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger gelehrter einfichtsvoller Mann, dem, als er sich recht

umfah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgegenen; ja es läßt sich nachweisen daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von Koenig auf das Luftlager Augusts des Zweyten wirklich ein Gedicht sey? so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen daß er, von einem falschen Puncte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise doch noch auf die Hauptsache steht, und die Darstellung der Sitten Charactere Leidenchaften, kurz des inneren Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buchs gleichsam als Zugabe anzurathen sich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausgerichtete Maximen, halb verstandene Gesetze und zerplitterte Lehren sich versetzt fühlen läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele, und war auch da nicht geübert: die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und aus den besten inländischen blickte jedesmal eine entschiedene Individualität hervor, deren Tugenden man sich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Productives in sich fühlte, war es ein verzweiffelungsvoller Zustand.

Betrachtet man genau was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller: an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fabens und Vergewärtigens, fruchtbar im hoch-

sten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er besaß alles was dazu gehört im Leben ein zweytes Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Geminnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Character oder, wenn man will, seiner Characterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerriß ihm sein Leben wie sein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte sich Günther das Glück verherzt an dem Hofe Augusts des Zweyten angestellt zu werden, wo man zu allem übrigen Prunk sich auch nach einem Hofpoeten umfah, der den Festlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von Koenig war gestifteter und glücklicher: er bekleidete diese Stelle mit Würde und Beifall.

In allen souveränen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunst von oben herunter, und vielleicht war das Luftlager bei Mühlberg der erste würdige, wo nicht nationale, doch provincielle Gegenstand der vor einem Dichter auftrat. Zwey Koenige die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämmtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinrieg, Feste aller Art: Beschäftigung genug für den äußeren Sinn, und überfließender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie.

Freylich hatte dieser Gegenstand einen inneren Mangel, eben daß es nur ein Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand außer den Ersten

machte sich bemerkbar, und wenn es je gefe-  
 fenen wäre, dürfte der Dichter den einen  
 nicht hervorheben um andere nicht zu ver-  
 letzen. Er mußte den Hof- und Staatskalen-  
 der zu Rathe ziehen, und die Zeichnung  
 der Personen lief daher ziemlich trocken  
 ab; ja schon die Zeitgenossen machten ihm  
 den Vorwurf, er habe die Pferde besser ge-  
 fchildert als die Menschen. Sollte dieß aber  
 nicht gerade zu seinem Lobe gereichen, daß  
 er seine Kunst gleich da bewies, wo sich  
 ein Gegenstand für dieselbe darbot? Auch  
 scheint die Hauptschwierigkeit sich ihm bald  
 offenbart zu haben: denn das Gedicht hat  
 sich nicht über den ersten Gesang hinaus  
 erstreckt.

.....

Bei diesem Umgange wurde ich durch  
 Gespräche, durch Beispiele und durch ei-  
 genes Nachdenken gewahr daß der erste  
 Schritt um aus der wäßerigen weitfchwei-  
 figen nullen Epoche sich herauszuretten nur  
 durch Bestimmtheit Präcision und Kürze  
 gethan werden könne. Bei dem bisherigen  
 Stil konnte man das Gemeine nicht vom  
 Besseren unterscheiden, weil alles unter ein-  
 ander ins Flache gezogen ward. Schon hat-  
 ten Schriftsteller diesem breiten Unheil zu  
 entgehen gesucht, und es gelang ihnen mehr  
 oder weniger. Haller und Ramler waren von  
 Natur zum Gedrängten geneigt; Lessing und  
 Wieland sind durch Reflexion dazu geführt  
 worden. Der erste wurde nach und nach  
 epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp  
 in der Minna, laconisch in Emilia Galotti;  
 später kehrte er erst zu einer heiteren Nai-  
 vetät zurück, die ihn so wohl kleidet im Na-  
 than. Wieland, der noch im Agathon, Don  
 Sylvio, den komischen Erzählungen mitun-  
 ter prolix gewesen war, wird in Musarion  
 und Idris auf eine wunderfame Weise ge-

faßt und genau, mit großer Anmuth. Klop-  
 stock, in den ersten Gefängen der Melliade,  
 ist nicht ohne Weitfchweifigkeit: in den  
 Oden und anderen kleinen Gedichten er-  
 scheint er gedrängt; so auch in seinen Tra-  
 gedien. Durch seinen Wettstreit mit den  
 Alten, besonders dem Tacitus, sieht er sich  
 immer mehr ins Enge genöthigt, wodurch  
 er zuletzt unverftändlich und ungenießbar  
 wird. Gerstenberg, ein schönes, aber bi-  
 zarres Talent, nimmt sich auch zusammen;  
 sein Verdienst wird geschätzt, macht aber  
 im Ganzen wenig Freude. Gleim, weit-  
 fchweifig, behaglich von Natur, wird kaum  
 einmal concis in den Kriegsliedern. Ramler  
 ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er  
 fängt an was Deutsche im Lyrischen gelei-  
 stet zu sammeln. Nun findet er daß ihm  
 kaum ein Gedicht völlig genug thut: er  
 muß auslassen redigieren verändern, damit  
 die Dinge nur einige Gestalt bekommen.  
 Hierdurch macht er sich fast so viel Feinde,  
 als es Dichter und Liebhaber giebt, da sich  
 jeder eigentlich nur an seinen Mängeln wie-  
 der erkennt, und das Publicum sich eher  
 für ein fehlerhaftes Individuelle interessiert  
 als für das, was nach einer allgemeinen Ge-  
 fchmacksregel hervorgebracht oder verbessert  
 wird. Die Rhythmik lag damals noch in der  
 Wiege, und niemand wußte ein Mittel ihre  
 Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa  
 nahm überhand. Gesner und Klopstock er-  
 regten manche Nachahmer; andere wieder  
 forderten doch ein Syllbenmaß, und über-  
 setzten diese Prose in faßliche Rhythmen.  
 Aber auch diese machten es niemand zu  
 Dank: denn sie mußten auslassen und zu-  
 fetzen; und das profaische Original galt  
 immer für das Bessere. Jemehr aber bei al-  
 lem diesen das Gedrungene gesucht wird,  
 desto mehr wird Beurtheilung möglich, weil  
 das Bedeutende, enger zusammengebracht,

endlich eine sichere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden: denn indem man von einem jeden Gegenstande den man nachbilden wollte nur das Nothwendige darzustellen suchte, so mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auf diese Weise, ob es gleich niemand mit Bewußtseyn that, vermännliglichten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freylich auch frauzenhafte gab, und mancher Versuch unglücklich abließ.

Ganz ohne Frage besaß Wieland unter allen das feinste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt: da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst im leichten Gefecht sein Talent am allerhöchsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Productionen fallen in die Zeit meiner academischen Jahre. Mufarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Orts und der Stelle erinnern wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oefer mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles was in Wielands Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste; und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammt Phantias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt veröhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchlehen. Übrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heiteren Widerswillen gegen erhöhte Gefinnungen zu, welche bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben öfters

der Schwärmercy verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab daß es ihm selbst immerfort zu schaffeln mache.

Wie kümmerlich die Kritik solcher Arbeiten damals entgegen kam, läßt sich aus den ersten Bänden der Allgemeinen Deutschen Bibliothek ersehen. Der komischen Erzählungen geschieht ehrenvolle Erwähnung: aber hier ist keine Spur von Einsicht in den Character der Dichtart selbst. Der Recensent hatte keinen Geschmack, wie damals alle, an Beispielen gebildet. Hier ist nicht bedacht daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung solcher parodistischer Werke den originalen edlen schönen Gegenstand vor Augen haben müsse um zu sehen ob der Parodist ihm wirklich eine schwache und komische Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt, oder unter dem Schein einer solchen Nachahmung vielleicht gar selbst eine treffliche Erfindung geliefert? Von allem dem ahnet man nichts: sondern die Gedichte werden stellenweis gelobt und getadelt. Der Recensent hat, wie er selbst gesteht, so viel was ihm gefallen angestrichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchst verdienstlichen Übersetzung Shakespeares mit dem Anruf entgegen 'Von Rechts wegen sollte man einen Mann wie Shakespeare gar nicht übersetzt haben', so begreift sich ohne weiteres wie unendlich weit die Allgemeine Deutsche Bibliothek in Sachen des Geschmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahren Gefühl belebt, sich nach anderen Leitsternen umzusehen hatten.

Den Stoff, der auf diese Weise mehr oder weniger die Form bestimmte, suchten die Deutschen überall auf. Sie hatten wenig

oder keine Nationalgegenstände behandelt: Schlegels Hermann deutete nur darauf hin. Die idyllische Tendenz verbreitete sich unendlich. Das Characterlose der Gefürchten bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit machte Jeden glauben daß er etwas ähnliches vermöge. Eben so bloß aus dem Allgemeinenmenschlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darstellen sollten, z. B. die jüdischen Schäfergedichte, überhaupt die patriarchalischen, und was sich sonst auf das alte Testament bezog. Bodmers Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den Deutschen Parais angefchwollenen Waßerflut, die sich nur langsam verliet. Das Anacreontische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmaßige Köpfe im Breiten herumfchwanken. Die Präcision des Horaz nöthigte die Deutschen, doch nur langsam, sich ihm gleichzustellen. Komische Heldengedichte, meist nach dem Vorbild von Popes Lockenraub, dienten auch nicht eine bessere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der so ernsthaft wirkte, als er lächerlich seyn muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutschen hatten nunmehr genugfam historische Kenntniß von allen Dichtarten worinne sich die verschiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottsched war schon dieses Fächerwerk, welches eigentlich den inneru Begriff von Poesie zu Grunde richtet, in seiner Kritischen Dichtkunst ziemlich vollständig zusammengezimmert, und zugleich nachgewiesen daß auch schon Deutsche Dichter mit vortreflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und so gieng es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection anfchlicher: aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Local in dem sie bisher geplänzt hatte. Wir besaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch

Virgile und Milton; wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theocriten war kein Mangel: und so wiegte man sich mit Vergleichungen nach außen, indem die Masse poetischer Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen stattfinden konnte.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß fehler seyn oder fehler werden die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schickfal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie die Schickfale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopee besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirkfamkeit empfinden läßt.

Rauher singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen herzerhebenden Gegenständen, und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht läugnen daß das Genie, das ausgebildete Künftalent durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widerpänftigsten Stoff bezwingen könne. Genau befehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk; welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick Mühe und Fleiß die Würde des Stollfes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartey fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff den die Preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die Französische Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzaufhalten, eine Masse Französischer Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefördert wurden: eben so war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Litterarwesens ein Glück. Man that alles um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden: aber man thats auf Deutsche Weise, nach innerer Überzeugung; man that was man für recht erkannte, und wünschte und wollte daß der König dieses Deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dieß geschah

nicht, und konnte nicht geschehen: denn wie kann man von einem König der geistig leben und genießen will verlangen daß er seine Jahre verliere um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabrik-Sachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waaren sehr mäßige Surrogate aufnöthigen: aber hier geht alles geschwinde zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Aushurt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung, that, Minna von Barhelm. Lessing, der im Gegenfatze von Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Welt-Leben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte; und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der litterarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehäßige Spannung in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben wer-

den. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht so leicht hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstmäßig dargestellt.

Habe ich durch diese eursorischen und defultorischen Bemerkungen über Deutsche Litteratur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir gegliickt, eine Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als im Concliet zweyer für das litterarische Vaterland so bedeutender Epochen so viel Neues auf mich eindrängte, ebe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich gelten machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte ihm völlig entlagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitsehweisige Periode in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treuflässig in Gesellschaft so vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuscript die ich meinem Vater zurückließ konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen; und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorätzen war mehr aus Mißmuth als aus Überzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch

Lehre, durch so manche widerstrebende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen ohne mir jedoch klar machen zu können wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sey. Denn bei der großen Befchränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gefellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Absondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genöthigt alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderde ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten der mich zu berühren, mir ein Interesse einzufleßen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freyerem Sylbenmaß: sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen, und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder qualte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nethiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist.



## AUS DEM ZEHNTEN BUCHE.

Die DEUTSCHEN DICHTER, da sie nicht mehr  
als Glieder für Einen Mann standen,  
genossen in der bürgerlichen Welt nicht der  
mindesten Vortheile. Sie hatten weder Halt  
Stand noch Ansehen, als insofern sonst ein  
Verhältniß ihnen günstig war, und es kam  
daher bloß auf den Zufall an, ob das Ta-  
lent zu Ehren oder Schanden geboren seyn  
sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl  
von Geist und Fähigkeiten, mußte sich küm-  
merlich ins Leben hineinschleppen, und die  
Gabe die er allenfalls von den Mufen er-  
halten hatte, von dem augenblicklichen Be-  
dürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegen-  
heitsgedicht, die erste und echte aller  
Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad,  
daß die Nation noch jetzt nicht zu einem  
Begriff des hohen Werthes desselben ge-  
langen kann, und ein Poet, wenn er nicht  
gar den Weg Günthers einschlug, erschien  
in der Welt auf die traurigste Weise sub-  
ordiniert, als Spasmacher und Schmarutzer,  
so daß er sowohl auf dem Theater als auf  
der Lebensbühne eine Figur vorstellte der  
man nach Belieben mitspielen konnte.

Gefellte sich hingegen die Muse zu Män-  
nern von Ansehen, so erhielten diese dadurch  
einen Glanz der auf die Geberinn zurück-  
fiel. Lebensgewandte Edelleute wie Hage-  
dorn, stattliche Bürger wie Broekes, ent-  
schiedene Gelehrte wie Haller erschienen  
unter den Ersten der Nation, den Vornehm-  
sten und Geschätztesten gleich. Besonders  
wurden auch solche Personen verehrt, die  
neben jenem angenehmen Talente sich noch  
als emsige treue Geschäftsmänner auszeich-  
neten. Deshalb erfreuten sich Uz Rabener  
Weise einer Achtung ganz eigener Art,  
weil man die heterogensten, selten mit ein-

ander verbundenen Eigenschaften hier ver-  
eint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen wo das  
Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich  
seine eignen Verhältnisse selbst schüfe, und  
den Grund zu einer unabhängigen Würde  
zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock  
zusammen um eine solche Epoche zu be-  
gründen. Er war, von der sinnlichen wie  
von der sittlichen Seite betrachtet, ein rei-  
ner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen,  
legt er von Jugend an einen großen Werth  
auf sich selbst und auf alles was er that,  
und indem er die Schritte seines Lebens  
bedächtig vorausmißt, wendet er sich im  
Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern  
gegen den höchsten denkbaren Gegenstand.  
Der Messias, ein Name der unendliche Ei-  
genchaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs  
neue verherrlicht werden. Der Erleser sollte  
der Held seyn den er durch irdische Ge-  
meinheit und Leiden zu den höchsten himm-  
lischen Triumphen zu begleiten gedachte.  
Alles was Göttliches Englisches Menschli-  
ches in der jungen Seele lag ward hier in  
Anspruch genommen. Er, an der Bibel er-  
zogen und durch ihre Kraft genährt, lebt  
nun mit Erzwatern Propheten und Vorläu-  
fern als Gegenwärtigen: doch alle sind seit  
Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichen  
Kreis um den Einen zu ziehen, dessen  
Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und  
an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil  
nehmen sollen. Denn endlich, nach trüben  
und fehrecklichen Stunden, wird der ewige  
Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn  
und Mitgott wieder anerkennen, und dieser  
wird ihm dagegen die abgewendeten Men-  
schen, ja sogar einen abgefallenen Geist wie-  
der zuführen. Die lebendigen Himmel jauch-  
zen in tausend Engellstimmen um den Thron,  
und ein Liebesglanz überpfeift das Weltall.

das feinen Blick kurz vorher auf eine grünl  
liche Opferstätte gefammelt hielt. Der himm  
liche Friede welchen Klopstock bei Con  
ception und Ausführung dieses Gedichtes  
empfundem, theilt sich noch jetzt einem je  
den mit der die ersten zehn Gefänge lieft  
ohne die Forderungen bei sich laut werden  
zu lassen auf die eine fortrückende Bildung  
nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem  
Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit.  
Daß er selbst dereinst zu diesen Chören  
eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeich  
nen, ihm von Angesicht zu Angesicht den  
Dank für seine Bemühungen abtragen würde,  
den ihm schon hier jedes gefühlvolle fromme  
Herz durch manche reine Zähre lieblich ge  
nug entrichtet hatte: dieß waren so unschul  
dige kindliche Gefinnungen und Hoffnungen,  
als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth  
haben und hegen kann. So erwartete nun  
Klopstock das völlige Recht sich als eine  
geheiligte Person anzusehen, und so heßiß  
er sich auch in seinem Thun der aufmerk  
samsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter  
beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine  
erste Liebe einem Frauenzimmer zugewen  
det hatte die ihn, da sie einen andern hei  
rathete, in Ungewißheit ließ ob sie ihn  
wirklich geliebt habe, ob sie seiner werth  
gewesen sey. Die Gefinnungen die ihn mit  
Meta verbanden, diese innige ruhige Nei  
gung, der kurze heilige Ehestand, des über  
bliebenen Gatten Abneigung vor einer zwey  
ten Verbindung: alles ist von der Art, um  
sich deselben einst im Kreise der Seligen  
wohl wieder erianern zu dürfen.

Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich  
selbst ward noch dadurch erhöht, daß er  
in dem wohlgefunten Dänemark in dem  
Haufe eines großen und auch, menschlich  
betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine

Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in  
einem höhern Kreise, der zwar in sich ab  
geschlossen, aber auch zugleich der äußeren  
Sitte, der Aufmerksamkeit gegen die Welt  
gewidmet war, entschied sich seine Rich  
tung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine  
abgemessene Rede, ein Laconismus, selbst  
wenn er offen und entscheidend sprach, gab  
ihm durch sein ganzes Leben ein ge  
wisses diplomatisches, ministerielles Auf  
sehen, das mit jenen zarten Naturgefinnungen  
im Widerstreit zu liegen schien, obgleich  
beide aus Einer Quelle entsprangen. Von  
allem diesen gehen seine ersten Werke ein  
reines Ab- und Vorbild, und sie mußten da  
her einen unglaublichen Einfluß gewinnen.  
Daß er jedoch persönlich andere Strebende  
im Leben und Dichten gefördert, ist kaum  
als eine seiner entschiedenen Eigenschaften  
zur Sprache gekommen.

Aber eben ein solches Förderniß junger  
Leute im litterarischen Thun und Treiben,  
eine Lust hoffnungsvolle, vom Glück nicht  
begünstigte Menschen vorwärts zu bringen  
und ihnen den Weg zu erleichtern, hat ein  
nen Deutschen Mann verherrlicht, der in  
Absicht auf Würde die er sich selbst gab  
wohl als der zweyte, in Ablicht aber auf  
lebendige Wirkung als der erste genannt  
werden darf. Niemanden wird entgehen daß  
hier Gleim gemeint sey. Im Besitz einer  
zwar dunkeln, aber eintreglichen Stelle,  
wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht  
allzugroßen, durch militärische bürgerliche  
litterarische Betriebsamkeit belebten Orte,  
von wo die Einkünfte einer großen und rei  
chen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß  
ein Theil derselben zum Vortheil des Platzes  
zurückblieb, fühlte er einen lebhaften pro  
ductiven Trieb in sich, der jedoch bei aller  
Stärke ihm nicht ganz genügte; deswegen  
er sich einem andern vielleicht mächtigern

Trieb hingab, dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durch einander. Er hätte eben sowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den sich beide Männer von ihrem Werth bilden durften, und wodurch andere veranlaßt wurden sich auch für etwas zu halten, hat im Öffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieses Bewußtseyn, so ehrwürdig es ist, führte für sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eigenes Übel herbei. Darf man beide Männer nach ihren geistigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, so blieben sie gegen die Welt nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden wie die der Weltleute Vornehmen und Reichen: sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände

einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre wie sie verdienten: sie gaben solche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich; und eben weil sie fühlten daß ihre Neigung viel werth sey, so gefielen sie sich dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonen hierbei weder Papier noch Dinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann wenn sie kann die Möglichkeit einsehen wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselfichtigkeit ergötzen konnten, wenn sie den Wunsch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben seyn. Allein man laße jene wenigen Bände doch immer neben so viel andern auf dem Bücherbrette stehen, wenn man sich daran belehrt hat daß der vorzügliche Mensch auch nur vom Tage lebt, und nur kümmerlichen Unterhalt genießt wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fälle der äußeren Welt zu greifen verläßt, wo er allein Nahrung für sein Wachstum und zugleich einen Maßstab deselben finden kann.

## ZU BRUEDERLICHEM ANDENKEN WIELANDS.

MDCCCXIII.

DURCHLAUCHTIGSTER PROTECTOR,  
SEHR EHRWÜRDIGER MEISTER,  
VEREHRUNGSWÜRDIGSTE ANWESENDE!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern: so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unfern abgechiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellern, und ein festlich gefehmü kter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen; der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Muse, gefehmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns gefehieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keinesweges mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre: wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegen-

wärtigen was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten daß er den Werth eines in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermeßen und zu schätzen wiße?

Begleiten wir unfern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir daß ihm das ungemaine Glück zu Theil ward die Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken: denn auch das hohe Alter hat seine Blüte, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten um auszudrücken daß wenn Anacreon der Greis seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unfern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unfern Kreis hindurch genommen: wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten; und wenn das Vaterland so wie das Ausland sein Andenken feyert, wo sollte dieß früher und kräftiger gefehenen als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angefehenen

Verfamlung zu feinem Andenken um fo lieber einige Worte, als fie flüchtige Vorläufer feyn können deffen, was künftig die Welt, was unfere Verbrüderung für ihn thun wird. Diefe Gefinnung ifts, diefe Abficht, um derenwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer faft vierzig Jahre geprüften Neigung als aus rednerifcher Überlegung, keineswegs in gehoriger Verbindung, fondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja fprungweife vortrage, weder des Gefeyerten, noch der Feyernden würdig erfcheinen dürfte: fo muß ich bemerken daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten feyen. Und fo werde denn ohne weiteres Zaudern zu dem uns fo lieben, werthen, ja heiligen Gegenftand gefchritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsftadt in Schwaben, 1755 geboren. Sein Vater, ein evangelifcher Geiftlicher, gab ihm eine forgfältige Erziehung, und legte bei ihm den erften Grund der Schulkenntniße. Hierauf ward er nach Klofter Bergen an der Elbe gefendet, wo eine Erziehungs- und Lehranftalt, unter der Aufficht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe ftand. Von da begab er fich auf die Univerfität zu Tübingen; fodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutfchland, wie Gleimen nachher in Norddeutfchland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er fich ganz der Luft welche das Selbft Hervorbringen der Jugend verfehafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung fich ausbildet, ohne daß die heheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch ent-

wuchs er bald jenen Verhältniffen, kehrte in feine Vaterftadt zurück, und ward von nun an fein eigener Lehrer und Bildner, indem er auf das raftlofefte feine litterarifch-poetifche Neigung fortsetzte. Die mechanifchen Amtsgeschäfte eines Vorftehers der Canzley raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Luft und Muth, und damit ja fein Geift in fo engen Verhältniffen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürftlich Mainzifchem Miniſter, bekannt. In diefem angefehenen wohl eingerichteten Hauſe wehte ihn zuerft die Welt- und Hofluft an, innere und äußere Staatsverhältniffe blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürften von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joſeph die Academie zu Erfurt wieder belebt werden follte, fo berief man unfern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldfamen Gefinnungen, welche fich über alle chriſtlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menſchheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken ohne der Herzoginn Regentinn von Weimar bekannt zu werden, wo ihm der für alles Gute fo thätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürftlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, ſelbſt höchſt gebildeten Mutter, und fo ward er herüber berufen, damit er feine litterarifchen Talente, feine fitzlichen Vorzüge zum Beſten des fürftlichen Hauſes, zu unferm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeſchäftes zugeſagte Ruhe wurde ihm ſogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugeſagte Erleichterung ſeiner häuslichen

Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein feiner Natur und feinen Wünschen völlig gemessenes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genug erkannt, geschätzt, ja gefeiert sind. In manchem Werke über deutsche Litteratur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen: ich gedenke nur dessen, was Küttner Eschenburg Manfo Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase: er gilt hier ganz eigentlich; und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels womit er seine Werke gebildet zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiss vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und feur sehen schrieb, zugleich mit Freyheit und Besonnenheit: daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, befestigte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde

ward Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben: dieses gab seinen Productionen das Zarte Zierliche Faßliche, das Natürlich-elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervor gebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Überzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch ein Vollen detes dem Gemeinwesen darzubringen entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherstchten ihn in einem hohen Grade: aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schnelle Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder un erreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete; das uralte, an den Ufern der Elbe lindennugebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte; das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen; jene einfachen Schweizerwohnungen, umraucht von Bächen, bespült von

Seen, umflossen von Felsen: überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspe und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platonischen Geist in sich wehen; er fühlte daß er dessen bedurfte um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wählte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte: eben dieses verbitterte ihm die Frucht die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genethigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen: nügen läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen; und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgesehene für Phantasterey.

Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten fühlt er sich von der Welt

verletzt und um seine größten Schätze beraubt. Nirgends kann er nunmehr in der Erfahrung wiederfinden was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war: aber er verzehrt sich nicht in eiteln Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen, sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatifizierenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unverföhlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem was dem Verstande excentrisch erscheint entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er leht sich auf gegen alles was wir unter dem Wort Philisterey zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterey, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Spredigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen seyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Voratz und Selbstbewußtseyn. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht seyn will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele,

hatten ihn schon längst angezogen: nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorgieng, wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgefinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches was einen Verständigen Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Frohsinn zu wirken: nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehen, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann seyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist Witz Humor seyen die echten Organe womit ein solches Gemüth die Welt anfaße. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freyheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen echten, die Probe nicht fehlenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch die Gegenstände zu gewältigen konnte man nicht umhin sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger dem er folgen, nicht einen Genossen mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwilling Bruder im Geiste, dem er vollkommen gleich ohne nach ihm gebildet zu seyn; wie man denn von Menæchen nicht sagen konnte, welcher das Original und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reifen Ämter Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer earlieren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete: eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stätiges Wirken in seinem überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande; und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein practisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet, und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde in Gesellschaft von unzähligen Wohlgefinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht Gefinnung Übersicht die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen: denn was der Engländer verständlich lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit Witz Geist Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermärchen, welche ihm die größte Freyheit gewähren: auch hier reicht ihm Frankreich in der Taufend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verar-



beitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs welche Deutschland besitzt noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernstern Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphieren läßt, so muß man doch auch gestehn daß am rechten Ort alles was fehlende Seelen nur zieren mag die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Überetzung Shakespears. Wieland fürchtete nicht durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun; ja schon früh war er überzeugt daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Überetzung vorhandener Werke ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespeare zu überetzen war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freyheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Überetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht,

scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen in ihrer Mäßigung und Reinheit höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion Sitten Verfassung, alles giebt ihm Anlaß seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute, sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu feherzen scheint, seine billige duldfame menschliche Lehre wiederholt einzufächern.

Zugleich gefällt er sich problematische Charactere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit das Lichenswürdige einer Musarion Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten wohlthunenden gebildeten frohen Menschen in Verbindung; ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu seyn, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem

Übersetzer noch mehr als dem Dichternothwendig sind; und so entstand der Deutsche Lucian, der uns den Griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Übersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von je her das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtfame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freylich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst noethig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß; ja es würde ihm vollkommen gelungen seyn, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten entscheidene Schritte zu thun: denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder sehen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit

den Römern noch mehr durch Gefinnung. Nicht daß er sich durch republicanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm: selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen mit denen er sich beschäftigt: aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteylichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partey nehmen mag.

Es giebt zwey Übersetzungsmaximen: die eine verlangt daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben, und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenschaften finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht: doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden welch verwickelttes Geschäft eine Übersetzung

frey, als er. Wie tief war er überzeugt daß nicht das Wort, sondern der Sinn helbe. Man betrachte wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu veretzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, aufsteßig werden könnte, in Notizen auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreyfache Bemühung, sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so giebt er sich denn auch die redlichste Mühe uns in den Fall zu setzen daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir läugnen wollen daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die Deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlchte darin der Griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Canzleyversetzer einer der klein-

sten Reichsstädte, in dem Fall Patriot und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen als unpatriotisch nachzugeben die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns daß er auch in diesem Fache geregelten Gefinnungen den Vorzug gab: indess gewann er doch diesen Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein welthürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen, und sie auf das Glück hinzuweisen das sie in dem Glück der Ibrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit unsichtiger Bescheidenheit, und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherley Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freywilige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste der die Einherrschaft wieder anruft, und den Mann bezeichnet der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei daß unfer Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja gnoethigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernemen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tages folgte, und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann heraus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercur's, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann der selbst dichtete auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller dem man so herrliche Werke verdankte selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Litteratoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercur's als Leitfadens in unserer Litteraturgeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend: denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust sich augenblicklich mitzutheilen bei einem jeden rege der irgend etwas zu geben hatte. Mehr, als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück wackte Nachahmer: ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publicum

drängten, und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutschen Mercur's viele Jahre durch erhielt war die dem Herausgeber deselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Partheyhaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst ins Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs entusiastisierte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt überfetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja fogar abwendig.

Schon früher hatte unfer Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Aufsechtung leiden müssen: um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an litterarischen Feinden ermangeln. Aber auch hier beweist er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sichs einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Anländer haben scharffinnig bemerkt daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen der sich selbst ausbildet, den Menschen der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Character deselben, gar bald abnehmen könne.

Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugefchrieben, und es wird um fo intereffanter feyn, feine Schriften wie fein Leben in diefem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und fpäter den Character unferes Freundes aus eben diefen Schriften verächtlich zu machen fuchte. Gar viele Menfchen find noch jetzt an ihm irre, weil fie fich vorftellen, der Vielleitige müße gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig feyn. Man bedenkt nicht daß der Character fich nur durchaus aufs Practifche beziehe. Nur in dem, was der Menfch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Character, und in diefem Sinne hat es keinen feftern, fich felbft immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er fich der Mannigfaltigkeit feiner Empfindungen, der Beweglichkeit feiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrfchaft über fich erlauben wollte, fo zeigte er eben dadurch die Feftigkeit und Sicherheit feines Sinnes. Der geiftreiche Mann fpielte gern mit feinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit feinen Gefinnungen. Und fo erwarb er fich viele Freunde, und erhielt fie. Daß er irgend einen entchiedenen Feind gehat hat mir nicht bekannt geworden. Im Genuß feiner dichterifchen Arbeiten lehte er viele Jahre in ftädtifcher bürgerlicher freundlich-geselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollftändigen Abdrucks feiner forgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derfelben.

Aber er follte noch im Herbft feiner Jahre den Einfluß des Zeitgeiftes empfinden, und auf eine nicht vorzusehende Weife ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutfchland gewaltet; äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern

menfchlichen weltbürgerlichen Gefinnungen gar fehen zufammen. Der friedliche Städter fehen feiner Mauern nicht mehr zu bedürfen; man entzog fich ihnen, man fehnte fich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbefitzes gab jedermann Vertrauen; das freye Naturleben zog jedermann an; und wie der gefellig geborne Menfch fich öfters den füßen Trug vorbilden kann, als lebe er beßer bequemer froher in der Abgefondertheit, fo fehen auch Wieland, dem bereits die höchfte litterarifche Müße gegönnt war, fich nach einem noch muftenhaft ruhigeren Aufenthalt einzufehen, und als er gerade in der Nähe von Weimar fich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entfchluß dafelbft den Rest feines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters befucht, welche mit ihm gelebt, muftändlich erzählen, wie er gerade hier in feiner ganzen Liebenswürdigkeit erfchien als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte; befonders aber, weil er fich den Menfchen wohl entziehen, die Menfchen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gattfreyer Wirth feine gefelligen Tugenden am anmuthigften entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu diefer idyllifchen Darftellung auffordere, fo muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken wie diefe ländliche Heiterkeit durch das Hinfecheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod feiner werthen forgfamen Lebensgefährtinn getrübt worden. Er legt die theuren Reste auf eignen Grund und Boden nieder, und indem er fich entfchließt die für ihn allzusehr verflochtene landwirthfchaftliche Beforgung aufzugeben und fich des einige Jahre froh genoßenen Grundbefitzes zu entäußern, fo behält er fich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor um dort auch feine ruhige

Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen sehnlichen und anmuthigen Willen erfüllt daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück: denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüffert. Er fühlte nur zu sehr was es ihm kostete, von ihr entfernt zu seyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und deselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unfattan genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald verammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Haufes und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren; ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen seyn: denn weil er nirgends obenau stehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen; ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches so wie sein litterarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen practischen Zweck suchte, ein practisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken heftändig klar, sein Ausdruck deut-

lich, gemeinfaßlich, und da er bei ausgebreiteten Kenntnissen stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und lebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten praludierte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug: als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freyem Lehen, dichtend so wie philosophierend, ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung befehränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hiervon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und des sittlichen Handelns fester, als bisher gesehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den

Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundätze hinweisen, und deshalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeineres Gesetz zur Entschcidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutschen Litteratur entstandene Conflict noch keineswegs herabigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Character, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet seyn müßte, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und unparteyisch zu wirken beiden Parteyen gewillensmaßen angeheeren.

Doch von jenen hieraus entsprungenen kleineren oder größeren Feldern zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge, wo nicht verschneht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlechte, verließ

ihn das Glück nicht: denn er ward erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der Französischen Gwalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwey Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er behielt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erliefen er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter hiechlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Äußerung, es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschehen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verlihen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein

solcher Unfall keine Veränderung in der Gemüthung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gefellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien: des Außerweltlichen, des Überfinlichen konnte er doch als ein vorzüglich begabter Mann keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor: denn indem er alles abzulehnen schien was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntniße liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten gleichsam verfußweise über die so scharf gezogenen Linien, wo nicht hinauszufreiten, doch hinüber zu blicken, und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand von dem uns alle angeborenen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzubauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannigfaltige Belege: besonders aber darf ich mich auf seinen Agathadæmon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene scheinend, so verständigen als herzlichen Äußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brädersverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mythen der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht daß gerade unter diesen vielleicht seltsamen Hüllen zuerst

unter die rohen und finlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Dafeyns sowohl von falschen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besuchte, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen: davon sind wir alle Zeugen; wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentreicher Mann, verständig vorsichtig umfichtig erfahren wohlthendend und maßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und gefelligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern angefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte unzufammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und



geordnete Bände noethig find um fein Andenken rühmlich zu feyern, neben dem Monumente das er ſich ſelbſt in feinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich dieſe ſchöne Pflicht nur in der Betrachtung, es könne das von mir vorge- tragene dem zur Einleitung dienen, was künft- 5  
 ig bei wiederholter Feyer feines Andenkens von andern beſer zu leiſten wäre. Wird es unfern verehrten Meiſtern gefallen, mit dieſem Auffatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unfern 10  
 Fremd erſcheinen wird, noch mehr aber das-

jenige, was unſere Brüder, auf die er am meiſten und am eigenſten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genoßen, vertraulich äußern und mitthei- 15  
 len möchten, ſo würde hiedurch ein Schatz von Thatſachen Nachrichten und Urtheilen gefammelt, welcher wohl einzig in feiner Art ſeyn dürfte, und woraus denn unſere Nach- kommen ſchöpfen könnten um mit ſtandhaf- 20  
 ter Neigung ein ſo würdiges Andenken immerfort zu beſchützen, zu erhalten und zu verklären.

## SHAKSPEARE UND REIN ENDE.

Es iſt über Shakſpeare ſchon ſo viel ge- ſagt, daß es ſcheinen möchte als wäre nichts 15  
 mehr zu ſagen übrig; und doch iſt dieß die Eigenschaft des Geiſtes, daß er den Geiſt ewig anregt. Dießmal will ich Shakſpeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erſtens als Dichter überhaupt, ſodann 20  
 verglichen mit den Alten und den Neuſten, und zuletzt als eigentlichen Theaterdichter. Ich werde zu entwickeln ſuchen was die Nachahmung ſeiner Art auf uns gewirkt, und was ſie überhaupt wirken kann. Ich 25  
 werde meine Beſtimmung zu dem, was ſchon geſagt iſt, dadurch gehen, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abſtimmung aber kurz und poſitiv ausdrücken ohne mich in Streit und Widerſpruch zu verwickeln. Hier 30  
 ſey alſo von jenem erſten Punet zuvörderſt die Rede.

### I. SHAKSPEARE ALS DICHTER ÜBERHAUPT.

Das Hechſte wozu der Menſch gelangen kann iſt das Bewußtſeyn eigener Gefinnungen und Gedanken, das Erkennen ſeiner ſelbſt, welches ihm die Anleitung giebt auch fremde 15  
 Gemüthsarten zu durchſehen. Nun giebt es Menſchen die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren ſind und ſolche durch Erfahrung zu practiſchen Zwecken ausbilden. 20  
 Hieraus entſteht die Fähigkeit der Welt und den Gefchäften im hehern Sinn etwas abzu- gewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er ſie nicht zu unmittelbaren irdiſchen Zwecken, ſondern 25  
 zu einem hehern geiſtigen allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakſpeare einen der größten Dichter, ſo geſtehen wir zugleich daß nicht leicht jemand die Welt ſo ge- 30  
 wahrte wie er, daß nicht leicht jemand der

sein inneres Aufheauen aussprach den Leser in höhern Grade mit in das Bewußtseyn der Welt ver setzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Alters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es als arbeite er für unsre Augen: aber wir sind getäuscht. Shakspeare's Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Überlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Überlieferung durchs Wort: denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge aufsaßen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakspeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen: denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begehe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakspeare'schen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehen was sich leicht imaginieren läßt, ja was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind bloß auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und sterrend, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakspeare, und dieß läßt sich beim Vorlesen am besten überliefern: der Hörer wird nicht zertrüet, weder durch fehlerliche noch unfehlerliche Darstellung. Es giebt keinen höhern Genuß und keinen reinern als sich mit geschlossenen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakspeare'sches Stück nicht declamieren, sondern recitieren zu lassen. Man folgt dem felichten Faden an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charactere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten: aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu conspirieren Helden und Kriegsknechte, Herren und Selaven, Könige und Boten; ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thatiger als die Hauptgestalten. Alles was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säufelt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verhehlet und versteckt wird hier frey und läßig an den Tag gefördert: wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wissen nicht wie.

Shakspeare gefellt sich zum Weltgeist: er durchdringt die Welt wie jener; heiden ist nichts verborgen: aber wenn des Weltgeists Geschäft ist Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwätzen, und uns vor oder doch gewis in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohlthkende Befchränkte, der leidenschaftlich hingerißene, der ruhig betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jedermann ist redsam und redselig.

Genuß, das Geheimniß muß heraus, und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelehte drängt sich hinzu, alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmel-Erd- und Meer-Phänomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichniß, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schätze hergeben: Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakspeares Dichtungen sind ein großer belehrt Jahrmakkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Überall ist England, das meerumfloßene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thatige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleich gestellt hätte. Niemand hat das materielle Costume mehr verachtet als er: er kennt recht gut das innere Menschen-Costume, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt: ich finde es nicht: es sind lauter eingelebte Engländer: aber freylich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig, und gerade daß er gegen das äußere Costume verstoßt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sey es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakspeares Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter fin-

den dessen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den feinigsten sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Ärger durch daß die Volksmasse den Vorzug der Beßern nicht anerkennen will. Im Caesar bezieht sich alles auf den Begriff daß die Beßern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen in Gesamtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra spricht mit tausend Zungen daß Genuß und That unverträglich sey. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

---

## II. SHAKSPEARE, VERGLICHEN MIT DEN ALTEN UND NEUESTEN.

---

Das Interesse welches Shakspeares großen Geist belebt liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrsagung und Wahrsinn, Träume Ahnungen Wunderzeichen, Fern und Gnomen, Gespenster Unholde und Zanberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchsehwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingredientien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base worauf sie ruhen; deshalb uns alles was sich von ihm hersehreibt so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zarstesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht gränzt.

Dies ungeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschiedener moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich, und sage daß keineswegs meine Absicht sey nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen: vielmehr soll es nur ein Versuch seyn zu andern uns schon bekannten Gegenätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als daß er schon in jenen enthalten sey anzudeuten. Diese Gegenätze sind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidnisch.	Christlich.
Heldenthalt.	Romantisch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freyheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen so wie die meisten welchen der Mensch ausgesetzt seyn kann, entspringen aus den einem Jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, giebt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unaufleslich oder unanfgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorhergehend in den alten Dichtungen ist das Unverhältniß zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegenätze einzuweisen auf, und versuche ob sich

etwas damit leisten laße. Vorhergehend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite: weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radical getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt: das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich; ein beharliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele: auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenpielern mit den Karten die mir in die Hand kommen eine lange Reihe von Zufällen lenken ohne ihnen ausweichen zu können: beim Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelassen: ich kann die Karten die mir zufallen verläugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hilfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vortheil ziehen; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragedie beruht auf einem un-  
ausweichlichen Sollen, das durch ein entge-  
genwirkendes Wollen nur gefehärt und be-  
fehleimigt wird. Hier ist der Sitz alles  
Furchtharen der Orakel, die Region in wel-  
cher Oedipus über Alle thronet. Zarter er-  
scheint uns das Sollen als Pflicht in der  
Antigone; und in wie viele Formen verwand-  
elt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen  
ist despotisch, es gehore der Vernunft an  
wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der  
Natur wie die Gesetze des Werdens Wach-  
sens und Vergehens, des Lebens und Todes.  
Vor allem diesem schauern wir ohne zu  
bedenken daß das Wohl des Ganzen dadurch  
bezielt sey. Das Wollen hingegen ist frey,  
scheint frey, und begünstigt den Einzelnen.  
Daher ist das Wollen schwächerlich, und  
mußte sich der Menschen bemächtigen, so-  
bald sie es kennen lernten. Es ist der Gott  
der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten  
wir uns vor dem Entgegengesetzten: und  
hier liegt der Grund warum unsre Kunst so  
wie unsre Sinnesart von der antiken ewig  
getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die  
Tragedie groß und stark, durch das Wollen  
schwach und klein. Auf dem letzten Wege  
ist das sogenannte Drama entstanden, in dem  
man das ungeheure Sollen durch ein Wol-  
len aufsteife: aber eben weil dieses unsrer  
Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir  
uns gerührt wenn wir nach peinlicher Er-  
wartung zuletzt noch kümmerlich getroffen  
werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbe-  
trachtungen zu Shakspeare, so muß der  
Wunsch entspringen daß meine Leser selbst  
Vergleichung und Anwendung übernehmen  
müchten. Hier tritt Shakspeare einzig her-  
vor, indem er das Alte und Neue auf eine  
überschwängliche Weise verbindet. Wollen  
und Sollen suchen sich durchaus in seinen

Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide  
bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so,  
daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er  
die erste große Verknüpfung des Wollens und  
Sollens im individuellen Character dargestellt.  
Die Person, von der Seite des Characters  
betrachtet, soll: sie ist beschränkt, zu einem  
Besondern bestimmt; als Mensch aber will  
sie: sie ist unbegrenzt, und fordert das All-  
gemeine. Hier entspringt schon ein innerer  
Conflict, und diesen läßt Shakspeare vor allen  
andern hervortreten. Nun aber kommt ein  
äußeres hinzu, und der erhitzt sich öfters  
dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch  
Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen er-  
höhe wird. Diese Maxime habe ich früher  
an Hamlet nachgewiesen: sie wiederholt sich  
aber bei Shakspeare: denn wie Hamlet durch  
den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen,  
Hecate, und die Überhexe sein Weib, Bru-  
tus durch die Freunde in eine Klemme der  
sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Corio-  
lan läßt sich das Ähnliche finden: genug,  
ein Wollen das über die Kräfte eines Indivi-  
duums hinausgeht ist modern. Daß es aber  
Shakspeare nicht von innen entspringen, son-  
dern durch äußere Veranlassung aufregen  
läßt, dadurch wird es zu einer Art von  
Sollen, und nähert sich dem Antiken. Denn  
alle Helden des dichterischen Alterthums  
wollen nur das, was Menschen möglich ist,  
und daher entspringt das seltene Gleichge-  
wicht zwischen Wollen Sollen und Vollbrin-  
gen: doch steht ihr Sollen immer zu schroff  
da, als daß es uns, wenn wir es auch be-  
wundern, anmüthen könnte. Eine Nothwen-  
digkeit die mehr oder weniger oder völlig  
alle Freyheit ausschließt verträgt sich nicht  
mehr mit unsren Gefinnungen: diesen hat  
jedoch Shakspeare auf seinem Wege sich  
genähert: denn indem er das Nothwendige

littlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erfahren. Liefse sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punct den wir in keiner Schule studieren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu fehlen noch zu verwerfen seyn mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke derbe tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen jenen großen unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so hochlich schätzen, und oft ohne zu wissen warum? über alles präeunifizieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freylich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erdtzeit kam, daß er in einem lebensreichen protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen wie Shakspeare die Freyheit blieb sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religios zu entwickeln.

Vorstehendes ward im Sommer 1815 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mäekeln, sondern nur an das oben gesagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Versuch sey um zu zeigen wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungeheuren und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen wäre um so überflüssiger, als man seit gedachter Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümmers höchst schätzbarer Abhandlung über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus

und deren fürtreffliche Recension in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literaturzeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punct wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf jenen Voratz, welchen Schüler gefaßt, daselbe auch für die Zukunft zu begründen.

### III. SHAKSPEARE ALS THEATERDICHTER.

Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergötzen sie sich am Gauzen und durchdringen sich von der Einheit die ihm der Künstler geben können. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakspeare erst als Dichter überhaupt betrachteten, und sodann mit den Alten und den Neuesten verglichen. Nun aber gedenken wir unsern Voratz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakspeares Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie: aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen der problematisch ist. Nicht alles was der Vortreffliche that geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehert Shakspeare nothwendig in die Geschichte der Poesie: in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen er-

wagen in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Maaße anpreisen.

Wir unterscheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Überlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterstück alles dreyes zusammen, insofern es den Sinn des Auges mit beschäftigt, und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakspeares Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch: durch seine Behandlungsart das innerste Leben hervorzukehren gewinnt er den Leser: die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich bequem, und man läßt sich, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Localität zu Localität; unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen die er ausläßt; ja wir wissen ihm Dank daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation: denn mit den „Brettern die die Welt bedeuten“ sind wir bekannter als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen; daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige Handlung, die auf

eine noch wichtigere deutet. Daß Shakspeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt, und damit fortstolziert. Dieses sind aber nur Momente, ausgefeilte Juwelen, die durch viel Untheatralisches aus einander gehalten werden. Shakspeares ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes: sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspeares großes Verdienst anerkennen; nur läugnen wir dabei, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn gerade diese Bühnenge zu eigener Begrenzung. Hier aber nicht wie andere Dichter wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunct und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen; an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Überlieferung getreuer: doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwey komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwey beliebten Schauspielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oeconomic des Stücks recht genau, so bemerkt man daß diese beiden Figuren und was an sie gränzt nur als posenhafte Intermezzen auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Übereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich seyn müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakspeare, wenn er schon vorhandene Stücke redigirt und zusammenfehneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen: denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter.

Laßt uns denn aber zum Schluß zur Aufhebung des Räthfels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung in die wir nach und nach durch Verheberung der Maschinerie, der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind, und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte, vor ein Gerüste wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publicum gefallen ließ hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter, der an einer gewissen Stelle immer trompetete, und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuthen lassen? Unter solchen Umständen waren Shakspeares Stücke höchst interessante Märchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich um etwas mehr Eindruck zu machen characteristisch maßkirt hatten, sich wie es Noth that hin und her bewegten, kamen und giengen, dem Zuschauer jedoch überließen sich auf der edlen Bühne nach Belieben Paradies und Paläste zu imaginieren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst Shakspeares Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde? Schröder hielt sich ganz allein ans Wirkfame: alles Andere warf er weg, ja sogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine

Nation, auf keine Zeit zu sterben schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Scenen des Königs Lear den Character des Stücks aufgehoben: aber er hatte doch Recht: denn in dieser Scene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen: aber Mitleid hat man nicht mit ihm; und Mitleid wollte Schröder erregen, so wie Abscheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu feheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakspeare redigirt, bringt diese Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich; Tochter und Schwiegerohn aus romantischer Grille machen verkleidet irgend eine Wallfahrt ans Meer, und treffen den Alten, der sie nicht erkennt. Hier wird alles süß, was Shakspeares hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer aufs neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutschland eingefchlichen daß man Shakspeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort anführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche genane Überetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimariſche Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakspearisches Stück sehen, so muß man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen: aber die Redensart daß auch bei der Vorstellung von Shakspeare kein Jata zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz von der



deutschen Bühne verdrängt seyn; welches denn auch kein Unglück wäre; denn der eifrige oder gefellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen hat man Romeo und Julie für das Weimarische Theater redigirt. Die Grundsätze wonach solches geschehen wollen wir

cheftens entwickeln; woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird warum diese Redaction, deren Vorstellung keineswegs fehlerhaft ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke, und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

## NOVELLE.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerey zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der Nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patronenfächer, man hob die Dachsransen zu recht, indess die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hier und da gebardete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben, oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit sich zu zeigen nicht verläugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlinn Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther: beide waren von thätig-lebhaftem Character; eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Theil. Des Fürsten Vater hatte noch den

Zeitpunkt erlebt und genutzt wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen jeder nach seiner Art erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlinn gestern durch das Gewimmel der aufgehängten Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast anschießlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen an diesen günstigen Herbst-

tagen eine schon verfehobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und feltnes Feft zu eröffnen.

Die Fürftinn blieb ungern zurück: man hatte ſich vorgenommen weit in das Gebirg hineinzudringen um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend veräumte der Gemahl nicht einen Spazierritt vorzufehlagen, den ſie im Geleite Friedrichs, des fürftlichen Oheims, unternehmen ſollte; «auch laſe ich» ſagte er «dir unfern Honorio als Stall- und Hofjunker, der für alles ſorgen wird»; und im Gefolg dieſer Worte gab er im Hinabſteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die noethigen Aufträge, verſchwand ſodann bald mit Gäſten und Gefolge.

Die Fürftinn, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab ſich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freye Ausſicht ließen, die um deſto ſchœner war, als das Schloß ſelbſt von dem Fuße herauf in einiger Hehe ſtand, und ſo vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Anſichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleſcop noch in der Stellung wo man es geſtern Abend geſaßen hatte, als man über Buſch Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammurg betrachtend, ſich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die greſten Licht- und Schattenmaſſen den deutlichen Begriff von einem ſo anſehlichen Deukmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte ſich heute früh durch die annæhernden Glaſer recht auffallend die herbiſtliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwifchen dem Gemäuer ungehindert und ungeſtört durch lange Jahre emporſtrehten

Die fehlene Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden ſteinigen Fläche über welche der Jagdzug weggehen mußte; ſie erhartete den Augenblick mit Geduld, und betrog ſich nicht; denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Inſtrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürften und den Oberſtallmeiſter; ja ſie enthielt ſich nicht abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als ſie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürſt Oheim, Friedrich mit Namen, trat ſodann, angemeldet, mit ſeinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. «Liebe Couſine» ſagte der alterſtliche Herr, «hier legen wir die Anſichten der Stammurg vor, gezeichnet um von verſchiedenen Seiten anſchaulich zu machen wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und ſeiner Witterung ſich entgegen ſtemmte, und wie doch hier und da ſein Gemäuer weichen, da und dort in wüſte Ruinen zuſammenſtürzen mußte. Nun haben wir manches gethan um dieſe Wildniß zugänglicher zu machen: denn mehr bedarf es nicht um jeden Wanderer, jeden Beſuchenden in Erſtaunen zu ſetzen, zu entzücken.»

Indem nun der Fürſt die einzelnen Blätter deutete, ſprach er weiter «Hier, wo man den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, ſteigt uns ein Felſen entgegen von den feſteſten des ganzen Gebirgs; hierauf nun ſieht gemauert ein Thurm: doch niemand wüſte zu ſagen wo die Natur aufhört, Kunſt und Handwerk aber anfangen. Ferner ſieht man ſeitwärts Mauern angeſchloßen und Zwin- ger terraffenmäßig herab ſich erſtreckend. Doch ich ſage nicht recht: denn es iſt eigentlich ein Wald der dieſen uralten Gipfel um-

gicht: seit hundert und fünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen: wo ihr euch an den Mauern andrängt stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlauke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen: um diese müssen wir uns herumsehlingen und unsere Fußpfade verständlich führen. Seht nur wie trefflich unser Meister diese Charakteristike auf dem Papier ausgedrückt hat; wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten, und die mächtigen Äste durch die Lücken durchgeföhungen sind. Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Local, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.\*

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofs, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt, und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens: hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet; aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind fachte, aber entschieden aufgewachsen: nun erstrecken sie ihre Äste bis in die Gallerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und ab schritt, ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle; aus denen wir sie nicht vertreiben wollen: sie sind eben Herr geworden, und megen bleiben. Tiefe Blätterfichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geöhnet gefunden, des-

sen gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach diesem allem ist es immer noch bemerkenswerth, und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen die in den Hauptthurm hinaufföhren ein Ahorn Wurzel geföhlagen, und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann um die Ziene der unbegrenzten Aussicht wegen zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten: denn dieser Baum ist es der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so lieblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt als wenn wir gegenwärtig wären: er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet, und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter den wir ihm zugegeben eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, Welch eine sehene Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein charakteristisch umrißen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartenfaal zieren; und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren Unnachgiebigen Unzersterlichen und des Frischen Schmiegsamen Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.\*

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seyen vorgeführt: da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet, Reiten wir hinauf, und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich

hier hin her' ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend mit Augen zu sehen was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt." «Noch nicht, meine Liebe' veretzte der Fürst: «was Sie hier haben ist was es werden kann und wird: jetzt stoekt noch manches im Beginnen: die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll." «Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und war' es nur bis an den Fuß: ich habe große Lust mich heute weit in der Welt umzusehen." «Ganz nach Ihrem Willen" veretzte der Fürst. «Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten" fuhr die Dame fort, «über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunct verammelt, an das Tageslicht gebracht worden: denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sey kein Geld nethig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Überflchten gegeben, ist es mir gar angenehm, zu denken wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander gränzen, beide so deutlich ausprechen was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden, und den Zweck oft nicht erkennen mag."

«Ich weiß' veretzte der Fürst «daß mein Nefse hierauf die græste Aufmerksamkeit wendet: denn gerade zu dieser Jahrszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfangt als gebe: dieß zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste! ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten; und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer gesehen sah. Ich hatte mich kaum" —

«Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht verfaumen!" fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich næmlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, hecht ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Gefchrey und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte das Lieblingspferd zu besteigen, und führte statt zum Hinterthore bergauf zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter: denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten? wer wäre ihr nicht gern gefolgt? Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben um ihr ausschließlich dienstbar zu seyn.

Wie voraus zu sehen durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten: aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. «Ich wiederhole" sagte sie «meine

geftrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will.' Und wirklich drängte ſich die ganze Menſchenmaſſe dergeltalt an die Reitenden heran, daß ſie ihren Weg nur langſam fortſetzen konnten. Das Volk ſchaute mit Freuden die junge Dame, und auf ſo viel lächelnden Gefichtern zeigte ſich das entſchiedene Beſagen zu ſehen daß die erſte Frau im Lande auch die ſchönſte und anmüthigſte ſey.

Unter einander gemiſcht ſtanden Bergbewohner, die zwiſchen Felſen Fichten und Föhren ihre ſtillen Wohnſitze hegten, Flachländer von Hügeln Auen und Wiefen her, Gewerbsleute der kleinen Städte, und was ſich alles verſammelt hatte. Nach einem ruhigen Überblick bemerkte die Fürſtinn ihrem Begleiter wie alle dieſe, woher ſie auch ſeyen, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Befatz. «Iſt es doch als ob die Weiber nicht brauchſig und die Männer nicht pauſchig genug ſich gefallen könnten.»

«Wir wollen ihnen das ja laſen» verſetzte der Oheim: «wo auch der Menſch ſeinen Überfluß hinwendet, ihm iſt wohl dabei; am wohlſten wenn er ſich damit ſchmückt und anputzt.» Die ſchöne Dame winkte ihm Beifall.

So waren ſie nach und nach auf einen freyen Platz gelangt, der zur Vorſtadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramſtände ein größeres Bretergebäude in die Augen fiel, das ſie kaum erblickten, als ein ohrzerreiſendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsſtunde der dort zur Schau ſtehenden wilden Thiere ſchien herangekommen: der Löwe ließ ſeine Wald- und Wüſtenſtimme aufs kräftigſte hören: die Pferde ſchauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen wie in dem fried-

lichen Weſen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde ſich ſo furchtbar verkündigte. Zur Bude näher gelangt, durſten ſie die bunten colloſalen Gemalde nicht überſehen die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darſtellten, welche der friedliche Staatsbürger zu ſchauen unüberwindliche Luſt empfinden ſollte. Der grimmig ungeheure Tiger ſprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe ſtand erſtaunt majeſtätiſch, als wenn er keine Beute ſeiner würdig vor ſich ſebe; andere wunderliche bunte Geſchöpfe verdienten neben dieſen mächtigen weniger Aufmerkſamkeit.

«Wir wollen» ſagte die Fürſtinn «bei unſerer Rückkehr doch abſteigen und die ſeltenen Gäſte näher betrachten.» «Es iſt wunderbar» verſetzte der Fürſt, «daß der Menſch durch Schreckliches immer aufgeregter ſeyn will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in ſeinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren loſfahren, damit man glaube dergleichen inwendig ebenfalls zu ſehen; es iſt an Mord und Todſchlag noch nicht genug, an Brand und Untergang: die Bänkelfänger müſen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menſchen wollen eingefeuchtert ſeyn um hinterdrein erſt recht zu fühlen wie ſchön und leblich es ſey, frey Athem zu holen.»

Was denn aber auch Bängliches von ſolchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben ſeyn, alles und jedes war ſogleich ausgelöſcht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterſte Gegend trat. Der Weg führte zuerſt am Fluße hinan, an einem zwar noch ſchmalen, nur leichte Kähne tragenden Waſer, das aber nach und nach als größter Strom ſeinen Namen behalten und ferne Länder beleben ſollte. Dann gieng es weiter durch wohlverforgte Frucht- und

Luftgärten fachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethauen wohlbevohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die amnthigsten Örtlichkeiten ihren Blick begränzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiefenthal, erst vor kurzem zum zweytenmale gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich; und so zogen sie einem höheren freyeren Standpunct entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunct ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragten. Rückwärts aber (denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzukehren) erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet, den wohlgebauten höhern Theil der Stadt, von leichten Rauchwolken gedämpft, und so fort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick erfättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begränzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngerönter Gipfel entgegen stand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet

voran, und so thürmte sich aufwärts; das dazwischen herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig über einander, und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile liehe scheint der Jugend zuzufagen; dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstinn bezugte Neigung zu einem Versuch: Honorio war bei der Hand; der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich gefallen, und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch mahlerisch genug hinter einander hob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung; das fürstliche Schloß mit seinen Theilen Hauptgebäuden Flügeln Kuppeln und Thürmen ersehien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinschauen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so förderliches Werkzeug überzufnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Über die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu seyn pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an um ihn nicht aufzuwecken.

„Es ist nicht das erstemal“ sagte die Fürstinn „daß ich auf so hoher weitemsehender Stelle die Betrachtung mache wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich ansieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt seyn könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sey hoch oder niedrig, weit oder eng, so giebt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.“

Honorio, der indessen durch das Schrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief „Seht hin! seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen.“ Sie sahen hin, und bemerkten wenigen Rauch: die Flamme dämpfte der Tag. „Das Feuer greift weiter um sich!“ rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstinn bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammenglut, der Dampf stieg empor, und Fürst Oheim sprach „Laßt uns zurückkehren! das ist nicht gut; ich fürchtete immer das Unglück zum zweyten Male zu erleben.“ Als sie herabgekommen, den Pferden wieder zuzugingen, sagte die Fürstinn zu dem alten Herrn „Reiten Sie hinein, eilig! aber nicht ohne den Reitknecht: laßen Sie mir Honorio! wir folgen sogleich.“ Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte, und ritt so eilig, als es der Boden erlaubte, den wüsten steinigcn Haug hinunter.

Als die Fürstinn aufsaß, sagte Honorio „Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordaung: man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras: schnelles Reiten ist un-

sicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder seyn.“ Die Fürstinn glaubte nicht daran: sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingeseukt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug um zeitweilen eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst als ein ermüdet angelaugter, erst eingesehlafener Fremder aus Fenster sprang, Alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzufchlagen; unten wüthete das Element unaufhaltfam, die Bretter pabekten, die Latten knackten, Leinwand flog auf, und ihre düstern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die besen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreisföndem Geheul rettete jeder was zur Hand lag: Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen um

es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube laßen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem herabprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Befinnung sich umsehend, und er war mit aller feiner Habe schon ergriffen: an der einen Seite brannte, glühte schon was an der andern noch in finsterner Nacht stand. Hartnäckige Charactere, willensstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmen Feinde, und retteten manches mit Verlust ihrer Augenbrauen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem fehenen Geiste der Fürstinn der wüste Wirrwar; nun sehien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüffert; Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Ansehn.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstinn ganz unten im Gebüße des Wiefenthal etwas Seltsames erblickte, das sie allso bald für den Tiger erkannte: heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemahlt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern die sie so eben beschäftigten machte den wunderbarsten Eindruck. «Flicht, gnädige Frau!» rief Honorio «flicht!» Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole, und schoß, als er sich nahe genug glaubte: leider jedoch war gefehlt: der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmete Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstinn nach. Sie sprengte was das Pferd vermochte die steile steinige Strecke hinan, kaum fürchtend daß ein zar-

tes Gefchöpf, solcher Anftrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterinn angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die sekhene Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht sich strack auf ihre Füße zu stellen; auch das Pferd richtete sich auf: aber der Tiger nabte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle: der ungleiche Boden, die scharfen Steine sehienen seinen Antrieh zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäsigt herauftritt, sehien seine Kraft aufs neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort wo die Fürstinn am Pferde stand, der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweyten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte, und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde gesprungen, und knieete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen, und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war sehn; er war herangesprengt wie ihn die Fürstinn oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeispringen den Türkenkopf auf dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne; eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künften war er gewandt und glücklich: hier kam beides zu Statten.

«Geht ihm den Rest!» sagte die Fürstinn: «ich fürchte, er beschädigt Euch noch mit den Krallen.» «Verzeiht!» erwiderte der



Jüngling: «er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll.»  
 «Frevelt nicht!» sagte die Fürstinn: «alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt entfaltet sich in solchem Augenblick.»  
 «Auch ich» rief Honorio «war nie frömmmer als jetzt eben: deshalb aber denke ich ans Freudigste: ich blicke dieses Fell nur an wie es Euch zur Luft begleiten kann.»  
 «Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern» versetzte sie. «Ist es doch» erwiederte der Jüngling mit glühender Wange «ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden.» «Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf! schon ist kein Leben mehr im Thiere; bedenken wir das Weitere! Vor allen Dingen steht auf!» «Da ich nun einmal kniee» versetzte der Jüngling, «da ich mich in einer Stellung befunde die mir auf jede andere Weise unterlagt wäre, so laßt mich bitten von der Gunst, von der Gnade die Ihr mir zuwendet in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitem Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende streuen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage ob er daselbst gewesen sey? Niemanden traut man Verstand zu als wer das alles gesehen hat: es ist als

wenn man sich nur für Andere zu unterrichten hätte.»

«Steht auf!» wiederholte die Fürstinn. «Ich möchte nicht gern gegen die Überzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten: allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache warum er Euch bisher zurückhielt bald gehoben. Seine Absicht war Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihn auch auswärts Ehre machte wie bisher am Hofe; und ich dächte, Eure That wäre ein so empfehlender Reisepafs, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.»

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstinn nicht Zeit zu bemerken; noch er seiner Empfindung Raum zu geben: denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los die wir kennen; und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreyend über den Leichnam her warf, und an dieser Handlung so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sey die Meisterinn und Wärterinn dieses dahin gestreckten Geschöpfes; wie denn der schwarzzungige schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der einen Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Abfätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sie eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen: den ungeschähren Inhalt dür-

fen wir nicht verfehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm, und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet: denn deine Fußballen schmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne fehlte Dir sie zu reifen. Du warst der schönste deines Gleichen: wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagsehein, und den Rachen aufperrestest, austreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes. Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten! wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speise von den Freßern, und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr seyn. Wehe wehe!

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schloße herab Reiter heraufsprangen, die alsbald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden; er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen, und durch Thäler und Schluchten wie auf gewaltsam hetzender Jagd den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Über die steinige Bläse einher-sprengend stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereigniss, einen

Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht was zu thun sey: anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt; als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Überraschung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte «Es ist nicht Klagenszeit: ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los; auch hier nach dem Gebirg ist er hin: aber sehent ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dieß gute Thier!»

«Der Löwe?» sagte der Fürst; «hast du seine Spur?» «Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf: aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir: neugierig und hülfbedürftig eilt' ich hierher.» «Also» beordnete der Fürst «muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht fachte zu Werk: es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt. Aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Gefehöpf nicht schonen können: warum wart ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu lassen?» «Das Feuer brach aus» versetzte Jener: «wir hielten uns still und gespannt; es verbreitete sich schnell, aber fern von uns; wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung: aber ein Pulverfchlag flog auf, und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg: wir übereilten uns, und sind nun unglückliche Leute.»

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt: aber einen Augenblick schien Alles zu stocken; als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heraufspringend gese-

hen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend; doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt, oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche, und verhalte sich ganz ruhig. Ärgerlich aber schloß der Mann: »Warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen um sie ausputzen zu lassen? Er wäre nicht wieder aufgestanden; das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen wie billig zeitlebens gebrühtet.«

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden hatte wo von mehreren Seiten unvermeidliches Übel herandrohte, sagte hierauf: »Welche Bürgschaft gebt ihr mir daß wenn wir eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?«

»Hier diese Frau und dieses Kind« erwiderte der Vater hastig »erbieten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten herauffähle; da wir ihn denn unschädlich und unbefehdigt wieder zurückbringen werden.«

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz gefehlabelt wie die Pfeifen; wer es verstand wußte die angenehmsten Töne daraus hervorzulocken. Indes hatte der Fürst den Wärtel gefragt wie der Löwe hinaufgekomen. Dieser aber versetzte: »Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von je her der einzige Zugang war, und der einziger bleiben soll: zwey Fußpfade, die noch hinauffüh-

ten, haben wir dergestalt eustellt, daß niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberflohse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.«

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umfah, das immer sanft gleichsam zu preludieren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: »Du hast heute viel geleistet: vollende das Tagwerk! Befetze den schmalen Weg; haltet Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, als bis ihr das Gefchöpf nicht sonst zurückkehren könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau mögen für das Übrige stehen.« Eilig schickte Honorio sich an die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend: die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise; als der Vater mit aufständigem Enthusiasmus zu reden anfang und fortfuhr:

»Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt schaut er weit umher: stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war: es fällt zertrümmert in viele Stücke, und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren: muthwillig springen sie tief hinab: der Bach nimmt sie auf, zum Fluße trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet, gewinnen sie schneller ihren Weg, und gelangen von Fluß zu Fluß, end-

lich zum Ocean, wo die Riefen in Schaaren daher ziehen, und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preift den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum seht ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biene! noch spät im Herbst sammelt sie emsig, und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Gefelle; schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg, und verliert ihn nicht; sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen Erdbreslein und Kiefernadeln; sie baut es in die Höhe, und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet: denn das Pferd stampft und secharrt alles ans einander: seht hin! es zertritt ihre Balken, und zerstreut ihre Planken; ungeduldig sechraubt es, und kann nicht raften: denn der Herr hat das Ross zum Gefellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe; ersten Schrittes durchzog er die Wüste: dort herseht er über alles Gethier, und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube seuchte sich Daniel nicht: er blieb fest und getroßt, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gefang."

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen: als aber der Vater geendet hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intonieren an; worauf der Vater die Flöte ergriff,

im Einklang sich heeren ließ, das Kind aber sang:

„Aus den Gruben, hier im Graben  
Hör' ich des Propheten Sang;  
Engel schwebten ihn zu laben:  
Wäre da dem Guten bang?  
Löw' und Löwinn hin und wieder  
Schmiegen sich um ihn heran:  
Ja, die sanften frommen Lieder  
Habens ihnen angethan."

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten; die Mutter trat hie und da als zweyte Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war daß das Kind die Zeilen der Strophe nimmehr zu anderer Ordnung durch einander se hob, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhehte.

„Engel schweben auf und nieder  
Uns in Tönen zu erlaben:  
Welch ein himmlischer Gefang!  
In den Gruben, in dem Graben  
Wäre da dem Kinde bang?  
Diese sanften frommen Lieder  
Lassen Unglück nicht heran:  
Engel schweben hin und wieder,  
Und so ist es schon gethan."  
Hiernauf mit Kraft und Erhebung began-  
nen alle drey:

„Denn der Ew'ge herseht auf Erden,  
Über Meere herseht sein Blick:  
Löwen sollen Lämmer werden,  
Und die Welle schwankt zurück.  
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe:  
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;  
Wunderthatig ist die Liebe,  
Die sich im Gebet enthüllt."

Alles war still, hörte, horchte, und nur erst als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt, Jeder

in feiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersehen das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht verlagte das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brufft von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorbergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge; man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand, und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink die Pferde näher herbei zu führen brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er sich zu dem Weibe, und sagte «Ihr glaubt also daß ihr den entsprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hilfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich so wie unbeschädigt in seinen Verließ wieder zurückbringen könntet?» Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst; die Fürstin folgte langsam mit dem übrigen Gefolge: Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. «Es ist nicht Noth» sagte die Frau: «es wird ohne das alles in Güte gesehen.»

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse

in den Schooß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken: er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit Bitte das Feuer nicht anzünden zu lassen: er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort, und rief «Schöner junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen: ich fluche dir nicht; schone meinen Löwen, guter junger Mann: ich segne dich.»

Honorio schaute gerade vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann. «Du schaust nach Abend» rief die Frau: «du thust wohl daran: dort giebst viel zu thun; eile nur, säume nicht! du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst!» Hierauf schien er zu lächeln; die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken: eine rothliche Sonne übersehn sein Gesicht: sie glaubte nie einen schöneren Jüngling gesehen zu haben.

«Wenn euer Kind» sagte nunmehr der Wärtel flötend und singend, wie ihr überzeugt freyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns deselben sehr leicht bemächtigen, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe eingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verfehlet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Öffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihn gut dünkt, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entkriechen. Wir wollen uns verbergen: aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hilfe kommen kann.»

•Die Umstände sind alle nicht nöthig: Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun.' •Es sey!' verzetzte der Wärtel: •aber ich kenne meine Pflichten. Erst füh' ich Euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinaufsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels, und das besänftigte Thier dort hereinlocken.' Das geschah: Wärtel und Mutter fahen versteckt von oben herab wie das Kind die Wendeltreppe hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der düstern Öffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug: den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge: die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder: das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und wie es schien mit einiger Befehrwende. Er zeigte hie und da Luft sich niederzulegen: doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, bunthelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte, und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

•Aus den Gruben, hier im Graben  
Hör' ich des Propheten Sang;  
Engel schweben ihn zu laben:  
Wäre da dem Guten bang?

Löw' und Löwinn hin und wieder  
Schmiegen sich um ihn heran:  
Ja, die sanften frommen Lieder  
Habens ihnen angethan.'

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere Vordertatze auf den Schooß gehoben, die der Knabe fortfliegend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestoßen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog, und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden daß die Gefahr nicht vorüber sey.

Glücklich saug das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

•Denn der Ewige herrscht auf Erden;  
Über Meere herrscht sein Blick:  
Löwen sollen Lämmer werden,  
Und die Welle schwankt zurück.  
Blankes Schwert erstarrt im Nie:  
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;  
Wunderthätig ist die Liebe,  
Die sich im Gebet enthüllt.'

Ist es möglich zu denken daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit haben können, so geschah es hier; und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Überwinder, jener zwar nicht wie der Überwundene: dem seine Kraft blieb in ihm verborgen; aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anheimgegebene.

Das Kind hetete und fang fo weiter, nach  
feiner Art die Zeilen verfehränkend und  
neue hinzufügend:

-Und fo geht mit guten Kindern  
Seliger Engel gern zu Rath  
Befes Wollen zu verhindern,

8

Zu befördern fehene That.  
So befchworen feft zu bauen  
Lichem Sohn aus zarte Kuie  
Ihu, des Waldes Hochtyrannen,  
Frommer Sinn und Melodie.'

## AUS DEM WANDBECKER BOTEN VON MATTHIAS CLAUDIUS.

### I. ÜBER DAS GENIE.

*Nescio quid fervile olet et non sui juris.*

Ich stelle mir oft bei müßigen Stunden  
eine Sprache als ein Bündel Stäbe vor, wo  
an jedweden Stab eine verwünfelte Prin-  
zeflinn angezaubert ift, oder ein unglückli-  
cher Prinz; und der Mann der die Sprache  
verfteht wäre denn ein Sonntagskind, das  
Geifter fehen kann, unterdeß der Andre den  
Stab ficht und nichts weiter. Man fagt daß  
in der eigentlichen Zauberey, wenn einer  
das Handwerk verfteht, eine Prinzeflinn  
vom Zauber erlafet, und ftatt ihrer ein  
Alp und Kobold an den Stab feftgezaubert  
werden kann: bei den Sprachen gehts ge-  
wiß fo her, und beides die Stäbe und die  
Geifter find fehr der Veränderung unter-  
worfen. Die Gefchichte diefer Veränderun-  
gen und *Succelfions* ift ein fehr feines Stu-  
dium. Sie erfodert ein philofophifches Fühl-  
horn, das nicht jedermanns Gabe ift, und  
ohne fie kann wenig gefehndtes von dem  
Gefehmack eines Mannes und feiner Nach-  
folger gefagt werden, wie das die Abhand-  
lungen in *Quarto* und *Octavo* beweifen.

10

15

20

25

30

Socrates sprach von einem *Genio* der ihm  
ins Ohr fagte, und Taufend fprachen und  
fprechen nach ihm von einem *Genio*. Viel-  
leicht verhält fich der *Genius*, von dem  
Socrates sprach, zu den *Geniis*, von denen  
die Taufend fprechen, wie ein alter Barde  
und Prophet zu den Minftrells und Ballad-  
fängern, denen die Königin Elifabeth in  
England eine Ehre auf dem Brett anthat:  
«Alle Zigeuner Landftreicher und Min-  
ftrells kommen in das Zuchthaus nach Neu-  
münfter»; vielleicht auch anders: denn es  
ift noch nicht recht ausgemacht worden,  
was Socrates gemeint habe, und was die  
Taufend meinen.

Faft alle die vom Socratifchen *Genio* ge-  
fehrieben haben, find entweder in die Marfch-  
ländereyen mondächtiger Phantaffen gera-  
then, oder in die düren Sandwüften der  
Wolfifchen Philofophie und der mathema-  
tifchen Lehrart. Es kann wohl feyn, daß  
niemand etwas davon fagen kann, als wer  
einen ähnlichen *Genium* hat; und wer den  
hat ift vielleicht zu hülzern, und fo zurück-  
haltend als Socrates war. Auf die letzte  
Vermuthung bringt mich eine Erfahrung  
unter den Menfchenkindern, nach der ein

Säugling der *Venus Ergeina* im ersten Platonischen *Paroxyfmo* der zarten Leidenschaft stumm ist, und in der Tiefe des einsamsten Waldes den Namen des *Idol fno* kaum aussprechen darf. Bei so gestalten Sachen nun wäre vom Socratischen *Genio* nicht viel von andern Leuten zu erfahren, und es gienge damit wie mit dem leidigen Stein der Weifen. Es sey also in Ansehung seiner genug, in einer sanften Mondnacht mit gewaschenen Händen und einem Schauer von Ehrfurcht und Eiferfucht Blumen für den Mann hinzulegen, der ihn hatte, und für den, der ihn hat. — Und nun! herunter zum modernen *Genius* oder zum *Genie!*

---

Mein Vetter hat S. 33 eine sehr gelehrte Abhandlung übers *Genie* angefangen. Er fängt oft an, und kömmt ihm denn eine andre Grille, da läßt ers gut seyn, und denkt nicht weiter dran. Ich pfleg' ihm denn wohl jezuweilen unter vier Augen seine Narrheit zu verweisen: aber er schämt und grämt sich nicht, und oft giebt er mir noch allerhand spitzfindige Redensarten zum Lohn. Neulich gab ich ihm zu verstehen daß er was er angefangen hätte auch — „Wohl wahr, Vetter,“ fiel er mir in die Rede: „doch setzt ihr fort!“ Ich gab natürlicher Weise zur Antwort daß ich nichts von der *Materie* verstehe. „Desto besser werdet ihr davon schreiben, Vetter: es ist vieles in der Natur verborgen.“ Was soll ich thun? Will ichs fortgesetzt haben, muß ich wohl dran, 's mag denn auch gehn wies geht.

Will nun zuvor den letzten Perioden nachlesen: „Und nun herunter zum modernen *Genius* oder zum *Genie!*“ Herunter denn, und gleich im Fallen angefangen!

Empfange mich, du liebevoller Hain am Heliconberg! Ich komme gefallen zu hören deinen Silberthurm und dein faulteres Geräusche, und Ihr im leichten Rosengewand, mit dem blauen Munde, der so holdselig sprechen kann, Gefellen des Hains, feyt mir gegrüßt! — Ha! der Schwindel ist über, und ich habe wieder festen Grund untern Füßen.

Wenn einer 'n Buch geschrieben hat, und man liest in dem Buch, und 's würrt so sonderbar, als ob man in Doctor Faufts Mantel davon sollte, daß man aufsteht und sich reisefertig macht, und wenn man wieder zu sich selbst kömmt, dankbar zum Buche zurückkehrt: dann, sollt' ich glauben, habe der Autor mit *Genie* geschrieben. Aber mein Vetter wird sagen daß man nicht wissen will wer *Genie* habe, sondern was das *Genie* sey, das einer hat.

Das *Genie* also ist — ist — weiß nicht — ist 'n Wallfisch! So recht, das *Genie* ist 'n Wallfisch, der eine Idee drey Tage und drey Nächte in seinem Bauch halten kann, und sie denn lebendig ans Land speyt; ist 'n Wallfisch, der bald durch die Tiefe in stiller GröÙe daher fährt, daß den Völkern der Wasserwelt 'n kaltes Fieber ankömmt, bald herauf fährt in die Höhe und mit Dreymastern spielt, auch wohl mit Ungeftüm aus dem Meer plötzlich hervorbricht und große Erscheinungen macht. Das Nicht-*Genie* aber ist 'n Wallfischgerippe, ohne Fett und Bein, das auf'm Wasser vom Winde hin und her getrieben wird, eine Witterung für die schwarzen und weißen Bären (Journalisten und Zeitungssehreiber), die über die Eischollen herkommen und dran nagen. Ich wills nur bei Zeiten fagen, daß ich über meines Veters Papiere gewesen bin: der geneigte Leser würds doch bald merken; hab's gemacht wie die Andern: Fremd Kraut, und meine Brühe drüber.



Der menschliche Körper voll Nerven und Adern, in deren *Centro* die menschliche Seele sitzt wie eine Spinne im *Centro* ihres Gewebes, ist einer Harfe zu vergleichen, und die Dinge in der Welt um ihn den Fingern die auf der Harfe spielen. Alle Harfensaiten beben und geben einen Ton, wenn sie berührt werden. Einige Harfen aber sind von einem so glücklichen Bau, daß sie gleich unterm Finger des Künstlers sprechen, und ihre Saiten sind so innig zum Beben aufgelegt, daß sich der Ton von der Saite losreißt und ein leichtes ätherisches Wesen für sich ausmacht, das in der Luft umher wallt und die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt. Und dieß leichte ätherische Wesen, das so frey für sich in der Luft umher wallt, wenn die Saite schon aufgehört hat zu beben, und das die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt, kann nicht anders als mit dem Namen Genie getauft werden, und der Mann, dem es sich auf'n Kopf setzt wie die Eule auf'n Helm der Minerva, ist ein Mann der Genie hat; und der geneigte Leser wird nun hoffentlich besser als ich wissen was Genie ist. Dieß Genie, fahren die oberwähnten Papiere fort, das bis so weit eine bloße Gabe der Natur ist, erhält nun eine verschiedne Richtung, nachdem der ganze individuelle Zustand, in dem der Mensch sich befindet und befunden hat, verschieden ist. Da thun Wiege und Amme und Fibel und Wohnung und Sprache und Schlafmütze und Religion und Gelehrsamkeit &c. das Ihrige es zu erdrücken oder in Gang zu helfen. Ein ganz besonders Verdienst im Erdrücken hat die Philosophie wie sie auf den Schulen gang und gebe ist: *Vita Caroli mors Conradini*. Die Herren Philosophen, die von Allgemeinheiten gehört haben die tief in der Natur verborgen liegen sollen, und durch Hebammenkünfte zur Welt

gebracht werden müssen, abstrahieren der Natur das Fell über die Ohren, und geben ihre nackte Gespenster für jene Allgemeinheiten aus; und ihre Zuhörer, die an diese Gespenster gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe Eindrücke von einer Welt zu empfangen in der sie sind. Alle Haken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken sollen, werden abgechliffen, und alle Bilder fallen ihnen nun perspectivisch und dioptrisch in Aug' und Herz, u. s. w.

Aber das kostet Kopfbrechen, von einer Sache zu schreiben von der man nichts versteht; und da pflegen wir Gelehrte denn wohl zur Abwechslung und Erholung eine Spielstunde zu machen. Der selige Haak Newton schrieb in seinen Spielstunden eine Chronologie, und ich pflege wohl an meinen alten Freund und Schulcameraden Andres zu schreiben.

Mein lieber Andres,

Ich habe das Leichdornpflaster erhalten, die Würzpillen aber nicht, arbeite auch itzo an einem Buch, das ich dem Druck übergeben will. Er glaubt nicht, Andres, wie einem so wohl ist, wenn man was schreibt das gedruckt werden soll, und ich wollt' Ihm die Freude auch 'nmal gönnen. Er könnte etwa das Recept zu dem Pflaster herausgeben, etwas vom Ursprung der Leichdörner heraisonnieren, und am Ende einige *Errata* hinzuthun. Sieht Er, 's kömmt bei einer Schrift auf den Inhalt eben nicht groß an, wenn nur Schwarz auf Weiß ist: Einige lobens doch, und am Ende läßt sich von Leichdörnern und Pflaster schon was schreiben. Ich besinne mich daß es Ihm in der Schule immer so schwer ward. die *Commata*

und *Puneta* recht zu setzen. Sieht Er, Andres, wo der Verstand halb aus ist, setzt Er ein *Comma*; wo er ganz aus, ein *Punctum*; und wo gar keiner ist, kann Er setzen was Er will, wie Er auch in vielen Schriften findet die herauskommen. Was Er Seinem Buch für einen Titel gehen will, das muß Er wissen: meins heißt *Secum portans*, und ich kann Ihm nichts weiter davon sagen, als daß es Anfang und Ende hat.

Sein

Diener

II. ODEN. HAMBURG BEI J. J. C. BODE.

Nein, Verse sind das nicht: Verse müssen sich reimen: das hat uns Herr Ahrens in der Schule gesagt. Er stellte mich vor sich hin, als ers uns sagte, und zupfte mich an'n Ohren, und sprach «Hier 'n Ohr, und hier 'n Ohr: das reimt sich; und Verse müssen sich auch reimen.» Ich kann auch wohl zwey hundert Verf in einer Stund lesen, und 's sicht mich sehr oft nicht mehr an, als wenn ich durch Wasser wate; auch spielen ein'm die Reime wie Wellen an'n Hüften: hier aber kann ich nicht aus der Stell, und 's ist mir als ob sich immer Gestalten vor mir in 'n Weg stellten, die ich ehedem im Traum gesehen habe. Zwar ist gedreht wie Verse, und 's ist viel Klang und Wohlant drin: aber 's können doch keine Verse seyn. Ich will 'mal meinen Vetter fragen —

's sind doch Verse, sagt mein Vetter, und fast 'n jeder Vers ist ein köhues Ross mit freym Nacken, das den warmgründigen Leser von fern reucht, und zur Begeisterung wickert. Ich hatte von Herr Ahrens gehört. Verse waren so 'n braufendes Schaumw-

fen, das sich reimen müßte: aber, Herr Ahrens, Herr Ahrens! da hat Er mir was weiß gemacht. Mein Vetter sagt: 's muß gar nicht schäumen: 's muß klar seyn wie 'n Thautropfen, und durchdringend wie 'n Seufzer der Liebe, zumal in dieser Thautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affects das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst bestehe. Er nahm mir 's Buch aus der Hand und las S. 41 aus dem Stück «DER ERBARMER»:

— «O Worte des ewigen Lebens!

So redet Jehova:

Kann die Mutter vergeßen ihres Säuglings,

Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erarme?

Vergesse sie sein,

Ich will dein nicht vergeßen.

Preis Anbetung und Freudenthränen  
und ewiger Dank

Für die Unsterblichkeit!

Heißer inniger herzlicher Dank

Für die Unsterblichkeit!

Hallelujah in dem Heiligthume!

Und jenseits des Vorhangs

In dem Allerheiligsten Hallelujah!

Denn so hat Jehovah geredet."

«Schäumt das, Vetter? und wie wird euch dahei?» Wie mir wird? 's rührt sich auch ein Hallelujah in mir: aber ich darfs nicht aussprechen, weil ich nur so 'n gemeiner schlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reifen, und sie zu 'n Füßen des Erharmers hinfreuen, und in die Erd sinken. So wird mir! «Bravo, Vetter! Das sind eben Verse die euch so das Sternreifen eingeben. Lest 's Buch ganz: 's wird euch schmecken; und übrigens schämt euch des Hallelujah nicht das sich in euch rührt. Was gemein? bei Oden gilt kein Ansehn der Person: du oder ein König, einer wie

der andre! Und, Vetter, der fehende Se-  
raph in der feyerlichen fehrecklichen Praecht  
feiner sechs Flügel ift nur ein gemeiner  
fehlechter Kerl, wenn er vor Gott fteht!  
Aber, wie gefagt, leß 's Buch ganz."

Hal's gethan, und will erzählen wie 's  
mir gangen ift. Wenn man 'n Stück zum  
erftenmal ließt, kömmt man aus dem hellen  
Tag in eine dämmernde Kammer voll Schild-  
dereyen: anfangs kann man wenig oder nichts  
fehen; wenn man aber drinn weilt, fangen  
die Schildereyen nach und nach an fichtbar  
zu werden, und officieren einen recht, und  
dem macht man die Kammer zu und be-  
fehließt fih darin, und geht auf und ab  
und erquickt fih an den Schildereyen und  
den Rosenwolken und feheneen Regenbogen  
und leichten Grazien mit fanfter Rührung  
im Geficht u. f. w. Hie und da bin ich  
auch auf Stellen geftoßen bei denen 's mir  
ganz fehwindlich worden ift, und 's ift mir  
gewefen als wenn 'n Adler nach 'm Himmel  
fliegen will, und nun fo hoch aufsteigt, daß  
man nur noch Bewegung ficht, nicht aber  
ob der Adler fie mach', oder obs nur 'n  
Spiel der Luft fey. Da pfleg' ich denn  
's Buch hinzulegen, und mit Oncl Toby  
'n Pfiff zu thun.

Auch über die Wortfügung in diefen  
Oden hab' ich oft meine eigne Gedanken,  
und übers Metrum, und ich wollte drauf  
wetten, daß befondre Kniffe drinn fteeken;  
wer fie nur recht verftünde. 's Metrum ift  
nicht in allen Oden einerley; ja nicht: in  
einigen ifts wie 'n Sturm der durch 'n  
großen Wald hrauft, in andern fanft wie  
der Mond wallt, und das fehaint nicht von  
ohngefähr fo gekommen zu feyn.

•DIE FRÜHEN GREBER.

Willkommen, o filberner Mond,  
Schöner ftiller Gefährt der Nacht!

Du entflücht? Eile nicht! bleib, Gedan-  
kenfreund!

Sehet, er bleibt: das Gewölk wallte nur  
hin.

Des Mayes Erwachen ift nur  
Schöner noch wie die Sommernacht,  
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus  
der Locke träufft,  
Und zu dem Hügel herauf röthlich er  
kömmt.

Ihr Edleren, ach! es bewächft  
Eure Maale fehon ernfte Moos.  
O wie war glücklich ich, als ich noch  
mit euch

Sabe fih röthen den Tag, fehimmern  
die Nacht!

Das wollt' ich wohl gemacht haben, oder  
auch bei den Andern unter ein'm Maal, mit  
ernstem Moos bewachen, fehlafen, und da  
fo 'n Seufzer eines guten Jungen hören,  
den ich im Leben lieb hatt. Mein Bifcheu  
Afehe würde fih im Grab' umkehren, und  
mein Schatten durchs Moos zu dem guten  
Jungen heraufsteigen, ihm eine Patfehhand  
geben, und 'n Weilchen im Mondfehein an  
feinem Halfe zappeln.

Und die *Rubra* über die Stücke! Ja die  
find immer fo kurz und wohl gegeben; und  
'n gut *Rubrum* über'n Stück ift wie 'n  
Menfel, der 'n gut Geficht hat. Auch die  
Dedication ift brav: „An Bernstorff“ und  
nichts mehr. Wozu auch fo 'n langes Ge-  
leyre von Mæccenas und Guad' und gnädig?  
's fehmeckt dem großen Mann nicht, und  
dem kleinen verdirbts den Magen.

Überhaupt ift mir aus diefem Buch recht  
'n Licht über Herr Abrens und übers Ver-  
femachen aufgangen. Ich ftelle mir den  
Dichter vor als 'n feheneen weichherzigen  
Jüngling, der zu gewiffen Stunden pletho-  
rifch wird, fo deperat als wenn ufer einen  
der Nachtmoor reitet: und denn tritt 'n

Fieber ein, das den schönen weichherzigen Jüngling heiß und krank macht, bis sich die *Materia peccans* in eine Ode, Elegie oder des etwas fecerniert; und wer ihm zu nah kömmt wird angesteckt.

Braga steigt herab durchs Laub der Eiche zu schwängern die Seele des vaterländischen Dichters, daß sie zu feiner Zeit ans Licht bringe eine reife kräftige Frucht: wer aber leichtfertig ist, und mit 'n Ausländern buhlt, der legt Windeyer, und wird oft 'n Spiel der Franzosen.

Der Verfaßer der Oden soll Klopfstock beißen; möcht 'n doch wohl 'nmal sehen.

III. EINE CORRESPONDENZ ZWISCHEN MIR UND MEINEM VETTER, ANGEHEND DIE ORTHODOXIE UND RELIGIONSVERBESSERUNGEN.

Hochgelahrter,

Hochzuehrender Herr Vetter!

Ich habe seit einiger Zeit so viel von biblischer und vernünftiger Religion, von orthodoxen und philosophischen Theologen &c. gehört, daß mir alles im Kopf rund um geht, und ich nicht mehr weiß wer Recht und Unrecht hat. Die Religion aus der Vernunft verheßern kömmt mir freylich eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hansuhr stellen wollte: aber auf der andern Seite dünkt mir auch die Philosophie 'n gut Ding, und vieles wahr was den Orthodoxen vorgeworfen wird. Der Herr Vetter thut mir einen wahren Gefallen, wenn Er mir die Sach' aus einander setzt. Sonderlich ob die Philosophie ein Befen sey den Unrath aus dem Tempel auszukehren, und ob ich meinen Hut tiefer vor einem orthodoxen oder philosophischen Herrn Pastor abneh-

men muß. Der ich die Ehre habe mit befondern Eßtim zu verharren

Meines Hochgelahrten,

Hochzuehrenden Herrn Vettters

5 gehorhamer Diener und Vetter  
Asmus.

ANTWORT.

Lieber Vetter,

10 Die Philosophie ist gut, und die Leute haben Unrecht die ihr so gar Hohn sprechen: aber Offenbarung verhält sich nicht zu Philosophie wie Viel und Wenig, sondern wie Himmel und Erde, Oben und Unten. Ich  
15 kanns Ihn nicht besser begreiflich machen als mit der Seekarte die Er von dem Teich hinter seines sel. Vaters Garten gemacht hatte. Er pflegte gern auf dem Teich zu schiffen, Vetter, und hatte sich deswegen  
20 auf seine eigne Hand eine Karte von allen Tiefen und Untiefen des Teichs gemacht, und darnach schiffte Er nun herum, und 's gieng recht gut. Wenn nun aber ein Wirbelwind, oder die Königin von Otahete, oder eine Wasserhose Ihn mit seinem Kahn  
25 und mit seiner Karte aufgenommen und miten auf dem Ocean wieder niedergefetzt hätte, Vetter, und er wollte hier nun auch nach seiner Karte schiffen: das gienge nicht.  
30 Der Fehler ist nicht an der Karte: für den Teich war sie gut; aber der Teich ist nicht der Ocean, sieht Er. Hier müßte Er sich eine andre Karte machen, die aber freylich ziemlich in *Blanco* bleiben würde, weil die Sandbänke hier sehr tief liegen. Und, Vetter, schiffst hier nur immer grade zu: auf'n Meerwunder mögt Ihr stoßen, auf den Grund stoßt Ihr nicht.

Hieraus mögt Ihr nun selbst urtheilen wie weit die Philosophie ein Befen sey die Spinnweben aus dem Tempel auszufegen. Sie kann auf gewisse Weise ein solcher Befen seyn.

ja; mögt sie auch einen Hafensuß nennen den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen selbst bildhauen und schnitzen will, seht, der verlangt mehr von dem Hafensuß als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen. Paulus, der vieles in der Welt versucht hatte, der auch 'n Sadduceer und Fort *Esprit* gewesen, und hernach eines andern war belehrt worden, bei allem seinen Enthusiasmus für das neue System doch aber in seinem Brief an die Römer die Dialectik noch so gut treibt und versteht als einer: dieser alte erfahrene Mann sagt, und bringt darauf seine alten Tage in viel Arbeit und Fährlichkeit zu, und läßt sich fünfmal vierzig Streiche weniger eins darauf geben, daß der Friede Gottes höher sey denn alle Vernunft! Und so 'n Gelbschnabel will raisonnieren.

Daß das Christenthum alle Höhen erniedrigen, alle eigne Gestalt und Schiene, nicht wie die Tugend mäßigen und ins Gleis bringen, sondern wie die Verwerfung gar dahinnehmen soll, auf daß ein Neues daraus werde: das will freylich der Vernunft nicht ein: das soll es aber auch nicht; wenns nur wahr ist. Wenn dem Abraham befohlen ward aus seinem Vaterlande und von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Haufe auszugehen in ein Land das ihm erst gezeigt werden sollte: meinst Du nicht daß sich sein natürlich Gefühl dagegen gesträubt habe, und daß die Vernunft allerhand gegründete Bedenklichkeiten und stattliche Zweifel dagegen hätte vorzubringen gehabt? Abraham aber glaubte aufs Wort, und zog aus. Und es ist und war kein anderer Weg: denn aus Haran konnte er das gelobte Land nicht sehen, und Niebuhrs Reisebeschreibung war damahls noch nicht heraus. Hätte sich Abraham mit

seiner Vernunft in Wortwechsel abgegeben, so wäre er sicherlich in seinem Vaterlande und bei seiner Freundschaft geblieben, und hätte sich wohl seyn lassen. Das gelobte Land hätte nichts dabei verloren, aber er wäre nicht hineingekommen. Seht, Vetter, so ist's, und so steht in der Bibel.

Da also die heiligen Statuen durch die Vernunft nicht wieder hergestellt werden können, so ist's patriotisch (in einem hohen Sinn des Worts), die alte Form unverletzt zu erhalten, und sich für ein Tüffel des Gesetzes todt schlagen zu lassen. Und wenn das ein orthodoxer Herr Pastor heißt, so könnt Ihr für so einen den Hut nicht tief genug abnehmen. Sie heißen aber noch sonst was orthodox.

Nun lebt wohl, lieber Vetter, und wünscht Frieden! laßt euch übrigens aber den Streit und das Feldgefehrey kein Haar nicht krümmen, und braucht die Religion klüger als sie. — Da steht mir Potiphars Weib vor Augen. Du kennst doch die Potiphar? Diese sanguinische und rheumatische Person packte den Mantel, und Joseph flohe davon. Über das *Point saillant*, über den Geist der Religion kann nicht gestritten werden, weil den nach der Schrift Niemand kennt als der ihn empfahet, und denn nicht mehr Zeit zu zweifeln und zu streiten ist.

In *Somma*, Vetter, die Wahrheit ist ein Riese der am Wege liegt und schläft; die vorüber gehen sehn seine Riesengestalt wohl, aber ihn können sie nicht sehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Nase ihrer Vernunft. Wenn er den Schleyer wegthut, wirfst Du sein Antlitz sehen. Bis dahin muß unser Trost seyn daß er unter dem Schleyer ist, und gehe Du ehrerbietig und mit Zittern vorüber, und klügle nicht, lieber Vetter &c.

## THEODOR GOTTLIEB VON HIPPEL.

### AUS DEM BESCHLUSS DER LEBENSÄUFE NACH AUFSTEGENDER LINIE.

**Aus!** Alles aus! Amen! Amen! Auf ewig lebt wohl, lieben Leser! Mein Leopold ist hin! Sanft und felig ehegestern, den sechs und zwanzigsten Merz, des Abends um sieben Uhr. Bis heute kommt' ich kein Wort; und heute, was werd' ich können? Wenig oder gar nichts. Wie ruhig Pott starb! Es war ein lieber lieber Junge, einen Himmelszug um die Augen, welcher laut lehrte, Pott sey nicht von dieser Welt, sondern von jener. Faß dich, armes liebes Weib! Wir werden alle sterben; Gott gebe, sanft und felig, wie Pott uns vorstarb. Kinder die den Eltern gar nicht ähnlich sind sind Gottes Bild, gehören ihm. Pott glich weder meinem Weibe noch mir. Er ruhe wohl! wohl!

Gefchrieben den neun und zwanzigsten, eben da es sieben schlägt. Potts Sterbstunde!

Mein Pott ist beerdigt, und ich bin gefaßter als den neun und zwanzigsten um sieben Uhr Abends. Ich hoffe daß ich Kraft haben werde etwas von ihm zu schreiben: nur eine Hand voll! Ich hab' ihn in dieses Historienbuch einfchreiben laßen: laßt mich, lieben Leser, laßt mich ihn austreichen! Mit ihm ist mein Stamm hin. Er war uns ein sehr theurer Sohn; ihr wißt wie. Daß er wie Clodius Albinus zur Welt gekommen, hab' ich gleich zu Anfang dieses Werks gesagt.

Seine Geburt machte ihn aber zum Einzigem, zum einzig möglichen. Das arme Weib! Ich wählte die Mutter: Gott ließ mir den Isaak und sie zugleich. Gott! er ließ mir den Isaak! Vollbracht! Herr, wie du willst! dein Wille gefeche!

Ihr gutherzig rachfüchtige! ihr Edelgestrengte, die ihr im Herzen darüber aufwaltet, daß ich, nach Minen der ersten, Minen die zweyte lieben konnte! habt ihr denn Minens Testament vergessen? den Besehvor vor und nach Gott, und das so wahr dir mein Andenken lieb ist? Eben geht mir eine Stelle auf in Minens Testament. Da ist sie:

Wenn dir ein Sohn stirbt, schreckliche Ahndung! sey er mein in der andern Welt! Ich will mich mit ihm verbinden und deine himmlische Schwiegertochter werden: da kommen dir dann und deinem künftigen Weibe entgegen ich, meine Mutter, dein Sohn, und lehren dich in der Stadt Gottes die Häuser kennen. Hallelujah! Hallelujah! Amen!

Erfüllt! Aber, Mine, ich habe nur den Einzigem! kann nur einen Einzigem haben! Nimm ihn hin! Gott, dein Wille ist gefechen.

Ich habe geendiget. Mein schriftlicher Lebenslauf ist zum Ende: anch ich bin es. Ich bin anch zu Ende! mein Weib zu Ende! Alles! Amen! Amen!

Ich kann nicht weiter! so geru ich meinem Leopold parentierte. Es ist spat. Spat

oder früh! ich schlief keine Minute diese Nacht.

Des Abends um elf.

Da ich heute den Tag des Morgens um sechs Uhr lese was ich ehegestern des Abends um elf geschrieben, sind ich schon der Parentation Anfang. Der liebe Junge! so gern wollt' er ins Buch! Komm herein, du Gefegneter des Herrn! warum stehst du draußen? Deine Wünsche sollen erfüllt werden: die meinen bleiben unerfüllt. Ich wollte daß du meinen Lebenslauf ergänzen, und wenn zwischen jetzt und meiner Sterbstunde sich noch ein Fall ereignete der werth wäre in einem Postscript aufbewahrt zu werden, daß du ihn verzeichnen möchtest. Ich trag dir eine Durchsicht auf, so wie du sie vor deinem Gewissen zu verantworten gedächtest. Du bist vollendet! du bist bei Mien! Da ruft deine Mutter, deren Schmerz lange stumm war, so daß die Ansiehthalten meine Seele betrübte: »Süßer Mondstrahl! kommst du von Mien? kommst du von Polt? O bringe mich, bringe mich zu meinen Lichen! Hinauf, hinauf leuchte mich, wenn diese Augen brechen! Dort oben, wo Ruhe ist!«

Wie bald ist's mit unsern Vergnügungen geschehen! Schnell wie der Schnee auf der Straße schmelzen sie weg, und ihre Stete ist nicht mehr. Diese Welt ist erster Wurf. Man sieht den Meister: allein es bedarf Ausarbeitung. Dieß sind allgemein verlautharte Klagen, die, nachdem das Blut aufschlägt oder wieder fällt, ange stellt werden. Es giebt ein besonderes Licht, wenn die Nacht sich mit dem fernen Sternenlicht kreuzt. Das ist das treue Bild unseres Wissens, unseres Weisagens und unserer Hoffnung, welches die göttlichen Cabinetsbriefe, geschrieben auf Gottes allergnädigsten Specialbefehl durch

Männer, getrieben vom heiligen Geift, uns ertheilen. Dieß ist das Sehen durch einen Spiegel in einen dunklen Ort. Das Regale der Vernunft ist zu zweifeln; der geoffenbarten Kinderlehre zu glauben. Gott helfe meiner Schwachheit! Amen!

Polt war nicht kindlich, sondern kindlich. Ein Paar Worte bei denen meine Mutter einen himmelweiten Unterchied fand.

Es war ein lieber, sehr lieber Junge. Weiß und roth, Lilien und Rosen! Oft in Gedanken. »Was hast du kleiner Mensch zu denken?« Statt einer Antwort lächelt' er.

Homer und Milton und all ihr Menschenleser! ihr seyd all zu früh gestorben: denn ihr habt keine Bibel geschrieben. Wie sehr ich dieß Werk bei meinem Polt vermifst, ist unaussprechlich. Welch ein großer Geift wird einst die Kindlein zu sich kommen lassen und sie nicht zu klein finden! denn ihrer ist das Reich Gottes. In solche Schulen zu gehen würde so viel heißen als eine Promenade ins Paradies machen. Jetzt haben sich auch hier Staatsgrundfätze eingefehlichen, und jedes Kind wird jetzt schon an eine Kette gelegt als ein heißiger Hund.

Mensch, ist denn dieß das Reich Gottes? Wahrlich! ich sage euch: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.

Etwas von Ähnlichkeit haben die Kinder auch von unmittelbaren Eltern. Dieser Ähnlichkeitslecken ist oft sehr versteckt. Mein Vater fand ihn sehr öfters in den Nägeln an den Fingern. Die Probe dürfte meistentheils richtig seyn.

Gottlob daß ich Polten nicht ins Treibhaus gebracht! Was hatt' es ihm geholfen, wenn er zu declinieren und zu conjugieren gewußt? »Er ist zeitig reif worden« sagt meine Mine. Er wird es werden, meine Liebe!

Gedankenwerk ist Fachwerk: Bildung der Vernunft ist eigentliche Erziehung und Seelenbeschäftigung. Mein Vater hatte die Gewohnheit über den -Kyrie eleison!- auszurufen, der nicht Griechisch verstand. Warum, lieber Vater? Er gab, so klein ich war, alle Tage ein griechisches Wort zur Parole aus.

Warum, lieber Vater? Wenn Plato nichts anders als Griechisch weiß, kann mein Polt kein Wort mit ihm wechseln. Gewiß wird er nicht beim Griechischen geblieben seyn. Mein Vater sagte, die hebräische Sprache sey die metaphysische, die deutsche die philosophische im allgemeinen Sinn, die französische die witzige, die englische die dichterische; die englische die Genie-, die französische die Geschmackssprache.

Ich überließ Polten wo ich nur wußt und konnte der Natur, und entfernte ihn so wenig von den Kindern gemeiner Leute, daß ich ihn vielmehr in ihre Art kleidete. Sein Anzug war nur durch innern Werth, auf den kein Kind sieht, unterschieden. Warum wie ein Holländer, wie ein Engländer, wenn man in Liefland wohnt?

«Herans!» schrie Polt einmal, da mein Schwiegervater kam, und alle Jungens traten ins Gewehr. Wie hoch dieß Herr von W— aufnahm, kann ich nicht aussprechen.

Seine Mutter hatte ihm unfehlbar gelehrt den Bohnen nachzuhelfen und sie von den allerersten Blättern, die so bald gelb werden, zu befreien; das war sein Leben. Meine Fran nannte dieß den Bohnen die Kinder-schuhe ausziehen. Meine beide Mimen mochten so gern der Natur einen Liebesdienst erweisen und ihr hülfliche Hand leisten; sie konnten nicht einst eine Pflanze leiden sehen.

Befonders! Polt selbst pflanzte nicht, durchaus nicht. «Warum das, Polt?» «Es könnte ja ausgehen!» Guter Junge! du bist nicht ausgegangen.

Ein Kind muß in seinem irdischen Vater den himmlischen Vater kennen lernen, in seiner Mutter seine künftige Gelichte, in andern Menschen sich selbst. Die Mutter hatte unserm Polt kein -Das walt', kein -Aller Augen' gelehrt: so wie er mit mir sprach, betete er auch.

Er war sehr geneigt für sich zu seyn. Oft hab' ich ihn laut redend mit sich selbst gefunden. Alle fleißige Beter sind Selbstsprecher. «Hat dir der liebe Gott schon einen guten Morgen gewünscht?» hieß an einem schönen Frühlingsmorgen «Hast du schon die Sonne scheinen gesehen?» Der liebe Kleine sprach des Morgens und des Abends vor Tisch und nach Tisch so einfältig rührend mit dem lieben Gott als ein liebes Kind mit dem lieben Vater.

Einen guten Mittag, da er noch jünger war, trat er hin nach Tisch und sprach «Ich danke dir, lieber Gott, für die seltene Kräuter-suppe und den Braten und den Kuchen. Kuchen nicht! Gestern hatten wir Kuchen, und gestern hab' ich auch dafür gedankt.»

Die Mutter wollte haben daß er die Hände unter die Decke beim Schlafen legen sollte: allein er schlief nie anders als die Hände frey und über der Decke.

Aus Händefalten war er schwer zu bringen: er hatte einen Gefangenen an Händen geschlossen gesehen. «Sind wir denn des lieben Gottes Gefangene?» sagt' er, «daß ich die Hände schließen soll?» «Wir sollen beten und arbeiten» sagt' ihm die Mutter: «drum zeigen wir dem lieben Gott die Hände.» Das gute Weib hatte diese Erklärung freylich nicht selbst erfunden. Sie war für Polten beruhigend: er faltete die Hände. «Im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brot eßen» ist das beste Receipt für alle Krankheiten.

«Wie ich noch ein kleines Mädelchen war» sagte der Kleine bei einer Erzählung, und



meinte die Zeit da er noch im laugen Rocke gegangen.

Die Mutter ließ ihn nur acht Stunden schlafen. »So lange soll er schlafen bis er acht Jahr ist, und nach der Zeit sieben Stunden.« Sie hat Recht, daß man eben so wohl zu viel essen als zu viel schlafen kann.

Einen Tag kam ich vom Felde, und Pott hatte das Bild der seligen Mue mit den ersten Blumen so bekränzet »wie eine Braut« sagte der Kleine, und sprang herum.

Die Gefelligkeit ist nicht die Folge einer aufgeklärten Vernunft. Je klüger der Mensch, je weniger theilnehmend, je weniger gefellig ist er. Je mehr Cultur, je kleiner der Wirkungskreis. Es scheint, ein vernünftiger Mensch bilde sich ein, er sey so stark an Leibeskraften als an Verstandsvermögen, und brauche keiner Gefellen.

Das Schwerfte ist den Kindern einen Eindruck von Gott machen ohne ihnen Gott zeigen zu können. Mit Gott in Gemeinschaft treten ohne ihn zu sehen ist schwer, und doch stehen wir uns selbst im Licht, wenn wir gewisse Begriffe nicht in der Jugend gründen, und allmählig einen Damm von dieser zur künftigen Welt sehütten, die unsichtbar ist wie Gott der Herr.

Meine selige Mutter hielt viel auf eine Lade. Jedes im Haufe hatte seine Lade. Ich auch die meinige. Mein Vater lachte drüber. Sie hatte dabei die Bundeslade in Gedanken. Schon das Wort war ihr heilig. Pott mußte nichts verhehlen. Was hat denn Gott der Herr verhehlen das wir brauchen?

Mein Vater pflegte zu sagen, es waren fünf Wünsch-Perioden beim Menschen: erstlich Beinkleider, zweytens Tafelenuhr, drittens Mädchen, viertens Vermögen, fünftens Landgut. »Die fünfte Zahl« setz' er hinzu

»ist bei dem Menschen nicht zu verachten: es ist die Körperzahl.«

Meine liebe Mue, der das Meiste auf diesem Blate zugehört, will noch etwas mehr angefügt haben. Gern, liebes Weib!

»Wie er klein war« sagte sie, »ließ ich ihn so lange sehreyen, bis er aufhorte, ohn' ihn zu herzen und zu küffen. Nie hat er in einer Wiege gelegen.

Da gieng ich mit ihm spazieren nach dem Berge, wo die Bäume so stehen, als stiegen sie den Berg hinauf. Es war ein schöner Abend. Pott sagte »wie die Engel auf Jacobs Leiter.«

Pott aß nicht süße Früchte: saure waren für ihn.

Da sah er einen Ast an dem Birnbaum geknickt, und nahm seinen Strumpfband, und band ihn an.«

»Liches Weib! wem kann das alles behagen?«

»Nur noch, wie er starb!«

»Meinet halben! herzlich gern!«

»Ich (mein liebes Weib nämlich) erzählte ihm viel von der seligen Mue, an die ich ihm wie an eine Verwandtinn unseres Haufes eine Empfehlung gab.

»Du wirst sie dort finden: sie wird dich auffuchen.« Auch sagt' ich ihm daß er keinen Bruder, keine Schwester mehr haben würde. »Warum, liebe Mutter? Unser Nachbar und seine Frau haben sieben Söhne.« »Wir keinen, mein Kind! wenn du todt bist, keinen! Sag' es Mienen in meinem Namen, keinen!« »Auch in Vaters Namen?« fragte Pott. Ich stand an über diese Frage. »Ja« erwidert' ich, »auch in Vaters Namen.« »Hab' ich zu viel gesagt?« »Nein, liebes Weib! auch in meinem Namen. Meine Mutter hatte nur mich.« »Gottlob daß sie dich behielt!« sagt und schreibt Mue.

Mine wollte daß ich Polten nach preussischer Manier begraben lassen sollte: allein ich thats nicht, sondern ließ ihn einen Morgen bei Sonnenaufgang begraben. Ich begleitete ihn mit einem meiner Freunde, den

ich an diesen Ort bestimmt hatte. Sie weiß wo er ruht, und noch heute hat sie Mutterthänen auf sein Grab geweint. **Weine nicht, Mine! Weine nicht!**

**Gott, was ist das Leben?**

---

## HELFRICH PETER STURZ.

---

### I. FÜNFTER BRIEF.

London den 25. Sept. 1768.

**A**lle Reisebeobachter sind gewohnt allgemeine Schlüsse auf einzelne Thatfachen zu gründen: daher rührt das fehlerhafte Urtheil welches man mit kühnem Leichtsinne über Menschen und Staaten ausspricht. Wer die hiesige Verfassung nicht kennt, und den König an einem feyerlichen Tage unter seinen Hofämtern erblickt, wie er im glänzenden Haufen, wo er sein Auge hinlenkt, alle Großen niederbeugt, die ihn mit den Zeichen ihrer Würde, mit dem weißen und schwarzen Stab, in dem Kanzler- und Bischofsornat, in schweigender Ehrfurcht umgeben: der glaubt nicht im Laude der Freyheit, sondern an dem Hofe eines morgenländischen Sultans zu seyn.

Wenig Schritte von diesem Schauspiel, in dem Caffé zu St. James, findet er dann ein öffentliches Blatt welches über die Regierung mit anführerischem Frevel lästert. Lange kann er nicht entscheiden welche von beiden Erscheinungen ein Traum war; er weiß den Widerspruch nicht zu erklären: endlich glaubt er mit dem großen Haufen daß das Hofgespräch nur eine leere Theaterpracht, und die Zeitung der Geist und die Stimme eines zügel-

losen Volks ist. **Welche Bosheit** ruft er aus **bringt die gepriesene Freyheit hervor! Wie eingeschränkt ist die Gewalt des Monarchen der diesen Trotz nicht bändigen kann!**

Jeder arme Teufel zuckt dann bedeutend die Schultern, und preist aufrichtig sein Schicksal, daß er nicht König von England ist.

Dennoch ist ein englischer König, so bald er nicht eigenwillig, sondern nach den Gesetzen regiert, ein mächtiger und, wenn das Glück auf irgend einem Throne weilt, auch ein glücklicher Herr. Die Verfassung hat seine Würde zuverlässiger gegen alle Gefahren verhanzt, scharfsinniger von den traurigsten Pflichten, von dem Leiden der Herrschaft befreyt, als es irgend ein Staatsklügler ansdenken mag. Er kann nur wohlthun, ehren, belohnen, nur vergeben und nicht strafen; selbst das Richteramt, welches immer den einen Theil beleidigt, ist von dem Thron unabhängig: denn auch im Proceß gegen die Pairs wird der König durch den *High Steward* allein symbolisch vorgestellt. Er darf seinen Unterhalt nicht durch Kammerkünfte aus dem Laude peinigen: was er einnimmt ist ein freyes Geschenk; und wenn sein Volk unter Auflagen senzet, so haben es seine gewählten Vertreter, nicht der König, dazu verurtheilt.

Auch seine Minister sind sicher unter allem Geheule der Parteyen, wenn lies nur verftehn, im Parlamente der größern Anzahl zu gefallen. Chesterfield und Pulteney haben Robert Walpole viele Jahre lang Schritt vor Schritt durch Philippiquen im *Craftsman* verfolgt ohne daß es ihnen gelang, diesen fromkundigen Steuermann des Parlaments zu stürzen.

Itzt sind unter den namenlosen brittischen Aretinen und Volkstribunen dergleichen wichtige Männer nicht mehr: ein Paragraphenschreiber (so nennt man hier einen Zeitungs- politiker) und ein elender Kerl sind meist gleichbedeutende Wörter. Die verwegenste Schrift beweist selten etwas mehr, als daß es einen tollkühnen Dürftigen giebt, der mit Gefahr am Pranger zu stehen sein Mittagessen erschimpft.

Der Catilina\*) dieses Landes, der nur an Bosheit, nicht an Einfluß, seinem Vorbilde gleicht, büßt itzt seine Ritterzüge durch ein langes Gefängniß. Sein Leben war eine Reihe von Glücksritterftreichen. Wenn ihm die Säufentraeger Beifall zuzachzen, so vernachtet ihn der beßere Theil der Nation; und dennoch, als ihn das Gesetz niederwarf, wagte selbst der Pöbel nicht einen Laut: der neue Brutus ward ohne Lärmen wie ein gemeiner Tafchendieb eingesteckt.

Freylich beßert ihn wohl diese Züchtigung nicht: ihm bleibt allein die verdräßliche Wahl entweder fortzuempören oder im Gedränge zu verschwinden. Durch redliche Thaten wird er nicht glänzen; selbst als Schriftsteller ist er nur mittelmäßig: war er nicht Staatsverbesserer, Thronerschütterer, so würde er höchstens zum politischen Romanenschreiber oder zum Kunstrichter taugen. \*\*)

\*) Wilkes.

\*\*) Er versuchte eine Geschichte von England zu schrei-

Indessen kränkt der Frevel, welchen die Pressfreyheit schützet, alle Freunde der Ordnung und der bürgerlichen Ruhe, und selbst eifrige Whigs haben strengere Mittel gegen ihren Mißbrauch gewünscht: aber man fürchtet die Hand der Regierung zu waffnen, und so erträgt man das Übel, weil es aus der Freyheit, dem größten Vorrecht der Menschheit, entspringt, wie hier und da eine schädliche Pflanze aus einem wohlthätigen Boden sproßt. Weder Locke noch Rousseau noch Hume haben je eine Regimentsverfassung erkündet welche frey von Gebrechen und Widersprüchen wäre: alle wiegen sich in verheißenen Zeiten nach Anarchie oder Knechtschaft hin; oft sind die Mittel gültiger als die Krankheit; wenn man es zugeben muß, daß Freyheitsliebe bei diesem Volke zur unanständigen Schimpffucht artet, so dulden die Britten auch wieder daß man sie in dringenden Staatsgefahren wie Negerclaven zum Dienste preßt.

In den bittersten Schriften dieser Zeit wird jedoch der persönliche Character des Königs geschont. Wahre Tugend erzwingt unwillkürliche Ehrfurcht, und schreckt auch die verwegenste Bosheit zurück. Alle Unzufriedene gestehen daß er seine hohe Pflichten mit warmer eifriger Treue erfüllt. Er hat seinen Tag nach einer strengen Ordnung vertheilt, und verschwendet für sich nicht eine Stunde welche seinem Volke gehort. Kein Staatskundiger in diesem Lande ist gründlicher als er von dem Zustand der Finanzen, der Flotte, der Kriegsmacht unterrichtet. Wer den täglichen Wandel dieser Gegenstände und ihren

ben: aber die ersten Hefte waren so elend, wurden mit einem solchen Hohgelächter aufgenommen, daß er den Einfall klüglich aufgab. Mit einem Fluß von Worten und vieler Infolenz wird man im Parteyenzanke herübt; aber über Schriften wo dieß Interesse fehlt urtheilt das kalte Publicum strenger.

weiten Umfang kennt begreift es kaum, daß er auch seine deutsche Staaten mit einer gleich eingreifenden, durchsehenden, alles umfassenden Sorgfalt regiert; und dennoch ist er nur bei seinen Ministern, im Rath und in St. James König: er erübrigt sich Zeit für den Genuß des häuslichen Glücks. In der Königin Palast ist er Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künfte, liebevoller Vater und zärtlicher Gatte. Wahre Freuden der Ehe gedeihen selten am Thron; aber selbst in der Hütte würde so ein Paar die Ehrfurcht des Weissen verdienen. Charlotte verherrlicht die Wahl des Monarchen durch ihre sanfte, Herzen gewinnende Gaben. Sie wandelt in einer verdorbenen Zeit, im Gewühle der Hofintrigen und Künfte mit einer Grazie welche den Weltmann entzückt, und einer Tugend die den Himmel befriedigt.

Ich habe vor wenig Tagen ihren Palast mit einem lebhaften Vergnügen beschen. Unten wohnt der König, im zweyten Stock die Königin; die obern Zimmer sind einer Bücherammlung gewidmet, welche merkwürdiger durch ihre Wahl als durch ihre Menge ist. Hier fehlt der Raum für den Haufen Müßiggänger, welcher sonst in den Schlößern der Könige wimmelt: außer der königlichen Familie ist nur für unentbehrliche Bediente Platz. Sie glauben in dem reinlichen Hause eines weissen begüterten Privatmannes zu seyn: was vielleicht allein den Besitzer verrath sind die herrlichsten Werke der Kunst, welche man aus allen Schlößern hier versammelt und zum taglichen Genuß aufgestellt hat.

In den Königspalästen hat mich immer der Mißklang zwischen Pracht und Mangel, die wenige Achtung für Einheit im Ganzen beleidigt; vergoldete Gemächer und schlechtes Gerath, überladene Kabinetter und oede Säle, neuer und veralteter Zierrath, Verschwendung ohne Bequemlichkeit, alles trägt das Gepräg

mannigfaltiger Launen, je nachdem Marchälle Günstlinge Hofintendanten ihr kurzes Daseyn verwiegen wollten: hier aber athmet durch alles der Geist des Monarchen, vernünftige Wahl und gefällige Ordnung, ein sanfter geläuterter Geschmack.

Ein rechtschaffener Mann, und noch viel mehr ein tugendhafter rechtschaffener König ist Gottes erhabenstes Werk. Ich werde nie an Georg den Dritten als mit der reinsten Verehrung denken: dem ungeachtet ist es möglich, daß seine menschenfreundliche Regierung für England nicht die glücklichste seyn kann. Großbritannien nähert sich der Epoche, in der sich Rom befand als Arien geplündert war. Seine Triumphe im letztern Kriege, die Eroberungen in Indien haben Reichthum und verdorbene Sitten verbreitet.

Heldenkraft eines Volks wird durch Widerstand genährt, und ermattet jenfeit des Zieles. Dieser Staat ist auf dem Punct der Reise, welcher an das Verwelken gränzt. Eigener Trotz und fremder Neid, Ohnmacht und Verachtung aller Gefahren nehmen in bedenklichen Verhältnissen zu.

Diese periodische Flut und Ebbe, welche alle Staaten fortreißt, hält keines Königs Weisheit auf, weil die Vorsehung keiner Tugend einen Freybrief gegen ihre Rathschlüsse verleiht. Aber auch unter widrigen Schicksalen strahlte diese Tugend auf die Folgezeit, und die Geschichte fondert das Verdienst des Monarchen von seinem Glück.

---

II. PITT.

---

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Flut der neuen Sittenverderbnis streimte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der

größten Männer, herab. In seiner Gestalt ist strenger Kraft, wie in den Formen der ältesten Kluft, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtet die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herfehete, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Partey; er allein vernichtete alle Parteyen. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands vogenthürende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah ins Gränzenlose, und maß das Schickfal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegeten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmaeen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Classen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freylich besitzt er die Verdienste eines guten freundlichen Mannes nicht: diese sind nur für Menschen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die künftigen Freuden des häuslichen Glücks, sah er unverwandt auf Britanniens Schickfal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen

durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strom des Demosthenes noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie gieng zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er verleitete, seßelte den Verstand nicht durch mühsam verkettete Schlüße, wie Mansfield; er war nie wie Townshend auf der Folter um Witz und Talente zu zeigen; sondern er umstrafte den Gegenstand und traf sicher den Punkt durch den Blitz seines Geistes, den man wie den Blitz seiner Augen nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkür umbilden erschaffen zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand, ein freyes Volk wie Sklaven zu beherrschen, ein Reich zu gründen oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerstehn, als er in der Toga stand, und für die Colonien gegen die Stempelacte sprach? - Eure Herrschaft über America ist unumfehränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankömmt; aber ihr seyd nicht befugt Steuern von den Colonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England: sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht Steuern aufzulegen weder ein Theil der regierenden noch der gesetzgebenden Macht: Steuern sind ein freyes Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor: darum geben und bewilligen wir was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem König Steuern von America bewilligen, so bewilligen Sr. Majestät Gemeinen von Großbritannien unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in America. Einige sagen, die Colonisten werden *virtualiter* durch dieses

Haus repräsentiert. Ich frage, durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Districts, irgend einer Stadt? Wo sind sie? Ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tafche eurer Brüder plündern? Steuern sie nicht mittelbar beschwerlicher als wir, durch eure Monopolen? Müßen sie nicht alles von euch so theuer, als ihr wünsethet, kaufen? alles an euch so wohlfeil, als ihr wollt, verkaufen? Dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaucht keinem Volke der Erde auf diesem Markte neben euch zu stehn. Man erzählt uns daß America hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute, ich freue mich daß es widersteht. Drey Millionen Menschen die sich freywillig unter die Knechtschaft beugten würden künftig taugliche Werkzeuge seyn auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Seit König William hat kein Minister den fürchterlichen Plan gewagt: er war unsern Zeiten vorbehalten.

Wenn America fällt, so wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinfürzer auf die Trümmer unserer Verfassung. Ist dieß engergerühmter Frieden? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken.

Die Verehrer Pitts wünschen Einen Tag aus seinem Leben zu wünftigen, dessen Geschichte Lord Chesterfield in folgenden Worten erzählt: Pitt hatte freye Hand alle Minister zu nennen; und errathen Sie wozu er sich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und, werden Sies glauben? zum Lord Chatham. Hier ist der allgemeine Scherz daß er die Treppe hinaufgefallen ist, und zwar so unglücklich, daß er in seinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun ist er nichts mehr als Lord Chatham,

und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geschichte kein ähnliches Beispiel. So in der Fülle seiner Macht wegzusinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlassen, das ihm allein die Macht gab, ihm allein Macht versichern konnte, ins Hofpital der Unheilbaren, ins Haus der Lords zu flüchten — es ist ein unglaublicher Schritt.

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphierte. Weder Würden noch Titel konnten Pitt erheben, sondern er entwich allein dadurch dem Geräusch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünschete nach unsterblichen Thaten; und verdient sie vielleicht der Retter seines Volks nicht?

Aber als er neulich sich wieder auf seinen Krücken emporhub, und im Parlament mit sterbender Stimme rief »Britten, ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrschaft? nicht züchtigen Frankreich, das vor euch behete, euch nun Hohn spricht? Ich zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf! laßt uns kämpfen, fallen, wenn es seyn muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!« War das nicht wieder die große Seele Pitts, die neuverklart über ihrem Leichnam schwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Roms gefahrvollen Krieg mit Tarent und den Chatham jener Zeit. Pyrrhus als Bundgenosß der Tarentiner hatte den Consul Levinus überwunden, und stand mit seinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom: aber weil er Remermuth zu würdigen verstand, so trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freywillig einen Vertrag durch den Philosophen Cineas an, der durch Gefehenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunst das Erbietten zu empfehlen

wußte. Schon wankte der Rath, und Einige stellten vor daß eine große Schlacht verloren sey, daß eine zweyte gefährlicher, entscheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens sich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begriff einen schimpflichen Frieden als eine Wohlthat anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der im hohen Alter und des Gesichtes beraubt, fern von Geschäften unter seinen Lorbeern ruhte.) Er hörte nicht so bald die friedliche Neigung des Senats, als er sich in einer offenen Säufte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol bringen ließ. An der Thüre erwarteten ihn seine Schwiegerkinder und Kinder; auf deren Arme gestützt er in die Versammlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in stiller Ehrfurcht fehlweg.

«Römer! sprach er mit zitternder Stimme, ich bin schon lange blind, und ertrage mein Schicksal ungeduldig; aber heut wünschte ich auch taub zu werden um eure Schläße nicht zu hören. Wo ist euer Trotz? wo sind die hohen Reden, die durch die Welt erschallen? Eure Väter, rühmet ihr, hätten den Alexander verachtet. Habt ihr nicht oft wiederholt daß Rom nur der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er

durch seine Flucht oder durch seinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das war also eitle Pralerey? Die Macedonier fürchtet ihr nicht: aber die Molosser und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht: aber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei seinen Knechten diente? Ihr träumt Frieden zu kaufen: Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen. Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erst verachtet, so werden andere Feinde sich waffnen, und über das erniedrigte muthlose Volk herfallen. Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlands, welcher Tag! Pyrrhus siegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis.\*

Rom verwarf den Frieden, und siegte.

### III. KLOPSTOCK.

Ich habe Tellows Briefe an Elifa mit in-  
nigem Vergnügen gelesen. Mögen sie doch  
für den gresten Haufen manch Unwichtiges  
enthalten: mich interressiert jede Miene des  
Mannes, den ich mit warmer Zärtlichkeit  
liebe; Alles erneuert mir den Genuß befe-  
rer vergangener Zeiten.

Als ich im Hause des unsterblichen Bern-  
storfs mit ihm lebte, mein Herz mit ihm  
theilte, über alle Wünsche glücklich war  
unter den besten edelsten Menschen — hei-  
terer Morgen einer trüberen Zukunft! Meine  
Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich  
schnell, und in sieben unvergeßlichen Jahren  
sind außer einer achtmonatlichen Reise we-  
nige Tage verlossen worin wir uns nicht fa-  
hen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölkchen  
Laune unsere Freundschaft undämmert: denn  
auch als Freund ist Klopstock

«Eiche, die dem Oreane steht.»  
Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täu-  
selnden Schatten, er verkennet seine Freunde

\*) Es verlohnt sich der Mühe, anzuführen was Cicero von diesem Manne sagt. «Appius Claudius war nicht allein alt, sondern auch blind: dennoch, als der Senat zum Frieden mit Pyrrhus geneigt war, sprach er dawider, wie Ennius solches in folgenden Versen ausdrückt: «Wie ist euer standhafter Muth auf einmal so thörrig und tief herabgesunken, ihr Römer!« Und an einer andern Stelle: «Appius stand seiner Familie vor, und war alt und blind: sein Geist war gespannt wie ein Bogen; er unterlag der Schwachheit des Alters nicht, und erhielt nicht allein Ansehen unter den Seinigen, sondern er beherfchte sie auch. Er war gefürchtet von seinen Knechten, von seinen Kindern geehrt, und geliebt von Allen. In seinem Hause blühten alte väterliche Sitten und Zucht.» *Cato major vel de Senect. Cap. V. und XI.*

nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig, laß auf sein Urtheil Wahrheitslieblichkeiten und künstlich erlogene Thatfachen stürmen.

Ich will, lieber Boie, auch aus meinem Gedächtniß einzelne Züge für die Wenigen sammeln denen das Bild eines würdigen Mannes Geisteswollust gewährt. Alles ist mir ganz gegenwärtig; denn ich empfinde lebendig genieße immer noch in der vergangenen Zeit.

Klopftock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern: aber ein Hofmann, lieber Tellow, ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höchern einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück: nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte: aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, so bald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet als eine Beschimpfung die kalte beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach dem Verhältnisse des Rangs immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopftocks Achtung zu thun ist. Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, im Zirkel abgefehlener Leute, bei welchen wie auf König Williams Schillingen kaum ein Gepräg mehr kenntlich ist, die sich täglich ohne Liebe suchen, ohne Kummer verlassen, über alles gleiten, und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmaufen wie eine Bürde fortzuschleppen: sie sind auf der Leiter der Wesen nur einen Sproß höher als Puppen im Uhrwerk, die, auf ihrer Walze befestigt, sich ewig in

der nämlichen Schwunglinie drehen. Dafür zog Klopftock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, Alle folgten, und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Örter, finstre schauervolle Gebüsche, einsame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgeheimnis aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche, und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. Oft zeigte Klopftock einen fernnen Baum. „Dorthin!“ rief er, „aber geradezu!“ „Wir werden auf Morast und Gräben treffen.“ „Ei Bedächtlicher! so bauen wir Brücken.“ Und so wurden Äste gehauen; wir rückten, mit Faschinen beladen, als Belagerer fort, sicherten den Weg, und erreichten das Ziel. Klopftock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe Knaben daher zog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dieß ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Teufschland verdankt seiner Jugendliebe einige seiner besten Menschen: unfre Stolberge und Karl Cramern hat seine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopftocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen, und schwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth: aber sie muß wählen was Herzen erschüttert, oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck, eure Mieris, Netzeher und Slingelände, seßeln seine Beobachtung nicht: aber zeigt ihm Bouchardous Tiresias wie er die Schatten beschwert, Rembrands Lazarus wie er zum Leben erwacht, Rubens sterbenden Christus, dann hängt er trunken am Bilde. So auch Musik. Sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne



feufzet wie ihre Hoffnung, ftolz daher tent wie das Jauchzen der Freyheit, feyerlich durch die Siegespalmen halt. Immer muß fie der Dichtkunft nur dienen, Windemens Stimme folgfam begleiten, nie das Lied ver-  
hüllen, fonderu leicht umfchweben wie der Schleyer eine griechifche Tänzerinn. O wie oft lauchten wir an unfers Gerftenbergs Klavier, wenn er den holden Wechfelgefäng mit feiner zärtlichen Gattinn aufstimmte!

Gerftenberg lebte damals in Lyngbye, nahe bei Bernftorf, und hatte durch eine Reduc- tion den greeften Theil feiner Einkünfte ver- loren: aber in feiner Hütte wohnten heitre Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe.

*Licet sub paupere tecto*

*Reges et regum vita praecurrere amicos.*

Hier fang er feinen unfterblichen Skalden, manches holde catullifche Lied, und erfand die goldenen Träume des guten leidenden Gaddo. Von ihm konnten die Hippiaße ler- nen daß die Blome der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß fie auch für die Sterne und die Gerftenberge auf einer Sandwüfte keimt. Wir eilten zum einfamen Haus, und verließen Paläfte, wie man durch Le Notres Gärten nach dem kunftlofen Hain eilt.

Die freudigfte Zeit des Jahrs für Klop- stock war,

•Wenn der Nachthauch glänzt auf dem ftehenden Strom,“

Gleich nach Erfindung der Schiffahrt ver- dient ihm die Kunft Tialfs ihre Stelle.

•Wer nannte dir den kühneren Mann,

Der zuerft am Maße Segel erhob?

Ach! vergieng felber der Ruhm deffen nicht, Welcher dem Fuß Flügel erfand?“

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenkehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken: denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. Kaum daß der Reif

fichtbar wird, fo ift es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn oder ein Bählein aufzufpüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Waferfammlungen bekannt, und er liebte fie nach der Ordnung wie fie fpä- ter oder früher zufroren. Auf die Veräch- ter der Eisbahn ficht er mit hohem Stolze herab:

•Säumft du noch immer an der Waldung auf dem Heerd, und fchlaeft

Scheinbar denkend ein? Wecket dich der filberne Reif

Des Decembers, o du Zärtling, nicht auf?“ Eine Mondnacht auf dem Eife ift ihm eine Feftnacht der Götter:

•Nur Ein Gefetz: wir verlaßen nicht eh den Strom,

Bis der Mond am Himmel finkt!“

Wenn ich das Gefetz durch Gloffen ver- drehte, oder es brach, fo ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte fein Scharffinn alle Ge- heimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, ge- fälliger als Hogarths, Schwebungen wie des pythifchen Apolls; fehöner als der Liebes- göttinn Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer fehätzt er gleich nach den Teutfchen, weil fie ihre Tyrannen ver- jagten, und die heften Eisläufer find. Einft traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nach- finnen an, er zog Linien, maß und theilte.

•Wird es wohl gar ein Partagettractat? oder ein System eines heßern Staatsgleichgewichts?“

•Schen Sie!“ rief er; •man vereinigt Meere: wenn man diefe Flüße verbände, hier einen Canal zöge, dort noch einen, das wäre doch unfrer Fürften noch würdig: denn fo hätte man Teutfchland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt.“ Er hat Gefetze für den Eislauf gegeben, mit einem Solonifchen Ernft. Über Alles, auch über feinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwey Briefe von

ihm, für eine Dame geschrieben, die mich zum Kampf herausforderte, auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrotzend, wie Longin für die Zenobia schrieb. Andere Briefe besitze ich wenig von diesem lieben sophistischen Nichtschreiber. Ich ließe gern seine Scheingründe gelten, wäre nur ein anderes Mittel bekannt seiner abwesenden Freunde zu genießen. Aber die Noth ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nun vierteljährig ihre Briefe durch einen Notar einhändigen lassen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Instrument drüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschieken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Einbruch, keine Überraschung gestört. Ich hab' ihn, als er Hermanns Schlacht und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tags und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja es schien als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte.

Klopstock ist dunkel. Tellow hat ihn gründlich verteidigt. Grabt in der Mine, so findet ihr Gold; oder wenn euch das zu mühsam wird, so lest Übersetzungen von Junker, oder Colliers Cubachiade. Freylich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Überfluß weg, wagt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Toulant Zeitmaß und Wortlaut zu, schöpft so anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht, alle Nüancen seiner Darstellung zu hasehen. Oft schreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut seyn, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm geleht hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält der ihn durch seine Schöpfungen führt; und darum ist es nützlich und gut, daß izt schon Tellow seine Oden commentirt.

Von Klopstocks poetischer Ordnung, von seinem *Gouffre*, der Schriften verfehlend und wieder auswirft — *disjecta membra poetae* — ließe sich noch manches erzählen: aber Ehre dem Ehre gebührt! ich habe Klopstocks Papiere einst in lauter goldenen Umfchlägen gekannt, zierlich auf feinem Schreibtisch geordnet wie die Briefe eines Stutzers; und das nenne ich die goldene Zeit seines Archivs. Sie währte ganzer acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Lust hat, darf ihm nur seine Gedichte in Goldpapier zuschieken.

Eins ist mir leid: daß Tellow der unreinlichen Kaste gewisser Recensenten erwähnt. Ich finde nirgends daß man den Virgil gegen namenlose Schwätzer verteidigt hat. Wenn irgend ein Bube Montefquieus Namen an den Pranger gekreidet hätte, würde darum der Mann und sein Werk weniger ehrwürdig bleiben? Es ist freylich lächerlich, wenn die Nation einen Schriftsteller gerichtet hat, daß sich ein *Quidan* hinfetzt und erzählt wie es der besagte Autor hätte einrichten müssen um ihm, dem Kostgänger eines Buchladens, zu gefallen: aber doch ist es ein bitteres Brot. «Ich muß dergleichen thun» sagte Fréron: «denn ich muß leben.» «*Je n'en vois pas la nécessité*» antwortete der *Lieutenant de Police*. So oft man Zachariae ein Stammbuch überreichte, beugte er sich tief vor dem Besitzer: «denn es kann sich treffen» sagte er, «daß ich vor meinem Richter stehe.» Ich rede nicht von der Berliner Bibliothek: dieses Werk enthält Männerarbeit, wenn sich auch gleich ein reiches Blättchen über Klopstock und Andere mit einschlich. Recension ist dort oft nur der Faden, worauf echte Perlen gereiht sind. Künftig etwas über Klopstocks Lieblingsideen, Brutus, Freyheit, Vaterlandsstolz, unsre Sprache. Ich denke darüber nicht mit ihm einig. Gleichheit der

Grundfätze verbindet Freunde, aber Gleichheit der Meinungen nicht. Mannigfaltigkeit ist das Gesetz der Natur. Ich wiederhole

was ich irgendwo gefagt habe: es läßt sich streiten ob wir in einer Welt ohne Zweifel und Irrthum glücklicher wären.

## AUS HENRICH STILLINGS JUGEND.

Der alte Stilling fieng nunmehr an seinen Vatererbst abzulegen und gegen seine wenige Hausgenossen zärtlicher zu werden; besonders hielt er Henrichen, der nunmehr eilf Jahr alt war, viel von der Schul zurück, und nahm ihn mit sich wo er seiner Feldarbeit nachgieng; redete viel mit ihm von der Rechtfchaffenheit eines Menschen in der Welt, besonders von seinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm gute Bücher, fonderlich die Bibel zu lesen, hernach auch was Doctor Luther, Calvinus, Oecolampadius und Bucerus geschrieben haben. Einsmalen giengen Vater Stilling, Mariechen und Henrich des Morgens früh in den Wald um Brennholz zuzubereiten. Margrethe hatte ihnen einen guten Milchbrey mit Brot und Butter in einen Korb zusammen gethan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug; sie gieng den Wald hinauf voran, Henrich folgte und erzählte mit aller Freude die Historie von den vier Haimons-Kindern, und Vater Stilling schritt, auf seine Holzaxt sich stützend seiner Gewohnheit nach, mühsam hinten drein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo sich eine grüne Ebne befand, die am einen Ende einen seehenen Brunnen hatte. «Hier laßt uns bleiben» sagte Vater Stilling, und setzte sich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, stellte ihn hin, und setzte sich auch. Henrich aber sah in seiner Seele wie-

der die Ägyptische Wüste vor sich, worinnen er gern Antonius geworden wäre; bald darauf sah er den Brunnen der Melusina vor sich, und wünschte, daß er Raimund wäre; dann vereinigten sich beide Ideen, und es wurde eine fromme romantische Empfindung draus, die ihn alles Schöne und Gute dieser einsamen Gegend mit höchster Wollust schmecken ließ. Vater Stilling stand endlich auf und sagte «Kinder, bleibt ihr hier: ich will ein wenig herum gehen und abständig Holz suchen; ich will zuweilen rufen: ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere.» Er gieng.

Indessen saßen Mariechen und Henrich beisammen und waren vertraulich. «Erzähle mir doch, Base,» sagte Henrich, «die Historie von Joringel und Jorinde noch einmal.» Mariechen erzählte:

«Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald; darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein: das war eine Erzzauberinn. Am Tage machte sie sich bald zur Katze, oder zum Hasen, oder zur Nachtule; des Abends aber wurde sie ordentlich wieder wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vogel herbei-locken, und dann schlachtete sie's, kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte nah bei's Schloß kam, so mußte er stille stehen, und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn los sprach; wenn

aber eine reine keusche Jungfer in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel, und sperrte sie denn in einen Korb ein, in die Kammern des Schloßes. Sie hatte wohl sieben tausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schloße.

Nun war einmal eine Jungfer, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle andere Mädchen: die und dann ein gar schöner Jüngling Namens Joringel hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen, und hatten ihr größtes Vergnügen eines am andern. Damit sie nun einsmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. »Hüte dich!« sagte Joringel »daß du nicht zu nah an das Schloß kommst!« Es war ein schöner Abend; die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Walds, und die Turteltaube sang klaglich auf den alten Maybuchen. Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin in Sonnenschein und klagte. Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie wußten sich um, waren irre, und wußten nicht wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gehölz, und sah die alte Mauer des Schloßes nah bei sich: er erschrak und wurde todbang. Jorinde saug:

»Mein Vögelein mit dem Ringelein roth  
Singt Leide Leide Leide!

Es singt dem Täubelein seinen Tod,

Singt Leide Lei — Ziküth ziküth ziküth!«

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt: die sang Ziküth ziküth! Eine Nachtigall mit glühenden Augen flog dreymal um sie herum und schrie dreymal Schu — hu — hu — hu —! Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht

Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter: die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem Strauch hervor, gelb und mager, große rothe Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte und sang die Nachtigall, trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort; endlich kam das Weib wieder, und sagte mit dumpfer Stimme »Grüß dich, Zachiel! Wenn's Mende! ins Körbel scheint, hind los, Zachiel, zu guter Stund!« Da wurd Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie, und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wieder geben: aber sie sagte, er sollte sie nie wieder haben, und gieng fort. Er rief, er weinte, er jammerte: aber alles umsonst. Nu, was soll mir geschehn? Joringel gieng fort, und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütet' er die Schafe lange Zeit. Oft gieng er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei. Endlich träumte er einmal des Nachts, er fand' eine blutrothe Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war; die Blume brach' er ab, gieng damit zum Schloße: alles was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberey frey; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, sang er an durch Berg und Thal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag; da fand er die blutrothe Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Thautropfe, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Nu, es war mir gut. Wie er auf hundert Schritt nahe bei's Schloß kam, da wurd er nicht fest, sondern gieng fort bis ans Thor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf: er gieng hinein, durch

den Hof, borechte wo er die vielen Vogel vernähm. Endlich heert' ers: er gieng und fand den Saal: darauf war die Zauberinn, fütterte die Vögel in den sieben tausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bees, sehr bees, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus: aber sie konnt' auf zwey Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie, und gieng, befah die Körbe mit den Vögeln: da waren aber viel hundert Nachtigallen: wie sollte er nun seine Jorinde wieder finden? Indem er so zufah, merkt er daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Thüre geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und auch das alte Weib: nun konnte sie nichts mehr zaubern; und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so sehen als sie ehemals war. Da macht' er auch all die andern Vogel wieder zu Jungfern, und da gieng er mit seiner Jorinde nach Hauße, und lebten lange vergnügt zusammen."

Henrich saß wie versteinert, seine Augen starrten grad aus, und der Mund war halb offen. «Babe» sagte er endlich, «das kömmt einem des Nachts bang machen.» «Ja» sagte sie, «ich erzähls auch des Nachts nicht: sonst werd' ich selber bang.» Indem sie so saßen, pfiff Vater Stilling. Mariechen und Henrich antworteten mit einem He! He! Nicht lange hernach kam er: er sah munter und frehlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte, lächelte wohl zuweilen, stand, schüttelte den Kopf, sah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Henrich sahen ihn mit Verwunderung an: doch durften sie ihn nicht fragen: denn er thats wohl oft so, daß er vor sich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll: er setzte sich zu ihnen nie-

der, und erzählte; wie er anfang, so stunden ihm die Augen voll Waßer. Mariechen und Henrich sahen es, und schon liefen ihnen auch die Augen über.

5 «Wie ich von euch in Wald hinein gieng, sah ich weit vor mir ein Licht, eben so als wenn Morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich sehr. «Ei!» dacht' ich, «dort steht ja die Sonne am Himmel: 10 ist das denn eine neue Sonne? Das muß ja was wunderliches seyn: das muß ich sehen.» Ich gieng drauf an: wie ich vorn hin kam, siehe, da war vor mir eine Elbe, die ich mit meinen Augen nicht übersehen 15 konnte. Ich hab mein Lebtag so herrlich nicht gesehen; so ein schöner Geruch, so eine kühle Luft kam da rüber her: ich kanns euch nicht sagen. Es war so weiß Licht durch die ganze Gegend: der Tag 20 mit der Sonne ist Nacht dagegen. Da standen viel tausend prächtige Schlößer, eins nah beim andern. Schlößer—ich kanns euch nicht beschreiben; als wenn sie von lauter Silber wären. Da waren Gärten Büsche 25 Bäche. O Gott, wie schön! Nicht weit von mir stand ein großes herrliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Thränen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Henrichen auch.) Aus der Thür dieses Schloßes kam jemand heraus, auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach, ein herrlicher Engel! Wie sie nah bei mir war, ach 30 Gott! da war es unser liebes feliges Dortchen. (Nun schluchzten sie alle drey; keins konnte etwas reden: nur Henrich rief und heulte «O meine Mutter! meine liebe Mutter!») Sie sagte gegen mich so freundlich, eben mit der Miene, die mir chenal so oft das Herz stahl: «Vater, dort ist unsere 40 ewige Wohnung; ihr kommt bald zu uns.» Ich sah, und siehe! Alles war Wald vor mir: das herrliche Gesicht war weg. Kin-

der, ich sterbe bald: wie freu' ich mich drauf!"

Henrich konnte nicht aufhören zu fragen wie seine Mutter ausgefehen, was sie angehabt, und so weiter. Alle drey verrichteten den Tag durch ihre Arbeit, und sprachen beständig von dieser Geschichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie einer der in der Fremde und nicht zu Hauße ist.

Ein altes Herkommen, dessen ich wie vieler andern noch nicht erwähnt, war daß Vater Stilling alle Jahr selbst ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon acht und vierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahr so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte das er für dieß Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfieng darauf zu Werk zu legen. Henrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu laugen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margrethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheime Rath über die bequemsten Mittel wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beschloßen endlich beide ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während dem Mittagessen dazu bestimmt.

Margrethe brachte also eine Schüssel Mus, und auf derselben vier Stücke Fleisches, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebroekter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Henrich schon an

ihrem Ort saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerey redeten. Denn, im Vertrauen gefaßt, wie sehr auch Henrich auf Studieren Wissenschaften und Bücher verpicht seyn mochte, so wars ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Großvaters zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld, oder gar auf dem Hausdach zu klettern: denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diaconus bei dieser jährlichen Solemnität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrüßlich werden mußte, als er Margretheus und Mariechen Abfichten zu begreifen anfieng.

"Ich weiß nicht, Ebert" sagte Margrethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte: "du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?"

"Man wird als alle Tage älter, Margrethe."

"O Herr ja! ja freylich, alt und steif!"

"Ja wohl" versetzte Mariechen, und seufzte.

"Mein Großvater ist noch recht stark vor sein Alter" sagte Henrich.

"Ja wohl, Junge!" antwortete der Alte.

"Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen."

Henrich lachte fort. Margrethe sah wohl daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde: daher suchte sie einen andern Weg.

"Ach ja" sagte sie, "es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu seyn; du bist, glaub' ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?"

"In meinem Leben nicht: ich weiß nicht was Krankheit ist: denn an den Pocken und Retheln bin ich herumgegangen."

"Ich glaub doch, Vater" versetzte Mariechen: "ihr seyd wohl verschiedne Malen vom Fallen krank gewesen: denn ihr habt

uns wohl erzählt daß ihr oft gefährlich gefallen seyd.'

•Ja, ich bin dreyimal tedlich gefallen.•

•Und das viertemal\* fuhr Margrethe fort •wirft du dich todt fallen: mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen, und eine Nachbarinn hat mich kürzlich gewarnt und gebeten dich nicht aufs Dach zu laßen: denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Küh gemolken, ein Poltern und klagliches Jammern neben unfrem Haufe im Wege gehert. Ich bitte dich, Ebert, thu mir den Gefallen und laß jemand anders das Haus decken: du laßts ja nicht noethig.•

•Margrethe, kann ich, oder jemand anders denn nicht in der StraÙe ein ander Unglück bekommen? Ich hab das Gesicht gesehen: ja, das ist wahr; unfere Nachbarinn kann auch diese Vorgesehicht gehert haben. Ist dieses gewiß, wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschloßen hat? Hat er beschloßen daß ich meinen Lauf hier in der StraÙe endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? und gar wenn ich mich todt fallen soll, wie werd' ich mich hüten können? Gefetzt, ich blieb vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der StraÙen einen Karren Holz losbinden wollen, darauf steigen, strauheln, und den Hals abstürzen? Margrethe, laß mich in Ruh! Ich werde so ganz grade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin: wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ichs willkommen heißen.•

Margrethe und Mariechen sagten noch ein und das andere: aber er achtete nicht drauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerey betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie frühe auf, und der alte Stilling fieng an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen; womit er denn diesen Tag auch hüßlich fertig wurde, so daß sie des folgenden Tages schon anfiengen das Dach mit neuem Stroh zu belegen. Mit einem Wort, das Dach ward fertig ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben, außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte um starke und frische Rafen oben über den Firft zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht: es giengen wohl noch acht Tage über, eh es ihm einfiel, dieß letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Haufe umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn was er suche? •Nichts• sagte er. •Ich weiß nicht, ich bin so wohl: doch hab' ich keine Ruhe; ich kann nirgend still seyn, als wenn etwas in mir wäre das mich triebe; auch spür' ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne.• Margrethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrichen naecher Lichthausen gehen seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden: doch wollte er zuerft die Rafen oben auf den Hausfirft legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frauen und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich vom Dach zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerey ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumfchränkten Gewalt um sich her: ein Lächeln das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingepreßt

hatte. Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freyen Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freyheit die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese gewiß treu gemeinte Ermahnungen der Seinigen bestand darin: er wollte da auf den Kirfchbaum steigen, und sich noch einmal recht fatt Kirfchen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr späet, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall: denn er war wohl in zehen Jahren auf keinem Baum gewesen. »Nun dann!« sagte Margrethe: »du mußt nun vor diese Zeit in die Höeh, es mag kosten was es wolle.« Eberhard lachte, und antwortete »Je höher, je näher zum Himmel.« Damit gieng er zur Thür hinaus, und Henrich hinter ihm her auf den Kirfchbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baums, steng an, aß Kirfchen, und warf Henrichen zuweilen ein Ästchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. »Halt!« sagte die ehrliche Frau; »heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die unterste Äste faßen kann! Ich muß da probieren ob ich auch noch hinauf kann.« Es gerieth: sie kam hinauf. Stilling sah herab, und lachte herzlich, und sagte »Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler.« Da faßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Ästen des Kirfchbaumes und genoßen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab, und gieng

mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorf war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, gieng und hatte einen Haken um Rafen damit abzuschälen. Er gieng des Endes oben ans Ende des Hofes an den Wald; Henrich blieb gegen dem Haufe über unter dem Kirfchbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rafen um den Kopf hangen, bückte sich zu Henrichen, sah ganz ernsthaft aus, und sagte »Sieh welch eine Schlafkappe!« Henrich fuhr in einander, und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rafen das Dach hinauf. Henrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin: vor seinen Augen wars schwarz wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starren, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Henrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rafender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben: Mariechen that einen hellen Schrey, rung die Hände über dem Kopf, und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starren umher; dann und wann machte ein heiferer Schrey der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Henrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt; die Augen und der Mund



waren gefchloßen, die Hände noch vor der  
 Bruft gefaltten, und fein Odem gieng lang-  
 fam und stark, wie bei einem gefunden  
 Menfchen der ordentlich fehleßt; auch be-  
 merkte man nirgend daß er bluträufig war.  
 Mariechen weinte häufige Thränen auf fein  
 Angeficht und jammerte beftändig „Ach  
 mein Vater! mein Vater!“ Heinrich faß zu  
 feinen Füßen im Staub, weinte und heulte.  
 Indeffen kam Margrethe auch hinzu; fie fiel  
 neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren  
 Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer ge-  
 wohnten Stimme ins Ohr; aber ergab kein  
 Zeichen von fich. Die heldenmüthige Fran  
 ftand auf, faßte Muth; auch war keine  
 Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige  
 Nachbarn waren indeffen hinzugekommen,  
 vergoffen alle Thränen: denn er war allge-  
 mein geliebt gewesen. Margrethe machte  
 gefchwind in der Stube ein niedriges Bette  
 zurecht: fie hatte ihre befte Betttücher,  
 die fie vor etlich und vierzig Jahren als  
 Braut gebraucht hatte, übergefpreitet. Nun  
 kam fie ganz gelaffen heraus und rief: „Bringt  
 nur meinen Eberhard herein aufs Bett!“ Die  
 Männer faßten ihn an, Mariechen trug am  
 Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in  
 feinen Armen; fie legten ihn aufs Bett, und  
 Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu.  
 Er lag da, ordentlich wie ein gefunder  
 Menfch der fehleßt. Nun wurde Heinrich  
 beordert nach Florenburg zu laufen um  
 einen Wundarzt zu holen. Der kam auch  
 denfelben Abend, unterfuchte ihn, ließ ihm  
 zur Ader, und erklärte fich daß zwar nichts  
 zerbrochen fey, aber doch fein Tod binnen  
 dreyen Tagen gewifs feyn würde, indem  
 fein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle fechs  
 zufammen berufen; die fich auch des andern  
 Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie  
 fetzten fich alle rings ums Bette, waren

ftille, klagten und weinten. Die Fenfter  
 wurden mit Tüchern zugehangen, und Mar-  
 grethe wartete ganz gelaffen ihrer Haus-  
 gefchäfte. Freytags Nachmittags fieng der  
 Kopf des Kranken an zu heben; die oberfte  
 Lippe erhob fich ein wenig und wurde blau-  
 licht, und ein kalter Schweiß duftete über-  
 all hervor. Seine Kinder rückten nacher  
 ums Bette zufammen. Margrethe faß es  
 auch: fie nahm einen Stuhl, und fetzte fich  
 zurück an die Wand ins Dunkele. Alle  
 fahen vor fich nieder und fehwielen. Hen-  
 rich faß zu den Füßen feines Großvaters,  
 faß ihn zuweilen mit naßen Augen an, und  
 war auch ftille. So faßen fie alle bis  
 Abends neun Uhr. Da bemerkte Cathrine  
 zuerft daß ihres Vaters Odem ftill ftand.  
 Sie rief ängftlich „Mein Vater ftirbt!“ Alle  
 fielen mit ihrem Angeficht auf das Bette,  
 fchluchzten und weinten. Heinrich ftand  
 da, ergriff feinem Großvater beide Füße  
 und weinte bitterlich. Vater Stilling holte  
 alle Minuten tief Odem wie einer der tief  
 feufzet, und von einem Seufzer zum andern  
 war der Odem ganz ftille; an feinem gan-  
 zen Leibe regte und bewegte fich nichts  
 als der Unterkiefer, der fich bei jedem  
 Seufzer ein wenig vorwärts hob.

Margrethe Stillings hatte bis dahin bei  
 all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint:  
 fo bald fie aber Catharinen rufen hörte,  
 ftand fie auf, gieng aus Bett, und faß ih-  
 rem fterbenden Manne ins Geficht: nun fie-  
 len einige Thränen die Wangen herunter;  
 fie dehnte fich aus (denn fie war vom Al-  
 ter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen  
 auf, und reckte die Hände gen Himmel,  
 und betete mit dem feurigften Herzen: fie  
 holte jedesmal aus tieffter Bruft Odem,  
 und den verzehrte fie in einem brünftigen  
 Seufzer. Sie fprach die Worte plattdeutlich  
 nach ihrer Gewohnheit aus: aber fie waren

alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erfaunten, sanken am Bett auf die Knie, und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß: der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrey aus: nun war er verschieden. Margrethe hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie, und sagte »Leb wohl, Eberhard! In dem schönsten Himmel, bald sehen wir uns wieder.« So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indeffen um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder stauden auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre: da führte man ihn nach Florenburg um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer wunderlicher Mann bekannt: allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gefenkt wurde, weinte er helle Thränen, und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte »Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!« und der Text zur Leichenrede war »Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über wenigens getreu gewesen: ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!«

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthür über, da wo der Kirchhof am höchsten ist, da schlief Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichstein: aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen die aus Vater Stilling's Moder hervorgrünen.

## FRIEDRICH MÜLLER.

### BACCHIDON UND MILON.

An einer ephraumwachsenden Grotte saß der Knabe Milon entzückt. Ihm war erst ein treffliches Lied auf den Weingott Bacchus gelungen: das gefiel ihm selbst so wohl, daß ers, weil niemand anders zugegen war der horchen wollte, dreymal seinen Ziegen vorsang. Eben kam der immer durstige Satyr Bacchidon seiner Höhle zu. Fröhlich methigt! ihn der Hirt also herbei:

Milon. Wie recht gehst du hier über, Freund Bacchidon! Herein in meine Grotte! will dir einen Gefang vorspielen, einen trefflichen Gefang auf'n Weingott Bacchus. Eben ward er fertig. Soll dir gefallen, gewiß gefallen: ohn mich zu rühmen ist's mein best Gedicht; herrlich, wirst selbst hören.

Bacchidon. Mit deinem Gedicht! Lärmt du doch als wollst emen zum Schmaus

laden. Bin ohnehin schwer und mabelhol-  
fen, und du Narr machst mich noch durch  
die Hitze laufen, daß ich den Athem ver-  
liere. Weg!

*Milon.* Wirft doch nicht so feyn, lieber  
Bacchidon? wieder fortgehen ohne mein  
Hymnus zu hören? Bleib doch! wird dich  
nicht reuen. Ich hab mir alle Mühe gege-  
hen was extras zu machen; auch läßtst so  
fehen, wenn ich ihn spiele.

*Bacchidon.* Still! still! uh! du flammender  
Hundsstern!

*Milon.* Darnach hätten wir uns fröhliche  
Stunden gemacht, wacker gezecht: habe  
meinen Schlauch weidlich mit frischem Most  
gefüllt.

*Bacchidon.* Ah so!

Nun heiterte sich des alten Satyrs Stirne  
auf, als er vom Most hörte. Weiter sprach  
der Knabe zu ihm: Willtu horehen?

*Bacchidon.* Freylich! laß doch einmal  
hören was du guts gemacht!

Nun saßen beide aufs Moos nieder. Bac-  
chidon lehnte seinen zottichten Bocksfuß  
auf ein zerbrochen Stück Urne, das eben  
da lag; sein Haupt und Rücken aber lastet'  
er an eine grüne Pappelwand. Dann sprach  
er dem Knaben gegenüber also: Was das  
eine Hitze ist! Was ich dir Durst habe!  
Sirius tobt abfchenlich: ist ein Narr, der  
Kerl! mücht' uns alle gern rasend haben.  
Wohl, mein Sohn, daß du deinen Schlauch  
wacker gesiekt! aber drey mal wohl, daß  
du mich zu deinem Schwanz ladest!

*Milon.* Sage mir doch: soll ich alleine  
nur singen, oder soll ich auch mit der Leyer  
dazu spielen?

*Bacchidon.* Närkehen, machs wie du willst!  
Vor allem gieb was zu trinken! ich meine,  
Lung' und Leber brennen mir ab. Was das  
heiß macht! Phu! ist mir als trüg' ich  
den Ätna im Leibe. So, so! schon gut!

auf dein Wohlfeyn, pappelbekränzter Freund  
Milon!

*Milon.* Wenn dirs einerley ist, will ich  
dazu spielen: läßt doch immer hübscher.

*Bacchidon.* Vortrefflicher Wein! extra  
gut! extra fein! Mein lieber Freund Mi-  
lon, laß dir einen Schmatz gehen! Her!  
sag' ich. Stärkst meine alte Knochen mit  
so köstlichem Balsam! Delicates Gläschen  
Wein! Verjüngst mich als ein Adler.

*Milon.* Schmeckt er? Je, Bacchidon licht  
immer was feines: sollstst auch gleich hören.

*Bacchidon.* Uns Pans willen, wo hast  
du den Wein her? Geruch, Farbe aus Cy-  
peru! Junge, wer gab dir ihn? Will ein  
Schelm feyn, wo du ihn nicht dem kahl-  
köpfigen Silen weggemaust, als er voll un-  
ter seinem Efel lag. Ifts so? he? Himm-  
lische Wein! der schleicht die Gurgel nun-  
ter! Mein Gläschen ist wieder leer.

*Milon.* Traun, er mag gut feyn: hat mich  
auch mein scheinft Stück Bock gekostet.  
Aber wenn du ein so großer Becherheld  
bist, als rühmst, kannst du mir sagen was  
für Landsmann?

*Bacchidon.* Beim Jupiter, ja! Gleich  
sollstst hören, gleich: laß mich nur erst  
ausreden! das Herz ist mir zu voll. Was  
ifts doch eine edle Sach' um gut Tröpf-  
chen! Freund, daß uns doch Zevs einmal  
zu Genüge gebe, und wir wie Gänse in  
solehem Trank schwämmen! Wahrlich,  
frommer Wunsch! Aber er machts wie er  
will — *Prasit!* — ist Waßers Patron.

*Milon.* Wie ifts? kennst du ihn nun?

*Bacchidon.* Was denn? wie denn? O  
mein Seel, ich habs vergeben. Daß dich  
der Guckguck! Der Schurk ist auch so  
glatt — schein noch einmal ein! — gar zu  
glatt, Milon! glätter als ein Aal. Kaum  
wollt' ich den Schelm am Kopf erwischen,  
und ihm ins Gesicht scheun! da war mir

schon der Schwanz zwischen dem Daumen.  
Kann nicht begreifen.

Nun guckte er ins leere Glas, und sprach:  
Freund Milon, ich dacht' auch wirklich,  
dein Pocal war tiefer.

*Milon.* Was tiefer! der Henker reich tief  
genug! Wenns auch ein Ziehbrunnen wäre,  
du säffest ihn aus. Mein Schlauch reicht  
nicht zu, wenns so währt. Bleih ruhig  
sitzen, hör hübsch meinem Hymnus zu!  
Hernach, wenn ich fertig bin, und dirs ge-  
fallen hat, will ich schon wieder füllen.

*Bacchidon.* Was hast du vor, Junge?  
was soll das bedeuten? Ist das dein Ernst?  
wie? Ei, du lieblicher Gaudiob willst mich  
nur vexieren. Vexieren? ha! Geh, schenk'  
ein! Wer will warten, wenn der Schlauch  
noch voll ist? Schenk' ein! sag' ich. Warte-  
ten? Daß dich die Pest! Ein sehen Warte-  
ten! Kind Milon, nur ein einziges Wort!  
ist dein Gefang nicht auf Bacchus?

Milon sprach: Das hab' ich dir schon  
zwanzigmal gesagt. Wärrst du ruhig, und  
liebest mich auch zum Wort kommen, so  
könntest du hören.

*Bacchidon.* Was? Weißt du auch, Junge,  
was das heißt: ein Gedicht auf Bacchus?  
was das auf sich hat, was das sagen will,  
*Baccho* ein Hymnus dichten? Weißt du  
wer Bacchus ist? Frag nicht umsonst wer  
er ist. Ein muntreer durftiger Mann, freund-  
lich und leer, der alle Dinge im Raufch  
anfängt, dabei ein merklicher Feind von  
leeren Gläsern ist: merkst du?

*Milon.* Oho, sehr leicht! dein Glas —

*Bacchidon.* Was gehts dich an, wenns  
eer ist, unds dir nicht gefällt? Ei du Nör-  
chen! füll wieder! was hinderts? Weiter  
ist Bacchus der Weinerfinder, der Wein-  
erfinder, mein Sohn! Wenn man ihn mahlt,  
trägt er immer in der Rechten einen vol-  
len Becher, in der Linken einen Trauben-

klotz. In Wahrheit, hab' ihn selbst einmal  
so mit Kohlen an ein Faß gerissen, wie er  
zwey Staaren von einer Traube scheucht —

*Milon.* Was gehts mich an?

*Bacchidon.* Traube scheucht — zwey  
Staaren —

*Milon.* Meinetwegen zwey Raben!

*Bacchidon.* Staaren! bei meinem Horn!  
hättest alle Nägel an ihren Füßen zählen  
mögen, und alle Federn an ihren Schwän-  
zen: bei meiner Tren! Die Faunen lachten  
dir oft drüber. Sieh, so ließ ich dem Bac-  
chus den linken Arm übers Knie bambeln.  
Sieh doch! Den rechten hub er so in die  
Höh, schlug mit einem Stecken dem einen  
Staarmatz aufn Kopf, daß ihm die gestohlene  
Beer ausm Schnabel fiel. Darnach stelt'  
ich grad seinen Augen gegenüber in freyer  
Luft einen mächtig großen Becher voll  
dicker Tropfen neben um. Ein Korb voll  
Trauben hieng ich an seine Hörner, und  
setzte ihm Trunks anzudeuten aus freyer  
Hand mitten auf die Nase zwey rothe Po-  
cken, Hafelnuß dick, daß sie jeder von ferne  
sehen mochte. Gelt, das war dir was  
nobels? Noch manchen Gott würd' ich so  
an die Wand hinarbeiten: aber ich kann  
vor meinem Bauch nimmer zu. Im übrigen  
all eins! Wieder aufs Wort zu kommen,  
du weißt also wer Bacchus ist. Hast du denn  
Verwegenheit genug einem alten frommen  
Mann als mir zuzumuthen daß er einen Lob-  
gesang auf Bacchus anhöre ohne vor durch  
tüchtigen Raufch sich in heilige Begeiste-  
rung zu setzen? Ah! das mag ein Auderer.  
Nein, Verwegenheit, grausame Sünde so  
was! Nein, da behüte! Getrunken muß man  
haben, siehst du, und ich habe heut noch kein  
Tröpfchen über mein Herz gebracht, mein  
Seel!

*Milon.* Schwær, daß du erworgen möchst!  
Ei du fetter schmectbauchichter Lämmel!

nicht getrunken? Mein Schlauch ist halb leer:  
nicht getrunken? nein? nicht getrunken? So  
zu fehleren!

*Bacchidon.* Schrey nur nicht so! ist ja  
nur Spaß.

*Milon.* Schlechter Spaß! Ist dir nur ums  
Saufen zu thun: einen Gefallen erweisen,  
zuhören kannst du nicht. Möchsts Teufels  
werden! Säufft einem den Wein, und thust  
einen noch dazu quelen.

*Bacchidon.* Ha ha ha! was das gesprochen  
ist! Verzeih dir Jupiter, gottloser lieblicher  
Schelm! Dich quelen? einen alten Mann  
so verländen! Dich quelen, ha ha ha!  
Ei ja doch! den Schlauch wollen wir quelen,  
ihm den letzten Tropfen vom Herz  
drücken. Dich quelen? unvergleichlicher  
Dieb! Dich quelen? Sag, wie kommst du  
nur dazu?

*Milon.* Laß mich nur einmal zum Wort!  
hör' auf zu plappern! hättest nur deinen  
Wanft voll Steine, und liebest auch einmal  
mein Maul frey! Aber —

*Bacchidon.* Herrst du, Junge? wer hält  
dich? Sprich so viel dir lüfte! wir habens  
Maul nicht umfonft. Ah! da fällt mir ein  
artig Stückchen ein. Weist du zum Exem-  
pel warum das Maul einem grad' unter der  
Nase sitzt? he? Die Nas' hat sonst auf dem  
Wirbel gestanden: gelt, das hast du vor  
nie gewußt? Ein herrlich Hiftörchen! hör  
nur! ein gerechtes Stück, ein klarer Beweis  
von Jupiters Weisheit! Mir hats jüngst ein  
graubärtiger Aegypter, der in meiner Grotte  
übernachtet, ein gelehrter Hexenmeister, der  
dir alles weiß was Sonn' und Mond spricht  
und Jupiter träumt, erzählt. Zu Anfang  
der Welt, sagt er mir, als Zevs den Men-  
schen gemacht, schuf er die Nas' auf  
Wirbel, sprach — Aber wart! will zuvor  
ein Schluck thun, daß mir der Hals ein hü-  
bchen glätter wird, hernach weiter erzählen.

Nun trank der alte Satyr. Aber Milon  
sprach heimlich so: Wollt', er lag mit sei-  
nem Mähren im Rhein! heut komm' ich  
nicht an mein Lied zu spielen; und ich  
8 wollt', ich lag' oben drein, daß ich so ein-  
fältig war, und den Nimmerfart in meine  
Höhle gezogen. Wenns noch lange währt,  
drüchts mir das Herz ab.

*Bacchidon.* Was gefehat? Da nun jeder  
10 feine Nase unter der Kappe trug — denn Ju-  
piter sprach weislich 'Laßt sie nicht eher  
aus, als wenns euch beliebt: so seyd ihr  
nicht gezwungen zu riechen was euch nicht  
beliebt'; und kurz, meine Meinung zu sagen,  
13 mir gefiels sehr unvergleichlich. Aber wie  
gefiel mirs? Zum Exempel wenn man, wie  
Jupiter meint, durch des Nachbars Küh-  
stall in seinen Weinkeller geht, oder son-  
sten wo, da man gezwungen ist einzufehna-  
fen was uns muthwillige Lüfte unter die  
Nase treiben: da ließ' ich nun hübsch meine  
Kappe sitzen, gieng grade durch. Aber zum  
Exempel wenn man bei Gelagen sitzt, gu-  
ten Wein trinkt, da lob' ich mir doch dieß  
23 Plätzchen, wo wirklich Nase stehet: denn  
da kann man immer trinken, auch zugleich  
riechen, und so doppelt genießen. Schen-  
heit halben möchte sie immer ganz wegblei-  
ben: denn die schönste Nase, Wahrheit zu  
sagen, stehet einem nicht besser zum Gesicht  
als das Bierchild zu einer Klippfchenke. Aber  
wieder auf meine Erzählung zu kommen,  
das gieng nun alles gut mit unsrer Nase:  
geruhig saß sie unter ihrer Kappe, dacht'  
33 an nichts; bis Bacchus geboren ward, mit  
ihm die Rebe hervorwuchs. Da war ein  
Jubilierens ohn' Ende; alles freute sich:  
denn die Rebe wuchs kräftig voll Most und  
Trauben. Da waren die Augen sie zu sehen,  
40 die Zung' und Maul Trauben zu kosten, Oh-  
ren lieblich den Most im Becher sprudeln  
zu hören. Alles voll Luft: nur der armen

Nase, unter der Kappe als ein Ey unter der Henne verstreckt, ward nicht gedacht, konnt nicht mit genießen allerley Freuden. Denn das muß dir bei Seit sagen, Freund Milton: damals wars noch nicht Mode, beim Gesundheitstrinken die Kapp' abzuziehen: heerst du?

Milton sprach heimlich: Ich wollt, hätt keine Ohren. Gewiß, ich verbrenne langsam im Styx, so das Ding noch lange währet.

*Bacchidon.* Will lauter reden, daß du mich beßer verstehen kannst. Endlich erfuhrs meine gute Nase. -Ei! fehrie sie zu Jupiter auf, -betriegt man mich so? Was hab' ich denn gethan, daß ich schlechter geachtet werde denn ein Anderer? Absonderlich thats ihr wegen des Mauls weh: das trauk nun nichts ohn zuvor der armen Nase unter der Kappe zu höhnen, fehrie -Komm herunter, Näschen! herunter, wenn du kannst! sehnüßel ein bißchen! Jupiter fehlug aufn Bauch: Jupiter ist ein feiner Mann, sah wohl daß der Nase Gewalt gefehah; was thut er? Er nimmt sein hübfch die Nase vom Wirbel runter, setz sie recht übers Maul hin, sagende -Weil du, Maul, gehöhnt, soll künftig Nase recht über dir stehn, sollst immer in ihrem Schatten sitzen zur Straf; auch sollt du, Maul, künftig nichts genießen, worin nicht zuvor Nase ihre Nase stecke.\* So kam sie herunter. Ha ha ha! Nun, wie gefällt dir mein Spaß?

*Milton.* Das will ich dir gleich sagen. So lang' ich hier in dieser Grotte wohne, und so lange sie meine Vorfahren bewohnt, die selbsten Pan hierin erzogen, hat nie ein unertraglicherer Schwätzer mit seinem Rücken an dieser Wand gelegen als du. O du unertraglicher Saufaus, und noch grünlicherer Plapperer! wie ermüdest du meine Geduld! Ich wollt', ich wäre zehn Meilen von hier.

*Bacchidon.* Was sehnarrst du? Was gehen mich deine Fratzen an! Wenn dir mein Stückchen nicht gefällt, was tobst du Efel dann?

*Milton.* Platz' aus einander! Ich sehweor beim Cerberus - denn nun bin ich fuchswild - sollt kein Maul voll mehr zu trinken bekommen, bis du mein Hymnus angehöert, solltest auch drüber verzwatzen.

*Bacchidon.* Liegt da der Has? Ich Ochsenkopf! Hum! Miltonchen, mein Närrechen, mein Hühuchen! wirft doch nicht böes feyn? nicht gleich böes feyn? Will Silens Reutpferd feyn, Dittelfressen, mir die Ohren abfehneiden lassen, wo ichs im Herzen mit dir arg meine. Wie singst du denn heut nicht? Wie, mein artiger Venuskeil? Laß mich doch nicht so lange warten! Geh doch, geh! Mache einem alten Mann auch einmal ein Späßchen! laß mich dein Hymnus hören! Mein Seel, sitze schon über eine Stunde hier, eine volle Stunde, laße meine Ohren weit offen hängen als ein hungriges Füllen, lauftre dir mit Fleiß auf: sey doch so geizig nicht! sing doch! sing, sing, sing! Komm, will mit singen, Tact schlagen, Baß brummen, Chor fehreyen, heulen, bewundern, vies gilt. Ah! eh du anfängst, füll mir noch einmal dieß Glas! noch ein einzimal, und um die Welt kein Tropfen mehr! Gennug! Will dieß mit Verstand trinken, spitzen, fuchlen, Tröpfchen vor Tröpfchen, bis du fertig bist. Fang an! Schluck - drunten ist alles! Daß dich der Geyer! wie gieng das zu? Ei, du Gaudieb hast mich am Ermel gestoßen, mirs Glas in den Hals gestoßen! Kanns nicht begreifen! Wunderfame Sympathie! magnetische Kraft!

Milton sprach nun hitzig: Horch, Bacchidon! das letzte Wort! Laß mich jetzt gleich mein Lied vorfingen, oder ich glaub, du stoffest mich: will dirs dann gefegen.

soll dir nicht fehmecken wie mein Wein.  
 Als dieß der Knabe sagte, hob er erzürnt  
 den Stock in die Hech: ängstlich rollte der  
 Satyr die feurigen Augen: denn ihm war  
 vor Prügel Angst: drum sprach er ganz leise:  
 Ja ja, ich will fehweigen und horehen: fang  
 nur einmal an! Frechlich wards dem jungen  
 Hirten nun zu Muthe; entzückt nahm er die  
 Leyer, fieng mit beweglichen Gebarden und  
 herzbrechender Stimme also an:

»Bacchus! Bacchus! wie soll ich dich fin-  
 gen, unftiruter Eyan! wie, o du unvergleich-  
 licher Thyrfusträger du! Soll ich dich mächtig  
 fingen, wie du, mächtig hinter einer Rebe  
 laurend, der nächtlichen Luna kämpfende  
 Drachen erhafehst? Erhafehst, flog' ich:  
 denn damit die göttliche Schwefter länger  
 bei deinem Becher verweile, knüpftest du  
 ihres Gefpanns feuerfehuppichte Schwänze  
 in einander, zogft fie dann hoch auf, daß fie  
 herabkrefiten von deinem Weingeländer, äh-  
 nlich Jovis flammichten Blitzen, Ja das war  
 ein Spiel! Oder soll ich dich fingen, wie du  
 ephengekreent und thyrfusfehwingend durehs  
 heilige Cypem flöhst? Um dich jauchzten  
 taumelnde Faunen, den Göttern entfprungen,  
 und der Wälder und Quellen Nymphen  
 goßen die Urnen vor dir, pflafterten deine  
 Straße mit Blüthen. O o o! da giengft du  
 ftolz und königlich einher. Deine wehende  
 Locken fehlugen harmonifch herab auf den  
 goldnen Riemen, der anzog deiner fehwellen-  
 den Schulter den Purpurmantel, daß ihn nicht  
 dir nachgankende Zephyren mit leichten Fin-  
 gern entwenden. O! wie ganz heilig warft  
 du! Wilde Pardel führten ihre Jungen auf  
 deinem Pfad die trunkne Spur anzulecken,  
 wo dein heiliger Fuß ftand. Crocodill und  
 der grimmig jauchzende Löw liefen wie wei-  
 nende Kinder nebenher, bettelten Moft und  
 Trauben aus deiner vollen Sebale. Ach!  
 da gabft du ihnen, und fie nahmen und

aßen frechlich. War das nicht himmlifch  
 anzufehn?

*Bacchidon.* Halt ein, Milon! keine Sylbe  
 weiter! hierauf mußerst getrunken feyn. Hier-  
 5 auf muß erst getrunken feyn. Was das ge-  
 fungen! »Und fie nahmen und aßen« — wie  
 weiter?

*Milon.* Und aßen frechlich. War das nicht  
 himmlifch anzufehn?

10 *Bacchidon.* Göttlich Lied! Schenk' ein!  
 Was das gedieht ift! Schenk voll! Ei, du  
 Spitzbub läseft das ganze Glas leer. Keine  
 Ehrlichkeit mehr! Muß geftehen —

*Milon.* Haer doch nur weiter, lieber Bac-  
 15 chidon! jetzt kömmt erst das Schenfte.

Der Satyr trank, und sprach: Wohl! wohl!  
 Aber der Knabe fang also weiter:

»Auch muthig bift du im Gedräng der  
 Schlacht, wo Hörner brüllen den Hügel her-  
 unter; auch beim Weimahl. Ergriffst du  
 nicht einft voll Kraft jenen rubichten Bock,  
 den ausgefandt der ergrimnte Erebus deinen  
 heiligen Weinberg zu verheeren? An feiner  
 hufchichten Stirne faßtest du ihn, fehlander-  
 25 test hoch, daß er hinfuhr über Ocean in Nep-  
 tuns wellenreiches Spiel, dem braufenden  
 Wallrofs zur Beute. Ja ja! Aber das ift zu  
 traurig vor meine Schahney: lieber will ich  
 fingen wie du im Grünen feherzeft, da wo  
 hüpfende Quellen herunterfallen von Klippen  
 und unter hiegendern Lauben plätfchern. Wie  
 munter bift du dann und vertraulich! wie  
 fpafest du dann glimpfflich mit deinen Freun-  
 den! War es nicht ein ergötzlich Späfehchen,  
 35 als du einmals deinem göttlichen Vetter,  
 dem wackelnden Silen, ein dicken Kürbs  
 anfa Rücken warffst, daß er wie von Jupi-  
 ters Blitz gerührt, mit feiner krummbehörn-  
 ten Glatze in den Weinfchlauch fehlug: he-  
 40 festiget am Horn blich nun der Schlauch  
 hangen, begoß ihn fo ftark, daß er fast im  
 herausftürzenden Moft erfoll. Geblendet lief

er umher, zappelt, und spie den liehen Wein, den andere so gerne genießen, mit so lächerlichen Gebärden auf die Goldmängel der Nymphen aus, daß lachend Einer des Andern Bauch halten mußte. O du majestätische Jovis-Brut, so freundlich bist du und tren!

*Bacchidon.* O! o! «Jovis-Brut!» Keine Sylbe weiter! Eingefehenkt! Ach! ach! was das ein wohlgefehliffenes Glas ist!

*Milon.* Es ist noch lang nicht aus. O mein Herzens-Bacchidon, jetzt kommts erst, jetzt, jetzt!

*Bacchidon.* *Proficiat!* Was das ein Jung ist! Was mir das ein Jung giebt! Auf dein dichterisches Wohlfeyn! Hem! hem! o! ach!

*Milon.* O du herzlichster Bacchidon! gefällt dir so gar wohl? dir stehen ja Thränen in den Augen.

*Bacchidon.* O! o! hem! o Cerberus! fast erstickt — zu schnell getrunken — stecken gelieben! Daß dich der Hagel! Schenk' ein, daß ichs gefehwind aus dem Hals spüle! Wohl! Sag, du hartherziger Knabe Milon: was machst du mit mir alten Manne! Machst mich vor Freuden weinen als ein Kind. Kann nicht weiter: ist zu viel.

*Milon.* So hör nur zu Ende! Und der Knabe füllte von neuem des Alten Becher, sang also weiter:

«Auch sehröcklich bist du, Evan! Bassareus! Jacche! Freudenmehrer! Drum weihen wir dir Kränze, durchlochten mit Trauben und Obst, hängen sie an dir geheiligte Äff' auf. Ach du graufamer, sieh uns nicht an, wenn die Flamme deines Zorns weht! wir liegen auf unsern Bäuchen als gezähmte Schlangen, preisen deine Wunder. Wer will dir bestehen, wenn du rüstig deinen Nacken schüttelst, zurückgefallene Tiger erschrecken winkeln, die Augen von deinen stürmichten Locken drehen! Ach! ach! . . . . .

. . . . . Drum wende von uns dein Antlitz, wenn die Flamme deines Zorns weht! wir liegen auf unsern Bäuchen als gezähmte Schlangen, preisen deine Wunder. Amen!»

*Bacchidon.* Bist du fertig? Haben wir nicht morgen Rosenfest, oder übermorgen?

*Milon.* Sag, wie hat dir mein Gefang gefallen?

10 *Bacchidon.* Wenns Regen gäbe, könnten wir nicht tanzen. Ist der Himmel hell?

*Milon.* Mein Hymnus, Bacchidon! wie —

*Bacchidon.* Schweig doch, Junge! Ist eine gewaltige Sache um Musik, erschrocklich und schwül, graus und erhaben: es wäre lang davon zu sprechen: meinst du nicht auch?

*Milon.* Was? was?

*Bacchidon.* Ah, dein Lied? Fragst du nach deinem Lied? Unvergleichlich, göttlich, meisterhaft! Wie, mein rüstiger Apollo, kannst du so was fragen, wies einem gefallen hat? so einen versuchen? Ach! mir fällt ein gutes Exempel ein; mein Seel, ein gutes Exempel! Weist du wie mirs gefallen hat? weist du wie? Schenk' ein! Dein Lied ist wie dein Wein, wie dein Wein. Schenk' ein! Dein Lied ist wie dein Wein.

*Milon.* Ha ha ha! machst gar Verse. Aber, lieber Bacchidon, hilfst hier Wollen wenig: hast so tapferlich meinem Schlauch zugesprochen, daß er nun aufs letzte Glas leer ist: sieh!

*Bacchidon.* Hab' ich so viel getrunken? Wie gieng das zu? Das ist im Entzücken gefehenen; daran ist dein warmes Lied schuld. O der Guckguck! Hättest mirs sagen sollen: hätte keinem Andern um zehn Böcke so viel gethan. Nein! Mag dir Jupiter vergeben, Junge, daß ich mich deinetwegen so verderbe.

40 *Milon.* Schön! willst gar noch prahlen. Gut, gut! will diesen übrigen Pocal auf Seite stellen.



*Bacchidon.* Auf Seite stellen? Ist dann noch da? Nun guckte der Alte, und sprach wieder: Mach keine Narrenfreiche! geh doch her, wenn noch da ist! Für was auf Seit stellen? Was? kann mir einer sagen daß ich solch ein Wort gesprochen? Ein fehlen Wegstellens, fehene Manier einem das Wort im Maul verdrehn und zum Übel legen! Den Becher her, oder du bist ein Erzbalnk, ein verpefter Dieb der kein ehrlichen Bluts-  
 10 tropfen im Leibe hat, mich verlästern will, fagen will, könne nicht aushalten, ich! Hüt dich vor dergleichen Laster! fo einem gehts hic und dort nicht zum Besten.

Nun gabs ihm der Kuabe Milon: Bacchi-  
 15 don tranks aus, guckte in den leeren Grund, sprach so gelaßen: So gehts! Alles dauert nur ein Weilehen. Drum, Kind, laß gehen, stehen wies will! Wers längste lebt erbt die ganze Heerde. Aber wo wollen wir morgen sehmanfen?

*Milon.* Wenn du heut hübsch ordentlich bist, kanns morgen noch einmal bei mir seyn.

*Bacchidon.* Wie, mein Herz? was verlaugt du denn? Sags doch gefchwind, mein lächelnder Corydon, meine Waldlerche, mein Phenix!  
 25

*Milon.* Sing mir jetzt ein Lied! Komm! schadlos mußt du mich doch mit etwas halten: habe nichts trunken; sing mir! ich weiß, du hast eine treffliche Stimme.

*Bacchidon.* Die Wahrheit zu fagen, nein. Meine Stimme ist nicht fein, ist so fehnarrend, wie soll ich doch fagen? borftig, strebend, zu vergleichen als ein Igel.

*Milon.* Sing, sing!

*Bacchidon.* Je, Närkehen! qual mich doch nicht fo! kann dir nicht fingen. Schweig davon! sieh, Daucus dick läuft mir der Schweiß, da ich nur davon here.

*Milon.* Mein Lebtag kein Schmaus mehr. 40

*Bacchidon.* Kannst du fo gottlos seyn, daß dirs nicht aus Herz geht? Einem armen

alten Manne als ich fo Schweiß abzujagen! Wie? soll ich verbrennen? willt du mir tropfenweis wieder den Wein abzapfen? willt mit meiner Gefundheit dein Ohr futtern, dich  
 5 an meiner Angft laben? soll ich diese maullose Felsen mit Herzwaßer tränken, he? Bofes will ich dir nicht wünschen: aber bedenck daß du über den Phlegethon willt: mögen dirs die drey Biedermänner dort verzeihen, wenn du so denkst! Gewifs, mein Sohn, ich laße jedem gern das Seine, mag nicht mehr können als ich kann: wenn du neben der Leyer dein Plätzchen hält, fo hab' ich das meine neben dem Becher, neide niemand: Einer kann nicht Alles haben. Junge, geh fort! hier läßt siehs trefflich schlummern.

*Milon.* Nichts schlummern! Beim Styx, mußt fingen, oder ich binde dich, und will dich zum Gefpötte —

*Bacchidon.* Fluch nur nicht! Wanns feyn muß, will ich auch: soust um die Welt nicht. Hilf mir nur ein wenig auf! Es schallt nicht wenn man fitzt, bleibt alles im Bauch. He, du Schlingel! läßt mich aufa Bauch fallen, zerplatzen.

Nun hielt der Kuabe Milon den alten Satyr an die Wand gelehnt empor; mit der Linken fingerte er auf seinem Haberrohr.  
 50 mit der Rechten hielt er den Fleischhügel von hinten umfchlungen. Der Satyr sprach: Spiel! hilf mir ein wenig in Schuß! Langsam! Langsamer! nicht so springend! tactmæßig und klar! Singen soll ich, fingen, und doch ist der Schlauch leer: fo will ich denn hier stehen über ihm, mit Fingern herabweifen und sehreyen 'Leer! leer!' Kann man was fagen, herzzührender, tragischer? Bedencks selbst, und sinnet ihm nach!

Ja, du sehr leerer Schlauch, wärst du nicht leer, fo wärst du voll! Wie wohl war dir! wie wohl war mir! Nicht traurig

müßt' ich dann über dir stehen, Thränen mit Schweiß vermischt auf dein Grabmahl herab gießen: nein, luftig saß' ich neben dir hin, wollte dich mit Rosen bekränzen, als ein Bräutigam seiner Braut that; wollte dir süße Worte gehen, als ein Bräutigam seiner Braut giebt. Aher ach! dieß ist vergebens. Todt, runzlicht, entstellt liegst du, vor so aufgepannter Schlauch, ähnlich einer Barke deren volle Segel ein Sturm zerrißen, still als ein aufgeprungner Dudelfack, unbrauchbar als ein Bogen ohne Pfeil. Gerne, herzlichster Schlauch, wollt' ich länger bei deiner Leiche weinen, stünde nur, wie sich gebührt, neben deiner Bahre ein wohlgezogenes junges vollbäckichtes Schlänchlein, dein Sohn oder

Enkel, der mir hernach auch wieder mit Mildigkeit meine Bekümmernisse hälfe abwälzen vom Herzen, mit feinem Balsam wieder abwäsche meiner Thränen Salz. Aher wehe mir Trauermann! Erblicher war ein Waife. Mags ein Anderer, der ein härteres Herz hat, ansingen: mir blutet die Seele zu viel; weiter kann ich nichts als seufzen: Leer! zu früh leer! Ach, armer Weinfelauch!  
 10 So fang Bacchidon, und nun ließ ihn der lachende Knabe los. Am Ufer taumelt der trunke Satyr fort, seiner Höhle zu; viel heult er noch unterwegs vom leeren Weinfelauch, und der doppelzüngichte Wiederhall streckt sein Haupt aus dem hohlen Ufer jenseits, und heults ihm nach.

## FRIEDRICH HEINRICH JACOBI

### VON DEN GÖTTLICHEN DINGEN UND IHRER OFFENBARUNG.

Wie ist aber, dürfte man fragen, feste Zuversicht mit jener billigen Denkungsart zu vereinigen, die sich auf die Überzeugung gründen soll daß es keine in der Anwendung unfehlbare Regel der Erkenntniß des Wahren gebe? feste Zuversicht mit der Überzeugung, der irrigste Satz könne uns eben so gewiß scheinen als der wahrste? mit der deutlichen Einsicht daß, wenn in unserem Verstande zwischen einem ungereimten Satze und einem den wir mit Gewißheit erkennen nur eine uns unanflößliche Verknüpfung entstehe, wir alsdann durch die Vernunft selbst gezwungen werden entweder den gewissen Satz als unwahr aufzugeben, oder um feinetwillen den

ungereimten Satz nicht mehr für ungereimt zu halten, das Unmögliche denkbar zu finden. Eine Einsicht welche nur zu gut entschuldigt, und zu leicht begreiflich macht, was schon zu Marcus Tullius Zeiten Erfahrung war: es sey nichts so Ungereimtes zu erkennen was nicht die aufrichtige Lehre eines Philosophen werden könne.

25 Allerdings würde diese Vereinigung unmöglich seyn, wenn es keine ursprüngliche, einfache, unmittelbar gewisse, durchaus positive Wahrheiten gebe, die sich ohne aus anderen Erkenntnissen hergenommene Beweise, ohne Zeugnisse irgend einer Art im Gemüthe als die höchsten geltend machten. Auf diese allein gründet sich jene Herz und Geist

veredelnde Zuversicht, die was sie ist nicht seyn könnte, wenn ihr Licht nur Widerschein, ihre Kraft nur gehorcht wäre.

Eine solche unmittelbare, positive Wahrheit entdeckt sich uns in und mit dem Gefühl eines über alles sinnliche wandelbare zufällige Interesse sich erhebenden Triebes, welcher sich als der Grundtrieb der menschlichen Natur unwiderstehlich ankündigt.

Was dieser Trieb als Gegenstände des Erkenntnisses oder des Wollens aufträgt, haben die Menschen von jeher überhaupt „göttliche Dinge“ und seine ersten sich darstellenden Wirkungen „tugendhafte Empfindungen Neigungen Gefinnungen und Handlungen“ genannt. Darum heißt jenes Gefühl auch bald sittliches, bald Wahrheitsgefühl. In ihm offenbaren sich ohne Anschauung, ohne Begriff, unergründlich und unaussprechlich das in sich Wahre Gute und Schöne.

Wie das Schöne in dem reinen Gefühl der von ihm eingeleiteten Bewunderung und Liebe ohne Merkmale erkannt wird, das Schöne unmittelbar nur an seiner Schenheit, so in dem reinen Gefühl der Achtung, der Hochachtung und Ehrfurcht das Gute unmittelbar nur am Guten. Beide aber, das Gute und Schöne, setzen zum Voraus das Wahre, auf welches alle Vernunft gegründet ist. Das Vermögen der Voraussetzung des Wahren, und mit und in ihm des Guten und Schönen, heißt Vernunft.

So ist für den Menschen die Wahrheit über alle Wahrheit ein Wissen in seinem innersten Bewußtseyn daß er über das feinem Wesen beigemischte Thierische sich mit dem Geiste zu erheben die Bestimmung und die Kraft hat.

Er erhebt sich über das Thierische durch Weisheit Güte Willenskraft. Aus diesen Haupt- und Grundtugenden gehen die andern insgesammt, Gerechtigkeit Mäßigkeit Stand-

haftigkeit Selbstbeherrschung Treue Wahrhaftigkeit Wohlthätigkeit Großmuth, jede edle und liebreiche Gefinnung, gleich Zweigen aus den Hauptstämmen, hervor.

3 Diese Eigenschaften, deren Vereinigung den tugendhaften Character ausmacht, sind um ihrer selbst willen, nicht als Mittel zu andern Zwecken, aus welchen ihre Vorchrift erst genommen, ihr Bedürfnis hergeleitet werden müßte, wünschenswert. Sie gehen überhaupt aus keinem Bedürfnisse, sondern aus einem Ursprunge hervor, eben so unabhängig von dem Begriffe der Pflicht als von der Begierde nach Glückseligkeit.

15 Unabhängig von dem Begriffe der Pflicht, weil dieser entweder das Gefühl des unbedingt Achtungswürdigen zum Grunde legt, oder gar nicht ins Gebiet des eigentlich Sittlichen gehört.

Unabhängig von der Begierde nach Glückseligkeit, weil, wie zuerst Platon bemerkt und nach ihm Cicero wiederholt hat, die Götter nicht darum gut genannt werden, weil sie selig sind, sondern selig darum, weil sie gut sind. Es ist noch viel ungereimter die Tugend als die Glückseligkeit bloß als nützlich schätzen zu wollen. Sie kann ihren Werth von keinem andern Gut, auf welches sie als Mittel zu einem Zweck sich bezeuge, von keiner Absicht außer ihr, von keinem, selbst göttlichen Lohne hernehmen. Denn warum sollte Gott die Tugend belohnen, wenn sie nicht an sich gut und wünschenswert, an sich wohlgefällig wäre? So müßte er selbst auch nur darum Wohlgefallen an ihr haben, weil er sie belohnte; wir hingegen ihn nur darum anbetungswürdig finden, weil er mit willkürlichen Geboten Lohn und Strafe verbinden, und auf diese Weise Gutes und Böses einsetzen, aus Nichts erschaffen könnte.

Epictet meinte anders. Die wohlthätigste Wirkung der Tugend, sagt er, ist die Mit-

theilung ihrer selbst: du kannst dich um deinen Nebenmenschen durch keine Wohlthat so verdient machen, als wenn du seine Seele zur Mäßigkeit Gerechtigkeit Standhaftigkeit und Güte erhebst.

Man sollte aber, wenn man von der Tugend spricht, aus diesem Grunde nicht sich des Ausdruckes bedienen daß sie das höchste Gut sey: denn dieser Ausdruck scheint eine vorhergegangene Vergleichung, die hier nicht 10 Statt findet, anzudeuten. Eine Vergleichung ist nur zwischen verschiedenen Dingen, und dann nur vermöge eines Dritten worin sie gleich sind, möglich. Nun sind entweder Tugend und jener Inbegriff der Güter, den wir mit dem Worte Glückseligkeit zu bezeichnen gewohnt sind, einerley; welches der Fall ist, wenn sich jene zu dieser wie Grund und Folge in einem Begriffe verhält; oder sie sind einander entgegengesetzt. Entgegen- 20 gesetzt sind sie offenbar, wenn unter Glückseligkeit jenes Ideal der Einbildungskraft verstanden werden soll, welches die Befriedigung aller Neigungen und die Erreichung aller Zwecke welche die Sinnlichkeit aufgiebt in sich faßt: denn die Bestimmung der Tugend ist nicht den Neigungen Begierden und Leidenschaften, überhaupt der Sinnlichkeit, zu dienen, sondern sie zu beherrschen und sich dienstbar zu machen. Wäre die Bestimmung der Tugend bloß dem Menschen, indem sie seine Begierden maßigte und ihn auf alle Weise zur harmonischen Erweckung und Stillung derselben gefehlet machte, den höchsten Grad des Wohllebens und der Be- 30 geglichkeit im Genuße zu verschaffen: sey es für alle Ewigkeiten, so könnten wir sie doch unumgänglich darum heilig und erhaben nennen.

Die Glückseligkeit, wie sie hier von uns bestimmt worden, hat demnach mit dem tugendhaften Character nur dieß Einzige gemein, daß beide der Inbegriff oder die Voll-

kommenheit von etwas an sich Wünschenswürdigem sind, und also beide um ihrer selbst willen begehrt werden: eine Eigenschaft die, wie das bloße Daseyn, kein Minder oder 35 Mehr, folglich keine Bestimmung des Unterschiedes zuläßt.

An dieser Eigenschaft oder diesem Merkmal also, an und für sich selbst wünschenswürdig zu seyn, kann die Tugend eben so wenig erkannt als verglichen werden. Ein anderes Drittes aber, worin sie und die ihr entgegengesetzte Glückseligkeit einander gleich wären, so daß man sich dessen um ihren verhältnismäßigen Werth zu bestimmen, sie 45 gegen einander zu messen oder abzuwägen bedienen könnte, giebt es nicht. Der höchste unvergleichbare Werth der Tugend kann also nur freywillig anerkannt werden; das heißt: ich finde in meinem Bewußtseyn daß ich entweder vor Allem Tugend, oder vor Allem Glückseligkeit, bloß das angenehme Daseyn, will.

Will ich vor Allem Glückseligkeit, so bestimme mein Begriff von ihr was gut und achtungswürdig ist, und das ärgste Verbrechen kann mir zur Pflicht werden: denn Tugend ist dann allein was mich zu einem dauerhaften, wo möglich ununterbrochenen Wohlleben tüchtig gefehlet und kräftig 50 macht: es giebt keine andere.

Will ich hingegen nicht unbedingt Glückseligkeit; erkenne ich ihr den höchsten Werth nicht zu; will ich vor Allem, das heißt unbedingt, Tugend: so bin ich mir mit diesem Willen auch eines höheren Triebes als seiner 55 Quelle, durch diesen Trieb eines höheren Gegenstandes bewußt, vor welchem jenes andere, Glückseligkeit genannte Ideal der Einbildungskraft wie ein Schattenbild verschwindet. Ich fühle diesen Trieb als meine wesentliche wahrhafte und höchste Kraft, und fehle mir in diesem Gefühle nothwendig

das Vermögen zu alle meine sinnlichen Begierden Neigungen und Leidenschaften den Forderungen der Tugend gemäß zu bestimmen. Dieses Vermögen ist von jeher die moralische Freyheit genannt worden, und besteht so wenig in einer unfehligen Fähigkeit widerprechende Dinge, das Böse wie das Gute, zu wollen, daß wir bloß insofern diese unfehlige Fähigkeit uns beivohlet, nicht frey sind. Freyheit können wir uns nur in sofern zuschreiben, als wir uns einer jedem Widerstande gewachsenen Kraft in uns zum Guten bewußt sind. Warum diese Kraft, die der Geist selbst des Menschen, das Vermögen in ihm ist wodurch er sein Leben in sich selbst hat, dennoch nicht jeden Widerstand überwindet, also uns nicht wirklich frey seyn, sondern nur nach Freyheit annähernd streben läßt, ist ein undurchdringliches Geheimniß. Es ist das Geheimniß der Schöpfung, der Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen, des Daseyns einzelner personlicher Wesen. Darum herrscht es auch durch die ganze Natur, die überall, wie in unserer Brust, einen Gott zugleich ankündigt und verbirgt; ihn dergestalt verbirgt, daß man nach dem Ausdruck eines begeisterten Schriftstellers «ein Thier werden, und den in der Sichtbarkeit dem Nichts gleich gewordenen Gott aus Gewißen läugnen möchte; die ihn aber auch wieder, Alles in Allem erfüllend, so durchdringend ankündigt, daß man sich vor seiner innigsten Zuthätigkeit nicht zu retten weiß.»<sup>1)</sup>

Nur das höchste Wesen im Menschen zeugt von einem allerböchsten außer ihm, der Geist in ihm allein von einem Gott. Darum sinkt oder erhebt sein Glaube sich, wie sein Geist sinkt oder sich erhebt. Nothwendig wie wir im innersten Bewußtseyn

uns selbst finden und suchen, so bedingen wir unseren Ursprung, so stellen wir ihn uns selbst und Anderen dar; erkennen uns als ausgegangen aus dem Geiste, oder wähnen uns ein Lebendiges des Unlebendigen, ein Licht angezündet von der Finsterniß, ein Urding ausgekrochen aus der dummen Nacht der Nothwendigkeit, des Ungefährs; wähnen, unseren Witz wahnwitzig anstrengend, das Leben sey vom Tode hergekommen, dieser habe auf jenes nur allmählig sich besonnen: so die Unvernunft allmählig auf Vernunft, der Unsiun auf Absicht, das Unwesen auf eine Welt. Um den Kern des Alls, des vollkommenen Undings, haben sich nur wie Häute und Schale, wohl nur wie Schimmel oder Blätter an der Schale, gebildet was wir Thoren Ordnung Schönheit Harmonie, im Menschen seinen Geist, Begierde des Wahren und Guten, Freyheit und Tugend nennen.

Also spricht der Unsinige in seinem Herzen «Es ist kein Gott»: dem Verständigen ist er wie die eigene Seele gegenwärtig. Gegenwärtig im Geiste, als der Alles angefangen und bestimmt, der Erste und Letzte. Gegenwärtig im Herzen, als der allmächtig überall das Bessere will und hervorbringt, der Urheber und die Gewalt des Guten.

«Versuchet es» sagt derselbe vorhin angeführte Schriftsteller<sup>2)</sup> «Versuchet die Iliade zu lesen, wenn ihr vorher durch die Abstraction die beiden Selbstlaute Alpha und Omega ausgesiehet habet, und sagt mir eure Meinung von dem Verstande und Wohlklinge des Dichters!»

Genau so verhält es sich mit der Natur: sie giebt nur stumme Buchstaben an. Die heiligen Vocale, ohne welche ihre Schrift nicht gelesen, das Wort nicht ausgesprochen

<sup>1)</sup> Oben Sp. 286.

<sup>2)</sup> Oben Sp. 290.

werden kann das aus ihrem Chaos eine Welt hervorrufen, sind im Menschen.

Und dieß — ich komme endlich wieder auf dich zurück — und dieß, Freund Asmus, gilt von jeder äußerlichen Offenbarung Gottes ohne Unterchied, und spricht wider dich, wie es für dich spricht.

Es spricht wider dich, so oft du den stummen Buchstaben über den Selbstlauter erhebst, als brächte jener diesen erst hervor; welches doch so ganz unmöglich ist, daß selbst ein Wunder hier umsonst zu Hülfe käme.

Es spricht für dich, so oft du einen Widerfacher hast, der daselbe nur auf eine andere Weise thut, und mit seinem stummen Buchstaben wider den deinen zu Felde zieht. Der deine hat zuverlässig mehr Odem in der Nase.

Vielleicht aber wendest du mir ein: Mit bloßen Selbstlautern wäre doch am Ende wenig ausgerichtet, da durch sie allein kein verständliches Wort, geschweige eine menschliche Sprache zum Vorschein käme. Dieses eingedenk, hätten nicht verächtliche Grammatiker die Consonanten Hauptlaute, und die Vocale nur Hüflslaute genannt; ja von verschiedenen orientalischen Völkern, namentlich den Hebräern, wären die Selbstlaute für so unwesentliche Theile der Wörter gehalten worden, daß sie nur ein paar zweydeutige Zeichen dafür angenommen, und allein die Consonanten geschrieben hätten. Folglich müßte dir der Vorzug, als das Rechte heber wissend, auch vor denen, und in vollerm Maße, zuerkannt werden, die allein mit Vocalen anzulangen sich rühmten, und die Consonanten kaum für etwas das in der That vorhanden wäre gelten ließen.

Ich räume diesen verlangten Vorzug dir willig ein; nur möchte ich im Vorbeigehen die Behändigkeit ein wenig rügen wonit du

das geschriebene dem gesprochenen Worte unterfehobst. Redend konnten die Hebräer doch wahrlich die Vocale nicht auslassen, und sich statt ihrer nur mit ein paar zweydeutigen Lauten behelfen? Es lohnt aber kaum der Mühe, dir hierüber einen Vorwurf zu machen, da die Consonanten auch zu einer vernemlichen Rede nicht entbehrlicher als die Vocale sind. Nur durch die Mitlaute entstehen artikulirte Töne, entsteht die Sylbe, das Wort. In Ansehung der ausgebildeten Rede, einer schon bestimmten Sprache, mag also der Grammatiker mit Fug die Consonanten Hauptlaute, die Vocale nur Hüflslaute nennen.

Sehr willkommen ist mir aber deine Bemerkung, weil ich dir nun von meiner Seite dagegen zu betrachten geben darf daß die Hauptconsonanten wie die Hauptvocale in allen menschlichen Sprachen dieselben sind: ihnen allen liegt ein und daselbe Alphabet zum Grunde. Nur aus der verschiedenen Zusammenfassung der Consonanten und Vocale zu Wörtern, der Wörter als Redetheile zu Gliedern der Rede entsteht die Mannigfaltigkeit der Sprachen. Wie sie alle auf eine allgemeine Grammatik sich zurückführen lassen, so sind sie der Vernunft zum Werkzeuge zu dienen auch in sofern gleich geschickt, daß niemand darum nothwendig verständiger geistreicher sittlicher ist, weil er die Französische, oder die Englische, oder die Italienische, oder die Deutsche zu seiner Muttersprache hat. Rohe und halbgebildete Völker reden rohe und halbgebildete Sprachen: es ist aber ursprünglich nie die Sprache, was dem Volke seine Bildung giebt, sondern es geht allemal die Bildung eines Volkes nur in seine Sprache über, sie verbesernd, oder auch verderbend; wovon Beispiele genug vorhanden sind. Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit den Gewohnheiten, den Sit-

ten, den Gefetzen, der Moral, und der Religion. Überall ist es der Geist, der lebendige, der Alles faßt, ausbildet, vollkommener macht.

Wenn du nun nach Erwägung meines gesammten Vortrages mich als Philosophen gleichwohl noch einmal aufforderst, wie es in deinem vierten Theile, Seite zweyhundert und eiff gefeehen ist mit diesen Worten: »Reite mir mal Courier auf einem gemahlten 10 Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre«: so werde ich mich nicht damit aufhalten, dir zu zeigen daß du mehr für als wider mich dräueft, sondern dich bloß dagegen fragen ob es mit einem ausgestopften 15 beßer gelingen würde? Auf den ersten Anblick könnte es so scheinen: das ausgestopfte Pferd ist körperlicher; man kann es besteigen, und ordentlich seinen Sitz darauf nehmen. Aber das gemahlte Pferd, wenn es 20 ein Raphael entwarf und ausführte, kommt dem wahren Pferd doch näher: es ist in ihm ein Leben das jenem fehlt. Ich enthalte mich die Vergleichung weiter fortzusetzen.

Niemand glaube daß ich dem Boten hiemit 25 vorwerfe, er selbst reite auf einem ausgestopften Pferde. Augenscheinlich reitet er auf einem sehr lebendigen, das ihn trefflich von der Stelle bringt, und Flügel hat. Oft habe ich ihn, und Andere die denselben Vortheil 30 genießen, darum beneidet; habe gewünscht selbst einen Versuch zu machen, und hätte

ihm gemacht, wenn mir das Flügelroß nur hätte stehen wollen, daß ich hinaufgekommen wäre. Aber keinnial hat es mir so lange stehen wollen; und so weiß ich auch von 5 diesem Zustande weiter nichts zu sagen, als daß es gewifs sehr angenehm seyn müße, so über Berg und Thal, über Sumpf und Moor hinweg getragen zu werden ohne Anstoß und Sorge. Übrigens kann ich mir nicht vorstellen wie ein Mensch dadurch an Werth ge- 10 winnen, in sich davon beßer werden sollte? Mir daucht, dieser Vortheil müßte vielmehr sich auf der anderen Seite finden, und für ihre Mühe denen zu gut kommen, die, ihrer eigenen Schwungkraft überlassen, sich damit 15 standhaft nach dem Ziele hin bewegen. Eigene Schwungkraft muß doch auch gebraucht werden um das Flügelroß zu besteigen und sich darauf zu halten, oder es hieße nicht 20 geritten. Nur Kinder und Blödsinnige, wenn sie auf einem ausgestopften Pferde sitzen, oder mit einem Stecken zwischen den Beinen herumlaufen, sagen daß sie reiten. Noch weniger reitet eine todte Last, die bloß auf- 25 geladen ist. Also auf die eigene Schwungkraft und beständige Haltung mit Weisheit Tapferkeit und guter Lust kommt es, die Sache redlich und scharf untersucht, am Ende allein und auf gleiche Weise an, es 30 sey daß man des Flügelrosses sich bediene, oder es entbehre. Das Pferd macht so wenig den Mann als der Rock. . . . .

## GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG.

### I. PARAKLETOR ODER TROSTGRÜNDE FÜR DIE UNGLÜCKLICHEN DIE KEINE ORIGINALGENIES SIND.

Deutschland hat so lange nach Originalköpfen gefenszt, und jetzt, da sie allein am Mufenalmanach zu Dutzenden sitzen, klagt man überall über die Originalköpfe. Keine Messe gieng mehr wie unter Franz I.: der eine hinkte, der andere affectierte ein steifes Knie, der dritte schlug ein Rad, der vierte Purzelhäume, der fünfte gieng auf Stelzen, der sechste machte den Hafentanz, der siebente hüpfte auf einem Bein, der achte rollte, der neunte ritte sein spanisches Rohr, der zehnte gieng auf den Knien, der elfte kröche, und der zwölfte rutschte. Ich hätte es den Originalköpfen vorher sagen wollen; und ich rathe es allen denen, die es werden wollen, so zu bleiben, wie sie sind: denn ich habe immer gemerkt daß man so mit unserm einfältigen Publicum am weitesten kommt. Ich wollte einmal sehen wer mir etwas sagen will, wenn ich hin was ich bin. Aber wenn ihr originell schreibt, z. B. in synopischen Sentenzen, flucht und schimpft wie Shakespeare, leyret wie Sterne, fengt und brennt wie Swift, oder posauet wie Pindar: meint ihr daß ihr damit Dank verdienen würdet? Ich will nicht sagen was die Leute thun würden, wenn ihr wirklich schreibt wie Shakespeare Sterne Swift und Pindar: denn da fände sich wohl noch hier und da ein ehrlicher Mann der ein Einschen hätte; aber mit Fluchen Schimpfen Leyern Sengen Bremsen und Posaunen richtet ihr nichts aus.

Ich weiß nicht ob ich lebhafter empfinde als andere Menschen, oder ob ich meiner kurzen Statur wegen, da das Blut noch ganz heiß ist wenn es vom Herzen nach dem Kopfe kommt, geschwinder Schlüße ziehe: aber mich dünkt, es ist um alle deutsche Autorenfreiheit schlechterdings und unwiederbringlich geschehen, wenn wir noch zwey Messen dem zügellosen widersinnigen Geschrey des deutschen Publicums Gehör geben. Vor der Schlacht bei Rosbach fehlte es den Faulenzern an Romanen: wir lesen die englischen Romane, so daß wir alle Straßen in London wissen, und den Galgen in Tyburn so gut als den unfrigen kennen; wir äugeln im Park, und treiben Gott weiß was im Coventgarden; und so geben wir ihnen einen Roman. Nun hat das Kind einen Roman. Wir wollen deutsche Originalcharacterere hinein' fehreyen sie. Originalcharacterere? Geht hin — ich hätte bald etwas gesagt — geht hin, sagt das erst den Leuten die die Kinder zeugen, und denen, die sie behersehen wenn sie groß sind, und nicht uns. 'Nun gut, so geht uns Gedichte!' Wir geben einen Zoll breite und sechszöllige, wie sie sie haben wollen, zu Zentnern. Die Buchstaben wollen ihnen nicht gefallen: gut, wir nehmen lateinische, und einige Spottvogel nehmen sogar blaue und rothe Farbe. Was that das Publicum? war es zufrieden? O in Ewigkeit nicht! Es wurde nur greiber und anschwefelender in seinen Forderungen, und



dachte mit einer einzigen unferer Republik auf einmal die Bank zu sprengen. Es verlangt nemlich Originalgenies und Originalwerke. Aber das war gerade der Punct auf dem wir es erwarteten, und es ist ein betrübter Beweis wie unerfahren der deutsche Leser in der Kenntniß seines eigenen Landes ist: immer die Augen jenseit des Rheins oder jenseit des Canals gerichtet, sieht er nicht worauf er tritt. Ich habe von jeher geglaubt daß unter allen Nationen in Deutschland die meisten Originalgenies marschfertig legen; weil sie aber nicht verlangt würden, so lebten und schrieben sie so fort wie wir gemeinen Schriftsteller, von der Linken zur Rechten, und giengen von Empfindung und Gedanken zum Ausdruck immer in der kürzesten Linie. Aber kaum war die Lobung gegeben »Wer original schreiben kann, der werfe seine bisherige Feder weg!« als die Federn flogen wie Blätter im Herbst. Es war eine Lust anzusehen: dreißig Yorickeritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das sie den Tag zuvor in Einem Schritt erreicht hätten, und der, der sonst beim Anblick des Meeres oder des gestirnten Himmels nichts denken konnte, schrieb Andachten über eine Schnupftabaekdose. Shakespeare standen zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, doch in einer Recension: da wurden Ideen in Freundschaft gebracht die sich außer Bedlam nie gesehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschoben; es hieß Eins Zwey Drey, da geschahen tiefe Blicke in das menschliche Herz; man sagte seine Heimlichkeiten, und so ward Menschenkenntniß. Selbst draußen in Beotien stand ein Shakespeare auf, der wie Nebucadnezar Gras statt Frankfurter

Milchbrot aß, und durch Prunksehnitzer sogar die Sprache originell machte. Niederfachsen summtte seine Oden, sang mit offenen Nasenlöchern und voller Gurgel Patriotismus und Sprache und ein Vaterland, das die Sän-  
 5 ger zum Teufel wünscht. Da erklangen Lieder und Romanzen, die es mehr Mühe kostete zu verstehen als zu machen. Kurz die Originale waren da; und das Publicum, was  
 10 sagte das? Anfangs, befehmt über die unerwartete Menge, stutzte es; dann aber erklärte es feyerlich, das waren keine Originale, das waren Dichter aus Dichtern, und nicht Dichter aus Natur; durch sie würde  
 15 das Capital nicht vermehrt, sondern nur die Sorten verwechselt, bald Silber in Kupfer, bald Gold in Silber umgefetzt u. s. w. Da haben wirs, meine Freunde! Mich dünkt, unsere Sache ist jetzt zu klar, als daß es  
 20 nothig wäre, lange zu überlegen was zu thun sey. Gefetzt auch, wir gehorchten ihm; unsere Originalschriftsteller ließen diese Originalköpfe fahren und versuchten mit Nr. 2: so würden wir dieselbe Antwort erhalten; und gefetzt, sie trafsens, so wären unterdessen  
 25 die Herren müde, und wollten wieder etwas neues. Kurz, heut gebrochen ist besser als morgen. Es ist klar, sie wollen uns nur heranziehen, wie die Bostonianer das Parlament, bis bei schwächern Nachkommen die  
 30 jetzt noch biegsame Gewohnheit zu einem Gesetz verhärtet, das uns Schriftsteller zu Hofnarren des deutschen Publicums macht. Also jetzt nicht weiter! Ich sage: Ihr habt  
 35 Originalköpfe verlangt: da sind sie, zu Taufenden; es wimmelt. Ihr erkennt sie nicht, und ich spreche mit freyer Stirn: Ich erkenne sie dafür; mein Wort ist »Erst mich, dann sie!« Und nun trete auf den Sand,  
 40 wer will! . . . . .

## II. ANSCHLAGZEDDEL IM NAMEN VON PHILADELPHIA.

### AVERTISSEMENT.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche *de Natura supernaturali* Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle *Benedicten* nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nemlich derselbe, der im Jahr 1782 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9. Jenner dieses Jahres anfangen seine Ein-Thaler-Künfte auf dem hiesigen Kaufhaufe öffentlich-heimlich den Augen des *Publici* vorzulegen, und wöchentlich zu hebern fortzuehreiten, bis er endlich zu seinen 500-Louisd'or-Stücken kommt, die ohne Prahlerey zu reden das Wunderbare selbst übertreffen, ja so zu sagen schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Guade gehabt vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihre Majestät der Königin Oberca auf Otahite mit dem größten Beifall seine Künfte zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congress seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt; und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Con-

stantinopel engagiert ist; und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltagsstückchen zu einem Thaler wollen wir einige angehen, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten faßen lassen.

- 1) Nimmt er ohne aus der Stube zu gehen den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab, und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gestanden, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.
- 2) Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in 2 Kannen Milch, und tractirt die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Bley nachtrinken; und die Gesellschaft geht gutes Muths und lachend aus einander.
- 3) Läßt er sich eine Holzaxt bringen, und schlägt damit einen Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde verletzet er ihm den zweyten Streich; da dann der Chapeau sogleich aufsteht, und gemeinlich fragt was das für eine Musik sey? Übrigens so gesund wie vorher.
- 4) Er zieht drey bis vier Damens die Zähne sauft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durch einander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten

Damen auf die Köpfe; da dann jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

- 6) Ein metaphysisches Stück, faust gemüthlich *πᾶρ meta physica* genannt, worin er zeigt daß wirklich etwas zugleich 5  
feyn und nicht feyn kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und giebt er es bloß der Univerſitat zu Ehren für einen Thaler.
- 7) Nimmt er alle Uhren Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch haares Geld 10  
wenn es verlangt wird, und stellt Jedem

einen Schein aus. Wirft hierauf Alles in einen Koffer, und reißt darauf nach Caffel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Rib durch ist, so sind Uhren Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freyer Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt sieht nichts.

Göttigen den 7. Jenner 1777.

### III. FRAGMENT VON SCHWÄNZEN.

#### B. ENGLISCHER DOGGENSCHWANZ.

Der du mit menschlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängst, mit andächtigen Stammen dich in jedes ihrer Werke hin- 15  
fühlt, lieber Leser, theurer Seelenfreund! betrachte diesen Hundeschwanz, und bekenne ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte scheuen dürfen. Durchaus nichts weichlich „hund- 20  
felndes, nichts damenhochsiges zuckernes“ mansknapperndes winziges Wesen. Überall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug, und ruhiges bedächtliches krafttherbergendes Hinstarren, gleich weit entfernt von unter- 25  
thänigem Vertriechen zwischen den Beinen und hühnerhündischer wildwitternder ängstlicher unschlüssiger Horizontalität. Stürbe der Mensch aus, wahrlich der Scepter der Erde siele an diese Schwänze. Wer fühlt 30  
nicht hohe, an menschliche Identität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei a?

An Lage wie nach der Erde, an Bedeutung wie nach dem Himmel. Liebe, Herzens- 15  
wonne, Natur, wenn du derringst dein Meiststück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöere die Bitte deines bis zur Schwärmerey warmen Dieners, und verleihe ihm einen wie B.

Dieser Schwanz gehörte Heinrich des VIII. Leibhunde zu. Er hieß und war Caesar. Auf seinem Halsbande stand das Motto *Aut Ce- 20  
sar aut nihil* mit goldenen Buchstaben, und in seinen Augen eben daselbe, weit leserlicher und weit feuriger. Seinen Tod verursachte ein Kampf mit einem Lewen: doch starb der Löwe fünf Minuten früher als Caesar. Als man ihm zurief „Marx der Löwe ist todt“, so swedelte er dreymal mit diesem verewigten Schwanze, und starb als ein ge- 30  
rechener Held. *Molliter ossa quiescant!*

## II. DIE BEDIENTEN.

### PROBE VON BEMERKUNGEN FÜR DEN DICHTER.

Die Bedienten, worunter ich alles verstehe was wenigstens zuweilen Livree trägt oder tragen sollte, von dem nettsten Kerl an der seine Bildung hinter den Stühlen des ersten Speisefaßs der Welt empfangen hat, bis zu dem ungehobelten Bauerjungen der noch im Camisol mit Aufschlagen das Apportieren lernt, sind nicht die letzten Menschen auf die der Dichter zu sehen hat. Es ist diejenige Classe, bei der Kopf und Schwanz im Cirkel der menschlichen Gesellschaft einander fassen, und unter deren Einfluß gemeinlich diejenigen wieder mehr oder minder stehen, die sonst keine Befehle erkennen. Die langen Arme der Großen, sich selbst überlassen, sind daher bei weitem nicht so furchtbar als die verzwickten kurzen ihrer Kammerdiener. Sie sind daher in Schauspielen und Romanen vortreflich zu gebrauchen. Streiche durchzusetzen wo viel Kraft und Unverstand nöthig ist; ein Caement in der Verbindung von Begebenheiten, das alles zusammenhält was sonst nicht halten will. Schreiben kann man gemeinlich über sie was man will; denn sie lesen und recensieren entweder nicht, oder sie machen sich eine Ehre daraus. Verweis, wenn er nur ihre Wichtigkeit zu erkennen giebt, ist ihnen lieber als Lob, oder vielmehr allein Lob; in einem gewissen Alter wenigstens. Fehlen können heißt bei ihnen independent seyn, und was ihre Herrschaft nicht erfährt, so viel als hätte sie es zugegeben. Sie rühmen sich daher immer unter einander ihrer Unordnungen, und wenn sie keine be-

gangen haben, so werden sie erdichtet. Der Keller und die Dame vom Hause sind die wichtigsten Gegenstände, die Küche und die Kammermädchen die nächsten. Wer das nicht thut ist ein Knafterhart oder ein Pinfel &c.

Sie sind mehr oder minder die Spiegel ihrer Herrschaften. Die Alten gleichen ihnen oft völlig. Der Koch des Pompejus sah aus wie Pompejus, und ich habe einen ähnlichen Fall gesehen. Es läßt sich nur schwach erklären, aber es ist wahr. Im Gehen Stehen und Thun haben die jungen Hoffleute, leichtsinnige Spieler, junge Nachtschwärmer und Räuber der Unschuld die seinsten. Unter ihres Gleichen sind diese ihre Herren völlig; nur muß man sie nicht sprechen hören. Hier bleiben sie zurück, und was bei der Herrschaft bloß Mangel an Kenntnissen ist, zeigt sich bei ihnen bis auf die Sprache. Dieser Hauptartikel wird in Schauspielen und Romanen äußerst vernachlässigt, und stört oft alle Illusion. Die alten treuen Bedienten sind da gemeinlich geschwätzig weinerliche Moralisten, und die jungen untreuen sprechen wie Leute von Stande, die sich mit affectierter Herablassung ein Paar Stufen von Liederlichkeit hinunter stellen. Machen nicht junge Cavaliere den schleppenden Postillion mit schmierigem Stiefel, klirrendem Sporn und unsymmetrischer Frisur? Das machen die Bedienten auch freylich und wohl natürlicher. Allein im Sprechen steigen sie aufwärts, so wie der Herr in Handlungen herunter, aber mit sehr ungleichem Glück.

Sie fangen ihre Perioden oft mit *foundern* an; sie fagen *vielmehr* wo keine Vergleichung, und *theils* wo es keine Theilungen giebt, vergehen also auch das zweyte. Mancher fagt *erstlich*, gleich darauf *drittens*, *viertens* und dann *zweytens*; dieses hat Shakspear genützt. Man wird mir hoffentlich nicht vorwerfen daß dieses den Bedienten nicht eigen sey. Ich weiß dieses: ich bringe es aber unter ihre Classe, weil sie es auch thun, und ich mich künftig mit ähnlichen Classen nicht viel abgeben werde. So etwas ganz in einem Character durchsetzen thut eine ungläubliche Wirkung; aber es ist sehr schwer, und erfordert viel Erfahrung. Fieldings Partridge ist hierin das græste Meisterstück das ich kenne. Ich gebe daher noch einige Beispiele, alle aus eigener Beobachtung.

Die Feinen unter ihnen wissen ihre Ausdrücke oft auf eine eigene Art zu reinigen. 'Es ist jetzt sehr viel *Unkoth* in dem Gäßchen' fagte einmal einer, mit einer Miene mit der er selbst das schon gereinigte *Unkoth* noch mehr säuberte.

'Er ist immer außer sich bei solchen Gelegenheiten' warf ein Herr seinem Bedienten vor. 'Erlauben Sie *gehorsamst*' war die Antwort: 'ich hatte wirklich meine ganze *Abwesenheit* beisammen.' Er fängt an mit *will ich sagen*, und in der Hitze des Vortrages spricht er *sagt ich*. Die gemeinen Leute in England, wenn sie etwas erzählen, füllen Alles mit *says I* und *says he* an.

Subtile Verwechslungen: Er hat noch kein *Blut* gerachen (statt *Pulver*); er hat ihn *blutdürstig* geschlagen; ein *totaler Feldzug*; die *Garnison* ist *geräumt worden*; *ohne allen Respect* zu *sprechen* (statt mit *Respect*); *da nun, wo Gott für sey, der Fall geschehen* ist u. s. w. Auch *græbere*, die genützt und

nachgeahmt werden können: Seine Fäße hatten keine *Portion* zum Körper; 'Die Königl. *Societät* zu Berlin' fagte einmal der Bediente eines Gelehrten &c.

Bringt desto mehr Französisch an, je weniger er weiß; und ist es nur Ein Wort, so kommt es sehr oft.

*Mein Herr* fagen sie von ihrem Herrn, wenn sie bei ihres Gleichen sind; unter sich fagen sie bloß *Meiner*: *Meiner* hat heute wieder gehrummt; *meiner* schleift noch. Zumal ist dieses unter den Deutschen gebräuchlich. Ob es wohl auch ein Zeichen von deutschem Freyheitsgeist ist? *Unser* kommt ebenfalls häufig vor. 'Ach! *unser* Hut ist gestern in die Gøße gefallen' fagte ein Junge von dem Hute seines Herrn, der die Familie viel gekostet hatte. Zuweilen heißt auch *Wir* nur so viel als *Meiner*: *Wir* müssen bald heirathen, sonst gehts nicht gut.

In ihren Suffixis sind sie gemeiniglich sehr umständlich und unglücklich: sie fagen *Mitleidigkeit* *Interessantigkeit* *Melancholichkeit*, und endigen auch wohl gar um sicherer zu gehen in *ungleichheit*. Sie haben verschiedentlich eine dunkle Vorstellung von unserer hohen Prosa, und nennen es *vornehme Gedanken*, *gravitetische Redensarten*, und *reputatisehe Wörter*.

Übrigens giebt es unter ihnen Staatsleute Juristen und Theologen so gut als Jæger und Läufer, und jede Classe hat wieder ihre eigene Mischungen. Regierende, steigende, fallende, abgedankte, dienstsuchende, Alles *Ihr Gnaden* und *Hochwohlgeboren* nennende und sich immer bückende: das sichere Zeichen daß der schwankenden Staude die stützende Stange gehrochen ist; schmierige, und Kerls wie die Engel, denen man die Vertraulichkeit mit der Dame ansieht; junge noch unabgerichtete Pudel, und alte treue Familienstücke, die nur

zum Todtstätten im Gefindellal stehen; lange aufgefchoßene Don Quixote mit geribter oder erfrodelter Livree, die ihnen immer zu weit

und zu lang oder zu enge und zu kurz ist; fette Hämmel unter geputzten Schafchen mit Berlocken &c.

## AUS JOHANNES VON MÜLLERS GESCHICHTEN DER SCHWEIZER.

*Die Vorrede nach der ersten Ausgabe des ersten Buchs, Bostion (Bern) 1780; das Übrige nach der Leipziger Ausg.: Der Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft Anderes Buch 1787. Vierter Theil 1803.*

### VORREDE

VON DEN GESCHICHTSCHREIBERN DER SCHWEIZ UND  
ÜBER DEN GLEICHZEITIGEN ZUSTAND ANDERER  
STAATEN.

Drey hundert Jahre sind nun bald verfloßen, seit Albrecht von Bonstetten König Ludwig dem Elften den ersten allgemeinen Abriß der Sitten und Länder der schweizerischen Eidgenossen zugefchrieben hat. Vor ihm haben einige die Geschichte ihrer Städte, zu seiner Zeit mehrere den damaligen Krieg mit Karl, Herzog von Burgund, und nach ihm den letzten Krieg für Band und Freyheit aufgezeichnet; worauf der Krieg in Italien bis auf das ruhmwürdige Unglück bei Marignano in und außer der Schweiz viele Schriftsteller gefunden; die Geschichtschreiber der nachsten unrühmlichen unglücklichen Zeit haben den Fortgang der Nation weder befördert noch beschreiben.

Jene haben die ausländische Beherfchung von Caesar bis auf die Kundwerdung des Bunds der Schweizer im ersten Stolz neuer Unabhängigkeit übergangen. Wie die Freyheit aufgeblühet, hatten sie von ihren Vätern erzählen gehört und im Anmarsch des Heers gegen die mächtigen Fürsten mit ih-

ren Kriegsgefellern in Schlachtliedern besungen; dann die meisten haben Staat und Krieg in gleichem Geist mit gleicher Hand beschrieben und verwaltet, also nicht allein wie treugefimmt und freudig die alten Schweizer zu Straf dem fremden Trotz zusammen aufgebrochen, sondern auch ihre Soldatenseherze, die ihnen spitzfündig fehlienen, mit Freuden weitläufig aufgezeichnet, und noch viel weitläufiger gegen Feigheit Betrug (den sie zwar selten entdeckt) Beftechung und neue Sitten ihren Zorn in Strafreden ergossen. Von den Regenten wurde die Geschichtschreibung oft befohlen und immer gelobt, weil sie auch die Fehler lieber erklären als argwohnen ließen, die Regierungsformen aber nicht als die ältesten, sondern als die besten verteidigten.

Worauf Gilg Tschudy, ein Glerner, fast alle Zeiten der schweizerischen Länder mit einer solchen Belesenheit, einem so getreuen unermüdeten Fleiß und alter Würde beschrieben, daß er alle ältere und neuere Geschichtschreiber dieses Landes hinter sich zurückgelassen. Er war aus einem Geschlecht welchem an Alter wenige in Europa gleich kommen; als Jüngling erwarb er das Zutrauen seines Volks, im Alter war

er dessen Oberhaupt; es ist kein Canton wo er nicht Freunde gefunden; Kaiser Ferdinand, an welchen er gesandt worden, ehrte ihn; viele Große suchten ihn; er sah die erste lichterlohe Flamme der Controvers; dieselbe Parteyung hat ihn zu keinem ungehörlichen Wort verleitet, und kein Haar breit von der Wahrheit entfernt; er besaß früh große Gelehrsamkeit, im hohen Alter behielt er seinen Fleiß; seinem Sohn hinterließ er gute Waffen und einen Reichthum wovon er den Armen wohlgethan hatte, allen Tschudy und allen Glarnern den Ruhm daß der Geschichtschreiber der alten Schweizer aus ihrem Geblüt und unter ihnen entsproßen und gehret worden.

Hiezu kommen Urkunden, welche durch den Fleiß und Scharffinn einiger Geschichtsforscher entdeckt und untersucht worden sind; worinn Herrn Alexander Ludwig von Wattenwyl, Herrn Feldmarschall Zurlauben von Thurn und Gestelenburg, und Herrn Gottlieb Emanuel von Haller niemand übertrifft. Die Erzählung von dem Ursprung und Fortgang der Schweiz beruhet auf solchen Geschichtschreibern und Urkunden.

Als das alte Kaiserthum auf Abgang der Kriegszucht verfallen und gesunken, haben die Franken, so tapfer, so frey und beharrlicher als die andern Barbaren, und mit ihnen zufallsweise die Araber von Friesland bis nach Sumatra die Obermacht erworben. Wie aus der Tiefe des altvermeinten Meers von der deutschen zur caspischen See, so unerwartet stiegen die Normannen empor, und gründeten Fürstenthümer zwischen Mesopotamien und Island. Allein die Araber haben ihr Kaiserthum ohne vielen Widerstand erobert und eingeüßt, und weniger Veränderung erlitten als bewürkt. Auch sind verschiedentlich die Normannen um Thron und Freyheit gekommen. Da die

Franken mit großem Gehorsam erobernden Heerführern gefolget, und aber zu Monarchien die Zeit nicht reif war, hat nach alter Art jeder für sich und ihr König ohne Macht regiert; welche Verfassung der König aus natürlicher Herrschbegierde und wegen dem Andenken der Kaiser ungeduldig ertrug. In dieser Unbeständigkeit blieb Europa sechs Jahrhunderte wegen unaufheerlicher Veränderung der vorigen Sitten, wodurch die Tapferkeit ab oder zunahm; und einen festen Grund hat kein Barbar gelegt.

Als endlich jeder Schimmer des alten Lichts der Wissenschaften erloschen, auch der germanische Verstand durch Neuerungen irr geworden, unterwarf der Pabst mit Schrecknissen die Gemüther des Volks; alle Waffen waren in den Händen des Volks: also gehorchten die großen Fürsten aus Noth. Wie jedes Reich durch gleiche Kunst gestiftet und befestiget wird, wurden die Schrecknisse vertausendfacht; je dicker die Nacht, um so viel unheilbarer erblindete der Mensch vor dem Blitz des Banns. Da kamen Kaiser Friedrich der Zweyte und Rogerius Bacon, und viele Bürger muvreten in freyen Städten: aber eine hettelude Miliz lebte von Eroberung der Welt. Die Menschen kauften Erlaubniß des körperlichen Genusses, und büßten in Flammen den Gebrauch des Verstands.

Allein weil alle Überspannung erschöpft, und nun die kleinen gegen die großen Fürsten außerordentlicher Tugend, auch die Kirche außerordentlicher Andacht bedurfte, ereignete sich daß, nachdem in Frankreich die normannische Herrschaft bezwungen, und in Spanien die arabische geschwächt worden, in drey Jahrhunderten die Menge arabischer und franzesischer Fürsten mehr durch Kunst als Macht einem Einigen unterworfen wurden, in den italieaischen Re-

publiken Viele anfangs furchtſam und immer unerſchrockener den heiligen Stuhl betrachteten, deſſen Beſitzer im Zutrauen auf ſeine Macht ihre Grundſteſte vergaß, die Macht lieber genoß als beſtätigte, und über ſeinem Haus das Pabſtthum verſäumte. Da wurden durch die Eroberung von Conſtantinopel, den Untergang des Haufes Burgund, und einen Bund des Herzogs Lodovico Moro Sforza gegen dem napolitanifchen König alle Jahrhunderte und viele Nationen von mancherley Sitten einander genähert, und in wenigen Jahren unerhörte Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, doch die allergrößte durch die Kühnheit eines Genueſers veranſtaltet. Den Erfolg der Entdeckungen hat jene Zeit nicht vorgeſehen, die folgende falſch betrachtet: kaum ſehen wir ihn hervorkeimen; Deutſchland und Welfchland zitterten vor dem Fortgang der Türken; Viele fürchteten Frankreich, das, durch den Fall von Burgund kaum geſichert, in einem Nun Italien bezwang. Da ſtieß aus laugem Unglück der Erzherzog empor: bald hatte Paris keinen furchtbarern, Conſtantinopel keinen ſtandhaftern Feind; vor der Furcht vor ihm verſchwand alle vorige Furcht. Zu welcher Zeit im Wohnſitz des Pabſts die Alten aus der Dunkelheit wiederum hervorgetreten, und unvorſichtige Pabſte durch ſchöne Eigenſchaften die Gewalt untergruben. Die damaligen Grundſätze der Cabinet, reife Früchte alter Bemerkungen, behaupten ſich in der innern Staatskunſt; die auswärtige war noch neu. Die Lehrgebäude, welche die Gelehrten aus vielen und verſchiedenen Zeiten auf die damaligen Begriffe gepropft, ſind außer Gebrauch, wie gemeinlich was erborgt wird; auch ſehen viele Gelehrte auf Hoſglück und Reichthum, wozu unter wenigen Fürſten ein leblicher Weg offen ſtehet; im Götum-

mel der großen Welt vergaßen Einige daß auch das Volk in der Welt iſt; Andere hielten Gelehrte für das Publicum, welche nie im Publicum erſcheinen.

Indeſſen die Staaten und Gelehrte zu Unternehmungen ſich bewegten, erhob ſich über die Religion ein unendlicher Streit, nicht ob irgend etwas Unbegreifliches glaubwürdig wäre, ſondern ob die Vernunft einige unbegreifliche Artikel mehr oder weniger glauben müße; alſo durfte der Streit nicht mit Vernunft geführt werden. Die Gelehrtheit im Kriegswefen war in unbehüllicher Kindheit, weil die damalige Manier unzulänglich, die wahre denſelben Feldherren zu hoch war: alſo waren die Beſten blinde Nachahmer der Alten; daher einige Fürſten den Eifer der Miliz zu erhöhen gern ſahen die Gemüther über Ausmarchung der Geheimniſſe ſich erhitzen: denn das Ungläubliche bewürket Wunderglauben. Doch wurden bald auch Fürſten ernſtlich, weil ein Einiger allgemeinem Wahn ſelten widerſteht. Hiedurch wurde bei den Klugen die Controvers der Vorwand, bei den andern die Urſache neuer Grundſätze und Unternehmungen: ein mißliches Werkzeug zur Unterwerfung anderer, welches unſer eigenes Gemüth leicht unterjocht!

Von da folgt in einem fort ein zweyhundertjähriger Kampf um Oberhand, Gleichheit oder Freyheit beides der Seeten und Mächte. Nie hat jede Nation ihre Gemüthsart mannigfaltiger geäußert, noch überlegene Tugend die größere Macht glorwürdiger geſtützt; welches die Standhaftigkeit wohlgefinnter Männer unerſchütterlich macht, würdigen Fürſten die Straße unſterblichen Ruhms vorzeichnet, und jeden Potentat lehret wie viel mehr er ſich zu fürchten habe als andere ihn. Karl der Fünfte, Philipp wider Naſau und Engländer, das Hans



Oestreich wider das Heer Gustav Adolfs, und Frankreich wider Wilhelm den Dritten warnten nur: sie glaubten zu seyn was sie hätten werden können; stolz auf Gold und Heeresmacht, blickten sie verächtlich auf die Seelenkraft großgefinnter Gegner. Also kam gewöhnlich das oberste Ansehen von dem Stärkern auf den Bessern.

Moritz von Oranien lernte als ein Jüngling bei den Alten eine neue Kriegskunst, als der mit einem einigen gefetzten Blick ohne Furcht vor dem Schweren, ohne Aberglauben an das Angesehene oder Anhänglichkeit an das Gewöhnliche seine und ihre Zeit und Waffen wie einer aus ihnen beurtheilend verglich; wodurch, als er den Spott vieler in Waffen grau gewordenen Officiere erduldet, er an die Spitze gelehrter Feldherren der neuen Zeit gekommen. Zwar hat ein großer Mann aller Orten zu allen Zeiten seinen Platz, aber stirbt, wann sein Zeitalter zu tief unter ihm, wie Karl der Große ohne Nachfolger. Allein die Fortschreitung des menschlichen Geistes hatte die Epoche der Kriegskunst genähert; wie dann sofort Kriegszucht aufgekeimet, und verschiedene Corps auf bleibenden Fuß gestellt und beständig unterwiesen worden sind. Von derselben Zeit an haben Einige durch gelehrte Ordnungen, wohl veranstaltete Märsche, und Heldengeist großer Tugend Probe dargestellt; aber, ausgenommen Gustav, hatten meist alle zu Hans furchtbarere Feinde als im Feld, und wurden durch Niederträchtigkeiten Unschlüssigkeiten und Unerfahrenheit ihrer Heere im Studium ihrer Kunst verwirret; Einige hatten keine würdige Gegner. Also haben gefehlte Generale die Güte ihrer Truppen überleht. Doch während vieler einseitigen glänzenden Plane und unglücklichen Versuche, wie im Jugendalter geschicht, näherte sich die Kriegs-

kunst einer guten Zeit. Indessen lehrten scharfsinnige Männer das Nichts der Wissenschaften, die Nothdurft neuer Beobachtungen, und angemessenen Sprachgebrauch; Andere näherten sich dem Volk, und ihnen das Volk; niemals haben mehrere und aufmerksamere Zeitgenossen so schnell und frey Staatsmänner Feldherren und Schriftsteller um Tugend oder Trägheit verachtet oder gerühmt. In einer solchen Reife zu großen Begebenheiten stand Europa in dem siebenzehnhundert und vierzigsten Jahr: da stieg Friedrich auf den Thron. Da das Erzhaus durch gute Regierung vieler ungenutzten reichen Staaten sich zu der allerfurchtbarsten Monarchie emporzuschwingen konnte, faßte er den Muth seinen damals kleinen Staat mit und ohne Bundsgenossen gegen diese Macht ins Gefechte zu bringen. Also unterwies er die Truppen in der tiefstinnigsten Kriegszucht im Frieden unermüdeter als andere in Gefahr; umschuf seine Reuterey; verband Heldenfener mit Beobachtungsleiß, Genauigkeit und unerhörte Gefehwindigkeit, im Soldat Gehorsam und Begeisterung; gab der Tactik durch Simplicität Bestand im Wesen, Gefehmeidigkeit in Formen; ward Meister der Bewegungen, feltener durch Übermacht als Behendigkeit, und ließ Glück noch Unglück keine Macht: so daß er nach dem Sieg bei Kefelsdorf nicht mehr gefodert als vorher, und ohne Staat mit neuen Truppen jeden Fußbreit Land gegen halb Europa behauptet; den Krieg nie gefürchtet, und nie verlängert; nach langem Frieden erfahrene Truppen dargestellt; von drey Kriegen keine Spur im Land gelassen als Triumphe und Provinzen; von ganz Europa geru auf den ärmsten Bauer geblickt; geweihte Meinungen, die er gehaßt, im Besitz der Allgewalt nur widerlegt; alles Große wie leicht, alles Kleine im Großen betrachtet; commandiert.

geftritten, geherfcht, gelebt, gefchrieben, die Künfte geliebt und gefchirmt, als hätte er nur jede Tugend, und nicht alle.

Nach der wilden Zerrüttung und nach der Herrfchaft finfterer Schreckniſſe gab Friedrich, der vollzog was man Römern kaum geglaubt, der Kriegsgelchrtheit die Obermacht.

Immer waren Glück und Ruhm Folgen der Beharrlichkeit.

So beharre ganz Schweizerland auf dem uralten Zweck, Bewahrung der Freyheit; fo vernichte die Majestät feines Grundfatzes Privatneigungen der Cantons; verschwinde Trägheit und Liebe des Gewinns vor dem alten, wenig bedürftigen, mit Arbeit erfüllten militariſchen Leben. Hieraus entſtehet freyer Muth (wer wankt, wer fürchtet iſt nicht frey), Achtung bei den Bundsgenossen, ſechene Verteidigung, und, wo nicht ewige Freyheit, aller Orten Ruhm und Glück.

*Pronta man, pensier fermo, animo audace!*

Die Quelle der Siege der alten Schweizer, ihre Sitten, welche ich in dem Alpengebürg vielfältig noch gesehen, werden hier beſchrieben, weil jeder Staat, wie oft gedacht, mit gleicher Kunst gegründet und behauptet wird.

Ein Geſchichtſchreiber bedarf einer freyen Seele und faſt aller Kenntniſſe eines großen Königs; jene muß er haben, nach dieſen aber ſtreben.

---

(DIE SCHLACHT VON SEMPACH.)

---

Die Eidgenossen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; Viele von Zug und Glaris, Viele vom Entlibuch und aus den Dörfern wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog an eine Schlacht eilen sahen, gefellten sich ihnen

bei. An demselben Tag, als die Eidgenossen in Aargau kamen, erfuhren das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Hafenburg bei Wil-  
 5 lisauf; zwar durch Anlaß einer Streifſache wider Maria, Gräfinn Wittwe von Valengin: doch iſt wahrſcheinlich daß, wenn der Herzog ohne Schlacht oder nach einem Sieg auf Lucern gezogen wäre, Bern ihn befeh-  
 10 det, und vielleicht vermittelt eines Überfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde den Schaden der Verſäumnis oder der mißlungenen  
 15 Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüb, durch die freyen Ämter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Dieſe kleine Stadt liegt bei drey Stunden von Lucern,  
 20 oben an einem zwey Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiefen in Kornfelder, und über dieſen ſtand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie ſahen den Feind am neunten Heu-  
 25 monat, eine zahlreiche wohlberittene und ſehen gerüſtete Reuterey; jede Dienſtſchaft unter ihren Baron, die Mannſchaft jeder Landſtadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herren zu deſſelben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldſtücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchſen in ſchwerem  
 35 langſamem Anzug. Sie ſahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oeſtreich, Urheber des Kriegs; Hermann Grimm von Grünenberg, welchem ſie Rotenburg brachen; Thüring und Johannes von Hallwyl, vor  
 40 andern für das fürſtliche Haus eifrig im Frieden und Krieg; die Geßler, welche angeborenen Haß zu der Schweiz trugen;

Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit; Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Baumer, das Herr Heinrich von Escheloh trug; Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich selbst, seines Alters in dem fünf und dreißigsten Jahr, männlich sechsen, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachhegig, durstig zur Schlacht.

Es war der Ärudte Zeit: sein Volk mäthete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß die Schweizerbauren persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er je souft es wußte) daß eine Reuterey vortheilhafter den Anfall thut Berg an als von oben herab: er hielt für nothwendig die Pferde zu entfernen, obsehon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reuterey durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen: aber niemals hat eine unbesungame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte; fast wie es König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hohenbühel mit Erfolg versuchte gegen die bayrische Reuterey. Über diesen Gewalthaufen hatte unter ihm

Herr Johannes von Ochsestein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedens-Geschäften geschickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, auführte, stellte der Herzog hinter das Heer: denn er wollte daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frey wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge was der geringern Zahl besser zukam: aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden laße; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden viel mehr der hohen Ritterschaft Zier als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs. Als Johannes von Hasenburg, Freyherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trutzigen Adel warnte, Hoffart sey zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hans von Bonstetten sagen zu laßen daß er eilends hinauszöhe: hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als Einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten wie Schlachtfelder das Vaterland unvorgesehener Zufälle seyn; wie dem Fürsten zukomme für Alle zu wachen, und ihnen für die gemeine Sache zu streiten; und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes als einiger Glieder seyn würde: sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig, Soll denn Leopold von weitem zusehen wie seine Ritter für ihn

sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder unkommen.'

Die Eidgenossen standen an der Hehle, bedeckt vom Wald: so lang die Ritter saßen, dünchte ihnen schwer in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer in dem aufscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuhalten. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Erinnerung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ibrigen vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen in fehmaler Ordnung, mit kurzen Waffen: vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drey Waldstätten, und ohngefähr hundert Glarner Zuger Gersauer Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Lucern, und unter dem Landammann eines jeden Thals; Einige trugen die Hallbarden womit im Pafs bei Morgarten ihre Ahnen gestritten; Einige hatten statt Schilden ein kleines Bret um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch. Der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrey; welches alles anfeuret, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von

einer Maur und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da tritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern, und fuchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepörsel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselben Stunde sehien der Stadt Banner von Lucern lang unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet gesunken, der Altshultheiß Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küfnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri festhaft, 'Schlaget auf die Glenc! sie sind hohl.' Dieses thaten die Vordersten mit starker und angeftrengter großer Kraft: sie zerfchmetterten etliche Glenc; welche von den hintern sofort ersetzt wurden. Da fiel der zu Port. Nun war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberrachung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unfehlbarkeit entchied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter: er sprach zu seinen Kriegsgesellen 'Ich will euch eine Gasse machen', sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme 'Sorget für mein Weib und für meine Kin-

der! treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geflechts!' war an dem Feind, nunfehlg mit feinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Bruft, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, druckte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegersgefallen über seinem Leichnam hin: da drangen alle Harfte der Eidgenossen Mannschafft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hinter einander an. Hinwiederum die Reihen des erkannten Feindes presten sich sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken Eile Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich der Bastard von Brandis, ein handfester hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermaßen die Eidgenossen allein zu bestehen: das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Efeloh das Hauptbanner von Oestreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie 'Retta, Oestreich, retta!' Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand: abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber Viele umringten den Fürsten und lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das

Banner der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Haltwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mersburg vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold 'Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen: ich will mit ihnen ehrlich sterben', verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweilung hingerißen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen: mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde: voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte) um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung. Da rief Leopold hüßlos 'Ich bin der Fürst von Oestreich.' Dieses hörte Jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald abgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freyburg im Breisgan trug: versteinert stand er; das Banner fiel ihm aus der Hand: plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden besleckt und gequetst werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort tritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogen.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten: vergeblich. Da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht; also fehlten alle Edlen: »Die Hengste daher! die Hengste daher!« Da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längft mit fortgerißen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theur zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Yfui kam in vollkommene Freyheit: von Yfui, seiner Stadt, im Allgau, war er hieher gekommen, und verschrieb ihr um achtaufend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reifigen) auf seinen Tod hin alle Macht welche ihm dafelbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvögt von Attinghausen, Ritter; Siegrift von Tiefelbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann: dafür gaben die Männer von Schwyz deselben Sohn das Landrecht bei ihnen. Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Lucerner eilte an den Ort wo er lag um seinen letzten Willen zu vernehmen: der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort »Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünche ihnen glückliche Regierung und Sieg; unter wel-

chen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hafenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Haufe Erlach, dem nicht gegeben war glücklich wider die Freyheit zu streiten; drey Heudorf und Albrecht von der Hohen-Rechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Gebner von Breifach, Hatstatt, Rathsamhausen, drey Berenfels, Flachland, auch welfchen Adels der Monfterol, der Castelnau, Hans von Vauxmarcus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern fehweben, eilte, und brachte diese gloriwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Haufe Rheinach fanden beisammen ihren Tod; nur Hemmann der Jüngling erhielt gleich den Fabiern ihr altes Geschlecht: Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhsehnabel absehnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treßsen gebracht worden. Da gieng der Stadt Banner von Schaffhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hans von Randegg der Herzoge Vogt, von den edlen ImThurn, zween von Stoekar, Hans von Fulaeh (seiner zehen Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihr aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, der Bannermeister von Lenzburg; freywillig und redlich erstattete die Mannschaft von Meltingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freyheiten wodurch er nach einem großen Brand gesucht hatte ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten

fehrecklich von Feindesblut, so daß das  
 Haus Oestreich den Ruhm solcher Treu  
 durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe ver-  
 ewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schult-  
 heiß Nicolaus Gutt, unbekümmert seines  
 Tods, aber des Banners das die Bürger von  
 Zofingen seiner Hand anvertrauten: damit  
 sich keine feindliche Gemeine dessen zu  
 rühmen habe, riß er es in Stücken, und  
 wurde unter den Todten gefunden, den  
 Stock des Banners zwischen seinen Zähnen  
 fest haltend: von dem an ließen seine Mit-  
 bürger die Schultheißen schwören der Stadt  
 Banner von Zofingen so zu hüten wie der  
 Schultheiß Nicolaus Gutt. Sechshundert sechs  
 und funfzig war die Anzahl der erschlage-  
 nen Grafen Herren und Ritter, so daß der  
 Glanz der fürstlichen Hoflager für viele  
 Jahre untergieng, und im Land gesprochen  
 wurde, Gott sey zu Gericht gelesen über  
 den muthwilligen Trutz der Herren von  
 Adel. Nachdem auf beiden Seiten fast alle  
 Befehlshaber so oder anders geblieben, un-  
 terlag der Zorn der Sieger der Arbeit und  
 Hitze des Tages; ruhig folgten die Oestreicher  
 der Begierde des Lebens, die Schweizer,  
 dasie zu dem Trofs gekommen, der Begierde  
 der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der  
 Sempacher Schlacht, in welcher Arnold  
 Strutthan von Winkelried mit Aufopferung  
 seines Lebens die Blüthe der schweizerischen  
 Mannschaft von ihrem Untergang, das Vater-  
 land von äußerster Gefahr gerettet. Es ist  
 wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit  
 ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklich-  
 keit im Fußgefecht, ihre unwisende Feinds-  
 verachtung, und ihre stürmischen Rittertu-  
 genden selbst wider sich hatten. Unsere  
 Väter kannten die Gegenden des Landes,  
 und bedienten sich der Vortheile, welche  
 dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig

darboten. An Fertigkeit in Handgriffen  
 und mancherley Uebungen wurden sie auch  
 damals übertroffen: ihr Krieg war (wie ihre  
 Seelen) simpel, groß und stark; wurden sie  
 durch fremde Kunst in ihrem Gang aufge-  
 halten, so half, wie bei Sempach, eine außer-  
 ordentliche That, wozu ihr Heldeninn ihnen  
 den Gedanken und ihre gefunden Körper  
 die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Ge-  
 müth und mit solchem Fußvolk würden  
 Wunder der Standhaftigkeit bewiesen wor-  
 den seyn, auch wenn es darauf angekommen  
 wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzun-  
 nehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn  
 alle Wällen, welcher Form sie seyn, mögen  
 übermeistert werden durch einen hellen  
 Verstand und unbezwingbare Seelen. Dar-  
 um, nach dem Urtheil der vortrefflichsten  
 Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Be-  
 hauptung unserer Freyheit und Eidgenossen-  
 schaft, wenn die Gemüther nur noch die-  
 selben sind, auch der Ausgang nicht ver-  
 schieden seyn.

Denselfigen Tag ergieng an Zürich Bern  
 Zug und Glaris die Bottschaft von der Lan-  
 desrettung. Am Tag nach der Schlacht, als  
 eine fliehende Partey in Sursee schon ereilt  
 und erschlagen worden war, gaben die  
 Schweizer einen Waffenstillstand um die  
 Todten zu begraben. Der Fürst von Oestreich  
 wurde mit sechzig erschlagenen Herren und  
 Rittern in das Kloster Königsfelden geführt:  
 er wurde bestattet in der marmornen Gruft  
 wo die Königin Agnes mit andern ihres  
 Hauses ruhet; die Herren von Aargau wur-  
 den in die Gräber ihrer Vorfältern gelegt,  
 alle übrigen auf der Wahlstatt in große  
 Gruben; zweyhundert erschlagene Eidgen-  
 ossen wurden zu Lucern begraben. Für die  
 Ruhe der Seelen, ohne Unterschied ob sie  
 Freunde oder Feinde gewesen, wurde eine  
 ewige Jahrzeit verordnet. Winkelried ist

billig bis auf diesen Tag in hohem Ruhm bei seinem Volk: es liegt allen Völkern und ihren Geschichtschreibern ob, zu zeigen daß ein solcher Held in einem Nun unsterblich wird, und alle guten Bürger zu Vätern und Brüdern seiner Enkel macht. Die Sieger, nachdem sie ihrer Sitte gemäß drey Tage lang auf der Wahlstatt verharret, machten sich auf mit funfzehn eroberten Bannern; sie zogen in ihre Städte und Länder, singend ihre That.

---

#### LUDEWIG XI.

---

König Ludewig der Eilfte, durch dessen Heer bei S. Jacob die Helden gefallen, ist von Vielen übel beurtheilt worden, welche seine Lage und ihn nicht faßen konnten.

Nachdem das große Reich der Franken unter den Merowingischen Fürsten und ihren unmittelbaren Nachfolgern in dem Geiſt einer militariſchen Demokratie ungefähr vierhundert Jahre mächtig und in hinreichender Ordnung beſtanden, geſchah durch die Schwäche und Leidenschaften der Könige daß die Verfaßung eines gemeinfamen Vaterlandes durch die Gewalt und List der Großen aufgelöset wurde, und kaum in dem Königsnamen Erinnerung des ehemaligen Mittelpuncts blieb. Als der Nord endlich sich erschöpfte, das Reich der Moslemn zerfiel, und Ungarn gezähmt wurde, verlor sich mit der Noth alles Nationalgefühl, so daß ohne Rücksicht auf ursprünglichen Zweck das Königthum selbst und die ganze Verfaßung nach beschränkten Begriffen eines Privatrechts (des Lebensweſens) beurtheilt wurde. Hiervon kam fleißigere Benutzung der vereinzeltten Ländereyen, daß aber für gemeinfame Leitung und Bildung

nur von Geistlichen in ihren Sachen etwas gefeheren konnte. Auch trug sich zu daß durch bloße Privatverhältnisse, Heirathen oder Unternehmungen, große Länder ohne 5 der Einwohner Willen vereinigt, und vermittelt befodeter Privatmacht gegen Könige behauptet wurden. So unregelmäßig war der Ursprung fast aller Staaten; nur die lange Arbeit der Zeit und Natur, welche die Auswüchse wegstreift, nähert sie nach und nach der Einfachheit ihres Zwecks wieder. Vierfach war in Frankreich der Kampf der obersten Nationalwürde gegen das Übermaß 10 feudalistischer Macht. Erstlich gegen die großen Häuser Normandie und Anjou, da sie die Krone Englands erworben. Zweytens gegen die innere Gesetzlosigkeit und Entkräftung des obersten Ansehens. Zum dritten wider die neue Verwirrung, die durch das Englische Kriegsglück hervorgebracht wurde. Viertens als unweiße Vaterliebe, glückliche Heirathen, die wachsame Thätigkeit einiger, die Regentenweisheit Eines Fürsten das Burgundische Haus königlichen 25 gleichstellte. Aber die Normannische Macht brach, einen Augenblick benutzend, Philipp August; im Innern half durch Gerechtigkeit Ludewig der Neunte, bald schlau bald kühn Philipp der Schöne; Karl der Siebente hatte das Glück daß die Engländer durch 30 Unfälle und Fehler um die Frucht ihrer Siege kamen.

Zu Ludewigs des Eilften Zeit war Karl von Burgund an sich so mächtig als der 35 König; mächtiger durch die Blüthe seines Landes, den Geiſt seines Volks, und als Haupt und Führer aller Mißvergnügten in Frankreich, des Königs Bruder mit begriffen. Aber der Ausgang bewies die Überlegenheit des Verstandes über wilde Kraft: der König siegte ohne Wallenglück durch seine persönlichen Eigenschaften. 40



Den Thron bestieg Ludewig nach mannigfaltiger Erfahrung der Menschen und des Glücks, mit einem durch schwere Zeit heugfam gemachten Geist, welchen er nicht mit Schulfpitzfündigkeiten verwirrt, aber durch Kenntniß der Geschichten und Rechte mehr als andre Könige gebildet hatte. Da er sich nicht als den Herrn, sondern als obersten Beamten betrachtete, und kein geringeres Beispiel als Karl den Großen sich vorbildete, weihete er seine ausgezeichneten Geistesgaben und sein ganzes Leben der Berufspflicht. Hierzu erhöhete er seinen Sinn: der wäre kein König, dem Privattugenden genühten. Also erfüllte er sich, wie alle großen Menschen, mit dem Glauben der allerbesten Vorsehung, fürchtete Gott, und wollte daß ganz Frankreich dieses wisse. Im Übrigen waren seine Religionsbegriffe den Zeiten gemäß, wo die Fürbitte frommer, und mancherley Verehrung heiliggesprochener Personen viel galt: man glaubte, Gott sehe milder auf unsere Schwäche, wenn sie größerer Vollkommenheit sich gleichsam angeklommen hält. Weiter hatte der König eine ruhige Unerfrockenheit. Obwohl er sich meist mit einer Vorsicht benahm, welche seine Feinde Furchtsamkeit nannten, hatte er den Fürstnsinn sich nie durch Zufälle schrecken zu lassen, so daß mit der Noth sein Geist sich entwickelte. Da er, wie ein großer König soll, nach der ihm beiwohnenden allgemeinen Übersicht alles Wichtige selbst führte, und bei der mannigfaltigen Untreu seiner factiesen Zeit nicht immer die Absicht seiner Befehle erklären konnte, forderte er pünctlichen Gehorsam. Eben derselbe hielt für unzweifelhaft neue Auflagen oder Kriege anzunordnen ohne dem Volk die Gründe begreiflich zu machen. Unermüdet war er in Erforschung der Denkungsort und persönlichen Umstände aller

bedeutenden Männer in seinem Reich und in auswärtigen Ländern; unermüdet, wenn er wollte, und besonders wenn er durch freyen Scherz oder auf andere Art beleidiget hatte, durch gute Worte, Herablassung und Geschenke zu gewinnen. Mit dem schlecht-erzogenen unwisenden eiteln Adel redete er nicht von Geschäften, sondern bediente sich solcher Leute, die Alles ihm schuldig waren, und welche er, wenn sie undankbar wurden, ohne Beleidigung einer großen Verwandtschaft wieder vernichten konnte. Denn so vertraulich er mit seinen Leuten lebte, und, wie Andere, manchmal von ihnen betrogen wurde: dennoch zitterte selbst sein geliebter Cressol, die Königin, das ganze Haus und Volk vor seinem Geist und Willen. Dieser gewaltige König störte in bürgerlichen Dingen den Lauf der Gerechtigkeit nicht; verehrte, wenn er sich geirrt, gewissenhafter Obrigkeiten treuen Widerstand; und indess er durch Vergleichung fremder Gesetze die Französischen vervollkommen wollte, war er von Prahlerey damit so fern, daß er es geheim behandelte um das Ansehen bestehender Gesetze nicht zu erschüttern. So wenig er anfangs auf Kost und Kleidung hielt, so gut wußte er seine Pariser am Gastmahl zu gewinnen, und wenn es seyn mußte, erschien er majestätisch. Die Steuern, so ungeru er daran wollte, mußten erhöht werden: er gab aber leidenden Bezirken vieljährige Freyheit, selbst von älteren Abgaben; dabei sorgte er für billige Brotpreise. Zweckmäßige Ausgaben sparte er nicht; mit Freundlichkeit gab er seinen Dienern, und überfah Rechnungsfehler, wenn Verdienste sie bedeckten. Er war nichts weniger als verschwenderisch mit dem Leben seiner Kriegslente, und erwartete, was andere von Schlachten, von den Fehlern seiner Feinde. Diese wußte

er eben so wohl zu veranlassen als zu benutzen. Überhaupt fuchte er nicht so wohl Vergroßerung als freye Hand. Man kann sagen daß das Königthum in Frankreich er hergestellt hat.

#### KARL DER KUEHNE.

Karl von Burgund war um eilf Jahre 10  
 jünger als der König; von mittlerer Größe, sehr starkem Bau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, der Ha-  
 bichtsnafe, einem etwas länglichten Gesicht,  
 15 breiter Stirn und etwas hervorstehenden  
 Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen  
 Ernsts. Er hatte viel von der Gemüthsart  
 Johann des Furchtlosen, seines Großvaters,  
 der Frankreich vorzüglich verwirte. Sein  
 unaufhörlich arbeitender Geist (wie er dem  
 Morgens um sechs Uhr immer seine Ge-  
 20 schäfte aufstieg) hatte seine Lust an jenen  
 Wundern des Alterthums, dem glücklichen  
 Sohn des macedonischen Philipps, dem Can-  
 nensischen Sieger, dem einzigen Caesar, und  
 25 entwarf mit größter Kühnheit weit ausseh-  
 ende Pläne, die er nicht sowohl sich deut-  
 lich dachte, als mit Feuer ergriff. Beharr-  
 lich die Schwierigkeiten zu überwinden,  
 verwickelte er sich immer mehr. Nachdem  
 30 er in früher Jugend gegen den herrlichsten  
 Ritter im Waffenspiel, und an der Seite  
 seines Vaters zweymal in Schlachten ge-  
 stritten, alsdann zu Montlhery über den  
 König den Frieden von Conflans erkämpft,  
 35 Dinant vertilgt, und den Stolz von Gent  
 gebrochen, hielt er nichts für unmöglich,  
 folgte nur sich, gab seinen Willen zum  
 Gesetz, und hielt einen alle Zeit kriegeri-  
 40 schen Stand. Mit seinem Muth war ver-  
 bunden daß er meist mit Offenheit handelte;  
 seine Art war so, daß niemand Hinterlist

von ihm argwohnte: doch hat aus Vergre-  
 ßerungsabsichten auch er in Tractaten sich  
 dieselbe erlaubt, und einen Mann aufge-  
 opfert welcher sich auf ihn verlassen hatte.  
 5 Einige sind überwiesen worden daß sie auf  
 seinen Antrieb den König Ludewig und den  
 Dauphin haben wollen vergiften; welches  
 der Herzog sich erlaubt haben mochte, weil  
 er Karl von Guienne, des Königs Bruder,  
 10 dessen Schwäche das Hauptwerkzeug der  
 Verwirrung Frankreichs gewesen, durch den  
 König eben so von der Welt gebracht  
 glaubte. Voll der größten Projecte, für  
 deren systematische Behandlung seine Fa-  
 15 sungs-kraft nicht groß genug war, wußte er  
 bei Aufwallung seiner Leidenschaften sich  
 öfters nicht zu helfen: dann warf er sich  
 in das Geschäft, welches er hätte führen  
 sollen: dazu gab langes Glück ihm den Muth.  
 20 In Friedenszeiten war er in Andachtsübun-  
 gen Morgens und Abends ziemlich genau;  
 doch sein feuriger Geist hierin sich nicht  
 gleich. Reliquien führte er mit, wie der  
 König, nach damaligem Glauben, oder weil  
 25 die prächtigen Capfeln zum Schmuck ge-  
 hörten. Die Fasten (Uebungen der Enthalt-  
 samkeit, eines Mannes wohl würdig) hielt  
 er genau. Hingegen ist getadelt worden  
 daß er Alles seiner Einsicht zuschrieb, ohne  
 30 zu erkennen was entscheidend die von der  
 Ersten Ursache geführte Zusammenordnung  
 der Umstände ist. Almosen betrachtete er  
 wie der König als durch die christliche  
 Religion vorgefchriebene Pflicht, worin den  
 35 Regungen des Herzens zu folgen sey: sonst  
 war er in Freygebigkeiten ohne Zurückhal-  
 tung bedächtlich. Er ehrte sich zu sehr  
 um sich mit Speisen oder Wein zu über-  
 40 füllen. So wenig er auf Tanz und weib-  
 lichen Umgang hielt, so gut wußte er mit zu  
 halten: einem Fürsten der die Gemüther  
 gewinnen soll, darf nichts fremde, und was

er thut nie ungefehickt feyn. Daher, da er eine mufficalifche Stimme fich nicht geben konnte, er den Mangel durch Theorie der Knnft bedeckte, und feine Hofmufik eine der erften blieb. Übrigens war feine Luft an Wildfchweinsjagd Reigerbeize und mannigfaltiger Waffenübung, worin er wie in allem unermüdet war. Auch übertraf er die Meiften feiner Zeit im Schachfpiel, das er nach dem Geift feiner Erfindung mehr wie Verftandsübung als wie Spiel anfah. . . .

An den Alten liebte er alles außerordentlich, und verftand nicht nur nebst fünf andern auch die lateinifche Sprache wohl, fondern, von feiner Jugendlectür, den Rittergefchichten, unverdorben, ließ er täglich zwey Stunden die Hiftorien von Rom fich vorlefen. Alexanders erhabenes Bild hatte er unantheilich vor Augen. Denn es war fein hoher Plan, wie diefer an den Perfern die Griechen und ihre Götter gerochen, fo wenn einft (was nicht allzuehwer fehlen) er feine Herrfchaft von der Nordfee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländifchen Chriftenheit mit aller Macht von Burgund eine größere Unternehmung, die Befreyung des öftlichen Europa von den Türken, auszuführen.

Er hielt prächtigen Hof, strenges Recht, vortrefliche Miliz, und Ordnung der Finanzen. Meift sah man den Herrn glänzend mit großem Gefolge von Fürften Grafen Herren und Rittern, fo daß an Zahl Herrlichkeit und Ordnung des Hofes kein Fürft ihm gleich kam. Bei Feyerlichkeiten trug er ein Kleid welches an Gold und Edelgefteinen über hunderttaufend Goldgulden gefchätzt wurde. Die Säle und Capellen waren mit den ausgefeuchtesten Tapeten und nie gefehenem Überflusse filberner und goldener Gefchirre geziert. Auf achthundert Gulden war der tägliche Aufwand der Tafel berech-

net; wovon er felbst nicht viel genoß; aber er hielt für fürzlich Vergnügen und Überflus um fich zu verbreiten. Nach dem Eßen und nach den Gefchäften ließ er fich durch die Kammerjunker belustigen; wie er auch im Felde manchmal den gespannten Geist durch die Einfälle des Jünglings der die Standarte trug fich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freytags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit faß, empfing er die Bitten und Befchwerden feiner Diener auf das freundlichste; er gab auch allein Jedem Zutritt und (was man bei Fürften fucht) fehnelle Hülfe, oft in der Maße, daß der Kanzler während der Audienz zu referibieren hatte. Daher, wenn man ausnimmt was wegen besonderer Verhältnisse in Oberelfaß unbestraft blieb, fo lang und weit Karlgeherfcht, alle Familienfehden und Eigengewalt vornehmer über gemeine Leute aufgehört haben, und an den Beamten mißbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Mosel bei dem Nußbaume zu S. Maximin wie er den geringften Diebstahl unerbittlich fehnell bestrafft.

Überzeugt von dem Nutzen, feiner von Natur und Alters her tapfern Belgifchen und Burgundifchen Miliz durch einen in Handgriffen und Wendungen geübten Kriegsfuß Haltung und Muster zu geben, selbst aber gegen fremde Lift und innern Aufftand gefaßt zu feyn, errichtete er eine Ordomanz. Acht, nachmals zwölf hundert reiffe Kriegsmannen, jeder mit einem Schildknappen und Waffenträger, viertaufend Schützen, deren drey Viertheile zu Pferd, zweytaufend Pikeniers, bei den Büchfen sechshundert und eben fo viele bei den Feldschlangen, war der erste Fuß und Kern, dem nach den Umftänden größere oder geringere Abtheilungen der Landmiliz oder Englifcher und Italienifcher Hülf-

völker angefloßen wurden. Befehligt wurden sie von den Großen des Landes; häufig schimmerte auf der Hauptleute Brust das goldene Vlies; welcher Orden wie nicht viele andere aus so alter Zeit den Glanz noch erhält. Es trugen die Kriegsmann ihre vollen Küras, die gewaltige Lanze, das breite kurze Schwert, einen Streitkolben, den fehen prägenden Helm und andere, nur Ungewöhnten schwere, übrigen probhaltige Bedeckungswaffen. Zuerst war das Corps in Roten getheilt, jede in Decurien. Hierauf bekam eine jede aus hundert Lanzen bestehende Compagnie, der die Pikeniers und Schützen zugeordnet waren, unter Einem Hauptmann, die Untertheilung in vier Schwadronen, deren jede vier Kammern hatte. Vielfältig waukten die Schöpfer des neuern Kriegswesens, ob die Bewaffung und Einrichtung der Phalanx oder der Legion nach dem neuern Gewehr vorzuziehen sey; bis Kriege in mancherley Ländern große Feldherren belehrten daß nach den Umständen die Geschmeidigkeit letzterer oder die Festigkeit jener den Vorzug verdient, und das zu jeder Form geschickteste das vollkommenste Heer sey. Der Artilleriepark war zu dreyhundert Stücken berechnet; es folgten zweytausend Wagen mit Pulver Armbrusten Bogen Pfeilen und Piken; tausend größere, eben so viele gemeine Zelte. Vieles bei Belagerungen wurde nach alter Art an Ort und Stelle gebaut. Die manerfest stehenden Pikeniers rußten mit gefenkter Pike schnell niederzufallen um die von ihnen bedeckten Schützen wie über eine Mauer schießen zu lassen. Auf beiden oder von allen Seiten Fronte zu machen, das Viereck, den Keil, die Ründung hatte man von den Alten. Für die Abhärtung und für die Bereithaltung auf jeden Augenblick war geforgt, und im Ganzen, nebst verständiger Mischung der Wallen, leh-

licher Zweck den Schaaren Selbstgefühl und Gemeingeist zu geben. Vergehungen wurden mit empfindlichem Verluft, nicht leicht auf entehrende Weise gestraft. Vollkommene Unparteylichkeit war vorgeschrieben, auf daß Gefühl der Gleichheit alle Cameradschaften gleich feurig für den Fürsten, der sie sein Haus nannte, gegen alle feine (ihre eigene) Feinde zu höchster Anstrengung entflamme. Das Fluchen war verboten: der Soldat muß den Gott ehren, bei dem er schwur. Das Würfelspiel: denn es macht habfüchtig, bringt Haß oder Zorn, macht immer Einen mißmuthig. Bei der Unmöglichkeit kraftvollen Jünglingen strenge Enthaltfamkeit anzugewöhnen, strafte er die, welche selbst in eroberten Städten durch Muthwillen eheliche Bande zerrissen, ließ aber bei jeder Compagnie dreißig Weiber, deren keine eines Einzigen seyn durfte, und überfah allerhand Dinge. Wo kein Feind nahe war, gestattete er wie Cæsar viel. Er liebte seine Leute: waren sie krank oder verwundet, so forgte er für sie wie ein Vater. Mit so viel größerem Recht war er gegen Treulosigkeit streng, und forderte im Krieg um so ernsthafter von jedem die Pflicht, da taglich er der erste auf war, die wichtigern Posten selbst in Augenschein nahm, der letzte und unausgekleidet sich dem Schlaf überließ. Da die Ordonnanz eine halbe Million Thaler und jeder Feldzug zwey Millionen Franken Aufwand erforderte, und seine Länder, nicht aus Ohnmacht, aber weil sie es nicht gewohnt waren, murreten, bemühte er sich die neue Last nützlich und möglicht leicht zu machen. So hart er jeden Aufruhr niederfehlug, so nachgebend hörte er Vorstellungen. Also hielt er in seinem ganzen Land Ordnung Gerechtigkeit und Ruhe von innern und, wenn er nicht selbst sie sich zuzog, auswärtigen Feinden. Was der Kriegsmann

im Quartier zu fordern habe, die Nahrungspreise, die unausbleibliche Schuldenzahlung, Alles hatte so genau seine Bestimmung, daß wenn Gardeofficiers Unordnung übten oder zuließen, als die Schänder ihrer eigenen Ehre und Mörder der fürstlichen, als unwürdig unter Ehrenleuten zu erscheinen und über tapfere Männer zu commandieren, calliert wurden. Selbstanopferung für Pflicht und Ruhm und für Festhaltung öffentlicher Ordnung, das ist militärische Ehre.

Karl von Burgund hatte Feuer Muth Arbeitfsamkeit Festigkeit in allen seinen Zeiten. So lang der weise Vater in ungechwächter Kraft Herr blieb, wich der unbeugsame Sinn der Klugheit, oder wurde gebrochen durch des ehrfurchtgebietenden Fürsten Zorn. Das Glück bei Montlhery hat Karlu (doch nicht bis zu Vergeßenheit seiner Pflichten) verblendet. Übermüthig wurde er durch des Herfchens und Siegens Gewohnheit, entfrem-

dete sich den mit ihm erwachsenen Ræthen, hörte Italienische Schmeichler, und warf sich in die teufelichen Händel, die er nicht kannte. Weil sie nicht glänzten, mochten die Teufelchen verächtlicher scheinen. Das Unglück verhärtete ihn; er unterlag ihm nicht, aber er fiel.

Diesen brachte sein Schickfal mit Ludewig dem Eilften in ein Gefecht, welches alle Zeit im Frieden am gefährlichsten war. Man sagte von dem König daß er im Krieg nur mit Einem Auge schloß, im Frieden jederzeit beide offen hielt. Karl strengte Alles an der Erste zu feyn; seine Tugenden leuchteten herrlich hervor. Nie verlor der König seinen Zweck weniger aus dem Gesicht als wenn er ihn aufzugeben schien, und nachdem er durch viele geheime Mittel die Erreichung sich möglichst gesichert, stürzte er den Herzog vornehmlich dadurch, daß er Friede mit ihm hielt.

---

## AUS JOHANN HEINRICH PESTALOZZIS LIENHARD UND GERTRUD.

---

### DER ABEND VOREINEM FESTTAGE IM HAUSE EINER RECHTSCHAFFENEN MUTTER.

---

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morndrige festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still, bereitete sie das Nachtesen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus

dem Kasten, und bereitete alles auf Morgen, damit denn am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an Tisch um mit ihnen zu beten.

Das war alle Samstag ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich seyn konnten, aus Herz zu legen.

Und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche, und wollte diesen Vorfall so gut ihr möglich war den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergesslich bliebe.

Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete mit ihnen.

«Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist als an dem, was er sonst thun muß. Kinder! wir dürfen hoffen daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden.

Danket, Kinder, dem lieben Gott daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit wo ich euch jeden Mundvoll Brot mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte: aber der liebe Gott im Himmel wußte schon daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sey, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Überwindung der Geflüste gezogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes, und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch so lang ihr leben werdet, Kinder, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen die wir hatten; und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denkt an die, so Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesst nie wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mundvoll Überflüssiges habt, es ihm gern gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gern thun?»

«O ja, Mutter! gewiß gern!» sagten alle Kinder.

#### DIE FREUDEN DER GEBETSTUNDE.

Mutter. Niclas! wen kennst du der am meisten Hunger leiden muß?

Niclas. Mutter, den Rudeli; du warst gestern bei seinem Vater. Der muß sehier Hunger sterben; er isst Gras ab dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrot geben?

Niclas. O ja, Mutter! darf ich gerade morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niclas. Das frent mich.

Mutter. Und du, Life! wem wolltest du dann und wann dein Abendbrot geben?

Life. Ich besinne mich jetzt nicht gerade wem ichs am liebsten gabe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn das Hunger leiden muß?

Life. Wohl freylich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Life!

Life. Ich weiß es jetzt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Life. Des Rentimarxen Beteli. Ich sah es heute auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel herausfuchen.

Niclas. Ja, Mutter! ich sah es auch, und suchte in allen meinen Säcken; aber ich fand keinen Mundvoll Brot mehr. Hätte ichs nur auch eine Viertelstunde länger gespart!

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder; und so hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben sollten.

Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen; dann sagte sie zu ihnen «Kinder! es ist jetzt genug hievon: Denket jetzt auch daran, wie unser gnädiger Herr euch so schene Geschenke gemacht hat.»

„Ja unsere schönen Batzen! Willst du sie uns doch zeigen, Mutter?“ sagten die Kinder.

„Hernach, nach dem Beten“ sagte die Mutter. Die Kinder jauchzeten vor Freuden.

#### DIE ERNSTHAFTIGKEIT DER GEBETSTUNDE.

„Ihr lärmet, Kinder!“ sagte die Mutter. „Wenn euch etwas Gutes begegnet, so denket doch bei allem an Gott, der uns alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder, so werdet ihr in keiner Freude wild und ungestüm feyn. Ich bin gern selber mit euch fröhlich, ihr Lieben; aber wenn man in Freude und Leid ungestüm und heftig ist, so verliert man die stille Gleichmüthigkeit und Ruhe seines Herzens. Und wenn der Mensch kein stilles ruhiges und heiteres Herz hat, so ist ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetstunde des Abends und Morgens ist dafür, daß ihr das nie vergeßet. Denn wenn der Mensch Gott danket oder betet, so ist er in seinen Freuden nie ausgelassen und in seinen Sorgen nie ohne Trost. Aber darun, Kinder, muß der Mensch besonders in seiner Gebetstunde lachen ruhig und heiter zu feyn. Sehet, Kinder! wenn ihr dem Vater recht danket für etwas, so jauchzet und lärmet ihr nicht: ihr fallet ihm still und mit wenig Worten um den Hals; und wenns euch recht zu Herzen gehet, so steigen euch Thränen in die Augen. Sehet, Kinder! so ist's auch gegen Gott. Wenns euch recht freuet, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen ist zu danken, so machet ihr gewis nicht viel Geschreyes und Geredes: aber Thränen kommen euch in die Augen daß der Vater im Himmel so gut ist. Sehet, Kinder! dafür ist alles Beten, daß einem das Herz im

Leib gegen Gott und Menschen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, so thut man auch recht, und wird Gott und Menschen lieb in seinem ganzen Leben.“

5 *Niclas.* Auch dem gnedigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir recht thun, sagtest du gestern.

*Mutter.* Ja, Kinder! es ist ein recht guter und frommer Herr. Gott lobue ihm alles was er an uns thut. Wenn du ihm einft nur recht lieb wirft, *Niclas!*

*Niclas.* Ich will ihm thun was er will; wie dir und dem Vater will ich ihm thun was er will, weil er so gut ist.

15 *Mutter.* Das ist brav, *Niclas!* Denk nur immer so, so wirft du ihm gewis lieb werden.

*Niclas.* Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte.

*Mutter.* Was wolltest du mit ihm reden?

20 *Niclas.* Ich wollte ihm danken für den schönen Batzen.

*Anneli.* Dürftest du ihm danken?

*Niclas.* Warum das nicht?

*Anneli.* Ich dürfts nicht.

25 *Lise.* Ich auch nicht.

*Mutter.* Warum dürftet ihr das nicht, Kinder?

*Lise.* Ich müßte lachen —

50 *Mutter.* Was lachen, *Lise?* und noch voraus sagen daß du nicht anders als läppisch thun könntest! Wenn du nicht viel Thorheiten im Kopf hättest, es könnte dir an so etwas kein Sinn kommen.

*Anneli.* Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten.

*Mutter.* Er würde dich bei der Hand nehmen, *Anneli,* und würde auf dich herab lächeln, wie der Vater wenn er recht gut mit dir ist. Dann würdest du dich doch nicht mehr fürchten, *Anneli?*

*Anneli.* Nein, dann nicht.

*Jonas.* Und ich dann auch nicht.

So ein Unterricht wird verstanden und geht ans Herz: aber es gibt ihm eine Mutter.

*Mutter.* Aber, ihr Lieben! wie iſts in dieſer Woche mit dem Rechlthua gegangen?

Die Kinder ſehen eines das andere an, und ſchweigen.

*Mutter.* Anneli! thateſt du recht in dieſer Woche?

*Anneli.* Nein, Mutter! du weiſt es wohl mit dem Bräuderlein.

*Mutter.* Anneli! es hätte dem Kind etwas begegnen können: es ſind ſchon Kinder die man ſo allein geſaſen hat erſiekt. Und über das, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einſperrte, und dich da hungern und dürſten und ſchreyen ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig, und ſchreyen, wenn man ſie lang ohne Hülfe läßt, ſo entſetzlich, daß ſie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli! ſo dürfte ich, weiß Gott! keinen Augenblick mehr ruhig vom Hauſe weg, wenn ich fürchten müßte, du hätteſt zu dem Kind nicht recht Sorge.

*Anneli.* Glaube mirs doch, Mutter! ich will gewiſs nicht mehr von ihm weggehn.

*Mutter.* Ich wills zum lieben Gott haſſen, du werdeſt mich nicht mehr ſo in Schrecken ſetzen.

Und, Nielas! wie iſts dir in dieſer Woche gegangen?

*Nielas.* Ich weiß nichts Beſes.

*Mutter.* Denkeſt du nicht mehr dran, daß du am Montag das Gräteli umgeſtoſen haſt?

*Nielas.* Ich habs nicht mit Fleiß gethan, Mutter!

*Mutter.* Wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hätteſt! Schämeſt du dich nicht das zu ſagen?

*Nielas.* Es iſt mir leid; ich wills nicht mehr thun, Mutter!

*Mutter.* Wenn du einmal groß ſeyn und ſo wie jetzt nicht Achtung geben wirſt was um

und an dir iſt, ſo wirſt du es mit deinem großen Schaden lernen müſſen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtſamen immer in Händel und Streit; und ſo muß ich fürchten, mein lieber Nielas, daß du dir mit deinem unbedachtſamen Wefen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdeſt.

*Nielas.* Ich will gewiſs Acht geben, Mutter.

*Mutter.* Thue es doch, mein Lieber, und glaub mir, dieſes unbedachtſame Wefen würde dich gewiſs unglücklich machen.

*Nielas.* Liebe liebe Mutter! ich weiß es, und ich glaub' es, und ich will gewiſs Acht geben.

*Mutter.* Und du, Liſe! wie haſt du dich in dieſer Woche aufgeführt?

*Liſe.* Ich weiß einmal nichts anders dieſe Woche, Mutter!

*Mutter.* Gewiſs nicht?

*Liſe.* Nein einmal, Mutter, ſo viel ich mich befinne: ich wollte es ſonſt gern ſagen, Mutter!

*Mutter.* Daß du immer, auch wenn du nichts weiſt, mit ſo viel Worten antworteſt als ein anders, wenn es recht viel zu ſagen haſt!

*Liſe.* Was habe ich jetzt denn auch geſagt, Mutter?

*Mutter.* Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es iſt das, was wir dir tauſendmal ſchon ſagten: du ſeyſt nicht beſcheiden, du befinneſt dich über nichts was du reden ſollſt, und müßeſt doch immer geredt haben. Was hatteſt du geradeſtern dem Untervrot zu ſagen, du wißeſt daß Arner bald kommen werde?

*Liſe.* Es iſt mir leid, Mutter!

*Mutter.* Wir habens dir ſchon ſo oft geſagt, daß du nicht in alles was dich nicht angeht reden ſollſt, inſonderheit vor fremden Leuten; und doch thuſt du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte ſagen



dürfen, daß er es schon wiße, und wenn er so Verdruß von deinem Gefchwätze gehabt hätte?

*Lise.* Es würde mir sehr leid feyn: aber weder du noch er haben doch kein Wort gesagt daß es Niemand wißen soll.

*Mutter.* Ja, ich wills dem Vater sagen, wenn er heim kömmt, wir müßen so zu allen Worten die wir in der Stube reden allemal hinzusetzen: «Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn, und beim Brunnen erzählen: aber das nicht, und das nicht, und das wieder»: so weißt du denn recht ordentlich und richtig wovon du plappern darfft.

*Lise.* Verzeih mir doch, Mutter! ich meinte es auch nicht so.

*Mutter.* Man hat es dir für ein und allemal gesagt, daß du in nichts was dich nicht angeht plaudern sollst: aber es ist vergeblich. Der Fehler ist dir nicht abgewöhnen als mit Ernst, und das erstemal daß ich dich wieder bei so unbefonnenem Gefchwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Ruthe abstrafen.

Die Thränen schoßen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redte. Die Mutter sah es, und sagte zu ihr: «Lise! die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Gefchwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt feyn.»

So redte die Mutter mit Allen, sogar mit dem kleinen Grütli: «Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fodern: sonst laß ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem Andern.»

Nach allem diesem beteten die Kinder ihre gewohnten Abendgebete, und nach denselben das Samstagsgebet das Gertrud sie gelehrt hatte. Es lautet also:

EIN SAMSTAGABENDGEBET.

«Lieber Vater im Himmel! Du bist immer  
 5 gut mit den Menschen auf Erden, und auch  
 mit uns bist du immer gut, und giebst uns  
 alles was wir nöthig haben. Ja, du giebst  
 uns Gutes zum Überfluß. Alles kömmt von  
 dir: das Brot und alles was uns der liebe  
 10 Vater und die liebe Mutter geben, alles giebst  
 du ihnen, und sie geben es uns gern. Sie  
 freuen sich über alles was sie uns thun und  
 geben können, und sagen uns, wir sollen es  
 dir danken, daß sie so gut mit uns sind; sie  
 15 sagen uns, wenn sie dich nicht kennen, und  
 du ihnen nicht lieb wärest, so wären auch  
 wir ihnen nicht so lieb, und sie würden,  
 wenn sie dich nicht kennen und liebten,  
 uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie  
 20 sagen uns ferner daß wir es dem Heiland  
 der Menschen danken sollen, daß sie dich,  
 himmlischer Vater, erkennen und lieben, und  
 daß alle Menschen welche diesen lieben  
 Heiland nicht kennen und lieben, und  
 25 nicht allem guten Rathe folgen den er den  
 Menschen auf Erden gegeben hat, auch dich,  
 himmlischer Vater, nicht so lieben  
 und ihre Kinder nicht so fromm und sorg-  
 fältig erziehen als die, so dem Heiland der  
 30 Welt glauben. Unser lieber Vater und die  
 liebe Mutter erzählen uns immer viel von  
 diesem lieben Jesus, wie er es so gut mit  
 den Menschen auf Erden gemeint; wie er,  
 damit er alles thue was er könne die Men-  
 35 schen zeitlich und ewig glücklich zu machen,  
 sein Leben in tausendfachem Elend zugebracht  
 habe, und wie er endlich am Kreuze gestor-  
 ben sey; wie ihn Gott wieder vom Tode auf-  
 erweckt habe, und wie er jetzt in der Herr-  
 40 lichkeit des Himmels zur Rechten auf dem  
 Throne Gottes seines Vaters lebe, und noch  
 jetzt alle Menschen auf Erden gleich liebe

und fuche glücklich und felig zu machen. Es geht uns allemal aus Herz, wenn wir von diefem lieben Jefus hören: wenn wir nur auch lernen fo leben, daß wir ihm lieb werden, und daß wir eiuft zu ihm kommen in den Himmel!

Lieber Vater im Himmel! Wir arme Kinder, die wir hier beifammen fitzen und beten, find Brüder und Schwestern: darum wollen wir immer recht gut mit einander feyn, und einander nie nichts zu Leid thun, fondern alles Gute was wir können und mögen. Zu den Kleinen wollen wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brote nachgehen können: das ift das einzige fo wir ihnen thun können für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben die fie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel, alles was fie an uns thun, und laß uns ihnen in allem was fie wollen folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis ans Ende ihres Lebens, da du fie von uns nehmen und belohnen wirft für ihre Treue, die fie uns werden erwiefen haben.

Lieber himmlifcher Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jefu Chriffti, und auch alles deffen, was uns unfer Vater und unfere Mutter und alle Menfchen Gutes thun, recht eingedenk feyn! damit wir gegen Gott und Menfchen dankbar werden und gehorfam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unfer Leben lang.

Hier mußte Niclas inne halten. Dann fprach Gertrud allemal nach den Vorfällen der Woche das Weitere vor.

Heute fagte fie ihnen »Wir danken dir, himmlifcher Vater, daß du unfern lieben Eltern in diefer Woche die fchweren Sorgen für ihr Brot und für ihre Haushaltung

erleichtert, und dem Vater einen guten eintraglichen Verdienst gezeiget haft. Wir danken dir daß unfere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unfer Schutz, unfer Troft und unfere Hülfe in allem Elend und in aller Noth ift. Wir danken dir für die Gutthat unfers gnädigen Herrn. Wir wollen, wills Gott, aufwachfen, wie zu deiner Ehre, alfo auch zu feinem Dienft und Wohlgefallen: denn er ift uns wie ein treuer Vater.»

Hierauf fprach fie der Life vor »Verzeih mir, o mein Gott! meine alte Unart, und lehre mich meine Zunge im Zaum halten, fehweigen wo ich nicht reden foll, und behutfam bedächtlich antworten wo man mich fraget.»

Sodann fpricht fie dem Niclas vor »Behahre mich, Vater im Himmel, doch in Zukunft vor meinem haftigen Wefen, und lehre mich mich auch in Acht nehmen, was ich mache, und wer um und an mich fey.»

Dann dem Anneli »Es ift mir leid, mein lieber Gott, daß ich mein Brüdelein fo leichtfinnig verlaßen, und damit die liebe Mutter fo in Schrecken gefetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott!«

Und nachdem die Mutter allen Kindern fo vorgefprochen hatte, betete fie ferner »Herr erhöre uns! Vater, verzeih uns! Jefus, erbarm dich unfer!«

Dann betete Niclas das heilige Vaterunfer. Und dann Enne »Behüt mir, Gott, den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Gefchwifter, auch unfern lieben gnädigen Herrn von Arnheim, und alle guten lieben Menfchen auf Erden!«

Und dann die Life »Das walt Gott, der Vater! der Sohn! und der heilige Geift!«

Und dann die Mutter »Nun Gott fey mit euch! Gott erhalte euch! Der Herr laße fein heiliges Angeficht über euch leuchten, und fey euch gnädig!«

Eine Weile noch faßen die Kinder und die Mutter in der erften Stille, die ein wahres Gebet allen Menfchen einlöfen muß.

NOCH MEHR MUTTERLEHREN. REINE AN-  
DACHT UND EMPORHEBUNG DER SEELE  
ZU GOTT.

Life unterbrach diefe Stille: «Du zeigft uns jetzt die neuen Batzen» fagte fie zur Mutter. «Ja, ich will fie euch zeigen» antwortete die Mutter. «Aber, Life! du bißt immer das, fo zuerft redet.»

Niclas juckt jetzt vom Ort auf wo er faß, drängt fich hinter dem Grütli hervor, daß er nahezum Licht fey um die Batzen zu fehen, und flößt denn das Kleine, daß es laut weint.

Da fagte die Mutter «Niclas! es ift nicht recht: in eben der Viertelftunde verfpriachft du forgfältiger zu feyn, und jetzt thufst du das.»

Niclas. Ach Mutter! es ift mir leid: ich wills in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das fagteft du eben jetzt zu deinem lieben Gott, und thafte es wieder: es ift dir nicht Ernft.

Niclas. Ach ja, Mutter! es ift mir gewifs Ernft. Verzeih mir! es ift mir gewifs Ernft und recht leid.

Mutter. Mir auch, du Lieber! Aber du denkft nicht daran, wenn ich dich nicht abftrafe. Du mußt jetzt ungenieß ins Bett.

Sie fagts, und führt den Knaben von den andern Kindern weg in feine Kammer. Seine Gefchwifter ftanden alle traurig in der Stube umher: es that ihnen weh, daß der liebe Niclas nicht zu Nacht eßen mußte.

«Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten laßen wollt, Kinder!» fagte ihnen die Mutter.

«Laß ihn doch dießmal wieder heraus!» fagten die Kinder.

«Nein, meine Lieben! Seine Unvorfichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden» antwortete die Mutter.

«So wollen wir jetzt die Batzen nicht fehen bis morgen: er fieht fie denn mit uns» fagte Enne.

Und die Mutter «Das ift recht, Enne! Ja, er muß fie alsdann mit euch fehen.»

Jetzt gab fie noch den Kindern ihr Nacht eßen, und gieng dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niclas noch weinte.

«Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber lieber Niclas!» fagt ihm die Mutter.

Und Niclas «Verzeih mirs doch, meine liebe liebe Mutter! Verzeih mirs doch, und küße mich! ich will gern nicht zu Nacht eßen.»

Da küßte Gertrud ihren Niclas, und eine heiße Thräne floß auf fein Antlitz, als fie ihm fagte «O Niclas! Niclas! werde bedachtfam!» Niclas mit beiden Händen umfchlingt den Hals der Mutter und fagt «O Mutter! Mutter! verzeih mir!»

Gertrud segnete noch ihre Kinder, und gieng wieder in ihre Stube.

Jetzt war fie ganz allein. Eine kleine Lampe leuchtete nur noch fchwach in der Stube, und ihr Herz war feyerlich ftill, und ihre Stille war ein Gebet, das unausprechlich ohne Worte ihr Innerftes bewegte. Empfindung von Gott und von feiner Güte, Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens und von der innern Glückfeligkeit der Menfchen die auf Gott im Himmel trauen und bauen: alles diefes bewegte ihr Herz, daß fie hinfank auf ihre Knie, und ein Strom von Thränen floß ihre Wangen herunter.

Schön ift die Thräne des Kinds, wenn es, von der Wohlthat des Vaters gerührt, fehlichzend zurückfieht, feine Wangen trock-

net, und sich erholen muß, che es den Dank seines Herzens stammeln kann.

Schon sind die Thränen des Niclas, die er in dieser Stunde weint daß er die gute Mutter erzürnet hat, die ihm so lieb ist.

Schon sind die Thränen des Menschen alle die er also aus gutem Kinderherzen weint. Der Herr im Himmel sieht herab auf das Schluchzen seines Danks und auf die Thränen seiner Augen, wenn er ihn lieb hat.

Der Herr im Himmel sah die Thränen der Gertrud, und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Danks war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lang vor dem Herren ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heim kam.

•Warum weineest du, Gertrud? Deine Augen sind roth und naß. Warum weineest du heute, Gertrud?“ fragte sie Lienhard.

Gertrud antwortete •Mein Lieber! es sind keine Thränen des Kummers: fürchte dich nicht! Ich wollte Gott danken für diese Woche; da ward mir das Herz zu voll: ich mußte hinfinken auf meine Knie; ich konnte nicht reden, ich mußte nur weinen: aber es war mir, ich habe in meinem Leben Gott nie so gedankt.“

•Du Liebe!“ antwortete Lienhard; •wenn ich nur auch mein Herz wie du so schnell emporheben und zu Thränen bringen könnte! Es ist mir jetzt auch gewiß Ernst, recht zu thun, und gegen Gott und Menschen redlich

und dankbar zu seyn: aber es wird mir nie so, daß ich auf meine Knie fallen und Thränen vergießen möchte.

Gertrud. Wenns dir nur Ernst ist, recht zu thun, so ist alles andre gleich viel. Der Eine hat eine schwache Stimme, und der Andre eine starke: daran liegt nichts. Nur wozu sie ein Jeder braucht, darauf kömmts allein an. Mein Lieber! Thränen sind nichts, und Kniefallen ist nichts: aber der Entschluß gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu seyn, das ist alles. Daß der eine Mensch weichmüthig, und daß der andre es weniger ist, das ist eben so viel, als daß der eine Wurm schwerfälliger und der andre leichter in dem Staube daherschleicht. Wenn es dir nur Ernst ist, mein Lieber, so wirst du ihn finden, ihn der aller Menschen Vater ist.

Lienhard senkt mit einer Thräne im Auge sein Haupt auf ihren Schooß, und sie hält ihr Angesicht in stiller Wehmuth über das seine.

Sie bleiben eine Weile in dieser Stellung still, staunen, und sehweigen.

Endlich sagte Gertrud zu ihm •Willst du nicht zu Nacht essen?“

•Ich mag nicht“ antwortet er. •Mein Herz ist zu voll: ich könnte jetzt nicht essen.“

•Ich mag auch nicht, mein Lieber!“ erwiederte sie; •aber weißt du was wir thun wollen? Ich trage das Essen zu dem armen Rudi: seine Mutter ist heute gestorben.“

## AUS JOHANN JACOB ENGELS PHILOSOPHIEN FÜR DIE WELT.

### VI. TOBIAS WITT.

**H**err Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen als mancher der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hier und da aus eignern Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr practisches, und das Besondere an ihnen war daß ihrer je zwey und zwey zusammengehörten.

Einmal lohete ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. «Ei! sing der alte Witt an und schmunzelte;» war' ich denn wirklich so klug?»

«Die ganze Welt fagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde»—

«Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.»

«Was? wie es die Narren machen?»

«Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen wie die.»

«Als zum Exempel?»

«Als zum Exempel, Herr Till, so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmeticians, ein dürres gränliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst: in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. Und einem ins Gesicht sehen, das that er

noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?»

«Wie? Einen tieffinnigen Kopf.»

«Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! Huy, dacht' ich da bei mir selbst (denn der Titel stand mir nicht an), wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht: 10 sieh du den Leuten dreift ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfuy! Sprich du lieber mit Andern! Nun was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht?»

«Ei ja wohl! allerdings!»

«Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Andreer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till, wie meint Er wohl daß die Leute den wieder hießen?»

«Einen lustigen Kopf?»

«Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. Huy, dacht' ich da wieder, das ist doch drollicht! Wie mußt du's denn machen um klug zu heißen? Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreift ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch 30 bedächtigt in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. Sieht Er, Herr Till? so hab' ichs gemacht, und das ist das ganze 33 Geheimniß.»

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. «Ei was?» fing der alte Witt an und schüttelte ihn; «Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.»

«Das bin ich ja lange: aber was hilft's? Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause.»

«Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübfch in Acht nehmen wie Er's Gesicht trägt.»

«Was? Wie ich's Gesicht trage?»

«Ja, Herr Flau! wie Er's Gesicht trägt. Ich wills Ihm erklären. Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einft die ganze StraÙe voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte mit von sich geworfenen Armen ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?»

«Ei! die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.»

«Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzunicdrig. Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Hausorgen im Kopfe haben: denn er fehlte ganz trübsinnig einher, und gackte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. Merkt Er nun wohl was ich

meine, Herr Flau? wie man's Gesicht tragen sie?»

«Sie meinen, so hübfch in der Mitte.»

«Ja freylich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu fehen in den Erdboden sieht. Wenn man so die Augen sein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hats so leicht nichts zu fagen.»

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Willis: der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. «Viel» fing er an «wird dabei nicht heraus kommen: das seh' ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände: da will ichs doch mitnehmen.»

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. «Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Willis, daß Er braucht?»

«Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thalerchen etwa.»

«Wem's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern! Und damit er sieht daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichthaler werth ist. Er kann reich damit werden.»

«Aber wie, lieber Herr Witt? obendrein?»

«Es ist nichts: es ist ein bloßes Häfsterchen. Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drollich-tes Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt: die bracht' ihn zum Thore hinaus.»

«Ei das wäre! Die heißt?»

«Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thalerchen etwa. Was will das machen? Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch

bei dem Bankerutte verloren? Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünf. Er faß in fehlerhaften Umständen, der Mann: aber wie gesagt: die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

«Ich? Ich hat um hundert Reichthaler, lieber Herr Witt.»

«Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt Ihn dazu?»

«Ei ums Himmels willen! Die möcht' ich wissen. Die hieß?

«Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! Und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte. Ganzer hundert Reichthaler! Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? Ach! sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichthaler! Er hatte klein angefangen, der Mann: aber wie gesagt: das ganze Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Nun, Herr Wills? welche Redensart gefällt Ihn nun besser?»

«Ei, das versteht sich: die letzte.»

«Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: Viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hält er nur immer sprechen mögen wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. Ich, Herr Wills, der ich zwischen beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da sprech' ich nun nach Zeit und Gele-

genheit bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.»

«Nein, bei meiner Seele! ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.»

«Er wollte also —?»

«Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichthaler!»

«Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen wie der Herr Grell.»

---

XXI. AN HERRN Z''.

---

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der sehr verzeihlich ist: denn gewissermaßen hat ihn Socrates selbst begangen. Sie wollen die Dichtkunst ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtthaffener Gefinnungen einschränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Socrates nicht beging: Sie wollen auch daß man das, was Sie für den höchsten Zweck der Dichtkunst halten, in der eignen Theorie derselben zum Grundfatz mache. Sehen Sie hier die Ursachen, warum ich in beiden Punkten von Ihnen abgehe.

Das dichterische Talent, wie Sie wissen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber wollen, der ästhetischen Seelenkräfte. Die Gabe sich das Abwesende gegenwärtig zu machen, mit bloß möglichen Vorstellungen sich so zu täuschen, als ob sie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von allem

was die Neigungen des menschlichen Herzens interessiren kann gerührt zu werden: mit einem Worte, Phantafie, Fictionsvermögen, Witz, empfindliches Herz machen den Dichter. Die Schönheiten, die das Genie vermittelt dieser Kräfte hervorbringt, können den Leser nicht beschäftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte seiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekämen. In der geistigen Welt herfehcht eben das geheime Verftändniß unter den Kräften, das in der phyfifchen herfehcht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, sobald die eine im Spiel ift; alle gerathen in Unruhe, in Thätigkeit; und wie nichts in der Natur plözlich aufhoert ohne Folgen zurüczulaffen, fo ift auch keine folcher Uebungen fruchtlos für die Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geiftigen wie in der phyfifchen Welt, zur Erhebung der Kraft; jede neue Äußerung macht zu künftigen Äußerungen der Thätigkeit gefchickter. Nicht genug also, wenn wir bei der lebendigen Schilderung eines Dichters unfre Phantafie erhaben fühlen, daß wir nun um dieses eine Gemälde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Gefchwwindigkeit feines Witzes folgen, daß wir nun dieses eine von ihm bemerkte Verhältniß von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von feinen Empfindungen zur innigften Theilnehmung hingeriffen worden, daß wir nun mit diefem einen Gefühle fymphathifirt haben: unfre ganze Phantafie ift nun lebhafter, unfre ganze Witz ift nun fehneller, unfre ganze Herz ift nun weicher geworden. Nicht nur dieß eine Mal haben die ähnlichen Kräfte unfre Seele mitgewirkt: auch zu künftigem Wirken haben fie mehr Fähigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darin nun, liebfter Fremd, würde ich den wahren, den höchften Endzweck der

Dichtkunft fuchen. Unfre Glückfeligkeit, wie wir alle einig find, liegt in der Vollkommenheit unfre Natur; unfre Natur befteht aus allen uns anerfchaffenen Kräften: und wer also die eine oder die andre erhöet, es fey welche es wolle, der hat zu unfre Vollkommenheit, zu unfre Glückfeligkeit beigetragen. Es ift eine irrige Vorftellungsart, wenn man fich die Beluftigung die ein Gedicht giebt, entweder bloß als fehädlich, oder bloß als Beluftigung, ohne Einfluß aufs Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freylich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wahre Vorfehrift für die Anwendung der dichterifchen Talente! Es ift nicht nothwendig, daß der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtfehaffner Gefinnungen arbeite: das fittliche Gefühl ift nicht das einzige Vermögen der Seele das er vollkommen kann und vervollkommen foll: es gehört nur mit in die Reihe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöet feyn wollen, und die Uebung der einen Kraft fehließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in fich. Aber fo wie am Körper der eine Sinn der edlere höhere ift, der dem Geifte reichere und mannigfaltigere Ideen zuführt; fo wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; fo wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenftände können gerichtet, zu falchen Wirkungen, die fie nicht haben follten, können verwöhnt werden: eben fo ift in der Seele die eine Kraft die edlere höhere fehätzbarere; eben fo läßt fich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern ftärken; eben fo können die Kräfte der Seele an den unrechten



Gegenständen geübt, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, verstimmt werden. Und so wie man in Aufhebung des Körpers mehr den Sinn des Gehörs als den Sinn des Geschmackes schärfen, nicht nur den Geruch zu ergötzen das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzlungen verwöhnen soll: eben so soll man in Aufhebung der Seele zur Unterstützung ihrer edelsten und höchsten Kräfte am liebsten wirken, nicht die untern gegen die höhern empieren, nicht den Kräften eine Richtung geben die wider die Absichten der Natur ist. Der Dichter soll zwar die Einbildungskraft stärken, aber nicht so, daß er die Vernunft zerrütte; er soll den Witz schärfen, aber nicht so, daß die geselligen Tugenden leiden; er soll die Liebe besingen, aber nicht so, daß wir ihren Ausschweifungen oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beifall geben.

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundsatz hoffentlich gelten lassen: denn eigentlich ist er nichts als der erweiterte und verbesserte Ihrige; aber bei der Anwendung auf einzelne Fälle möchten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieser Anwendung, dünkt mir, ist Socrates, oder wenn Sie lieber wollen, Platon zu weit gegangen. Zwar was die griechische Mythologie betrifft, so hatte er für sie einen Gesichtspunct der heutiges Tages wegfällt: denn was jetzt zur bloßen poetischen Fiction geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks; und manche Vorstellungskunst konnte also zu jener Zeit einen Einfluß haben den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein auch in Aufhebung des Sittlichen scheint mir Platon hier und da vor Irrlichtern zu warnen die bloß in seiner Einbildung schweben; er scheint mir zu oft das Unmoralische des Gegenstandes mit dem Unmoralischen

der Schilderung zu verwechseln. Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, sondern nur die Regel bestimmen; und da wir diese bereits gefunden haben, so fragt sich nur noch wo wir sie hinfetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunst selbst, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wissen, richtet ihren Blick nicht bloß auf einige, sondern auf alle Kräfte unsrer Natur; sie betrachtet jede in dem Verhältniß, worin sie zur Vollkommenheit unsers ganzen Wesens steht, und sucht sie alle in diejenige Harmonie zu stimmen, von der unsre Glückseligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunst hat einen weit engeren Umfang: denn da die Dichtkunst selbst nur auf die untern oder ästhetischen Kräfte der Seele wirkt, so kann auch jene Theorie nur auf diese Kräfte Rücksicht nehmen. Der Gegenstand derselben ist die sinnliche Vollkommenheit oder die Schönheit: also bloß diese, insofern sie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunst ist, erreicht werden kann, ist der eigentliche Gegenstand der Poetik. Will diese Wissenschaft auf mehr als auf Schönheit, will sie auf Vollkommenheit dringen die nicht fürs Anschauen kommt, nicht fürs Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieses Kunstwort erlauben wollen, die nicht Phänomen ist: so vergißt sie ihrer eigentlichen Bestimmung, und verirrt sich aus ihren Grenzen.

Es ist mit dem Poetischguten wie mit dem Poetischwahren beschaffen: die Vernunft, die ins Innere und auf die Folgen sieht, schätzt es nach einem ganz andern Maaßstabe als die sinnliche Erkenntniß. Was bekümmerts den Dichter, der bloß für die Einbildungskraft schreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft nach einer philosophischen Analyse der Begriffe die Dinge ganz anders erscheinen, als sie sich jener

mahlen? Was fragt er nach Widersprüchen die es nicht unmittelbar für die sinnliche Erkenntniß sind, sondern erst durch mühsames Überdenken und Entwickeln herausgebracht werden? Es mag seyn, daß jenes goldene Zeitalter, worin sich der Dichter ver-  
 5 setzt, nicht vorhanden, nicht einmal möglich war; daß sich bei einer so einfachen und bedürfnisfreyen Lebensart, in so kleinen und eingeschränkten Gesellschaften die Vernunft,  
 10 die Sitten, die Empfindungen nicht zu so einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unsre Phantasie täuschen, uns nur in einen angenehmen  
 15 Traum wiegen, uns nur anziehen rühren ergötzen wollte? Hat er den Widerspruch zu verbergen gewußt; ist er seiner Voraussetzung treu geblieben; hat er dem Irthum die Gestalt der Wahrheit gegeben: so hat er alles gethan was die Gesetze seiner Kunst  
 20 von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben: wider die Dichtkunst hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem aesthetischen Wahren auf das aesthetische Gute! Die Dichtkunst fordert weiter  
 25 nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moralische Gefühl beleidige, oder daß er sich vor dem Gegentheil des sittlichen Schönen hüte, welches allerdings eine  
 30 Hauptquelle des dichterischen Schönen ist. Um die innere sittliche Güte ist sie eben so unbekümmert als um die innere logische Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenschaften streiten,  
 35 in die uns der Dichter hineinzieht; mag sie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als schwärmerisch, als leichtsinnig verwerfen; mag sie doch die Charactere Gesinnungen Handlungen,  
 40 für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzuhibden weiß, als

falsch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunst an, die allein aufs Schöne sieht? allein mit der Empfindung zu thun hat? die zufrieden seyn muß wenn  
 5 der Mangel der sittlichen Güte des Werks nur nicht Phänomen wird, nur nicht in fühlbare sittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter: wer ihn verklagen will, muß sich nicht an den Richterstuhl der Kritik, er muß sich an den höhern Richterstuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem so ist, liebster Freund, so kann der Grundsatz daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmöglich in die eigene Theorie der Dichtkunst kommen. Er würde ohne alle Verbindung, nicht als Erkenntnißgrund, sondern als bloße unfruchtbare Maxime da stehen; nicht im Werke selbst, etwa  
 10 in der Einleitung, im Anhang. Ohngefähr wie in der Kriegskunst die nicht weniger wichtige Maxime da stehen würde, daß kein Staat den andern bekriegen soll als zur Verteidigung seiner Rechte und zum Schutz  
 15 seiner Unterthanen. Der gerechte Krieg wird nicht anders als wie der ungerechte geführt: alle kriegerischen Evolutionen geschehen hier wie dort, und dort wie hier; und wenn Polard entscheiden soll, so ist  
 20 immer Caesar der ungleich größere Held als Pompejus, obgleich jener sein Vaterland umzustürzen, dieser es aufrecht zu halten sucht. Eben also wird das sittliche Gedicht nicht anders als wie das unsittliche geschrieben; und wenn es bloß auf den Ausspruch  
 25 eines kritischen Aristarchs beruht, so ist immer Voltaire der unendlich bessere Dichter, als Racine der Sohn ist.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringste von ihrer Wahrheit oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebster Freund. Denn was für die

Kriegskunst kein Grundfatz ist, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunst keiner ist, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

In theoretischen Wissenschaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt wie sie sind, macht man häufig Abfonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit selbst nicht hinübertragen kann ohne in Irrthümer zu fallen. In practischen Wissenschaften, wo man uns vorschreibt was zu thun sey, macht man ähnliche Abfonderungen: aber in die Wirklichkeit selbst darf man sie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunst schreibt freylich nur vor was der Dichter zu thun hat, insoferne er nichts ist als Dichter: aber ist er denn in der That weiter nichts? Ist er denn nicht auch Mensch? nicht auch Untertan Gottes? nicht auch Glied der Gesellschaft? nicht auch Bürger des Staats? Und insofern er dieß alles ist, hat er nicht andre Pflichten, die wichtiger und nothwendiger sind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu sich sagen -Ich will jetzt nichts seyn als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältnisse.' Wenn er diese Verhältnisse nicht aufheben kann (und wie ist es ihm möglich, daß er sie aufhebe?) so kann er sich auch nicht von den Pflichten, die sie ihm auflegen, frey sprechen. Auch würden wir, seine Leser, diese willkürliche Trennung seiner selbst, diese spitzfindige Abfonderung seiner Verhältnisse zu ahnden wissen. Insofern er Dichter ist, sind wir nur seine Kunstrichter: aber wir sind auch seine Sittenrichter, insofern er Mensch ist; und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt als an dem Spotte des Kunstrichters!

So wie ich mich hier erklet habe, mein Freund, bleibt der Unterschied auf den wir am Ende hinaus kommen nur sehr geringe.

In der Sache selbst sind wir nur wenig uneins; es ist beinahe das Nämliche, was wir von einem Aristoteles wollen vorgetragen haben: wir streiten nur noch ob er es lieber in der Poetik vortragen soll, oder lieber in der Moral und Politik? Was er gethan hat wissen Sie selbst: und wenn es also auf Autoritäten ankommt, so habe ich die meine so gut, wie Sie die Ihrige haben. Doch wenn Sie auch die Gedanken des Philosophen, von dem Sie in Ihrem Briefe ausgehen, etwas genauer und in ihrem ganzen Zusammenhange erwägen, so werden Sie finden daß er eher auf meiner Meinung als auf der Ihrigen ist, und daß ich seine Ideen nicht sowohl widerlegt als vielmehr gefammelt und commentiert habe. Ich bin u. f. w.

---

XXXVI. ENTZÜCKUNG DES LAS CASAS.

---

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen und um so heller glänzen wird, da er neben den höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Slavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten: dieser herdede eifrige unermüdete Fürsprecher der Indianer lag jetzt als ein neunzigjähriger Greis auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, so ward ihm doch im Angesichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antlitz gesehen, und

seheute keinen irdischen Richter; aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit fehlten ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtfchaffenheit schlugt den Blick, wie das blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füßen saß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtfchaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er sah mit Wehmuth wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hoffnung ein um Hoffnung bei sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe; ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus wie ein Meer: aber klein und unlauter und fruchtlos an dem gehofften Guten schien ihm jede bessere That; eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuiggedemüthigt beschämt warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: *Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!*

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele: so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm als hätte er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen, und gieng auf Wol-

ken einher in einem endlosen Raum, und sah in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluten göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus den Welten herauffahren und hinab in die Welten. Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert, so stand vor ihm da mit ernstem Blick des Richters ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todessehauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern edleren Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern sanftern Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verweht, so daß ihm dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre: aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Voratz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willig genährte Gefühl der sich selbst verleugnenden Güte, und jeder edle siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empererinn gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr war als des Sandes am Meer, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle; und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die

Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhebt der Engel den Ton, und seine Rede ward streuend; denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens und jetzt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thatigkeit aufflammte die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muths im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz hot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach der mordete, und über den Glaubensstolz der es lächelnd anfaß, und über die Staatsklugheit die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zweo'n Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward als ständ' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gefeierter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß als Mann, und wieder dastand voll Muthes und Kraft, und rüstig forthaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung der den Elenen erschien ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und jedem Trost entlagend, sich tief in die

Einfamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott nach ihrer ganzen Lauterkeit Verdienstlichkeit Schönheit. So wie er fortlas, der Engel, so glühte ihm seine Wange von immer höhern Feuer; sein Athem ward lauter, sein Blick befeelter, und rings um ihn her wallte reineres holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht, und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugniß und Thränen opferte, weil ihm Thaten verfaßt waren, ist von hohem unnehbaren Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben denkenden Ernst auf der Stirne: denn ihm presste das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst in unbedachter Verzweiflung um das eine Volk zu erleichtern das andre erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal bis tief ins Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich nach unzähligen besern, diese gefürchtete That, schwarz und scheußlich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsagliche undenkbare unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinfrühen der ersterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. Las Casas stand als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heili-

gen, den Gerechten, vor dem keine Finsterniß deckt und kein Flügel des Lichtes sichert: voll des innigsten tiefsten Erbarmens dacht er nur das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen um seine Schuld zu vertilgen, da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum ber, sanft und liebevoll wie eines verführten Vaters, gebot dem Engel »Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß sie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. »Getilgt! sprach er »sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden wie deine Fehler, so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und hürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurch brächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.«

»Nimm mir, nimm mir« schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenflut die Stimme zurückkam, »nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie hier im Innersten meines Herzens, oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und der Seligkeit im Schooße nach Ruhe jammern.«

»Sterbliche!« rief der Engel, »wo ist Seligkeit als in dir? als in deiner eignen Seele? Und worinn sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlst mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nährest auch

für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?«

»O aber dieß grenzenlose unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte!«

»Wird zu Wonne werden und zu Fülle der Seligkeit in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt: erkenne nun in deiner Herrlichkeit Ihn!«

Und er gebot der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrecknisse schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freyer die Brust, und die Wange gewann wieder die Røthe: denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daher zog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. So führt er den Staunenden fort von Übel zu Übel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weicht er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entriegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom letzten bis zum letzten Gestirn; und wie in der Welt der Seelen Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes

größten und jedes schenften Gefühls der Menschheit; und wie unter dem fremden Himmel der gerauchte Slave Eindrücke sammelt, einen Besitz für die Ewigkeit; Eindrücke in denen der seligen Erkenntnisse zu vielen tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorn die Ändte schlafen, oder im Schößling der Wald; und wie in höhern Zeitpuneten des Daseyns aus seiner duldenden geängsteten zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüten die sanfteste edelste krönt, sie der Sittlichkeit Wipfel und der Menschheit Vollendung; Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er selbst, der Peiniger und Unterretter der Unschuld, so krank und wund vom Verderben geneßt, so daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegfehlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinfehniltz in Harmonien und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauer auf Schauer ergriffen, der ihn durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung far ihn der Tag auf, der volle heitere selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüße quollen auf seine Wangen herab. «O Du' rief er jetzt

aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh emporhuben gen Himmel; «o Du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwölkt wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du mein Vater, und nicht mein Richter! und aller deiner Geschöpfe Vater! Gott! Gott! der Du mir Thorheit Verderben fete; der Du von mir hinwegnimmst jeden Kummer der Seele, und mich fahlen läsest in meinem Innersten daß Dir anhangen einzig Seligkeit ist, und deine Herrlichkeit sehn ihre Vollendung; der Du Wollen des Guten, ach! nur Wollen, nur Ringen darnach, mit diesen Entzückungen lobst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel, Du, dessen Ehre ich Staub — Aber ich kann nicht weiter: meine Seele erliegt.»

So war es. Seine Seele erlag; seine Zunge verstummte. Hülffreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der gefehlichen kam nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichtenheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge; er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten verlorenen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott daß sein Hingang wäre wie

dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sauft, ein leises stilles Hinfchlummern des Säuglings im Schooß der Mutter;

und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angefichte.

## IMMANUEL KANT.

### DER CRITIK DER PRACTISCHEN VERNUNFT ZWEYTER THEIL. METHODENLEHRE DER REINEN PRACTISCHEN VERNUNFT.

Unter der Methodenlehre der reinen practischen Vernunft kann man nicht die Art sowohl im Nachdenken als im Vortrage mit reinen practischen Grundfätzen in Absicht auf ein wissenschaftliches Erkenntniß derselben zu verfahren verstehen; welches man sonst im Theoretischen eigentlich allein Methode nennt: denn populärer Erkenntniß bedarf einer Manier, Wissenschaft aber einer Methode, d. i. eines Verfahrens nach Principien der Vernunft, wodurch das Mannigfaltige einer Erkenntniß allein ein System werden kann. Vielmehr wird unter dieser Methodenlehre die Art verstanden wie man den Gesetzen der reinen practischen Vernunft Eingang in das menschliche Gemüth, Einfluß auf die Maximen derselben verschaffen, d. i. die objectiv-practische Vernunft auch subjectiv-practisch machen könne.

Nun ist zwar klar daß diejenigen Bestimmungsründe des Willens, welche allein die Maximen eigentlich moralisch machen und ihnen einen sittlichen Werth geben, die unmittelbare Vorstellung des Gesetzes und die objectiv-nothwendige Befolgung desselben als Pflicht, als die eigentlichen Triebfedern der Handlungen vorgestellt werden müssen, weil sonst zwar Legalität der Handlungen, aber nicht Moralität der Gesinnungen bewirkt werden würde. Allein nicht so klar, vielmehr beim

ersten Anblicke ganz unwahrscheinlich muß es jedermann vorkommen, daß auch subjectiv jene Darstellung der reinen Tugend mehr Macht über das menschliche Gemüth haben und eine weit stärkere Triebfeder abgeben könne selbst jene Legalität der Handlungen zu bewirken und kräftigere Entschließungen hervorzubringen das Gesetz aus reiner Achtung für dasselbe jeder anderer Rücksicht vorzuziehen, als alle Anlockungen, die aus Vorpiegelungen von Vergnügen und überhaupt allem dem, was man zur Glückseligkeit zählen mag, oder auch alle Androhungen von Schmerz und Übeln jemals wirken können. Gleichwohl ist es wirklich so bewandt, und wäre es nicht so mit der menschlichen Natur beschaffen, so würde auch keine Vorstellungart des Gesetzes durch Umfchweife und empfehlende Mittel jemals Moralität der Gesinnung hervorbringen. Alles wäre lauter Gleisnerey; das Gesetz würde gehaßt, oder wohl gar verachtet, indeffen doch um eigenen Vortheils willen befolgt werden. Der Buchstabe des Gesetzes (Legalität) würde in unseren Handlungen anzutreffen seyn, der Geist desselben aber in unseren Gesinnungen (Moralität) gar nicht; und da wir mit aller unserer Bemühung uns doch in unserem Urtheile nicht ganz von der Vernunft los machen können, so würden wir unvermeidlich in un-



feren eigenen Augen als nichtswürdige verworfene Menschen erscheinen müssen, wenn wir uns gleich für diese Kränkung vor dem inneren Richterstuhl dadurch schadlos zu halten versuchen, daß wir uns an denen Vergnügen ergötzen, die ein von uns angenommenes natürliches oder göttliches Gesetz unserer Wahne nach mit dem Maschinenwesen ihrer Polizey, die sich bloß nach dem richtete, was man thut, ohne sich um die Bewegungsgründe, warum man es thut, zu bekümmern, verbunden hätte.

Zwar kann man nicht in Abrede seyn daß um ein entweder noch ungebildetes oder auch verwildertes Gemüth zuerst ins Gleis des moralisch-Guten zu bringen es einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe es durch seinen eigenen Vortheil zu locken oder durch den Schaden zu schrecken: allein sobald dieses Maschinenwerk, dieses Gängelband nur einige Wirkung gethan hat, so muß durchaus der reine moralische Bewegungsgrund an die Seele gebracht werden, der nicht allein dadurch, daß er der einzige ist welcher einen Character (practische consequente Denkungsart nach unveränderlichen Maximen) gründet, sondern auch darum, weil er den Menschen seine eigene Würde fühlen lehrt, dem Gemüthe eine ihm selbst unerwartete Kraft giebt sich von aller sinnlichen Anhänglichkeit, so fern sie herrschend werden will, loszureißen, und in der Unabhängigkeit seiner intelligibelen Natur und der Seelengröße, dazu er sich bestimmt sieht, für die Opfer die er darbringt reichliche Entschädigung zu finden. Wir wollen also diese Eigenschaft unseres Gemüths, diese Empfänglichkeit eines reinen moralischen Interesse und mithin die bewegende Kraft der reinen Vorstellung der Tugend, wenn sie gehörig aus menschliche Herz gebracht wird, als die mächtigste und, wenn es auf die Dauer und Punctlichkeit in Befolgung moralischer Ma-

ximen ankommt, einzige Triebfeder zum Guten durch Beobachtungen, die ein jeder anstellen kann, beweisen; wobei doch zugleich erinnert werden muß daß, wenn diese Beobachtungen nur die Wirklichkeit eines solchen Gefühls, nicht aber dadurch zu Stande gebrachte sittliche Beßerung beweisen, dieses der einzigen Methode die objectiv-practischen Gesetze der reinen Vernunft durch bloße reine Vorstellung der Pflicht subjectiv-practisch zu machen keinen Abbruch thue, gleich als oh sie eine leere Phantasterey wäre. Denn da diese Methode noch niemals in Gang gebracht worden, so kann auch die Erfahrung noch nichts von ihrem Erfolg aufzeigen, sondern man kann nur Beveisthümer der Empfänglichkeit solcher Triebfedern fodern; die ich jetzt kürzlich vorlegen, und darnach die Methode der Gründung und Cultur echter moralischer Gesinnungen mit wenigem entwerfen will.

Wenn man auf den Gang der Gespräche in gemischten Gesellschaften, die nicht bloß aus Gelehrten und Vernünftlern, sondern auch aus Leuten von Geschäften oder Frauenzimmer bestehen, Acht hat, so bemerkt man daß außer dem Erzählen und Scherzen noch eine Unterhaltung, nämlich das Raifonnieren, darin Platz findet, weil das erstere, wenn es Neugierigkeit und mit ihr Interesse bei sich führen soll, bald erschöpft, das zweyte aber leicht schaal wird. Unter allem Raifonnieren ist aber keines was mehr den Beitritt der Personen, die sonst bei allem Vernünfteln bald lange Weile haben, erregt, und eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Werth dieser oder jener Handlung, dadurch der Character irgend einer Person ausgemacht werden soll. Diejenige, welchen sonst alles Subtile und Grüblerische in theoretischen Fragen trocken und verdrießlich ist, treten bald bei, wenn es darauf

ankommt, den moralischen Gehalt einer erzählten guten oder bösen Handlung auszumachen, und sind so genau, so grüblerisch, so subtil alles was die Reinigkeit der Absicht und mithin den Grad der Tugend in derselben vermindern oder auch nur verdächtig machen könnte, auszufinnen, als man bei keinem Objecte der Speculation sonst von ihnen erwartet. Man kann in diesen Beurtheilungen oft den Character der über Andere urtheilenden Personen selbst hervorschimmern sehen; deren einige vorzüglich geneigt seynen, indem sie ihr Richteramt vornehmlich über Verstorbene ausüben, das Gute was von dieser oder jener That derselben erzählt wird wider alle kränkende Einwürfe der Unlauterkeit, und zuletzt den ganzen sittlichen Werth der Person wider den Vorwurf der Verstellung und geheimen Bösartigkeit zu verteidigen; andere dagegen mehr auf Anklagen und Beschuldigungen sinnen diesen Werth anzufechten. Doch kann man den letzteren nicht immer die Absicht beimessen Tugend aus allen Beispielen der Menschen gänzlich wegvornünfteln zu wollen um sie dadurch zum leeren Namen zu machen: sondern es ist oft nur wohlgemeinte Strenge in Bestimmung des echten sittlichen Gehalts nach einem unnachlässlichen Gesetze, mit welchem und nicht mit Beispielen verglichen, der Eigendünkel im Moralischen sehr sinkt, und Demuth nicht etwa bloß gelehrt, sondern bei scharfer Selbstprüfung von jedem gefühlt wird. Dennoch kann man den Verteidigern der Reinigkeit der Absicht in gegebenen Beispielen es mehrentheils ansehen, daß sie ihr da, wo sie die Vermuthung der Rechtschaffenheit für sich hat, auch den mindesten Fleck gerne abwischen möchten, aus dem Bewegungsgrunde, damit nicht, wenn allen Beispielen ihre Wahrhaftigkeit bestritten und aller menschlichen Tugend die

Lauterkeit weggeleugnet würde, diese nicht endlich gar für ein bloßes Hirngespinnst gehalten, und so alle Bestrebung zu derselben als eitles Geziere und trüglicher Eigendünkel geringgeschätzt gemacht werde.

Ich weiß nicht warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft in aufgeworfenen practischen Fragen selbst die subtilste Prüfung mit Vergnügen einzuschlagen nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und nachdem sie einen bloß moralischen Catechismus zum Grunde legten, sie nicht die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchten um Beläge zu den vorgelegten Pflichten bei der Hand zu haben, an denen sie vornehmlich durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen die Beurtheilung ihrer Zueignung in Thätigkeit setzten um den mindern oder größeren moralischen Gehalt derselben zu bemerken, als worin sie selbst die frühe Jugend, die zu aller Speculation sonst noch unreif ist, bald sehr scharfsichtig, und dabei, weil sie den Fortschritt ihrer Urtheilskraft fühlt, nicht wenig intereffirt finden werden, was aber das Vornehmste ist, mit Sicherheit hoffen können daß die öftere Uebung das Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit zu kennen und ihm Beifall zu geben, dagegen selbst die kleinste Abweichung von ihr mit Bedauern oder Verachtung zu bemerken, ob es zwar bis dahin nur als ein Spiel der Urtheilskraft, in welchem Kinder mit einander wetteifern können, getrieben wird, dennoch einen dauerhaften Eindruck der Hochschätzung auf der einen und des Abscheues auf der andern Seite zurücklassen werde, welche durch bloße Gewohnheit solche Handlungen als beifalls- oder tadelswürdig öfters anzusehen, zur Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel eine gute Grundlage ausmachen würden. Nur wünsche ich sie mit

Beispielen fogenannter edler (überverdientlicher) Handlungen, mit welchen unsere empfindsame Schriften so viel um sich werfen, zu verzeihen, und alles bloß auf Pflicht und den Werth den ein Mensch sich in seinen eigenen Augen durch das Bewußtseyn sie nicht übertreten zu haben, geben kann und muß, anzusetzen, weil was auf leere Wünsche und Schufuchten nach unertheillicher Vollkommenheit hinausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwenglich-Große viel zu Gute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdenn ihnen nur unbedeutend klein scheint, frey sprechen.

Wenn man aber fragt was denn eigentlich die reine Sittlichkeit ist, an der als dem Probemetal man jeder Handlung moralischen Gehalt prüfen müsse, so muß ich gestehen daß nur Philosophen die Entscheidung dieser Frage zweifelhaft machen können: denn in der gemeinen Menschenvernunft ist sie, zwar nicht durch abgezogene allgemeine Formeln, aber doch durch den gewöhnlichen Gebrauch, gleichsam als der Unterschied zwischen der rechten und linken Hand, längst entschieden. Wir wollen also vorerst das Prüfungsmerkmal der reinen Tugend an einem Beispiele zeigen, und indem wir uns vorstellen daß es etwa einem zehnjährigen Knaben zur Beurtheilung vorgelegt worden, sehen ob er auch von selber, ohne durch den Lehrer dazu angewiesen zu seyn, nothwendig so urtheilen müßte. Man erzähle die Geschichte eines redlichen Mannes den man bewegen will den Verleumdern einer unschuldigen, übrigens nicht vermögenden Person (wie etwa Anna von Bolen auf Anklage Heinrich VIII. von England) heizutreten. Man bietet Gewinne, d. i. große Geschenke oder hohen Rang an; er schlegt sie aus. Dieses wird

großen Beifall und Billigung in der Seele des Zuhörers wirken, weil es Gewinn ist. Nun fangt man es mit Androhung des Verlusts an. Es sind unter diesen Verleumdern seine besten Freunde, die ihm jetzt ihre Freundschaft aufgeben; nahe Verwandte, die ihn, der ohne Vermögen ist, zu enterben drohen; Mächtige, die ihn in jedem Orte und Zustande verfolgen und kränken können; ein Landesfürst, der ihn mit dem Verlust der Freyheit, ja des Lebens selbst bedroht. Um ihn aber, damit das Maß der Leidens voll sey, auch den Schmerz fühlen zu lassen, den nur das fittlich gute Herz recht inniglich fühlen kann, mag man seine mit äußerster Noth und Dürftigkeit bedrohte Familie ihn um Nachgiebigkeit ansehend, ihn selbst, ob zwar rechtschaffen, doch eben nicht von festen unempfindlichen Organen des Gefühls für Mitleid sowohl als eigener Noth, in einem Augenblick darin er wünscht den Tag nie erlebt zu haben, der ihn einem so unaussprechlichen Schmerz aussetzte, dennoch seinem Vorsatze der Redlichkeit ohne zu wanken oder nur zu zweifeln trenn bleibend vorstellen: so wird mein jugendlicher Zuhörer stufenweise von der bloßen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erstaunen, endlich bis zur græsten Verehrung, und einem lebhaften Wunsche selbst ein solcher Mann seyn zu können, ob zwar freylich nicht in seinem Zustande, erhoben werden; und gleichwohl ist hier die Tugend nur darum so viel werth, weil sie so viel kostet, nicht weil sie etwas einbringt. Die ganze Bewunderung und selbst Bestrebung zur Ähnlichkeit mit diesem Character beruht hier gänzlich auf der Reinigkeit des fittlichen Grundsatzes, welche nur dadurch recht in die Augen fallend vorgestellt werden kann, daß man alles was Menschen nur zur Glückseligkeit zählen mögen von den Triebfedern der Handlung wegnimmt. Also

muß die Sittlichkeit auf das menschliche Herz desto mehr Kraft haben, je reiner sie dargestellt wird. Woraus denn folgt daß, wenn das Gesetz der Sitten und das Bild der Heiligkeit und Tugend auf unsere Seele überall einigen Einfluß ausüben soll, sie diesen nur so fern ausüben könne, als sie rein, unvermengt von Ablichten auf sein Wohlbefinden, als Triebfeder ans Herz gelegt wird, darum weil sie sich im Leiden am herrlichsten zeigt. Dasjenige aber, dessen Wegräumung die Wirkung einer bewegenden Kraft verstärkt, muß ein Hinderniß gewesen seyn. Folglich ist alle Beimischung der Triebfedern, die von eigener Glückseligkeit hergenommen werden, ein Hinderniß dem moralischen Gesetze Einfluß aufs menschliche Herz zu verschaffen. Ich behaupte ferner daß selbst in jener bewundernthen Handlung, wenn der Bewegungsgrund daraus sie geschah die Hochschätzung seiner Pflicht war, alsdenn eben diese Achtung fürs Gesetz, nicht etwa ein Anspruch auf die innere Meinung von Großmuth und edler verdienstlicher Denkungsart, gerade auf das Gemüth des Zuschauers die größte Kraft habe, folglich Pflicht, nicht Verdienst, den nicht allein bestimmtesten, sondern, wenn sie im rechten Lichte ihrer Unverletzlichkeit vorgestellt wird, auch den eindringendsten Einfluß aufs Gemüth haben müße.

In unsern Zeiten, wo man mehr mit schwelzenden weichherzigen Gefühlen, oder hochfliegenden aufblühenden und das Herz eher weik als stark machenden Anmaßungen über das Gemüth mehr auszurichten host als durch die der menschlichen Unvollkommenheit und dem Fortschritte im Guten angemessnere trockne und ernsthafte Vorstellung der Pflicht, ist die Hinweisung auf diese Methode nothiger als jemals. Kindern Handlungen als edele großmüthige verdienstliche

zum Muster aufzustellen, in der Meinung sie durch Einflößung eines Enthusiasmus für dieselbe einzunehmen, ist vollends zweckwidrig. Denn da sie noch in der Beobachtung der gemeinsten Pflicht und selbst in der richtigen Beurtheilung derselben so weit zurück sind, so heißt das so viel als sie bei Zeiten zu Phantasten zu machen. Aber auch bei dem belehrtern und erfahrern Theil der Menschen ist diese vermeinte Triebfeder, wo nicht von nachtheiliger, wenigstens von keiner echten moralischen Wirkung aufs Herz; die man dadurch doch hat zuwege bringen wollen.

Alle Gefühle, vornehmlich die, so ungewohnte Anstrengung bewirken sollen, müssen in dem Augenblicke da sie in ihrer Heftigkeit sind, und ehe sie verhaufen, ihre Wirkung thun: sonst thun sie nichts; indem das Herz natürlicher Weise zu seiner natürlichen gemäßigten Lebensbewegung zurückkehrt, und sonach in die Mattigkeit verfällt, die ihm vorher eigen war, weil zwar etwas was es reizte, nichts aber das es stärkte an dasselbe gebracht war. Grundsätze müssen auf Begriffe errichtet werden: auf alle andere Grundlage können nur Anwandlungen zu Stande kommen, die der Person keinen moralischen Werth, ja nicht einmal eine Zuversicht auf sich selbst verschaffen können, ohne die das Bewußtseyn seiner moralischen Gefinnung und eines solchen Characters, das höchste Gut im Menschen, gar nicht Statt finden kann. Diese Begriffe nun, wenn sie subjectiv-practisch werden sollen, müssen nicht bei den objectiven Gesetzen der Sittlichkeit stehen bleiben, um sie zu bewundern und in Beziehung auf die Menschheit hochzuschätzen, sondern ihre Vorstellung in Relation auf den Menschen und auf sein Individuum betrachten; da denn jenes Gesetz in einer zwar

höchst achtungswürdigen, aber nicht so gefälligen Gestalt erseheint, als ob es zu dem Elemente gehöre daran er natürlicher Weise gewohnt ist, sondern wie es ihn nöthiget dieses, oft nicht ohne Selbstverleugnung, zu verlassen und sich in ein höheres zu begeben, darin er sich mit unaufhörlicher Besorgniß des Rückfalls nur mit Mühe erhalten kann. Mit einem Worte, das moralische Gesetz verlangt Befolgung aus Pflicht, nicht aus Vorliebe; die man gar nicht voraussetzen kann und soll.

Laßt uns nun im Beispiele sehen ob in der Vorstellung einer Handlung als edler und großmüthiger Handlung mehr subjectiv bewegende Kraft einer Triebfeder liege, als wenn diese bloß als Pflicht in Verhältniß auf das ernste moralische Gesetz vorgestellt wird. Die Handlung, da jemand mit der größten Gefahr des Lebens Leute aus dem Schiffbruche zu retten sucht, wenn er zuletzt dabei selbst sein Leben einbüßt, wird zwar einerseits zur Pflicht, andererseits aber und größtentheils auch für verdienstliche Handlung angerechnet: aber unsere Hochschätzung derselben wird gar sehr durch den Begriff von Pflicht gegen sich selbst, welche hier etwas Abbruch zu leiden scheint, geschwächt. Entscheidender ist die großmüthige Aufopferung seines Lebens zur Erhaltung des Vaterlandes; und doch, ob es auch so vollkommen Pflicht sey, sich von selbst und unbefohlen dieser Absicht zu weihen, darüber bleibt einiger Scrupel übrig, und die Handlung hat nicht die ganze Kraft eines Muthers und Antriebes zur Nachahmung in sich. Ist es aber unerlässliche Pflicht, deren Übertretung das moralische Gesetz an sich und ohne Rücksicht auf Menschenwohl verletzt, und dessen Heiligkeit gleichsam mit Füßen tritt; dergleichen Pflichten man Pflichten gegen Gott zu nennen pflegt, weil

wir uns in ihm das Ideal der Heiligkeit in Substanz denken: so widmen wir der Befolgung desselben mit Aufopferung alles dessen, was für die innigste aller unserer Neigungen nur immer einen Werth haben mag, die allervollkommenste Hochachtung, und wir finden unsere Seele durch ein solches Beispiel gestärkt und erhoben, wenn wir an demselben uns überzeugen können daß die menschliche Natur zu einer so großen Erhebung über alles was Natur nur immer an Triebfedern zum Gegetheil aufbringen mag, fähig sey. Juvenal stellt ein solches Beispiel in einer Steigerung vor, die den Leser die Kraft der Triebfeder, die im reinen Gesetze der Pflicht als Pflicht steckt, lebhaft empfinden läßt:

*Esto bonus miles, tutor bonus, arbiter idem  
Integer; ambigue si quando citabere testis  
Incertaque rei, Phalaris licet imperet ut sis  
Falsus, et adnoto dicitur perjuriam tauro,  
Summum crede nefas animam proferre  
pudori*

*Et propter vitam vivendi perdere causas.*

Wenn wir irgend etwas Schmeichelhaftes vom Verdienstlichen in unsere Handlung bringen können, denn ist die Triebfeder schon mit Eigenliebe etwas vermischt, hat also einige Beihülfe von der Seite der Sinnlichkeit. Aber der Heiligkeit der Pflicht allein Alles nachsetzen, und sich bewußt werden daß man es könne, weil unsere eigene Vernunft dieses als ihr Gebot anerkennt, und sagt daß man es thun sollte, das heißt sich gleichsam über die Sinnewelt selbst gänzlich erheben, und ist in demselben Bewußtseyn des Gesetzes auch als Triebfeder eines die Sinnlichkeit beherrschenden Vermögens unzertrennlich, wenn gleich nicht immer, mit Effect verbunden, der aber doch auch durch die öftere Beschäftigung mit derselben und die anfangs kleinern Ver-

fuche ihres Gebrauchs Hoffnung zu feiner Bewirkung giebt, um in uns nach und nach das grösste, aber reine moralische Interesse daran hervorzubringen.

Die Methode nimmt also folgenden Gang. Zuerst ist es nur darum zu thun, die Beurtheilung nach moralischen Gesetzen zu einer natürlichen, alle unsere eigene sowohl als die Beobachtung fremder freyer Handlungen begleitenden Beschäftigung und gleichsam zur Gewohnheit zu machen, und sie zu schärfen, indem man vorerst fragt ob die Handlung objectiv dem moralischen Gesetze, und welchem gemäß sey; wobei man denn die Aufmerksamkeit auf dasjenige Gesetz, welches bloß einen Grund zur Verbindlichkeit an die Hand giebt, von dem unterscheidet, welches in der That verbindend ist (*leges obligandi a legibus obligantibus*), wie z. B. das Gesetz desjenigen, was das Bedürfnis der Menschen, im Gegensatze dessen, was das Recht derselben von mir fordert (wovon das letztere wesentliche, das erstere aber nur außerwesentliche Pflichten vorsehreibt), und so verschiedene Pflichten, die in einer Handlung zusammenkommen, unterscheiden lehrt. Der andere Punct worauf die Aufmerksamkeit gerichtet werden muß, ist die Frage ob die Handlung auch subjectiv um des moralischen Gesetzes willen geschehen, und also sie nicht allein sittliche Richtigkeit als That, sondern auch sittlichen Werth als Gesinnung, ihrer Maxime nach, habe. Nun ist kein Zweifel daß diese Uebung und das Bewußtseyn einer daraus entspringenden Cultur unserer bloß über das Practische urtheilenden Vernunft ein gewisses Interesse selbst am Gesetze derselben, mithin an sittlich guten Handlungen nach und nach hervorbringen müsse. Denn wir gewinnen endlich das Lieb, dessen Betrachtung uns den er-

weiterten Gebrauch unserer Erkenntnißkräfte empfinden läßt; welchen vornehmlich dasjenige befördert, worin wir moralische Richtigkeit antreffen, weil sich die Vernunft in einer solchen Ordnung der Dinge mit ihrem Vermögen *a priori* nach Principien zu bestimmen was geschehen soll, allein gut finden kann. Gewinnt doch ein Naturbeobachter Gegenstände die seinen Sinnen anfangs aufwärts sind endlich lieb, wenn er die große Zweckmäßigkeit ihrer Organisation daran entdeckt, und so seine Vernunft an ihrer Betrachtung weidet, und Leibnitz brachte ein Insect, welches er durchs Microscop sorgfältig betrachtet hatte, sebonend wiederum auf sein Blatt zurück, weil er sich durch seinen Anblick belehrt gefunden, und von ihm gleichsam eine Wohlthat genossen hatte.

Aber diese Beschäftigung der Urtheilskraft, welche uns unsere eigene Erkenntnißkräfte fühlen läßt, ist noch nicht das Interesse an den Handlungen und ihrer Moralität selbst. Sie macht bloß daß man sich gerne mit einer solchen Beurtheilung unterhält, und giebt der Tugend, oder der Denkungsart nach moralischen Gesetzen, eine Form der Schönheit, die bewundert, darum aber nicht gesucht wird (*laudatur et alget*); wie alles dessen Betrachtung subjectiv ein Bewußtseyn der Harmonie unserer Vorstellungskräfte bewirkt, und wobei wir unser ganzes Erkenntnißvermögen (Verstand und Einbildungskraft) gestärkt fühlen, ein Wohlgefallen hervorbringt, das sich auch andern mittheilen läßt; wobei gleichwohl die Existenz des Objects uns gleichgültig bleibt, indem es nur als die Veranlassung angesehen wird der über die Thierheit erhabenen Anlage der Talente in uns inne zu werden. Nun tritt aber die zweyte Uebung ihr Geschäft an, nämlich in der

lebendigen Darstellung der moralischen Gesinnung an Beispielen die Reinigkeit des Willens bemerklich zu machen, vorerst nur als negative Vollkommenheit desselben, so fern in einer Handlung aus Pflicht gar keine Triebfedern der Neigungen als Bestimmungsgründe auf ihn einfließen; wodurch der Lehrling doch auf das Bewußtseyn seiner Freyheit aufmerksam erhalten wird, und obgleich diese Entfagung eine anfängliche Empfindung von Schmerz erregt, dennoch dadurch, daß sie jenen Lehrling dem Zwange selbst wahrer Bedürfnisse entzieht, ihm zugleich eine Befreyung von der mannigfaltigen Unzufriedenheit, darin ihn alle diese Bedürfnisse verflechten, angekündigt, und das Gemüth für die Empfindung der Zufriedenheit aus anderen Quellen empfänglich gemacht wird. Das Herz wird doch von einer Last, die es jederzeit ingeheim drückt, befreyt und erleichtert, wenn an reinen moralischen Entschließungen, davon Beispiele vorgelegt werden, dem Menschen ein inneres, ihm selbst sonst nicht einmal recht bekanntes Vermögen, die innere Freyheit, aufgedeckt wird sich von der ungefümen Zudringlichkeit der Neigungen dermaßen loszumachen, daß gar keine, selbst die liebteste nicht, auf eine Entschließung zu der wir uns jetzt unserer Vernunft bedienen sollen Einfluß habe. In einem Falle wo ich nur allein weiß daß das Unrecht auf meiner Seite sey, und obgleich das freye Geständniß desselben und die Anerbietung zur Genugthuung an der Eitelkeit, dem

Eigennutze, selbst dem sonst nicht unrechtmäßigen Widerwillen gegen den, dessen Recht von mir geschmälert ist, so großen Widerspruch findet, dennoch mich über alle diese Bedenklichkeiten wegsetzen kann, ist doch ein Bewußtseyn einer Unabhängigkeit von Neigungen und von Glücksumständen, und der Möglichkeit sich selbst genug zu seyn enthalten, welche mir überall auch in anderer Absicht heilsam ist. Und nun findet das Gesetz der Pflicht durch den positiven Werth den uns die Befolgung desselben empfinden läßt, leichteren Eingang durch die Achtung für uns selbst im Bewußtseyn unserer Freyheit. Auf diese, wenn sie wohl gegründet ist, wenn der Mensch nichts stärker scheuet als sich in der innern Selbstprüfung in seinen eigenen Augen geringgeschätzt und verwerflich zu finden, kann nun jede gute sittliche Gesinnung gepropft werden, weil dieses der beste, ja der einzige Wächter ist das Eindringen unedler und verderbender Antriebe vom Gemüthe abzuhalten.

Ich habe hiemit nur auf die allgemeinsten Maximen der Methodenlehre einer moralischen Bildung und Uebung hinweisen wollen. Da die Mannigfaltigkeit der Pflichten für jede Art derselben noch besondere Bestimmungen erforderte, und so ein weitläufiges Geschäfte ausmachen würde, so wird man mich für entschuldigt halten, wenn ich in einer Schrift wie diese, die nur Vorübung ist, es bei diesen Grundzügen bewenden laße.

## JEAN PAUL FRIEDRICH RICHTER.

### FRAGMENT AUS EINEM ZWEYTEN LOBE DER NARRHEIT.

#### GROENLÄNDISCHE PROCESSE V.

Die Sterne auf den Rücken schimmern nur zu Nachts: aber wehe der Sonne vor der sie erblafen! Wehe den Knien die nicht dem Klotze huldigen aus welchem man den Gegenstand der allgemeinen Verehrung gefehntzt! Blitze treffen zwar den Lorbeer nicht, aber doch den, der ihn trägt, und nichts ist gewöhnlicher als Thränen in seharrfichtigen Augen. Der große Mann muß also entweder durch niedrige Bäcklinge unter dem Neide hindurch kriechen, und den langen Fischen gleichen, die sich krümmen um durch das widerstehende Wasser schwimmen zu können, oder er muß gleich den Palmbäumen durch Stacheln seine Früchte gegen die Schweine beschützen. Welches von beiden er nie wollen, und welches er selten können wird, weiß man von selbst. Was bleibt ihm nun übrig? Genug: der Rath, er werde wie der Narren einer. Die Ärzte des Volks haben Harlekin bei sich; und sein Körper wenigstens spiele, während seine Seele Pillen austheilet, den buntscheckigen Diener. Um die Nattern zu verfeuchen tragen die Mohren in Cypern Schellen an den Stiefeln. Scherz ist daher nicht zu verachten: denn außer dem, was Sturz von dem Einflusse der lustigen Laune Voltaires auf die Duldung dieses Mannes sagt, außerdem daß alles dumme Vieh vom Schafe bis zum Stier das Salz liebet, so

ist auch gewiß daß das Lachen ein paar Stufen von Größe heruntersetzt. Ernsthaftigkeit ist das Wappen des großen Verdienstes: daher ist es in Abdera besser De moerit als Heraclit zu seyn.

Daß ich mit diesem allen dem Weifen bloß angerathen haben will seine Thorheiten weniger zu verbergen, auf Sommerflecken nicht Schminkpflasterchen zu legen, und dünne Waden nicht durch allerley Materialien zu vergrößern, versteht sich von selbst: denn Thorheiten hat jeder, und von keinem Kleide laßen sich alle Federn und alle Stäubchen abhürften.

Allein weiter! Narrheit kommt auch der Dummheit zu Statten. Diese beiden Benennungen sind nicht gleichbedeutend. Denn die Narrheit ist der Maulesel der aus der Vereinigung des Pferds mit dem Efel, der Weisheit mit der Dummheit, entspringt. Zwar sind beide wie Frau und Mann immer ein Leib; zwar ist immer neben dem gothischen Rathhause, wo man sich berathschlagt, der Rathskeller, wo man sich betrinkt; zwar sind beide Schwestern, und beide Antimusen; aber jede bewohnt doch einen besondern Gipfel auf dem Parnafs, der der Antipode des griechischen, und oft der deutsche ist; und wenn dieser Erdball das Bedlam des Univerfums ist, so wohnet die Dummheit gleich den Bedienten *parterre*,



und die Narrheit gleich der Herrschaft in den übern Stockwerken; des Gelehrten, des Polypen zwischen beiden, nicht zu vergeßen, der unter dem Dache logirt.

Die Narrheit kommt nun der Dummheit zu Statten. Hiemit, um noch einem Mißverständniß vorzubeugen, sag' ich nicht daß die Dummheit nicht die Mutter des Glücks ist; daß auf ihrem faulen Rücken nicht mehr die Mehlfäcke liegen; daß der nicht erho- 10 ben werde, der kriechen kann, und der glücklich ist, der es verdient. Ich weiß daß der Rock der Ehre bloß gemacht ist um die Blöße des Unverdienten zu bedecken; wiewohl man oft die Schönen nachahmet, die sich ankleiden um ihre Nacktheit zu zeigen; ja daß die Ehrentitel womit man die Menschen behängt ein enges Gewand sind, welches die Thorheit hindert nach Gefallen Sprünge zu machen. Aber was 20 will ich denn sagen? Dieses. Man nehme erstlich nur die Mode. Denn die Narrheit ist der Schneider Europens. Ein kleines Gehirn hat feinen Werth: aber was für einen großen bekommt es nicht unter einem großen Hute? Jeder schätzt einen Esel: aber einer den sonst die Fabel und jetzt die Mode grün anstreicht, ist zum Anbeten, und wenn ich ein Frauenzimmer wäre, würd' ich sa- 25 gen: zum Küßen. Selbst die stolze Philosophie im cynischen Mantel muß dem feidenen Mäntelchen weichen, welches um ein lebendiges Skelet flattert das man mit einem lateinischen M gekrönet. Große Schuhsehnallen leihen nicht bloß kleinen Füßen, 30 sondern auch kleinen Köpfen ihre Stralen. Zu langen Ohren stehen große Locken schön, und noch schöner goldne Schellen. Da ich nur von männlichen rede, wird man wohl

errathen daß an weibliche das gehängt werden muß, um was man dem Galauterichändler das halbe Vermögen verpfändet. Der Mann hat glänzende Gaben' heißt nicht: er 3 hat einen glänzenden Kopf, sondern einen glänzenden Bauch, wie der Feuerkäfer: er hat nämlich eine goldgestickte Weste. Der Gehalt der meisten Idolen guter Gesellschaften wohnt auf ihrer Oberfläche, und ihre äußere Seite ist ihre beste. Die Pflan- 10 zen nützen dem Apotheker mit ihrer Rinde am meisten, und die Rinde ist der schmackhafteste Theil des Brots. Schalet die Rinde von jenen Lorbeerbäumen ab, und sie verdorren: dieses sieht man, wenn solche gute 15 Köpfe ihre Talente für die Befriedigung des Magens verpfänden, und ihren Witz zur Trödelbude in die Gesellschaft der durchlöcherten Dummheit wandern laßen.

Von der Bestätigung meines Satzes war ich neulich Augenzeuge bei einer Kaufmannsfrau, die für ein unmündiges Kind einen Hauslehrer unter zweyen Studenten auswählte die man ihr wegen ihrer glei- 25 chen Dummheit vorgeschlagen hatte. Natürlich wurde der eine, der so wenig befaß, daß er seine rothen Haare nicht mit Puder schminken konnte, und das alte röthliche Bräutigamskleid seines dicken Veters trug, 30 und also bloß dumm war, dem nachgesetzt, der seinen Magen seiner weißen Frisur aufopferte, der mit einem schwarzen Rocke und weißen feidenen Strümpfen prangte, und also auch ein Narr war. So war in 35 Ägypten der Esel wegen seiner rothen Haare der Teufel der Nation, und der gehörnte Apis wegen seiner weißen und schwarzen Flecken der Gott derselben.

Aber noch mehr! &c.

## AUS DEM LEBEN FIBELS.

### I NACHCAPITEL: NEUESTE AUSSICHT.

Unerwartet ist vieles was eben kommt, und ich würd' es selber nicht glauben, wenn ichs nicht selber erzählte. Niemals denkt man mehr an seinen Kopf, als wenn man in ihm drinnen etwas sucht, wie ich hier den anständigen Befehl, oder auf ihm oben etwas trägt, wie Fleischer Mauerer Wäscherinnen die Gefäße: in jedem solchen Falle giebt man auf den Kopf Acht; wer Kronen trägt, ist ein zu feichter Einwand.

Die Sache war nämlich so. Nachdem der bisherige Fluß der Fibelfehen Geschichte gleichsam als eine *perte du Rhone* nur unter die Erde hin verschwunden war, so muß' ich nachsehen wo die Geschichte oder der Fluß wieder hervorbrache, und befragte deshalb alle Welt. Diese verletzten mir könne wohl niemand Auskunft geben als das alte Herrlein in Bienenroda, ein trefflich steinaltes Männchen, von mehr als 125 Jahren, das einige Meilen vom Dorfe ab wohne, und das am gewiffesten alles was sich etwa zu dessen Jugendzeiten mit Fibeln zugetragen. Nicht der Ruhm (man glaube mir) ein Hadrian zu seyn, der bei dem Orakel über Homers Lebensumstände nachfragte (nämlich ich bei dem alten Herrlein in Rückficht des ABC-Stellers), sondern die nahe Aussicht entzückte mich endlich einmal nach meinem jahrelangen Wunsche einen ältesten Mann der Erde lebendig in die Hände zu bekommen: aber darunter verstand ich weniger einen Methusalem von 969 Jahren als einen Peter Zor-

ten von 185 Jahren aus dem Temeswarer Bannat, weil jetzt unserm Gefühle und Gewohntseyn und Gewifsseyn eigentlich der Ungar älter vorkommt als der Jude. 'Eine eigne Empfindung' sagt' ich, 'ja eine neue müßt' es erwecken, ein ganz abgefloßnes Jahrhundert lebendig und compact im noch laufenden vor sich zu haben, nämlich einen vorfündflutigen (antediluvianischen) Menschen der Zeit bei der Hand und Haut anzugreifen, über dessen Haupt so manche Jugendmorgen und Alterabende ganzer Zeugungen weggeflogen, und vor dem man selber am Ende weder jung noch alt dasteht; einen ausländischen, hinterzeitigen, fast unheimlichen Menschengestalt zu hören, welcher allein unter den eisgraunen Taufendschleifern und Bekannten seines schon überlebten Greifenalters übrig blieb, und der nun als Wache vor den alten Todten sehr kalt und befremdet ins närrische Neue des Lebens blickt, in der Gegenwart keine Abkühlung findend für den angeborenen Geisterdurst, kein Zaubergestern und Zaubermorgen mehr, nur das Vorgeftern der Jugend und das Übermorgen des Todes. Und wenn nun folglich der gar zu alte Maun, wie sich denken läßt, immer nur von seiner Vorvergangenheit, von dem Frühroth spricht, das jetzt am längsten Abende seines längsten Tages ordentlich mit dem Abendroth in Mitternacht zusammenrickt: so muß man schon vorher romantisch werden und empfinden, ehe nur der Über-Greis gestorben ist, dem seine Todessonne in später Mitternacht aufgeht.

Dennoch wird auf der andern Seite einer wie ich nicht sonderlich jünger neben einem

folchen Stunden-Millionaire, wie der be-  
 sagte Mann in Bienenroda seyn soll, und  
 muß weit mehr von Sterblichkeit als von  
 Unsterblichkeit dabei empfinden: ein Greis  
 erinnert stärker als ein Grab: je älter die-  
 ses, desto weiter schauet man zurück in  
 hinter einander abgeblühte Jugenden hin-  
 ein, und das eingefunkne beherbergt zu-  
 weilen eine Jungfrau, aber der veraltete  
 zusammengefallne Leib nur einen eingedrük-  
 teten Geist.

Meine Sehnsucht nach dem alten Herr-  
 lein nahm durch die Nachricht daß er sich  
 bloß den Bienenroder nenne (wobei jedem  
 von selber das Bienenrodische ABC-Buch  
 einfällt) dermaßen zu, daß ich die erste  
 Gelegenheit ergriff die sich im folgenden  
 Nachcapitel zur Reife nach dem Dorfe  
 darbot.

---

## II. NACHCAPITEL: MEINE ANKUNFT.

---

Die Reifelagegenheit war ein markgräf-  
 licher Retourwagen mit sechsen, in welchen  
 mich der Leibkutscher, da ich dem Mark-  
 grafen und dadurch dem Kutscher vorge-  
 stellt war, willig einnahm. Ich habe meine  
 Ursachen folgende Anekdote vorher zu er-  
 zählen, ehe ich im Dorfe ankomme.

Ein Graf A—a, der sein wichtiges Em-  
 pfehlungs schreiben dem Minister B—b zu  
 überreichen hatte, suchte aus Umständen  
 noch spät Abends zu Fuße dessen Haus,  
 konnte aber weder dieses noch sich selber  
 recht finden, ob er gleich jedes Haus dop-  
 pelt sah, und die Gegenstände um ihn noch  
 stärker umflogen als er selber. Zum Glück  
 legte das Wenige was er über das Viel zu  
 viel getrunken, ihn in eine Gasse seitwärts  
 hinein. Unten fand er schon Herz und Brust  
 eines andern Herrn, der aus ähnlichen Grün-

den sich nach den Gefetzen der fallenden  
 Körper gerichtet hatte. Schrecklich fluchte  
 der untere Herr über den ungefliffnen  
 Menschen der sich auf ihn herunter gebet-  
 tet habe. Ob er denn nicht wisse, befragte  
 er den Grafen, daß er den Minister B—b  
 vor sich habe. 'Entzückend! hinreißend!' 5  
 rief der Graf vor Freude darüber, daß der  
 Minister drunten vorrathig lag. 'Ich bin  
 der Graf A—a, und suche Ihre Excellenz  
 schon seit einer Stunde überall.' Hierauf  
 machten beide ohne sich erst von neuem zu  
 umarmen, da sie ohnehin einander schon an  
 die Brust gedrückt hatten, sich verbindlich,  
 aber mühsam mit einander auf, und halfen 10  
 sich gegenseitig heraus um so gut das Ge-  
 hen gehen wollte, Arm in Arm in das  
 ministerielle Haus zu kommen, wo sie die-  
 sen Abend sich den Wechselfall so oft wie-  
 der erzählten, als sie fort erzählen konnten. 15  
20

Ich bitte diese Anekdote so lange zu ver-  
 geben, als ich nicht daran erinnere, weil  
 wir auf viel wichtigere Dinge zu merken  
 haben. Noch vor Bienenroda zeigte der  
 Kutscher mit der Peitfche auf ein Obst-  
 wäldchen voll Gefang und sagte 'Dort sitzt  
 es, das alte Herrlein, und hat sein kleines  
 Vieh bei sich.' Ich sprang aus dem Für-  
 stenwagen, und ging auf den sogenannten  
 Bienenroder zu. Da mich dem alten Herr-  
 lein meine sechs markgräflichen Pferde (ich  
 durfte es erwarten) als einen Mann von  
 Rang vorstellen mußten, meiner fehlchten  
 einfachen Kleidung nicht einmal zu geden-  
 ken, womit sich immer Fürsten und Helden  
 vor ihrem vergoldeten Gefolge auszeichnen:  
 so nahm es mich ein wenig Wunder, daß  
 das Herrlein ohne dem Pudel das Bellen zu  
 wehren noch lange mit seinem Hasen fort-  
 spielte, bevor es langsam, als wären Mark-  
 grafen ihm tägliches Brot, den wachstuche-  
 nen Hut von einem Kopf voll Haare abzog.

In einem zugeknöpften Überrock, wofür ich keine Weste anfaß, in ein Paar Strumpfbosen von unten herauf (seine ungeheuren Strümpfe waren) und in einem Halstuch (*Cranatte*), das aber bis auf den Magen herabhing, schien der Greis modisch genug bekleidet. Noch seltsamer war sein überalter Körper zusammengesetzt: der Grund des Auges ganz weiß, der in der Kindheit schwarz ist; mehr seine Länge als seine Jahre schienen ihn zum Bogen zu krümmen; die aufwärts gedrehte Kinnspitze gab seinem Sprechen ein Ansehen von Wiederkäuen: aber dabei waren seine Züge lebendig, seine Augen hell, die Kinbacken voll weißer Zähne, der Kopf voll blondes Haar.

Ich sang endlich an, ich hätte bloß seinetwegen Pferde genommen um einen Mann zu sehen für welchen es gewiß wenig Neues unter der Sonne gäbe, ob er gleich selber etwas Neues unter ihr sey. Um ihn zu Mittheilungen über Fabel zu gewinnen fuhr ich fort: 'Eigentlich sind Sie als ein Fünfundzwanziger ein Mann in Ihren besten Jahren: denn nach dem Hundert geht eine ganz neue Rechnung an; daher Personen von hohem, wieder von Eins an zählenden Alter, z. B. die Frau *Verdut* oder der Greis von Rechingen, Zähne und Haare und jede Verjüngung wieder bekommen, wie ich ja an Ihrem eignen Haar und Gebiß errathe. Ein anderes ist ein Mann in Achtzigern, wie Peter Zanten, der Ungar, welcher freylich in seinem fünfundachtzigsten Jahre nach dem Weltlaufe, zumal da er schon vorher hundert Jahre zurückgelegt, nichts anders erwarten konnte als was darin eintraf, der Tod. Ich weiß übrigens aus dem erbärmlich philosophierenden Museum des Wundervollen, bei Baumgärtner in Leipzig (B. 7, 5), recht gut daß Castagnada versichert, in Bengalen sey ein Mann 370 Jahre alt

geworden und habe viermal neues Haar und Gebiß und übrigens 70 Weiber gehabt, und daß nicht ein Mensch, wenn man bei dieser wie bei andern Nachrichten auch nur die Hälfte für wahr annimmt, wenigstens 185 Jahre alt werden kann. Genau genommen, halten Sie sich ohnehin für etwas älter, als Sie wirklich sind; wenn ich nach den Schalttagen rechnen soll: denn da nach jedem vierten Jahre viermal sechs Stunden eingefaltet werden, dieß aber scharf genommen falsch ist, weil nach genauester Berechnung jedem Jahre nicht 6, sondern nur 5 Stunden, 48 Minuten, 45 Secunden, 30 Terzien fehlen, so bleibt Ihnen sogar bei Auslassung des Schalttags, wie z. B. Anno 1800 gefchah, doch noch ein Vortheil von Zeit übrig, den Sie noch zu leben haben.'

Ich hatte mich so verwickelt, weil sich mir die astronomische Schneicheley unter den Händen dünner ausspann, daß freylich der Bienenroder kaum wissen konnte was er dazu sagen sollte; und daher sagt' er auch nichts.

'Ich meines Orts gestehe gern' knüpft ich wieder an, 'war' ich einmal über das Jahrhunderts-Ziel oder die Kirchhofmaner von 100 Jahren hinüber, ich würde dann gar nicht wissen wie alt ich würde, oder ob ichs wäre, sondern frisch und frey, wie ja die Weltgeschichte öfter gethan, mitten in Jahrtausenden, wieder von Anno Eins zu zählen anfangen. Warum soll denn ein Mensch nicht so alt werden können als mancher indische Riefenbaum, der noch steht? Übrigens sollte man ordentlich protocollarisch alle Über-Greife vernahmen über die Mittel wodurch sie ihr Leben ohne den Geheimerath Hufeland in Berlin so sehr zu verlängern mußten, als der Geheimerath selber nicht kann, da er sich nur zu achtzig bis neunzig anheischig macht. Wie stellten Sie es eigentlich an, theures altes Herrlein? Aus einer

langen Nase allein ist schwer, dünkt mich' befehlöß ich in einigem Ärger über das Schweigen des Herrleins, 'ein langes Leben zu drehen, wiewohl ein Franzose die Sache behauptet.'

'Einige meinen wohl' veretzte das Herrlein sanft, 'weil ich immer froh gewesen und das *Synbolum* gebraucht 'Nonquam lustig, *sempet* traurig': aber ich schreib' es gänzlich unserm lieben Herrgott zu. Die Thiere da um uns her sind ja auch *nonquam* lustig, wenigstens meistens lustig, leben aber doch nicht so weit über ihr Ziel hinaus als der Mensch, weil dieser das Ebenbild des ewigen Gottes auch in der langen Dauer vorstellt.' Der Mann schwieg. Solche Worte von Gott haben auf einer hundert und fünf und zwanzigjährigen Zunge viel Gewicht und Trost, und ich wurde anfangs sehr schön angezogen: aber bei Erwähnung der Thiere fiel der Bieneneroder wieder auf seine Thiere, und sang, als sey er gleichgültig gegen einen mit sechsen gekommenen Mann, wieder mit seinem Viehstande zu spielen an, mit dem Hasen, Pudel, Seidenpitze, Staare, ein Paar 25 Turteltauben auf seinem Schooße; auch ein lustiger Bienestand im Obstwäldchengeherte, da er die Bienen mit einem Pflöckchen heraus, mit einem andern hereinrief, zum Viehhofe, der ihn wie ein Hofzirkel umfiehrieb. Zu erklären war das Ganze nicht anders als durch meinen Gedanken: Alte Menschen und alte Bäume haben eine rauhe kratzende Borke an, junge aber eine sehr glatte weiche.

Er fragte endlich 'Es soll sich aber niemand 35 wundern daß ein gar alter Mann, der ja alles vergessen, und den auch niemand kennt und gern hat als der liebe Gott, sich bloß mit dem lieben Vieh abgibt. Wem kann ein altes Herrlein viel dienen? Ich gehe in den Dörfern da herum wie in lauter blutfremden Städten; seh' ich Kinder, so kommen sie mir

wie meine grauen Kinderjahre vor; seh' ich Greise, so sehen sie wie meine vergangenen Greifenjahre aus. Ich weiß nicht recht wohin ich jetzt gehöre, und hänge zwischen 5 Himmel und Erde: doch Gott siehet mich immer hell und liebreich an mit seinen zwey Augen, mit der Sonne und mit dem Mond. Und die Thiere leiten zu keiner Sünde an, sondern zur Andacht, und mir ist ordentlich als seh' ich Gott selber vieles thun, wenn 10 meine Turteltauben ihre Jungen so wärmen und wezen: denn von ihm erhielten sie doch ihre Liebe und Kunst gegen die Jungen geschenkt.' Auf einmal schwieg der Greis lange und sah ordentlich wie wehmüthig vor sich hin: das Kindtaufsglöckchen in Bieneneroda schallte ins Gartenwäldchen herein. Endlich weint' er ein wenig: ich weiß aber nicht wie ich nach seinen vorigen schönen Worten 20 zu der Einfach kam die Tropfen bloß für Zeichen altkranker Augen zu halten. 'Mir ist immer' sagt' er, 'da ich wegen meines Alters nicht gut here, als wenn das Kindtaufsglöckchen aus dem fernen Heiligengut schwach herüber klinge: hundertjährige Kinderjahre steigen aus alten tiefen Zeiten auf und sehen mich verwundert an, und ich und sie wissen nicht ob wir weinen oder lächeln sollen. O! O!' Darauf setzte er hinzu 'Hieher, mein Alertchen!' er meinte seinen Seidenpudelpitz.

Jetzt hatt' er mich selber auf die Bahn zu meinem Reiseziel gebracht. 'Bester Herr Bieneneroder' hob ich an, 'in diesem Heiligengut, das Sie also kennen, hab' ich eben das Leben des seligen Gotthelf Fibel, der das berühmte ABC-Buch gemacht, verfertigt und beendet, und mir geht nur noch dessen Abgang mit Tod ab.' Hier lächelte das Herrlein, und nickte sehr tief. 'Niemand kann wohl seinen Tod besser wissen als Sie, und überhaupt sind Sie der Einzige der mir

feltene Züge aus feiner Kindheit aufzuzahlen und befehren könnte, zumal da jede ins kindliche Gehirn geführte Geschichte, wie eingeschnittene Namen in einem Kürbis, mit den Jahren größer, bis zur Fractur anwächst, indess spätere Einritzungen bald verquellen. Sagen Sie mir um des Himmels willen alles was Sie vom seligen Manne wissen: denn in der Michaelis-Messe 1811 muß sein Leben in Nürnberg bei Schrag heraus.'

Er antwortete: «Excellentes Genie — Litterator — *Man of Genius* — *homme de lettres* — *autor clariff* — ' Da ich vermuthete, der Greis ziele auf mich, so wollt' ich abwehren: er ließ sich aber nicht halten: denn er hatte sich selber gemeint. 'Wie gesagt' fuhr er fort, 'für alles dieses und für mehrere prächtige Titel, die ich alle deshalb auswendig gelernt, hab' ich mich zwar sonst gehalten, als ich noch jener verblendete eitle Fibel war, der das gedachte, fast mittelmäßige ABC-Buch gemacht und drucken lassen.'

Das alte Herrlein ist der selige Fibel! Hundert und fünf und zwanzig, ja eintausend achthundert und elf Ausrufungszeichen hinter einander gesetzt malen nur schwach mein Verwundern darüber vor, wenn man das stärkere dagegen hält in welchem jetzt auf diesem Blatte ganze kalte ernste Lager von Litteratoren wie Körke aus lange versperren Flaschen in die Höhe fahren und sich die Hände reiben vor unermesslicher Freude daß die Sache so ist. Beinahe hätte ich in der ersten Dummheit des Jubelsturms große Freude über sein jetziges Deutsch gezeigt, und mich verwundert daß ein Mann wie Fibel, von dessen bearbeitetem Leben ich eben herkaeme, so gut spreche. Aber ich kehrte nun bald zur Befinnung und zum Lobe Fibels um. «So weiß ich denn nicht' verfertigt' ich «was mir in diesem Jahrhundert

Froheres und Vortheilhafteres hätte aufstoßen können als gerade der lebendige Held selber einer Lebensbeschreibung, in welche noch eilig so manches nachzutragen ist, da sie Herr Schrag schon in diesem Herbste verlegt. Glauben Sie mir, mehr als einen Irrthum über Sie reut' ich nun leicht in meinem Werken aus, z. B. den seit jetzt erst erklärlichsten daß ein gewisser Conrector Bienrod in Wenige-Rode Ihr Werk solle geschrieben haben.'

«So müßte ich auch davon wissen' verfertzte das Herrlein. «Aber meinen guten lateinischen Namen Fibel, so sehæn er sich auch mit Bibel reimt, taufcht' ich willig gegen den deutschen eines ganzen Dorfs weg, und ließ mich nur den Bienenroder, um dem Hofartsteufel in mir ein und das andere Horn und Bein zu brechen, weil leider alle Welt den vorigen Fibel zu sehen gefahren kam, und mich mitten in jeder Demuth stöerte. Diese Übersetzung eines lateinischen Namen in einen deutschen ist, hoff' ich ja, die entgegengesetzte Übersetzung eines deutschen in einen lateinischen, z. B. Schwarzerde in Melanchthon, welche so oft von der Eitelkeit gemacht wurde.'

«So ganz aus ähnlicher Eitelkeit' bracht' ich selber aus meiner kleinen Kenntniß bei überfertzte sich ja Neumaun in Neander, Schmidt in Faber, Horn in Ceratinus, Herbst in Oporinus, und eine Menge die ich recht gut kenne; wie ich mich denn selber, aber freylich als angehender Autor, und also aus Demuth, ins Französische verdeutschte habe. Sie übrigens sind freylich überhaupt stark berühmt, und die größten Städte in Voigtland und Reußen bildeten sich ihrem Werke nach; Nachfolger, nemlich Nachschreiber ihres ABCs haben Sie längst ungläublich viele gehabt; fogar Ihr Bilder-ABC bekam an einem Herrn Bertuch (ein Legationsrath wie

ich) einen Nacharbeiter, dessen Sie Sich gar nicht zu scheuen brauchen, da er Ihr Werk in seinem Bilderbuch, wiewohl ohne alle Dichtkunst, in Ihrem Geiste fortsetzt, wenn auch viel kostspieliger und dickbändiger, doch minder fühlbar bei bloßer heftweiser Lieferung. Und das Leben eines so wichtigen Mannes habe ich aus 40 Bänden der Pelzsehen Vierziger ausgezogen, so viel mir nämlich der letzte Krieg noch Bruchstücke davon gönnen wollen.\*

•Es war der siebenjährige\* sagte der Greis, welcher ganz wie der alte schwache Pütter den letzten franzesischen mit jenem verwechselte.

•Ungefähr\* verzetzt' ich: aber desto größer ist mir der kleinste Nachtrag von den Lippen des Helden selber; und besonders sind mir mehrere alte späte Jahre nöthig um gehörig in der Michaelismesse zu schließen. O Gott! wie viele Autoren oft einem einzigen Buch zum Großfäugen unentbehrlich sind, zumal einem großen, nicht etwann wie dem Jupiter Ziegen Bienen Berinnen als Ammen, oder etwann wie mir ein Pelz, Pompier, und Fuhrmann: kurz, wie viele Autoren oft einem Autor nöthig sind, davon weiß ein Autor ein Wort zu sagen.\*

•Fast\* fing Fibel, aber mit unbefchreiblicher Milde an •sollt' ich Sie, Herr Legationsrath, für Pelz den zweyten halten, so lieblich Sie auch aussehen und sprechen: aber nur der erste bestach mich stark mit Loben. Es mag denn seyn! Es ist mir jetzo vieles auf der Erde gleichgültig, ausgenommen der Himmel darüber, und ich sehe jetzunder nur gar zu deutlich ein wie eitel ich soust von meinen Gaben gedacht. Wer der Erde abstarb, nicht der Welt (denn dazu gehören mehrere Lehen, wenn nicht gar eine ganze Ewigkeit; ja der Ewige selber ist ja nicht dem All abgestorben, vielleicht weil er ihm ewig ur-vorgeboren

ist — Ach, mein alter Kopf wollte etwas anders sagen.\*

Nach diesen letzten Worten wurd' ich noch neugieriger auf die Erklärung der Metallverwandlung oder Brotverwandlung des vorigen unseheinbaren Fibels in dieses glänzende Herrlein, und ich bat ihn mir seinen Übertritt in diesen neuen Character zu erklären und zu motivieren. Ihm freylich konnte das Motivieren seines Characters gleichgültig seyn, da er ihn schon hatte, aber nicht dem Leser, der es von mir wissen will. Fibel verzetzte, nachher recht gern, aber jetzt sey es schon spät.

Er gieng in sein Gartenhäuslein, ich ihm nach, und er that einen Pfiff: sogleich kam sein schwarzes Eichhörnchen von einem Baum, worauf es mehr zur Luft als zur Kost war; mehrere Vögel, Nachtigallen Droffeln Staa- ren (die Vögel-Pudel) flogen von ihren Gipfeln in die offenen Fenster zurück; ein von Alter aus Roth- zu Schwarzwildpret angelaufener Gimpel trabte im Stübchen einher, närrische Laute von sich gebend, die er selber nicht erklären konnte; der Hase trommelte auf Hinterfüßen den Abend aus mit Vorderfüßen; es gab kein Hündchen im Häuschen das nicht in froher menschenliebender Laune hineingefsprungen kam, und ich hebe statt aller nur das Alerteichen aus. Doch am frohesten trat wohl der Pudel an, welcher schon wußte was die Glocke gefchlagen, daß er nämlich jetzt eine blecherne Büchse mit Schieber an den Hals bekomme, worin der Speisefettel des Abendbrots liege, das er aus dem Bienenroder Wirthshause zu holen habe. Er war Fibels Küchen-Geschäftsträger oder Küchenwagen, dessen Vertumnus und Feldpost und *Ambassadeur* in Bienenroda und *Introducteur des Ambassadeurs* im Wäldehen (durch Auhellen meiner als Legationsrath). Fibels ubrige dienende

Brüder und Schwestern waren nur Kinder die ab- und zuliefen.

Erst nachdem er angemerkt, man sollte auch den engen Thieren so weit bildend nachhelfen als man kann, da man gewissermaßen ihr Herrgott ist, und man solle sie zu guten Sitten abrichten, da sie wohl nach dem Tode fortleben könnten; Gott und Vieh sey immer gut, aber der Mensch nicht: da ließ er sich auf mein Erinnern zu seinem bringen. Greife gehen wie alles Körperliche so auch das Geistige mit zitternder Hand, die die Hälfte verschüttet: dennoch bekam ich Folgendes unverfälscht. Er mochte etwann erst hundert Jahr alt seyn, als er in einer sein Leben wieder gehörenden Nacht von neuem zahnte und unter Schmerzen wilde Entwicklungsträume durchlebte. Vor Mitternacht erschien seine verstorbene Frau, und sagte ihm, sie sey seitweggen von Todten auferstanden um ihn auszufelsten und zu benachrichtigen daß Pelz ein Spottvogel gewesen und er selber ein Gimpel. Dann träumte er nach Mitternacht, er halte ein breites Sieb in Händen, und müsse durchaus dessen Geflecht aus einander ziehen; das fest geflochtne Sieb und der Holzrand ängstigten ihn unfählich, und nichts konnt' er zerreißen als träumend sich selber; bis er endlich plötzlich statt des Siebes die ganze große lichte Sonne in seinen Händen hielt, welche ihm blendend ins Gesicht schien. Er erwachte neugeboren, und entschlief wie auf wogenden Tulpen wieder. Da träumte er, er sey ein Jahr alt nach dem Hundert, und sterbe als ein schuldloses einjähriges Kind ohne Erdenweh und Erdenschuld, und finde drohen seine Eltern, welche ihm einen ganzen Zug von seinen Kindern entgegenführten, die ihm auf der Erde unsichtbar geblieben, weil sie bloß wie helle Engel ausgesehen.

Er stieg aus dem Bette nicht nur mit neuen Zähnen, sondern mit neuen Ideen. Der

alte Fibel war abgebrannt, und der rechte Phoenix stand da und sonnte die Farbenfchwingen. Er war verklärt auferstanden aus keinem andern Grabe als aus dem Körper selber. Die Welt wich zurück: der Himmel sank heran.

Als er mir die Sachen erzählt hatte, sagte er mir, ohne auf den diensthabenden Pudel zu warten, ohne weiters gute Nacht, und zeigte mir mit den zum Beten gefalteten Händen im Obstwäldlein umher, das bloß aus Kernen gewachsen die er eingesteckt. Er aß nämlich selten eine Kirse ohne den Kern, oft zum Verdrusse der Bauern, welche auf ihren Rainen nichts Hohes haben wollen, einzufehwärzen und in die Erde zum Verklären zu begraben. 'Ich kann' sagte er keinen Kern umbringen; reißt auch nachher der Bauer das Bäumchen heraus, nun so hat es doch ein Bischen gelebt, und war als Kind gestorben.'

Im Wäldchen hört' ich ein Abendlied orgeln und singen; und ich brauchte nur zurück an Fibels Fensterchen zu treten um zu sehen daß er darin eine Drehorgel langsam umdrehte, welche er durch seine Singstimme mit einem sanften Abendlied begleitete. In der eintönigen Einsamkeit und bei seinem Absehnitzel von Stimme reichte diese noch mehr als eine Voglersehe simplifizierte Orgel schon zu seiner Hausandacht zu; und ich ging nachsingend nach Hause.

---

### III. NACHCAPITEL: ZWEYTER TAG.

---

Schon unterwegs, als ich am Morgen wieder kam, wußt' ichs ein wenig voraus, er würde mich halb vergessen haben. Im Nachtfroste des Alters, das, heinahe ohne Gegenwart,



nur von Vergangenheit und Zukunft lebt, ist dergleichen natürlich: in der alten Lebens-Sanduhr helet sich oben alles immer mehr aus, und unten steigt der Hügel heher, den ihr Grab oder Vergangenheit nennen könnt. Ich hätte allerdings erwarten können, er werde sich um einen Mann von einiger Importance, welcher ja sein Fibiſches Leben unter der Feder hatte, angelegentlicher bekümmern; vorzüglich werde er nachforſchen was der Mann in Sprachen und Wiſſenſchaft gethan, ob er in der Poeſie ein lebendiges goldnes Alter und tauſendjähriges Reich im Kleinen ſey, und ob es noch onentdeckte Inſeln gebe die von ihm nichts wiſſen: von allen dieſen Fragen über mich, deren Beantwortung ja immer zu ſeinem Ruhme anfallen mußte, that er keine einzige, wenn ich malte ausnehme, ob ich denn wohl in der Schrift, was er ſo inniglich von Herzen hoffte, ſeiner lieben Eltern recht mit Ehren gedächte. Er ſetzte dazu „Ach, ſie ſind doch zu wenig bekannt, ſowohl auswärts als in Heiligengut, und fogar ihr Sohn iſt viel bekannter.“ Ich that zwey Schwüre daß ich das Schönſte von beiden gefagt: ich holte aber vielerley von dieſem Schönſten noch aus dem frommen Sohne heraus, und ſah es ein.

Schon war der Morgen im Obſtwäldlein: der Alters-Reiſe ſchien geſchmolzen und beweglich nur als Morgenthau in Fibels Spätflor zu ſchimmern. Selber die Liebe ſeiner Thiere gegen ihn, die wie Kinder den zu errathen ſcheinen, der ſie lieb hat, machte den Morgen in einem Obſtwäldchen ſchöner wovon jedes Bäumchen eine von ihm genoſſene Frucht zur Mutter hatte. Das Thierreich war Erbfchaft von ſeinen Eltern; nur natürlicher Weiſe waren es die Urenkel und Urenkel &c. des elterlichen. Das ganze Wäldchen beherbergte ſingende und brütende Vögel: aber er konnte mit wenigem Pfeifen

fämmliche zahme Nachfahrer der väterlichen Singſchule von ihren Gipfeln auf die Schultern locken. Es anzufebauen, wie er geſchwind zärtlich umflattert wurde, erquickte das Herz. Überall wo die Sonne anplänzen konnte hatte er ordentlich mit dem kindlichen Wohlgefallen eines Greis-Kindes bunte Glaskugeln auf Stäbe geſteckt oder in Bäumchen gehangen, und in dieſes Farneclavier von Silberblicken Goldblicken Juwelenblicken blickte er unbefchreiblich vergnügt hinein. Ich gab ihm ungemein Recht: es waren verglaſte Tulpenbeete, dieſe bunten Sonnenkugeln, welche mit mehr als zehn Farbenfeuern das Grün anſteckten; ja manche rothe thaten in den Zweigen als wären ſie reife Äpfel-Fruchtlücke: aber am meiſten erquickte ſich der alte Mann an den nachſchillernden Landſchaften auf dieſen Weltkugeln, gleichſam der nachfärbende Verkleinerungſpiegel der beweglichen Ausſichten. „Ach“ ſagte er, „wenn ich ſo recht in die Farben hinein ſehau, die Gott der dunkeln Welt gegeben, und zu welchen er immer ſeine Sonne gebraucht, ſo iſt mir als ſey ich geſtorben, und ſchon bei Gott: aber da er in uns iſt, ſo iſt man ja immer bei Gott.“

Hier brach ich endlich mit der lang gehegten Frage heraus, wie er denn bei ſeinen Jahren zu einem ſo guten Deutſch komme, als kaum die neuſten Schreiber ſprächen. Er wäre etwann zwey Jahre wieder alt geweſen, verſetzte er (ſeine 100 Jahre vorher verſtanden ſich von ſelber), als er mehrere Jahrzeiten hindurch jeden Sonntag einen heiligen geiſtigen Geiſtlichen zu hören fand, welcher ſein Deutſch mit einer ſolchen Engelszunge ſprach, daß er fogar, wenn er einmal auf der Kanzel verſterbe, im Himmel keine beſere brauche. Den Prediger ſo wie die Stadt kommt er mir nicht beſchreiben, aber wohl ſein Kanzelweſen, wie er ohne

Überfluß der Worte und der Mienen und der Bewegungen sprach; wie er das Schönefte und Stärkste mit milden Tönen sagte; wie der Mann gleich einem Johannes, der, nahe am Himmel ruhend, zur Welt spricht, seine Hände ruhig auf das Kanzelpult oder in die Kanzelärmel legte; wie jeder Ton ein Herz, und jeder Blick ein Segen war; wie dieser Christusjünger Kraft in Liebe verhüllte, so wie der feste Diamant in weichem Gold gefunden wird, das ihn auch später am Menschen einfaßt; wie die Kanzel ein Tabor für ihn wurde, worauf er sich und Zuhörer verklärte; und wie er unter allen Geistlichen am besten das Schwerste vermochte, würdig zu beten.

Mehr als einmal wollt' ich glauben, er habe jenen großen Geistlichen gehört, dessen Namen ich nie ohne die Erinnerung des höchsten Glücks und des höchsten Verlustes ausspreche, und über dessen Grab seine Kirche sich als Denkmal wölbt. Aber nicht alle Umstände wollten den frohen Glauben bestetigen.

Immer wärmer wurd' ich dem uralten Manne zugethan, und forderte von ihm so wenig als von einem Kinde volle Liebeseverwiderung. Zuletzt mahnt' ich mich selber zum Scheiden an um den Frieden seiner Abende mit nichts Weltlichem zu stören. Er sollte jene erhabne Altersstellung ungetrübt behalten, wo der Mensch gleichsam wie auf dem Pole lebt: kein Stern geht da unter, keiner auf; der ganze Himmel steht und blinkt, und der Polarstern der zweyten Welt schimmert unverrückt gerade über dem Haupte. Ich sagte ihm daher, ich würde Abends wiederkommen und Abschied nehmen. Er versetzte zu meinem Erstaunen, da er vielleicht Abends selber einen nehme von der ganzen Welt, so möcht' er sich nicht gern im Sterben gestört sehen; diesen Abend lef' er die

Offenbarung Johannis hinaus, und da könn' es leicht um ihn geschehen seyn. Ich hätte nämlich früher erzählen sollen daß er nichts that und nichts las als die Bibel, von vorn an bis zu Ende, und dabei des festen Glaubens war (daher er die letzten Bücher schneller las) er werde bei dem 20. und 21. Verse des 22. Capitels der Offenbarung Johannis (-Es spricht der solches zeuget: Ja, ich komme bald. Amen. Ja, komm, Herr Jesu! Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit euch allen! Amen.)\* vercheiden.

So wenig ich an dieses schnelle Verwelken seines so langen Nachblühens glaubte, so vollzog ich doch seinen eingebilddeten letzten Willen (wiewohl wir bei jedem guten Willen eines Menschen bedenken könnten ob es nicht sein letzter sey) und nahm mit der Bitte Abschied mir Aufträge in Rücksicht seiner Verlaßenschaft aus Dorf mitzugeben. Er sagte, längst sey alles besorgt, und die Kinder wüßens. Er schnitt einen Zweig von einem aufbewahrten Christbaum seiner Kindheit ab, und verehrte mir ihn als Vergißmeinnicht.

Gleichwohl bracht' ich trotz der Unfehlbarkeit meines Unglaubens die Abendzeit in Bienenroda mit einigen Ängsten zu. Abends holte sein Wirthschaftspudel das Abendessen, begleitet von dem Seidenspitz Alert. Ordentlich als wollt' ich ihn um einen Hund beerben, behielt ich den Spitz, ein Mutterthier von Haar und Herz, bei mir um nur etwas vom alten Herrlein zu haben. Doch hing ich dem Pudel in einem Selbst-Steckbrief die Nachricht des Thier-Plagiats an. Sehr und sehen wedelte der Gestohlene um mich; als ein *Simultaneum* von Spitz und Pudel, also von Schlange und Taube, war er in seiner Gattung so elassisch, als er seyn konnte.

In der schönen Sommernacht könn' ichs zuletzt nicht lassen, in das Obstwäldlein dem

Häuschen nachzufleichen um gewifs zu feyn daß mein gutes Herrlein nicht Bibel und Leben zugleich befehlöfen. Unterwegs fand ich einen schwarz gefiegelten zerrißnen Briefumfchlag, und über mir traten die weißen Störche schon den Rückflug in warme Länder an; es war aber dabei auf vielerley zu verfallen. Ich wurde nicht fehr geftärkt, als ich aus feinem Wäldchen alle Vogel fingen hörte, welches deren Vorfahren ja auch bei dem Tode feines Vaters gethan. Vor meinen kurzſichtigen Augen ſtreckte ſich ein aufrechtes Gewölke voll ſpätes Abendroth als eine liegende lang hinblühende fremde Landſchaft aus, und ich begriff gar nicht wie ich hiſher das fremde roth ſchimmernde Land überleben können: deſto leichter konnte mir einfallen: es iſt ſein Morgenland, wohin Gott den müden Menſchen zieht. Ja mir war alles ſo verworren, daß ich ordentlich für ein herabgefallnes ahendrothes Wolkenſtück eine rothe Bohnenblüte anfaß. Endlich hört ich im Wäldchen einen Menſchen fingen und eine Orgel gehen: kurz, der alte Mann drehte ungeſtorben das Abendlied *„Herr, es iſt von meinem Leben abermal ein Tag dahin.“* Daher und zu ſeinem Singen kam das der Vogel in der Stube und auf fernem Zweigen. Sogar das Summen der Bienen, die in lauer Sommernacht in die Lindenkeleche ſich vertieften, wechte die Flamme meiner Freude höher auf.

Er lechte. Doch ſtörte ich feinen heiligen Abend nicht: *„er bleibe bei dem“* ſagte ich, *„der ihn mit feinen Gaben und mit Jahren umringt, und denke an keinen Menſchen hier unten beſonders.“*

Nachdem ich ſein Lied bis zum letzten Verſe ausgehört um noch gewiffer feines Selbſt-Überlebens zu feyn, ſchlich ich langſam fort, und fand zur Freude in der ewig jungen Natur noch ſehöne Beziehungen auf

ſeine veraltete, von der Wiefenquelle an, dieſer ewigen Woge, bis zu einem Nachſchwarm von Bienen, der ſich (wahrscheinlich Vormittags vor zwey Uhr) an ein Lindenbäumchen angeſetzt, ordentlich als ſollt er durch ihr Beherbergen ihr Bienenvater werden, und lange leben; und jeder Stern winkte mir eine Hoffnung zu.

Gleichwohl tuedeten und begruben ihn in meinem Bette die Träume bald ſo, bald ſo, doch immer ſehen genug. Einmal ſtarb mir darin der Greis in einer Frühlingsnacht; einmal wieder an einem Neujahrstage. Zuweilen ſaß er an ein väterliches Obſtbäumchen angelehnt, und der Blitz fuhr bloß vom Himmel herab um ihn in dieſen hinauf zu tragen. Einmal trugen ſeine Bahre hohe Rieſenkinder her, und wurden unter dem Tragen kleine rothblühende bekränzte Greiſe. In einem andern Traume drückte er ſich ſterbend ſelber die Augen zu, und ſagte *„Ich will nichts mehr ſehen: es ſteht Jeſus Chriſtus neben mir.“* In einem andern Traume hückte er ſich ſchmerzhaft tief bis ans Grab ſeiner Mutter nieder, und bog nur deſſen Blumen an ſein Geſicht, und brach keine; auf einmal fuhr die Mutter aus dem Grabe, und fuhr mit ihm über die Wolken in den nächſten Stern. In verſchiedenen Träumen hörte ich nur die Anfangszeilen unbekannter Sterbelieder: z. B. *„An der Ewigkeit zerrinnt die längſte Zeit; Längres Leben, kürzre Ewigkeit; Nichtiges hat Gott nicht aus Nichts gemacht; Todtenſtaub wird Blütenſtaub, und die Seele trägt Seelen.“*

So ſpielt das Schlafen mit dem Menſchen, wie der Menſch mit dem Wachen.

## IV. NACHCAPITEL: LETZTER TAG.

Da ich zum letzten Male zum Helden die-  
 5 fer Geschichte ging, dacht' ich unterwegs an  
 die Stelle die ich hier schreiben werde: daß  
 nämlich nach diesem Nachcapitel ganze Bri-  
 gaden von Litteratoren, die nun daraus er-  
 fahren wo Fibel lebendig zu haben ist,  
 aufsitzen oder einfitzen werden (manche  
 machen sich gar nur auf die Beine) um das  
 alte Herrlein zu besichtigen; und so hätt'  
 ich denn dem armen Schulweibel in seinen  
 alten Tagen einen ganzen Bienenfchwarmfack  
 über seinem grauen Kopfe ausgeschüttet. Littera-  
 15 tatoren, Litteratoren! feyd ihr nicht durch  
 die Figur der Epizeuxis, oder auch Anaphora,  
 welche daselbe Wort am Anfang zweymal  
 nachdrücklich wiederholt, von euern gelehr-  
 ten Reifen zu ihm abzubringen? Und wenn  
 ich gar mich der Epiphora bediene, welche  
 daselbe Wort am Ende wiederholt, und ich  
 rufe „Laſet doch einem Manne kurz vor der  
 letzten Ruhe die vorletzte Ruhe!“ bleibt ihr  
 dann noch des Teufels lebendig?

Ich hatte Nachts keinen Alert bei mir be-  
 halten, welcher ſeltſam genug ſo gern bei  
 mir blieb und mit mir ging, ordentlich als  
 ob der Seidenſpitz mich als den Lobredner  
 des Poſtſpitzes in den Hundspoſttagen kannte  
 und ſchätzte, was doch bei ſeiner Kälte ge-  
 gegen Lectüre nicht denklich iſt. Ich will ſo-  
 gleich auf der Stelle die Nachricht geben,  
 die ich wahrſcheinlich nachher vergeße, daß  
 der Bienenroder, als er die Anhänglichkeit  
 25 dieſes Superlativ-Vichs ſah, mir mit demſel-  
 ben ein aſenliches Geſchenk gemacht, das  
 bekanntlich noch lebt. Der Hund Alert ſollte  
 wahrſcheinlich ein Ehrenfold ſeyn, ein Ehren-  
 hund oder ein Medaillon, oder ein evange-  
 30 liſtiſches Wappenthier (wie denn Lucas hin-

ter ſich ſeinen Ochſen hat, Matthäus ſeinen  
 Engel) oder ein prophetiſches Wappenthier  
 (da bekanntlich die Propheten Bileam und  
 Muhamed jeder einen Eſel hat) oder über-  
 35 haupt nur eine Andeutung theils meiner per-  
 fiſchen Reinlichkeit, theils meiner perfiſchen  
 Abkunft (da wir Deutſche von den Perfern  
 abſtammen, dieſen größten Freunden ſowohl  
 der Reinheit als der Hunde), oder wollte  
 40 das Herrlein die Sache bloß aus Liebe thun:  
 genug, ich habe den Hund, und dato kratzt  
 er ſich lebendig auf meinem Schreibcanapé;  
 auch ſoll er gern jedem Leſer der ſich davon  
 mehr zu überzeugen wünſcht, wenn er mir  
 45 die Ehre eines Beſuchs erweißt, ins Bein  
 fahren. Verreckt er einſtens für eine beſere  
 Welt als dieſe iſt, worin er nichts Heiliges  
 hat als bloß das heilige Bein, das er ver-  
 längert als Schwanz nach dem Himmel kehrt  
 20 und bewegt: ſo ſtopf' ich ihn aus mit dem  
 Vegetabilſiſchen, das er jetzt haßt, und das  
 ihm dann bei dem Mangel an Magen ſo lieb  
 ſeyn kann wie einem Bramien.

Doch zurück! Alle mein Trauer-Träumen  
 25 hatte mir kein Trauer-Wachen mitgegeben,  
 ſondern jedes genommen: wie hätt' ich ſonſt  
 ſo froh auf den nächſten Seiten von Alert  
 ſprechen können? Ich ging recht früh ins  
 Wäldchen um den Greis noch im Schlafe  
 30 zu ſehen, in dieſem alten Vorſpiel des Todes,  
 in dieſem warmen Traume des kalten Todes.  
 Aber er hatte ſich ſchon in der großge-  
 druckten Bibel bei Hülfе eines ſtammi-  
 gen Morgenroths weit über die Sündflut hin-  
 ausgeleſen, wie ich aus den Kupferſtichen  
 35 erſah.

Da ichs für meine Pflicht hielt, ſeine Ein-  
 ſamkeit nicht lange zu ſtören, ſo ſagt' ich  
 zu ihm, ich ſchiede, und gebe ihm bloß ein  
 40 leichtes Abſchiedsbriefchen ſtatt Abſchieds-  
 wörtchen: ein Blättchen das wol niemand zu

lesen bekommen soll. Da heftete er so warme Augen darauf, daß ich keine Freude über den Eindruck den das erste kleine Manuscript von mir auf ihn machte, empfand; bis er mich freundlich fragte ob ich nicht mehr von diesem himmlischen Streufand hätte. Es hatt' ihn nämlich besonders der blaue Streufand ergriffen, in dessen Äther ich die gestirnten Gedanken meines Blättchens gestreuet hatte. Er hat mich geradezu um meine Sandbüchse: «denn es kann seyn» sagt' er, «daß ich noch an jemand schreibe, vielleicht an Gott selber.» Dabei erzählte er mir einmal recht redselig daß das Wort Blau ihn überall besonders geführt, z. B. die blauen Berge in americanischen Reisebeschreibungen bis zur Sehnsucht; und so hab' er die Flachsbülte und die Korablumen und blaue große Glaschalen von jeher geschätzt. «Und meine selige Mutter hatte noch im Sarge lebendige blaue Augen» setzt' er dazu.

Ich schied, sehr bewegt, doch verschlossen: es war nicht die Rührung eines Abschieds den man von einem Freunde, einem Jünglinge, einem Greise nimmt, sondern die des Abschieds von einem fremdartigen entfernten Wesen, das uns nur kann von seinen hohen kalten Wolken, die es zwischen Erde und Sonne halten, nachblickt. Es giebt eine Seelen-Stille, ähnlich der Körper-Stille im Eismeer und auf hohen Gebirgen: jeder Sprachlaut unterbricht, wie einer in einem zartesten Adagio, zu profaisch hart. Auch das Wort «zum letzten Male» hatte der Greis schon längst hinter sich.

Außer dem Hunde schenkte oder vermachte er mir noch eilig meine in Duft und Farbe romantische Lieblingsblume, eine blaue spanische Wicke, in einem Thontöpfchen: desto lieblicher, da dieser Schmetterling von Blume sich so leicht verhaucht und seinen Düften

nachstrift. Er hat mich es nur nicht übel zu nehmen, da er sein gewöhnliches Morgenlied nach überlebtem Sterbeahnde noch nicht aufgestimmt, wenn er mich gar nicht begleite, oder mir nicht einmal nachschaue; und er könne ohnehin nicht sehr fehlen. Darauf sagte er fast wie gerührt «O recht wohl zu leben, Freund! Auf Wiedersehen, wo meine seligen Anverwandte auch dabei seyn werden, und der große Prediger, dessen Namen ich vergehen habe! Auf Wiedersehen!»

Sogleich trat er ganz ruhig an seine Drehorgel. Ich lesete mich von ihm wie von einem Leben los. Wiewohl er seine Orgel unter den Bäumen spielte, und sein Gesicht mir nachgerichtet hatte, so wußt' ich doch daß ich seinen blöden Augen bald zum unbeweglichen Nebel werden mußte, und blieb daher stehen, als er das Morgenlied (vom alten Neander) aufing:

«Noch läßt der Herr mich leben.

Mit frohlichem Gemüth

Eil' ich ihn zu erheben:

Er hört mein frühes Lied.»

Unter dem Singen flogen um ihn seine Vögel; auch die Hände schienen der Musik gewöhnt und schwiegen, und den Bienenschwarm wehte diese gar in sein Häuschen hinein. So entfernt er mir war, und so sehr von den Jahren gegen das Grab gebückt, so sah er doch von weitem wegen seiner so langen Gestalt noch aufgerichtet genug aus.

Eben banete in Abend, wohin mein Weg zuführte, die Morgensonne einen Regenbogen mit allen Farben in den frühen Tag hinein, und der Morgen glühte noch mit seiner einzigen rothen nach; und Morgen und Abend, Anfang und Ende, die Farbenthore der Zeit und der Ewigkeit, standen gegen einander aufgethan, und beide führten nur aus Himmel in Himmel. Ich blieb so lauge stehen,

bis der Greis den letzten (den zwölften)  
 Vers seines Morgenliedes angefangen:  
 •Bereit den Lauf zu schließen  
 Auf deinen Wink, o Gott,

Und lauter im Gewißen,  
 So finde mich der Tod!  
 Dann zog ich meine Straße langsam  
 weiter.

## DIE SCHOENHEIT DES STERBENS IN DER BLUETE DES LEBENS, UND EIN TRAUM VON EINEM SCHLACHTFELDE.

Wenn von der Zeit der innigsten Seligkeit des Lebens die Rede ist, so muß man nicht die Kinderzeit anführen, sondern die Jahre des Jünglings und der Jungfrau. Die Freuden im Kindergärtchen sind Lenzblümchen, fehen, doch klein, und artig gefärbt, aber 5  
 duftlose Vergißmeinnicht; die höhern prangenden Freuden des Wissens und des Herzens sind noch eingewickelt, und die Farbenwelt der Ideale ist noch in eine dunkle Knospe 10  
 zusammengezogen. Wie anders und weiter sehmert die Jugendzeit! Die himmlische Zeit der ersten Freundschaft; der ersten Liebe; der ersten Philosophie; des ersten vollen Genußes der Natur, der Musik und der Bühne; der ersten Baurisse der Luft- 15  
 fehlßer für die Zukunft, und der ersten eingreifenden Zurüstung für thatige Wirklichkeit: diese Zeit ist nicht bloß eine unwiederbringliche: denn jede Zeit ist es; sondern 20  
 die höchste (culminierende) des Lebens, eben weil sie als die vollblühende nur den Früchten in schönen Hüllen dient: denn in dem Entwickeln arbeitet nothwendig eine mächtigere Triebkraft als in dem Entwickelten, im blühenden Menschen eine stärkere als im 25  
 gereiften. Wenn der Mann in gewissen Jahren so selten auf eine neue Bahn des Wissens oder eines sittlich höheren Lebens zu führen

ist, so entscheidet sich dagegen der Jüngling mit unauslöflichem Feuer für irgend eine Philosophie, für einen Umsturz seiner sittlichen Lebensweise, für eine Bekehrung: aber zur Bekehrung gehört eben mehr Kraft als zum faulen Stehenbleiben. Wie die 5  
 höchste Körperkraft, die höchste Gesundheit, die Aussicht des längsten Lebens, und die höchste Schönheit, kurz die größten Körpergüter dem jungen Alter zufallen: so breiten 10  
 auch, und eben darum, die geistigen Reichtümer sich aus, welche nicht erworben werden, sondern nur ererbt. Kenntnisse Erfahrungen Uebungen sind allerdings Früchte nur des Alters und der Mühe: aber was sind 15  
 diese gegen den idealen Genuß der ersten Wissenschaften, wo der Baum der Erkenntnis noch geimpft auf dem üppigen Baume des Lebens treibt; gegen die Entzückung womit uns die neuen Wahrheiten der Meßkunde, der Philosophie, oder einer andern 20  
 uns zugehörnen Lieblingswissenschaft überfüllen? Denn auch in der Wissenschaft steigt der Mensch, ungeachtet ihrer Erweiterung, bergab vom Ideal in die gemeine Kreisfläche der Wirklichkeit. Die Jugend ist der Vollmond, den eine Sonne mit Zauberchein erhellt; das Alter ist der Neumond, welchem die Tag- 25  
 Erde (das Leben) ein dürftiges Licht zuwirft.

Wie voller glüht der Jüngling, die Jung-  
 frau für große Herzen und große Opfer!  
 wie heißer enthrennen er und sie wider die  
 Niedrigkeit welche kriecht, und wider den  
 Eigennutz der wütht! Wie hauch nicht beide  
 sich zu einem Sonnentempel Itzalender Tha-  
 ten die kalte Gottesackerkirche der künftigen  
 wirklichen Wirkfamkeit aus! Der Jüngling  
 wagt: der Mann erwagt nur, daß er einst  
 gewagt, und ob er wieder wagen dürfe. 10  
 Der Jüngling glaubt mitten in einer seligen  
 Gegenwart noch an eine feligere Zukunft  
 der Erde und feiner; er glaubt daß die Völ-  
 ker gleich und mit ihm reifen, und daß auf  
 den Bergen und Zinnen der Welt nur ein 15  
 Gottes Sohn zu stehen brauche, damit ihn  
 die Teufel anbeten; in seiner Brust sieht er  
 die göttlichen Höhen, die Ideale, festgebaut  
 stehen und unerfchüttert. Hingegen der ältere  
 Mann blickt diese nur noch im beweglichen 20  
 Leben nachgebildet an: so wanken die festen  
 steilen Alpen auf dem Boden des wallenden  
 Sees gespiegelt. Die warme Sittlichkeit  
 des Jünglings wird nur zu leicht von feiner  
 Unbehoffenheit im Gutes-Thun verdeckt, und 25  
 dann von feinen Leidenfchaften; am meisten  
 wird sein heiliges Feuer von den Rauchfäulen  
 der letzten umzogen. Zorn Ehrglut Lie-  
 beglut find braufende Dämpfe der Jugend,  
 aber der Sittlichkeit doch näher verwandt, 30  
 als die eigennützigten Neigungen des Alters,  
 die Furcht, der Geiz, die ruhige felbstliche  
 Genauffucht. Denn nur ein Greis, nicht ein  
 Jüngling genießt am liebsten einsam. Das  
 Alter hat moonfige Auswürfe der Schwäche, 35  
 die Jugend hat die grünenden der Kraft.  
 Wahrlich, ein großer Theil unfrer ältern  
 Sittlichkeit ernährt sich von den Träumen  
 und Zwecken welche die jugendliche hatte  
 und verfolgte.

Wenn die Jugend die Zukunft des Lebens  
 nur voll idealer Blüten, und das Alter sie

voll dürrer Reifer erblickt, fo liegt beider  
 Unterschied des Blicks nicht in der Ferne:  
 denn obgleich dem Jünglinge an den Rosen-  
 hüfchen des Lebens in der Ferne nur die  
 5 fehönen Farben und Düfte erscheinen, nicht  
 aber die Stacheln, fo fehenkt ihm auch die  
 Nahe ähnliche Rosen, obwohl nur italieni-  
 fehe voll eingegebenen Wohldufts und voll  
 Farbeuglanz ohne Bedornung. Hingegen wird  
 10 auf der andern Seite das Alter von der Ferne  
 (bei der Gegenwart versteht fuchs von fel-  
 ber) nicht nur nicht bezaubert, fondern auch  
 entzaubert, und von einem dunklern Rauche  
 als dem Zauberrauche verfinftert. Seltsam  
 15 ist es, daß man in diesem Falle nicht der  
 Jugend Stärke und dem Alter Schwäche zu-  
 fehreibt, fondern es umkehrt. Um der Wirk-  
 lichkeit Idealität zu leihen ist ja eigener  
 Reichthum an dieser nothwendig, und über  
 das äußre trockne Leben kann nur ein rei-  
 ches inures feine Fülle ergießen. Um der  
 Wirklichkeit aber nichts zu geben braucht  
 man nur nichts zu haben, wie der Feuer-  
 länder, der Stumpfe, der Greis. Der Jüng-  
 ling erblickt die Zukunft mit ihren Gaben  
 für ihn und die Völker, wie ein Schiffer  
 durch das grünblaue Meer hindurch unten  
 die Meergräfer zu hohen Wäldern und die  
 glänzenden Muscheln zu bunten Felsen ver-  
 größert und dem Ergreifen genähert erblickt:  
 der Greis ist zu dem Meerbodenfchlamm un-  
 tergefunken, und was er unten ficht und  
 fühlt, das wiffen wir. Jeder Jüngling, fo-  
 gar der profaifche, gränzt an den Dichter,  
 35 wie die Jungfrau eine kurzblühende Dichte-  
 rinn ist; beide wenigftens in der Liebezeit;  
 oder vielmehr die reine Liebe ist eine kurze  
 Dichtkunft, wie die Dichtkunft eine lange  
 Liebe. Daher ist die höhere Liebe (nicht  
 40 etwa seit Werther und Siegwart: denn diese  
 konnten nur als Herer der allgemeinen Men-  
 fchenatur nachher deren Sprecher feyn, und

wieder Hörer und Nachfolger finden) die Freundin des Todes und seiner Bilder, der Gottesäcker und der Schwermuth. Nicht nur dem unglücklichen, selber dem glücklichen Liebenden schimmert in der Leichenfackel noch die Brautfackel nach; und Traualtar und Grabhügel liegen als verwandte Höhen neben einander in Einem Tempel. Nicht aus Schwäche kann in dieser Kraftzeit das Sehnen zu sterben, das Lieben und Schmücken des Todes kommen: denn der zu seinem eignen Beinhaufe eingetrocknete Greis will immer noch lange draußen vor seinem tiefer ergraunden Abendrothe stehen bleiben, und nur spät heimgeführt werden in die stillste Nachthütte; sondern die Dichtkraft der Jugend (noch abgerechnet die von Andern dargestellte physische Nähe aller höchsten Punkte, besonders des Lebens und des Sterbens) thut die Wunder, weil sie die Liebe zu groß macht für den engen Erdboden, und ihr also einen Himmel durch den Tod einräumen muß. Als Dichtkunst und wie Dichtkunst verhöneret sie jeden Schmerz; sie läßt alle Thränen glänzen und alle Dornen grünen. Wenn der alte Mann und Profaißt die Marterwerkzeuge des Lebens in seinem Kopfe so scharf verkleinert und verküchert bei sich führt, wie der Hecht in dem feinen die Passioninstrumente Christi: so gleicht der jugendliche Kopf und der Dichter mehr der Passionblume, welche zwar auch die Marterwerkzeuge vorbildet, aber wie lieblich, farbig und mild! Den Gallenschwamm stellt die Blume bloß durch den Befruchtthut vor, die Geißelfäule bloß durch die Blumenfäule, und die Geißel durch rothe Fäferchen, die Dornenkrone durch Blattspitzen, die Lanze durch spitze Blätter, und das Kreuz bildet sie gar nicht ab; und eben so geht der Dichter mit den Folterleitern des Lebens um.

Nun aber, damit wir uns wieder dem Anfange zuwenden, in solchem Alter, auf solchen Lenzauen wäre Sterben nicht schön und nicht leicht? Ich tadle hier keinen Schmerz der vorwärts verwaifeten Eltern, denen ihre ermatteten veralteten Ideale zum zweytenmal in den frischen ihrer davon ziehenden Söhne und Töchter untergehen, und die gleichsam zweymal veralten, weil ihnen ihre Verjüngung abstirbt; ich tadle keine einzige Thräne womit sie sich selber beweinen um ihre langen schweren Mühn für eine plötzlich abgewehrte Lenzblüte ohne herbstliche Fruchtachlese. Kein Schmerz der Liebe ist zu verdammen, am wenigsten elterlicher; ich mach' ihm auch nicht den Vorwurf, so wahr er ist: Du willst über den Untergang einer Jugendblüte als über Neues trauern, und siehst nicht umher daß seit Jahrtausenden in jedem Jahre ein Frühling stirbt; sondern ich frage nur wieder: Ist es nicht schöner, wenn der Tod als wenn das Leben die Antlitzrosen bleicht? Ist es nicht schön, zu sterben in solchem Alter, wo der Jüngling und die Jungfrau nur aus dem innern Lande der Ideale überfliegen in ein höheres Land der Ideale; wo sie in daselbe nur die hellen Morgenträume und frischen Morgenstunden des ersten Lebens mitbringen, und ihnen eine mildere Sonne aufgeht als die schwüle des irdischen Arbeittags; wo sie, nur kurze Jugend gegen lange vertauschend, sich nicht erst von einem verbluteten, Jahre lang im Verbande getragenen Leben zu erholen brauchen; und wo ihnen, wenn manche in vielen Leidens- tagen wie in kalten düstern bangen gewundenen Katakomben nach Ausgang umher kriechen, plötzlich der Todesengel den Felsen wegsprengt, der die Auferstehung verhinderte? Und ein solches Sterben wäre nicht das schönste?



Ich sage nein: denn es giebt im Blütenalter noch einen fehöneren Tod, den des Jünglings auf dem Schlachtfelde.

O ihr Taufende von Eltern Gesehwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Thränen wieder entströzen, weil die Thränen der Liebenden länger fließen als das Blut ihrer Geliebten; weil ihr nicht vergessen könnt welche edle feurige schuldlose fehöne Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich, verworren, an andern todten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Thränen wieder! aber wenn sie abgetrocknet sind, so sehauct fefter und heller den Kämpfern nach, wie sie eingefunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, sehaue deinen Jüngling vor dem Niederfinken an: noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte fatte Betrübniß eines Sterbenden, stürzt er in den feurigen Schlachttod wie in eine Sonne mit keckem Herzen, das Höllen ertragen will; von hohen Hoffnungen unmlattert; vom gemeinschaftlichen Feuerthurm der Ehre umbrauet und getragen; im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland; fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauchenden Todes-Katarakten überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in feiner Brust als in einem Götterfaal, die Pflicht, das Vaterland, die Freyheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe sogar keine fortsehmerzende empfindet?

Nein, zwifchen fein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzo zu groß für einen großen, und fein letzter schnellster Gedanke ist nur der frohe gefallen zu feyn für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne: feinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt feinen hier unten: ihr könnt wissen daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völker-Beglückung feyn kann, und ihr dürft hoffen daß aus der Todesafehe des Schlachtfelds der Phoenix des Heiligsten aufliebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind welche unten ungefehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch einmal Thränen vergießen über eure Söhne, so weint sie! aber es feyen nur Freudenthränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Thränen tragen als die Freuden der Geisterhege entbehren will. Ja, feyt sogar stolz, ihr Eltern! ihr habt mitgeftritten, nämlich mitgeopfert: denn ihr habt in der kältern Lebens-Jahrzeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben, und daselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfern fort.

Die folgenden Traumbilder laße man sich als die Wachslichter gefallen womit am Allerfeulentage die Liebe und die Andacht die Gräber eines Kirchhofs bestecken.

Ich hörte, träumte mir, ein weites Stöhnen im Finstern; aber wohin ich mich kehrte, von daher schien es mir zu kommen. Endlich ging es lauter aus der Pforte eines Thals heraus, vor der eine Sphinx lag, welche ihre Löwentatzen in ihr Mädchen-  
 gesicht schreyend eingrub, und sich die Augen auszog, die noch in den Krallen fort weinten und funkelten. Da füllte sich der Thaleingang mit einem seltsamen Wesen, das eine griechische Furienmaske mit vorgewölbten gläsernen Augen auf dem Gesichte trug, und zwischen dessen Gliedern überall Spinnen emsig spannen um Gewebe anzulegen. Das Wesen verbeugte sich un-  
 gemein demüthig vor mir, und küßte sich die Hand, deren Finger halb so lang waren als der Ellenbogen. Die Sphinx winkelte sehr: aber das Wesen riß ihr den Jung-  
 frauenkopf ab, und warf ihn über einen Baum hinüber. «Der werthe Herr» hing das Wesen an «kann nun in den Thalgang eintreten: das Vieh läuft jetzo herum nach seinem Kopfe, und haut und beißt also den werthen Herrn nicht. Schenet derselbe sich nur nicht vor meiner Maske (mein Gesicht sieht viel anders aus), so kann ich ihn durch die Thalstraße vor eines der artig-  
 sten und frischesten Schlachtfelder und Schlachtfäckereyen führen, erst seit gestern angefeet. Nur ist leider noch wenig mehr lebendig für den Liebhaber, und ich liebe  
 gerne Manchen anfluchen und noch einmal verbluten für den werthen Herrn, wenn ich damit nicht den Tod, der ein hitziger  
 Mann ist, anbrächte.»

Es trat heftlich rückwärts über die Pforte ein, und ich folgte ihm in ein langes, von zwey schwarzen Felsenrücken gezogenes düsteres Thal. Der Himmel leuchtete mit  
 nichts in die Finsterniß hinunter als mit einem rothen Kometen, welchem sein einziges Auge funkelte, und dem vor Mordluft der Schweif sich heftig bewegte wie bei einem Tieger. Verschiedne Wagen mit  
 abgenommenen Händen, die einander anfaßten entweder zum Gebet oder zum Zerreißen, kamen uns auf unbeweglichen Rädern leise entgegen, und ein kleiner Wagen voll offner Augen ohne Augenlieder,  
 einander grimmig anfaßen und abspiegelten. Ein langer metallner Sarg auf Kanonenrädern wurde von eisernen Elephanten schwer  
 geschleppt; mit weißen Buchstaben stand darauf «Asehe des zehnten Heers»; er wurde um die enge felsige Thalkrümme wie  
 ein gefällter langer Baum mit entsetzlicher Kraft gezogen, und mußte, zu schwer vollgedrückt, sich krümmen, und sein Ende wollte lange gar nicht kommen und nach-  
 schleifen.

«Werther Herr, die Thalstraße ist lang, und wir haben noch fünf Ecken oder Leidenstationen nach dieser zu passieren, eh wir an die eigentlichen Schlachtfeldereyen  
 kommen. Etwas flinker! drohen schlägts schon zwischen 11 und 12 Uhr» sagte das Wesen, und zeigte auf einen brennenden Thurm, in welchem die glühenden Uhr-  
 räder sprühten, und der Stundenhammer mit jedem Schlag an der schmelzenden Glocke  
 widrig dumpfe Tropftöne oder Klingtropfen abschlug. «Ich betheure, Theurer» fuhr es fort, «man weiß auf Erden kaum welche  
 Zeit es ist: so sehr mengt die Ewigkeit sich immer zur Unzeit in die Zeit; und Glocken-  
 thürme sind mir ohnehin äußerst fatal.» Jetzt waren seine Spinnen zu Taranteln ge-

schwollen, und stachen alle seine Glieder: aber gemüthlich tanzte das Wesen den Sturmtanz, und die abspringenden Taran-  
 5 teln tanzten ihm unten in guten englischen Tänzen entgegen. Darüber zerfprangen dem Wesen die zwey Glasaugen der Furiendarve, hinter welchen ein graufend aufgedrehtes  
 Augenweiß scellos starrte.

Es fing an ein *Te Deum* nach einem Gabenhauer zu singen, und tanzte dabei  
 10 unbegreiflich hoch; endlich sah ich daß es von einem ungeheuern Papierdrachen oben im Himmel an einem langen Haare gehalten und gehoben wurde. 'Todten ist mein Le-  
 15 ben: *Te Deum!*' fang es. 'Altes Schlachtfeld ist ein lang Stilleben: *Te Deum!* Die Menschheit wird darin geredet stets von unten auf: *Te Deum!* Unten bei dem Un-  
 20 terthanenpack und Fußvolk wird begonnen: *Te Deum!* Und alle Thränen sind für mich Freudenthränen: *Te Deum!*' Und seine  
 Spinnengewebe hingen davon voll, wie andere an einem Sonnenmorgen voll Thau.

Ich stieß Schreylaute des Zorns und Schmerzes, aber vergeblich, aus: der Schrey  
 25 fauk klanglos in mich selber zurück, so wie man im Traume bei der Anstrengung des Arms zum heftigen Schlage fühlt daß er nur kraftlos und weich auffalle. Aber  
 als hätte das Wesen die erstickten Zorn-  
 30 laute erhört, versetzte es mit nagemeyner Leutfeligkeit 'Wertheffer, die Menschheit werde doch vor allen Dingen bedacht und bewacht! Sie hängt immer so unentschieden  
 35 zwischen Gott und Teufel in den Lüften, wie Mahomeds Sarg im Schweben bleiht, weil über ihm ein Magnet hinauf, und unter ihm einer hinab, und jeder mit gleichen  
 40 Kräften zieht. Nimmt man aber der guten von Himmel und von Hölle auf einmal an-  
 gezogenen Menschheit durch einen tapfern Kriegsturn den obern Magneten hinweg,

so kommt sie sogleich zur Ruhe herunter, und steht fest.'

'Ei, schon die vierte Leidenstation!' unterbrach sich das Wesen, als wir wieder  
 5 um eine Thalecke einbogen in einen neuen Gang. 'Nun kommt das Schlachtfeld bald.' Ich verstand das Wesen nicht ganz. Ich  
 mußte ihm aber, gezogen, folgen, weil es rückwärts gehend mich immer heftend an-  
 10 blickte, und mit den dürrn Riefenfingern gegen mich magnetifizierte und mich geistig gewaltfam nachschleppte. Wir trafen in  
 dieser Thalkrümme ein anmuthiges Tempe-  
 15 thal (nach dem Ausdrücke des Wesens) an. Kinder spielten auf Rainen das Soldaten-  
 spiel mit unsehädlichen hölzernen Weich-  
 nachtsinten, sanken dabei aber immer um, und hatten sich wahrhaft getödtet. Auch  
 20 der weite Rasenplatz nahm sich (zufolge dem Wesen) artig genug als ein Hirtenland aus, sowohl von kühlen als von warmen  
 Bächen durchfchlängelt, wovon die einen blutroth und die andern thränenweiß wa-  
 25 ren. Wölfe, von Schafen geweidet, tranken gern aus beiden. Aus den Felsenhöhlen hingen Nester von lebendigen Pulver-  
 schlangen heraus. Man hatte eine Auslicht auf ein niedliches Landstädtchen von Bein-  
 30 häusern, polizeymäßig mit feuerfesten blutrothen Dachziegeln gedeckt; seitwärts schim-  
 merte weit entgegen ein kostbarer Eispallaß, bloß Verwundeten eingeräumt, welche eine  
 weite Auslicht auf Berghöhen voll ewigen Bluttschnees hatten. Viel Leben war im  
 35 Thalzickzack. Kinder spielten auf einer grauen Aue, und hatten neue Pechkränze auf.  
 Gaukler gingen und tanzten auf den Händen daher, und streckten ihre hölzernen  
 40 Beine gen Himmel und spielten damit gelenk Eine schwarze geköpft Bildsäule  
 trug auf ihrem Rumpfe zum Verkaufe auf einem Brett geschmackvoll gearbeitete weiße

Gypshüften der berühmtesten Männer und Götter sowohl aus der ältesten als aus der neuesten Zeit. Einige Leichen lagen neben einander, die sich emsig gegenseitig die Hände befruchten. »Die gutmüthigen Leichen« sagte das Wesen »wissen noch vom Leben her daß Berühren mit einer Todtenhand von Warzen befreyt, und so will denn jede sie der andern vertreiben.« Auf einmal bemerkte ich daß das Wesen sich immer mehr verlängerte, und daß das spitze dornige Kinn und zwey Haarwangen immer größer aus der zu kleinen Furienlarve drangen, aber fürchterlicher als die Larve ausfahen.

»Werther Herr, ja nicht ungeduldig! Kommen wir jetzo nicht schon zur fünften Leidenstation?«, sagte es; und wir traten in einen kurzen Thalgang. Ein langer, ganz schwarz gekleideter Färber stand am Eingange, und suchte seine etwas von Gehirnweißklebrigen Färberhände in Blut oder Thränen wieder rein und schwarz zu waschen. Bräute streuten mit abgewandten Gesichtern dem Wesen bethauete zerfchnittene Brautkränze auf den Weg; aber der Thau war heiß. »Ist denn hier« dacht' ich, »der Morgen- und Abendthau nicht kühl?« »Freylich« sagte das Wesen, »aber er ist nur eben erst kochwarm aus den Augen gefallen.« An beiden Seiten des Wegs saßen einige Argus, jeder mit seinen hundert Augen, welche hundert zugleich weinten: aber das Wesen mußte lachen, da es jeden Argus sich mit dem Schnupftuch abzuwischen sah um die vielen Augen, die immer wieder floßen, zu trocknen. Überall lagen Menschen auf der Erde mit dem Angesicht, welche einer Schlacht unter derselben zuhorechten: »Die Narren wissen nicht daß allemal die Seelen der Geliebten sich unter der Erde noch einmal schlagen, und

können das Würfeln nicht begreifen« sagte das Wesen, und trat jedesmal unbefangen auf die Liegenden, wenn es der Drache nicht gerade in die Lüfte zog. Aus einer Köhlerhütte lief uns ein Zigeunerkind mit zwey Kesseln nach, und sebric, es sey eine Waife, und die Mutter sey eben an seiner Geburt verschieden, und wir sollten warten: es wolle sein Blut gießen und äußerst weisagen. Die neugeborne Zigeunerinn zeigte uns einen Kessel voll geschmolzenen Kugbleyes und einen andern voll warmen Blutes, und versprach mit altkluger Miene, gieße sie Bley in Blut, so werde jeder Herr sich wundern in welche prophetische Figuren das Bley zerfahre. »Hexe« sagte das Wesen, und schüttete ihr das Bley ins Gesicht, »du willst den Herrn nur furchtsam machen«, und wies mich sogleich auf etwas Anmuthiges hin, auf einen im Felsen ausgehauenen Tanzsaal mit allen Vorrichtungen zu einem Balle, mit Blasinstrumenten Wandlichtern Blumengehäng, und sagte »Sobald der Jüngling, den wir in der Nebenhöhle finden, sein Meisterstück gut verrichtet hat, giebt ihm die Familie den sogenannten Scharfrichterball.« In der Nebenhöhle sah ich einen blutjungen Scharfrichter welcher sich im Köpfen übte, der aber um künftigen Mißethatern nicht wehe zu thun seine Kunst, anstatt wie andere an leblosen Sachen, bloß an wirklichen Lebendigen erlernte, wie einige Rumpfe leicht zeigten.

»Nun, Werther, kommt endlich die sechste Leidenstation: es ist so zu sagen die Schlachtfeldebüchse vom Schlachtfelde« sagte das Wesen, und lächelte sichtbar: denn da es noch größer geworden, war der graue Mund unter dem Munde der Furienmaske vorgefunken. Die langen Lippen waren schneeweiß; es legte den Finger auf sie, und sagte, sie wären bloß ein Muttermaul von der Ewigkeit;

sonst hab' es keine Mutter. In diesem weiten runden Tempe-Thal des Wefens wohnte viel Graufen, und ich merkte jetzo daß mich daselbe in immer tiefere Schauder schleppen wollte, und ich entsetzte mich vor dem letzten Schauder: aber ich mußte gehorchen und folgen. Ein rundes fortblitzendes Gewitter stand als Sonne über dem Erdenweh. Durstige öffneten Fäßer voll Vipern, welche herausstießen und durch brennende Stiche den heißen Durst ansehürten. Hungrige verschluckten ihre Zähne, und käuerten das Zahnfleisch. Eine glühende Krone, so groß wie ein Schild, fuhr abgeschossen, aber im Kreise fliegend, durch einen Zirkel von Kriegtänzern, und riß ihn um. In lebendige Wunden regnete es Disteln, welche darin schnell Wurzeln schlugen und trieben; und in jede gefallne Leiche schlug ein Donner ein, und tödtete sie noch einmal. Ich sah auf zum Himmel nach Trost: aber droben hatte sich das rauchende Blut als Abendroth und Morgenroth und Nordsehein angelegt; Dörfer und Städte zogen als lange Afschenvolken pfeilschnell durch die Lüfte; nur einige von einer Mine aufgeschleuderte Gassen hingen mit ihren zerbrochnen Menschen und Häusern im Himmel fest. Auf dem nahen Gebirge standen Gletseher mit Eisnadeln, an welche Kinder gespießet hingen; und auf den fernen Gebirgen, wo man in die liehente Leidenstation oder das Schlachtfeld hinabschauen konnte, standen Eltern und Geschwister und Bräute und fahen eifrig in einen über das Schlachtfeld sehief herabhängenden Spiegel; die Männer trugen Gehirnböhrer auf dem Kopfe, und die Weiber Herzböhrer auf der Brust, und sanken im Schauen um. «Die guten Leute können die Schlacht unten nicht recht wahrnehmen: daher ist ein richtig gefehllener Vergrößer-

spiegel aufgehangen, worin sie jede Wunde noch beßer und größer sehen können, als ständen sie neben dabei; nur sterben zu meinem Leidwesen an manchen drunten verwundeten Mehre aus der Familie oben» sagte das Wefen und fuhr fort:

«Nun, Gottlob! seh' ich endlich das schwarze Eifenthor. Darhinter, Werther, steht die Schlacht. Es ist deine letzte Leidenstation, mein Werther!»

Das Wefen wuchs wieder riesenhaft: aber berghoch schauete über daselbe das schwarze Thor herüber. Sträubend, voraus gepeinigt, wurd' ich zugleich vom Wefen und vom Thore wie magnetisch angezogen. Auf einmal wurde hinter dem Thore ein herzschneidendes Wehgetöten nahe gewelt, welches klang als stöhne das Weltall, weil es nicht von Gott, sondern vom Teufel geschaffen, und den folternden Ewigkeiten Preis gegeben worden sey. Munter kehrte sich das Wefen gegen das Thor, und faßte nach einem Schloße. Wohin der Finger rührte, bohrte er glühend ein Loch in das Eisen; und ich sah schon hinein, und Kochlöcher in der Erde, in jedem einen Menschenkopf, und ein Pestwagen feuerte als ein Streitwagen auf Lebendige mit Pestleichen, welche sich anklammerten und anso-gen, und dann mit der frisehgemachten Leicheverdoppelt weiter flogen und umklammerten; und ich sah ein Menschengerippe voll Ameisen, das sich unbändig gegen den Tod wehrte, weil er ihm das vorige Menschenfleisch gewaltfam umhängen wollte, in welchem es so viele Qualen und Wunden erhalten. «Oho! der Thorsehlüssel steckt ganz oben» sagte das Wefen: «ich muß gar auswachsen.» Sogleich stand es berghoch da, und funkelte auf mich grimmig herab; die Furienlarve klebte nur als schwaches Schminkpflaster auf dem Riesengesicht; die

Spinnen überliefen lebhaft das Antlitz, und überwebten es mit einem Leichenschleier; die Sphinx saß auf der einen Schulter, und der Papierdrache auf der andern, und beide wedelten gierig mit den Schweifen. Jetzo riß es die Pforte aus, und warf sie weit ins Schlachtfeld, und sagte ‚Blick‘ hinein, dummer Menschenwurm, und sieh deinen Unendlichen!‘ und der Wehklagfturm stürzte heraus. Da blickte ich hinein in die entsetzliche Welt: aber ich sank bewußtlos nieder: was ich sah war zu gräßlich für den Menschenblick, und hatte keinen Raum in einem Menschengedächtniß. Noch vor meinen brechenden Augen wurde schnell das böse Wesen von der Sphinx und dem Drachen und den wüthigen Spinnen verzehrt.

Allmählich kam mir im Ohnmachtraume vor, als rückte das jammernde Feld weiter und weiter von mir, und seine Klage töne erstürben fliehend in Schwanengefängen. Die Ferne faudte endlich nur Hirtenflöten töne, und die Wohltaute wehte ein mildes Lüftchen bald weiter, bald näher, und endlich ließ es einen ganzen Klanghimmel nahe an dem Ohre auswohen. Jetzo ward ich getragen, gehoben, von Äther umflügelt, von Glanz umdämmert hinter den geschlossenen Augenlidern; ein Schöpferfinger rührte mich an, und ich fehlug auf einer grünen Wolke hoch im Himmel die Augen auf. Über mir war der blaue Sternengrund; unter mir ein ausgedehntes blaues Meer, an dessen Horizont zahllose Inseln der Seligen glänzten, und in einem weiten Abendrothe lagen; um mich schwammen zerstreute farbige Wölkchen, rothe aus Rosenduft, weiße aus Lilienduft, und bunte aus viel- farbiger Blumen Duft.

‚Wer, o Gott! hat mich belebt aus meinem Weh?‘ rief ich. ‚Menschenkind, mein Vater‘ antwortete eine milde Stimme ganz

nabe an mir: ich sah keine Gestalt; nur ein neben mir schwebender Heiligenschein bezeichnete das Haupt und das Wesen, das mir unsichtbar blieb.

Die alten Trauertöne flogen jetzo oben unter den Sternen als Sphärengefänge: da fingen die Inseln am Horizonte sich zu bewegen an, und schwammen lustspielend um einander: manche tauchten in die dunkeln Wellen unter, und stiegen morgenröthlich glänzend wieder auf; einige schifften unter dem Meere fort, und kamen mit Perlen überdeckt empor. Eine aber, mit Palmen Cedern und Eichen geschmückt, und mit blühenden Riesenjünglingen am Ufer, zog gerade in die Mitte des Meers nach Osten zu. ‚Bin ich auf der Erde?‘ fragte ich. ‚Frage mich nicht!‘ antwortete die Stimme ohne Gestalt: ‚denn ich kenne alle deine Gedanken, und will dir antworten in deinem Herzen. Du wirfst auf der Erde seyn, wenn sie aufgeht in Osten aus dem Meere: unter ihm zieht sie eilig um die Sonne; das Meer der Zeit ist nur die Woge auf dem Meere der Ewigkeit.‘

Die Cederinsel kam wie von einem Strome gezogen der grünen Wolke immer näher. Jünglinge, größer als menschliche, blickten erfreut in das blaue Meer hinunter, und sangen Freudenlieder; andere schaueten entzückt in den Himmel hinauf, und falteten betende Hände.

‚Auf der Cederinsel wohnen die Menschen welche wie ich für die Erde gestorben sind: aber in irdischen Gesichten soll dir offenbart werden wie der unendliche Vater die Menschenkinder belohnt, die für das Vaterland ihr Blut vergossen haben. Die Jünglinge die in die Wellen blicken sehen ihre unten im Meere laufende alte Erde näher, und die Insel zieht mit ihr: sie sehen nur die glücklichen Länder und ihre Freunde, die sich

ihrer Thaten freuen, und die Nachwelt, die sie preiset; und jede Blume die aus ihrem Blut erwuchs wird ihnen von Gott gezeigt.

Die gen Himmel schauen und beten, sehen einen Altar auf jeder Sonne und noch höhere Mithrader, welche Heberes opfern dem Hechsten; und sie bitten den Vater daß er sie höher rufe zum himmlischen Opfern; und wenn er donnert, so ruft er sie.

Die in Freudenthränen schlummern, sehen ihre Waffenbrüder muthig sterben, und erquickten ihren Tod, und sie sehen geliebte theure Menschen aus der Erde in die Insel ziehen, und halten sie im weinenden Wiedersehen an der Brust.\*

Jetzo stiegen weiße Blumen unten von der Erde auf die Meerfläche herauf, und alle Schlafenden erwachten. Die Blumen waren die Seelen der Mütter, die nun ihren auf den Schlachtfeldern gefallen Söhnen nachstarben. Aus den Blumen wuchsen Gemien, und sie flogen an die Söhne: es war ein Sterben vor Freude, aber ein ewiges an ewiger. Die Mütter, an Thränen gewöhnt, hätten sie doch auf der Insel der Seligen vergossen, war' es auch nicht vor Wonne gewesen; wie Blumen, von Glocken bedeckt, sich doch bethauen. Die leisen Lichelaute der Wiederfindenden bewegten die Lilien und Rosen wie Lautensaiten zum Klingen. Aber als die Mütter tenende Luft athmeten, und überall ein Einklang des Taufendklangs war, und ihre Herzen zerheben im harmonischen Zittern, verklangen und verdufteten sie zu einer Blumenwolke, und die Wolke stieg empor, und zog im Himmel nach den fernem Inseln der seligen Mütter und Bräute: aber zurück schmachtend sehnten sie sich nach der Zeit, wo dann alle Inseln der Seligen zu Einem gelobten festen Lande sich zusammenreiheten und verschwiferten.

\*Menschenkinder, die Freude ist eine Ewigkeit älter als der Schmerz, und wird eine älter als er, und er ist kaum da gewesen. Menschenkinder, opfert die Zeit der Ewigkeit!\*

5 Ein hoher blühender Greis mit einer Märtyrerkrone schaute zur grünen Wolke auf, und betete die Stimme ohne Gestalt neben mir an: da erblickte ich im Auge des Greises die abgespiegelte Gestalt des Wesens

10 neben mir: mein Herz warf sich gedemüthigt und erhoben vor dem größten aller Menschen der Erde nieder, und er sagte in mir wieder das Wort \*Opfere die Zeit der Ewigkeit!\*

15 Jetzo rauchte neben der Cederinsel das Meer wie von einem unten aus dem Boden oder Erdhülle aufsteigenden Feuerberg; aber er warf nur Eichenkränze und Frieden Zweige und Lichtstrahlen aus. Endlich hob sich ein unendlicher Altar aus den Wogen, mit schlafenden Jünglingen und Greisen bedeckt. Als sie das Himmellicht berührte, erwachten sie plötzlich, und standen auf, und stürzten an das Inselufer, und nun lagen diese neu gestorbenen Waffenbrüder an den alten, Herz

25 an Herz, und der Sternenhimmel stand über ihnen als unvergängliches Freudenfeuer ihrer Vereinigung. Da rauschten die Eichenwälder; die Löwen brüllten freudig; die Adler flogen, vor Luft sich in Feuer einwickelnd, in das Gewitter, das jetzo von den Sternen kam. Das Gewitter legte sich über die Welt, und warf Blitze als Sonnen, es rollte Donner als Erden, und weinte

30 mit den Helden heiße Freudentropfen; und unten im Meer donnerte die tiefe Erde dumpf nach. Nun sank die Wolke an die Insel, und nahm brausend in sich die Helden auf, welche den Vater angerufen hatten daß er

35 sie auf höhern Erden opfern lasse.

Als das Gewitter mit ihnen hinter den Sternen verschwand, war die Schöpfung groß:

das Herz feyerte die Ewigkeit; die Erden waren im Himmel als eine Alpenkette neben einander gelagert; die Sonnen waren der Sonnenhof um die ewige Urfonne, und überall stand Gottes Thron.

•Bete, eh du erwachst! die Erde geht auf' sagte die Stimme ohne Gestalt, und durch die Nähe des hohen Wefens war schon mein ganzes Herz ein einziges Gebet. Aber nun zog die grüne Wolke mit mir eiliger nach Osten der kommenden Erde zu, und die Cederinsel flog mit ihren Seligen den andern Inseln entgegen. Das Meer brannte in Osten von Morgenroth wie über einer aufgehenden Sonne, und tiefer sank die grüne 10 Wolke in die Erden-Aurora ein. 13

Plötzlich wurde der Heiligenschein der unfichtbaren Gestalt zu einem hohen Regenbogen, und verchwand darauf in einem

unendlichen den Himmel überdeckenden Glanz.

Und die Erde ging auf, aber als eine Sommernacht.

5 Ich erwachte, und statt der Wolke grünte um mich eine Auenflur, und über mir schimmer- ten nur die Sterne. An die letzte Frühlingsnacht hatte sich die erste Sommernacht geschlossen und gefehlichen. Der Mond ging in der Geister- stunde als Silberbogen auf, und in Norden rückte die Abendröthe des Frühlings zauber- reich als Morgenroth des Sommers um die Berge. Mein Herz hing an den ewigen heiligen Ster- nen fest, wo mein Traum noch wach fortlebte, und ich seufzte 'Ach! dort oben ist jeder Tag ein Frühlingsanfang.' Da hört' ich von der Stimme ohne Gestalt in mir wieder das alte Wort 'Menschenkind, opfere die Zeit der Ewigkeit!' Und ich seufzte nicht mehr.

## DIE WENIG ERWOGENE GEFAHR

DIE BEIDEN HERRSCHAFTEN WALCHERN UND LIZELBERG

IN DER VERLOOSUNG AM KÜNFTIGEN 30. JUNI DIESES JAHR'S (1813) ZU GEWINNEN,  
IN EINEM BRIEFWECHSEL ZWISCHEN DEM RECTOR SEEMAUS UND MIR.

Wahrhaftig niemand kann gleichgültiger sein Loos für 12 fl. rheinischer Währung hier in Baireuth bei Herrn Gunzenhäufer genommen haben als ich; und ich dachte mehr daran, daß ich eine kleine Summe zum Fenster hinaus werfen, als daß ich eine un- 23 geheuerere erbeuten könnte. Denn ich bekomme am 30. Juni, nämlich wenn meine gewählte Nummer 19983 gewinnt, nach der unter allerhöchster königlicher Bewilligung in München erschienenen 'Kundmachung' endlich 50

die beiden Herrschaften Walchern und Lizelberg im Hausrückviertel, zwischen Salzburg und Linz ungemein reizend liegend, welche schon 1750 zu 231,900 fl. rh. gerichtlich eingeschätzt worden; dazu erhalt ich noch die Sägemühle und das Bräuhaus von Lizelberg, welche als spätere Angebäude man auf 90,000 fl. (außergerichtlich) ange- schlagen; endlich wachsen mir noch fünfzig- tausend Gulden in baarem Gelde zu, welche wenigstens den Vortheil bringen, daß ich



damit die Schuldenlast meiner beiden Herrschaften bis auf den letzten Heller tilge. Ich führe gar nicht an was meine Nummer noch als Vor- und Nachtreffer gewinnen kann: man findet es in der Münchner Kundmachung genau bestimmt. Alle diese so äußerst beträchtlichen Gewinne fallen, wie gesagt, auf meine Nummer, falls nicht etwa unter den 36000 Zahlen (so viel Loose sind) eine andre als meine gewinnt; was aber eben noch zu erwarten steht.

Indefs erhielt ich mich ruhig, sowohl am 31. December 1814, wo die Ziehung und Hebung dieser Geldbergwerke versprochen war, als später darauf, da sich das Ziehen immer länger verzog; ja nach dem 18. Februar, wo das Münchner Stadtgericht endlich die Ziehung unwiderruflich auf den 30. Juni dieses Jahres festsetzte. Ich konnte jetzt auf den Tag gleichsam mit dem Finger zeigen, wo ich, wie die Aloe nach vierzig dunkeln Jahren in einer Nacht in Blüten zerplatzt, eben so in einer Stunde zum deutlichen Cræsus aufschöß, falls ich (was natürlicher Weise immer vorher vorausgesetzt werden muß) mit meiner Nummer gewann. Aber auf die Lebensgefahren, die das Ziehen und Einlaufen einer solchen Silberflotte drohte, und noch droht, war' ich nie gefallen, hätte mir nicht Rector Seemaus Wind gegeben in seinem Brief, den ich sogleich den Lesern des Morgenblattes reichen werde.

Nur will ich voraus schicken daß der gute Seemaus, da er immer ein Schulmann war, nie etwas hatte, außer einige kleine Schulden: denn zu großen hatt' ers aus Mangel an Gläubigern nie zu treiben vermocht. Schon als Schullehrer überhaupt und als Rector eines Marktflückens insbesondere hatte er seinem Amte gemäß von Tag zu Tag zu hungern. Wie Moses auf dem Sinai vierzig Tage lang fasten müssen um als Gesetzgeber

der Juden herunter zu kommen, so kann schwerlich ein Staat weniger vom Schullehrer verlangen, als daß er, welcher den Vortheil hat immer von Neuem ein Nach- und 5 Wieder-Moses und Gesetzgeber für die immer neu nachwüchslige Jugend zu werden, sich eben deshalb zur Fortsetzung einer häuslichen Fastenzeit bequeme, welche sich noch immer sehr von reinem Hunger unterscheidet. 10 Daher in der Geschichte gar keine verhungerten Schullehrer auftreten, sondern immer nur hungernde; was für die Hauptfache auch wohl hinreicht. Indefs in vorigen Zeiten trieb der Staat das Kasteyen weit, und ein Bai-reuthischer Schullehrer mit seinem Küchenlatein ohne Küche mag wohl auf seinem Lehrstuhl vor einem Katzentische unter dem Markgrafen Friedrich I. gesessen seyn, weil 15 damal der Pfarrer den Schulmeister beköstigen mußte, das heißt der Hausarme den Bettelarmen: kurz, ein Paar asen zusammen in welchem ein jedes Eingeweide den sogenannten Leerdarm nachspielte. Vielleicht aber geht man neuerer Zeit auf der andern Seite zu weit: denn man wirft allen Schullehrern 20 Befoldungen aus, wenn auch kärgliche, und manche können oft bloß von ihrer Einnahme leben, wenn sie nicht Frau und Kinder haben. Man vergift höhern Orts, seheint es, daß, wie verfinsterte Ställe zum Fettmachen der Thiere, so umgekehrt Schultuben voll Licht zum Entfetten und Abmagern der Inwohner helfen sollen.

Wer unfern Rector Seemaus, zu welchem wir zurück wollen, zu Gesicht bekommen, weiß wie Armuth und Hypochondrie gepaart aussehen: zwey gute Wechsel-Gegengifte, die keinem Schulmann fehlen sollten, weil den Appetit, welchen die Hypochondrie abspannt, die Armuth wieder aufreizt, und doch zum Vortheil der matten Verdaukräfte ganz zu stillen verbeut. 40

Aber hier ist endlich des Mannes Schreiben selber, worin er so wechselnd weinerlich und lustig sich gebärdet, daß man nicht weiß mit welchem Wechsel man es halten soll.

*P. P.*

Ew. Hochwohlgeboren finden an mir noch immer den alten erbärmlichen Rector Seemaus, wie Sie ihn vor vielen Jahren gekannt. Sie selber sind seitdem wacker aufgestiegen, und leben von Ihrem Gelde; was ich freylich auch thue, so oft ich welches habe: sonst standen wir etwas näher beisammen, und ich sehe Sie noch vor mir in Ihrem grünlichen Flausrock schreiten. In meinem elenden Wohn- und Marktflücken kommt mir nichts von Ihnen zu Gesichte als die Lobsprüche welche die Litteraturzeitung Ihnen zollt, unter welchen wohl manche fehlen mögen die Sie von den Ergänzblättern empfangen, welche letzten aber unser Lesezirkel aus Sparsamkeit nicht mithält. Nachgedruckt werden Sie auch wenig, und ich besitze nur das Campanerthal von Märcken in Rentlingen.

Um nun auf mich zu kommen (denn gemeinetwegen schreib' ich überhaupt den Brief), so wachl' ich zwar auch, aber ich weiß nicht wohin zu, wenns nicht unterwärts ins Grab ist. Ich seheine ordentlich in die Länge in meinem Alter zu schießen, wo andere in die Dicke treiben; aber in das lügenhafte Langduodez zieht mich meine elende Abmagerung. Fahr' ich so fort, und lasse mir jährlich die Weste eine Hand breit einnähen, so setzt sich zuletzt hinten eine ganze junge Nebenweste auf der alten an. Alles andere in meinem Hause ist auch lang und dünn, meine Frau, meine Schwiegermutter, und meine mannbaren Töchter, bei welchen ich mich vergeblich nach Enkeln umthue.

Wir heißen im Marktflücken nur die lange Familie. Lungenfüchtig sind wir gleichfalls sämmtlich, und gewöhnlich husten unserer fünf zusammen; welches Chor und Quintett jedoch das Angenehme hat, daß keiner während deselben auf den andern hinhören und ergrimmen kann. Anlangend meinen Sprachton, so höert er sich im Ganzen wie die Stimme eines Schornsteinfegers an der oben aus dem engen Rauchfange einige dumpfe Worte mit dem Ruße herunter fallen läßt. Meinen Humor können Sie sich demnach denken: ich will mit jedem Andern leichter auskommen als mit mir, wenn ich bloß meine Schwiegermutter ausnehme.

Doch ich breche von unsern zehn beschnittenen Lungenflügeln ab. Das Allererbärmlichste ist nur die allgemeine Armuth, die in unserer ganzen Stube regiert. Denn woher, bitt' ich Sie und Jeden, soll ich etwas holen? es müßte aus der Kriegsfteuercasse der reichliche Beitrag seyn den ich hinein geliefert, oder aus den einquartierten Mägen der Fleischzehlnd und die Tranksteuer welche ich in jene von meinem trocknen Brote entrichten müßen.

Hermes sagt in seinen peinlichen Romanenacten, nichts sey einem Gelehrten ungefunden als allein zu essen. Nun hab' ich mich wohl, wie jeder Schulmann, gut gedeckt, da eine hünlängliche von mir selber erzeugte Tischgesellschaft mit mir schneidet und spießt. Das Essen selber aber anlangend, so ist seit Jahrzehnden vom guten ohnehin keine Rede: ganze köstliche Kochbücher giebt's die noch nie über meine Zunge gegangen, und ich werde auch wohl nicht eher etwas Ausgefuchtes zu schmecken bekommen, als bis ich als magnetisch-geftrichner Hellheber schlafend aufsitze, und ich die guten Bißen die mein Streicharzt vor mir kaut bei leeren Zähnen ihm ab- und nachschmecke mit der obligaten

Zunge als vorbestimmter Harmonist mit seinem Geschmack.

Außer dem guten Eben fehlt mir und den Meinigen auch das schlechte. Wenn Caesar, wie Sie aus Caesar am besten wissen, 52 Siegè davon getragen, so ersechten wir in jedem Jahre von 52 Wochen wohl eben so viele, in jeder Woche einen neuen, über unsern alten Familienfeind, den Hunger: ich will aber lieber einen auswärtigen Feind 10 überflügeln als einen inswärtigen, wie der Magen ist, der größte gefressigste Eingeweidewurm den man nur hat.

Einiges muß ich Ihnen doch mehr von meiner Lage sagen, eh ich weiter gehe. 15 Die Schule in meinem Marktflücken stellen Sie sich sehr gut vor, wenn Sie sich an die im Marktflücken Schwarzenbach an der Saale erinnern, in welcher Sie ja selter gewesen, zwar nicht als Schullehrer, aber 20 doch als Schulknabe. Auch in meiner giebt's nur die beiden Schul-Pole, einen Rector und einen Cantor: wir beide treiben unser Dummvirat zu gleicher Zeit, und sind in einer Stube zwey Parlamenthäufer, wie etwa von zwey Rothkehlchen in einer Stube jedes der Bissigkeit wegen den halben Bezirk bewohnt und behauptet. Wir haben uns nemlich in beide Geschlechter getheilt, und während er über die weibliche Schuljugend sein Stock-Parasol aufhebt, bring' ich bei der männlichen meinen Hoheitpfahl an Ort und Stelle, und wir schlagen oft luftig genug wie das Doppelclavier einer Orgel zu gleicher Zeit an zwey Pfeifen. 25 Da Niemand weiter in der Schule solche gymnastische Uebungen treibt als ich und er, so sind wir im alten Sinne die einzigen Gymnasten darin.

Zu dem gemeinschaftlichen Ausprägeln 40 feuert uns sichtlich der beste Umstand an daß wir einander durchaus nicht leiden

können, weil Jeder am Nährzweige des Andern nagt und beißt und abknuppert. Denn da des Cantors Schulleben einen noch mattern Goldschlich führt als meines (vorigen 5 Weihnachten soll er einiges Gold auf einem Pfefferkuchen seines Jungen gefehen haben in Blättchengestalt), so will er sich mit Tauf- und Geburttag- und Hochzeitgedichten durchfressen, die er der umliegenden Gegend aufsetzt; welche ich alle eben so gut aufsetzen 10 und absetzen könnte als er. Aber ich mit meinem Pegasus werde von den Leuten wie ein Trauerpferd nur für Leichengedichte gefattelt, und für ähnlichen Harn und Ernst, 15 und muß abgechiednen Seelen gleichen, welche nach Jungs Geisterlehre gewöhnlich in Leichenkleidern auftreten. Aus unglaublicher Dummheit glaubt die Gegend, ich sey nur im Weinerlichen brauchbar und zu genießen, 20 aber sonst kein Mann für den Spaß: denn die Dummheit der Gegend ist ja so groß, daß sie einen dergleichen Ansatz zum Jammer sich durchaus erschließt, weil ich theils wie ein Fleisch-, ja Blätter-Skelet bei allen 25 innern Früchten aussehe, und weil ich theils in meinen Sterb-Anzeigen das fremde Wimmern und Schluchzen sehr weit auspinne; wozu ich doch meine sehr guten, ja fröhlichen Ursachen haben kann. Aber wahrhaftig, ich will so oft lachen als der Cantor, und stärker dazu, und mitten im versificierten Klaggeschrey wandelt mich oft ein halbes Todtlachen an. Dieses dürft' ich denn nur weiter verfolgen. Ja vor lauter bloßem Hausjammern wollt' ich in ein Gelächter ausbrechen.

Sie sehen aber aus Allem daß ich immer meine Pfennignoth statt eines Nothpfennigs behalten, und mit dem Cantor in unserm zweymännigen Tuchmacherstuhl bis an den jüngsten Tag forttreten und fortsehnen und die Schiffchen fortwerfen werde, wenn

nicht eine Wunderhand aus den Wolken eingreift. Für eine solche wahre Wunderhand fehen wir alle, ich und meine lungenfichtige Compagnie (glauben Sie mir gern) die vorjährige Kundmachung einer Verloofung an, in welcher gegen zwölf leichte Gulden die beiden Herrfchaften Walchera und Lizelberg im Hausrückviertel, zu 361,000 fl. rh. Währung taxiert, fammt vielen Geldgewinften, künftigen 30. Juni a. e. fo gewifs zu gewinnen find, als Mönchen ficht, wo die «Kundmachung» mit höchfter Genehmigung verfehen und gedruckt worden. Ich lege fie Ihnen hier bei, weil es mich ekelt, das fehon taufendmal gefagte immer zu wiederholen. Damit find noch 55 Nebengewinne von 50,000 fl. bis 100 fl. abwärts verbunden, welche in haarem Gelde 120,000 fl. betragen, und wobei jedes Loos fünfmal gewinnen kann. Man möchte beinah fagen, es fey des Gewinnens zu viel, indem fo große Nebengewinne wie die des zweyten Loofezugs von 16,000 fl., die des dritten von 12,000 fl., des vierten von 10,000 fl., des fünften von 8,000 fl., womit in andern Lotterien jeder Loosnehmer zufrieden wäre, wieder ordentlich einkriechen vor einem Hauptgewinnft von 100,000 fl. rheinifch.

Ich habe in der Freude nicht überfehen daß der Loofe, wovon jedes nur 12 fl. koftet, oder der Loosinhaber gerade 36,000 find: ich habe vielmehr die Verloofung mit dem Zahlenlotto feharf verglichen, zum Glücke aber gefunden daß jene Herrfchaften vielmahl wahrfeheinlicher zu gewinnen find als eine Quaterne. Noch obendrein halten im fehlimmften Falle noch die Nebengewinnfte fehadlos: denn der allerfehwichfte, der für 12 fl. nach der Kundmachung zu ziehen ift, betrægt doch 100 fl.; was immer etwas Beferes ift als ein Verluft. Ich habe daher oft zu meiner dürftigen Mannfchaft gefagt: Ich habe mich bis-

her oft gewundert warum ich mich Seemaus fehreibe, wie der Schleimwurm gleiches Namens, der wegen feiner herrlichen angeborenen Goldftacheln auch Glanz- und Goldwurm und Goldmans (*aphrodita aculeata*) heißt, da doch unter allen Seemaufen meines Stammbaums kein einziger je etwas von Gold in den Händen gehabt als etwa den Goldfinger. Aber närrifch wäre es, wenn doch am Ende hinter Seemaus etwas fteckte.\*

Ich berge daher gar nicht, würdiger Herr Legationrath, daß die bloße Ausficht auf einen folchen Petri-Fifehzug, dem eine Wunderhand heiftet, für uns fammtlich vielleicht zu ftark jede Nebenficht überwiegt. Aber arme Schulleute wollen fo gut ihr Stüchken Hoffnung haben wie der reichfte Narr. Ohne ein Loos von Hrn Gunzenhäufer, Collecteur in Baireuth, blieben wir bloß heilige Stephane, die fortgefteinigt werden, aber die nicht den Himmel öffen fehen. Jeder Menfeh will feine Hoffnung haben: aber ein Schulhaus ift Pandorens Büchfe, aus welcher gerade der Bodenfat, die Hoffnung, ausgeflogen, indess die Übel im Nefte geblieben.

Zum Glücke hatt' ich fo viele Kinder, daß fechs Pathenlöffel da waren, die wir verfilbern konnten um uns zu vergolden: wir nahmen daher bei dem Baireuther Collecteur die geheimnifsvolle Lotterie-Nummer . . . . .

(Hier muß erft bei dem Collecteur nachgefehen werden, weil bei Seemaus 0 und 6 und 9, fo wie 3 und 5 gar nicht zu unterfeheiden find.)

Das Schöpfwerk mit den fechs Schöpflöffeln, womit wir einmal ftatt einer Armenfuppe eine Reichenfuppe efen wollen, foll uns kein Menfeh verdenken. Es fetzen Reiche um mich herum hinein: was aber ein Reicher braucht, das brauch' ich noch viel mehr, und wenn fünf und dreißigtaufend neunhundert und neun und neunzig, worunter fo viele Geizhälfe fo wie Spitzköpfe feyn werden, zu ge-

winnen denken, so will ich keine Ausnahme feyn, sondern die Zahl voll machen.

Auch ging Alles bei uns erwünscht, bis endlich die Baireuther Zeitung und der Nürnberger Correspondent die Bekanntmachung des Baierschen Stadtgerichts, von Hrn Director Gerngroß und von Hrn von Schmiedl unterzeichnet, in unser Schulhaus brachten, daß vor dem königlichen Appellation-Gerichte die Interessenten des Verloofung-Geschäftes auf den Rücktritt und jede weitere Prolongation Verzicht gethan, und die öffentliche Ziehung unwiderruflich auf den 30. Juni 1815 festgesetzt hätten.\* Seitdem war nun der Ziehtag und der für Jeden mögliche Erwerb der beiden Herrschaften gewiß; die Geldgewinne *pro* 129,600 fl waren schon baar in ein Münchener Handlungshaus niedergelegt. Die Herrschaften im Hausrückviertel und ihre 1000 Familien, und die Bräuhäuser, und das große und neue Schloß, und die Oeconomic, und die mehr als 700 Jauchert Waldung, und der Viehstand, und die sehr beträchtlichen Jagden und Fischereyen schwebten täglich um einen Tag näher zu uns heran. Ich elender Hectiker, der überall oben hinaus ist, malte vollends die ungeheuern Schätze des 30. Juni meinen lungenfüchtigen Närrinnen immer heftiger aus, und setzte die morschen Lungenflügel in Flug, und hielt ihnen den künftigen Edengarten aufgeblättert so nahe an die Nase, daß ichs nun endlich, Gott feys geklagt! so weit gebracht, daß, falls wir mit unsern sechs Löffeln die zwey Inseln wirklich errudern, daß nicht nur meine Frau und Schwiegermutter und die beiden mannbaren Töchter, sondern fogar ich graues Schaf dazu in diesem Falle als ausgemacht befürchten auf der Stelle vor lauter Freude auf dem Platze zu bleiben und abzufegeln. Dann hätte bloß der Tod seine fünf Treffer an uns getroffen und gezogen.

Mein Unstern wollte noch dazu daß ich in Tissots zweyten Bandes ersten Theil über die Nervenkrankheiten, von Ackermann übersetzt, hinein gefehen, und darin so manchen angetroffen der an weit kühleren Entzückungen kalt geworden: einen Papst Leo X. der vor Freude über die Befiegung der Franzosen, einen Hühnerhund der (nach den *Mémoires du Marquis de Lang*) vor Freude über die Wiederkunft seines Herrn verschied, einen Mann der (nach Weber) bei bedeutenden Freuden wenigstens zu stammeln und halb schlagflüßig zu werden angefangen. Zu diesem allen fügte noch der Nürnberger Correspondent sehr unkluger Weise (da er selber Nachrichten der Verloofung verbreiten half) den nichtpolitischen Artikel hinzu, daß ein Banquier am Gewinn des großen Looses ins Gras gebissen, in welches ein anderer Banquier, aber vor Gram über das Weggeben seines Gewinnlooses, gleichfalls beißen mußten. Ging ich denn nicht selber so schamzäsig zu Werke, daß ich meiner langen dümmleibigen Familie eine weitläufige Erzählung von einer armen Verwandtinn und Erbinn Leibnitzens vortrug, welche anfangs die Freudenspost noch lebendig genug aushielt, nachher aber, als ihr Wäsche- und Silberfchränke aufgeschlossen wurden, ohne Weiteres das Zeitliche segnete und abstand.

Seitdem steht nun mein ganzer, leider eben so lungen- als goldfüchtiger Familienzirkel Todesangst aus, und schauet der Hiobspost am 30. Juni bloß mit Zittern entgegen. Hiobspost sag' ich mit Bedacht, weil eben Hiob (nach dessen 42. Capitel) alles zweyfältig wiederbekommen, und 14,000 Schafe, 600 Kamele, 100 Joch Rinder und 1000 Esel, und 3 Töchter und 7 Söhne erhielt. Mich suchet der verfluchte Gedanke an unser Freuden- und Sterbegelag am stärksten im Bette heim, wo ich in der Finsterniß und Muße ungestört

mir das Teufelszeug von den beiden Herrschaften und unfern fünf Tanzstellungen zum Todestanz und Kehraus grob und farbig aus einander male, und zwanzig Mal in Einer Nacht Jeden heneide der bei Gunzenhäufer  
5 nichts eingefetzt, also nichts zu befürchten hat, nämlich nichts zu hoffen.

Halten Sie dieß ja nicht für den hypochondrischen Schwindel eines darbenenden Schalmanns, welchem das schnelle Umsetzen sei-  
10 nes Schulhauses in ein Luftschloß den Kopf verrückt. Ich kann aus der Seelenlehre recht gut erhärten, Seelenkenner, daß der Mensch die Größe eines Glücks wie eines Unglücks  
15 ordentlich für eine Wahrscheinlichkeit des einen wie des andern ansehen muß: wird aber z. B. ein Tabackbeutel zu 1 fl., das Loos zu 1 Kreuzer, mit 60 Nummern ausgepielt, so wird Niemand gerade der unter  
20 60 Menschen zu seyn glauben, der den Beutel gewinnt: er setzt bloß zum Scherze und wie verloren seinen Kreuzer.

Ich könnte mich und die Meinigen freylich aus allen Ängsten dadurch ziehen und wieder warm setzen, daß ich meine Loosnummer  
25 mit einer schwachen Einhuße verkaufte: wenn sie aber alsdann gewönne? Hat nicht den Banquier im Nürnberger Correspondenten der Gram über fremdes Gewinnen abgewürgt?  
30 Und hab' ich nicht für drey unerzogene Knaben zu sorgen, da sie als Kinder nicht vor Freude mittlerben würden?

Ist es aber nicht närrisch und fast lächerlich, daß wir sonach alle im Haufe eben so fürchten das Loos zu verlieren (durch Brand  
35 oder Mord) als es zu behalten?

Vorgekehrt hab' ich Manches gegen die Sterbeangst der Meinigen. So such' ich ihnen mit der Hoffnung zu schmeicheln daß  
40 sich uns vielleicht bloß der Nebengewinn einiger tausend Gulden zuverse, wobei man leicht lebendig bleibt: aber sie versetzen

fämmtlich «Einem, Einem, Einem, Einem unter allen 36,000 Mitspielern springen doch, so gewiß als es Himmel und Hölle giebt, die beiden Herrschaften in die Hand: warum  
sollen sie gerade uns vorbeispringen?»

Der Vernünftige wird es daher für gut heißen, daß ich für den so möglichen Fall, wo ich armer bis zuletzt geplagter Schulmann unter den goldnen Schlagregen unter-  
10 fänke und ertränke, aus Liebe für alle Meinigen die mir nicht vor Freuden nachfahren einen kleinen letzten Willen aufgesetzt und unterfiegelt, worin ich alle Streitigkeiten und  
15 processualischen Weitläufigkeiten welche sich nach dem Zuge der beiden Herrschaften unter den Meinigen entspinnen können, mit gewissenhafter und wahrhaft lächerlicher Genauigkeit im Voraus geschlichtet habe, so daß Jeder bis zu meiner Schwiegermutter  
20 sein Zugehöriges von dem großen Loofe (theil' ich daselbe doch vor dem Gewinne um fo kaltblütiger aus) heben und haben kann.

Aber das Jammern über mein Testament  
25 ließ mich in eine neue Gefahr vom 30. Juni fchen: was nämlich die Freude übrig ließe, das raffte die Trauer über die Andern weg. Kurz, ich komme jetzt zur Absicht meines ungehörlich langen Schreibens. Ich bitte  
30 Sie nämlich, da ich weiter Niemand in Bairuth kenne, daß Sie als bekannter Menschenfreund die Nachrichten über mein Loos, die Niemand als Ihnen Hr Collecteur Simon  
Gunzenhäufer zufolge meines Briefes an ihn vom 1. April zu übergeben hat, auf eine  
solche Weise mir und den Meinigen zukommen zu lassen, welche allem Unheil vorbeugt,  
entweder stückweise oder fogar täuschend  
(ich erlaub' es vorher) oder ganz anders.  
40 Aber einem Romanendichter so vieler seiner Minister Hoffente und Streiche ist es ungeschicklich hier etwas vorzuschreiben. Verdient

aber können Sie sich machen um eine ganze bisher dürftige Familie, welche aus dem Glücktopf nicht gern das Todesloos zu ziehen wünscht. Der ich verharre mit größter Verehrung ewig Ew. Hochwohlgeboren  
gehorsamster

Johann Thomas Seemaus,  
Rector.

Hier folgt die unabgeänderte Antwort.

Bairenth den 1. May 1815.

Lieber Herr Rector!

Auch ich sitze auf dem Tod, so gut wie Sie, und muß meinem Namentag oder dem Pauls-Tag, nämlich dem 30. Juni, entgegen sehen: denn ich habe ebenfalls ein Loos genommen, die Nummer 19983. Mehrere Loosnehmer um mich her haben sich demselben Schickfal ausgesetzt vor Freude drauf zu gehen. Jedoch will Jeder gern den Freudentod mit Freuden für den Andern sterben, und unter 36,000 Menschen gern der Einzige werden den das Loos trifft.

Ihre Bitte erfüll ich bequem, und mit Hrn Gunzenhäufers ist gesprochen; den Sie aber jetzo, da die Juden nach einer neuen Verordnung einen officiellen Namen annehmen mußten, Hr Blumenfeld zu nennen haben. Fünf und zwanzig Vorkehrungen hab' ich Sie zu täufchen im Kopf; nur beding' ich mir aus daß Sie mir vom 30. Juni kein Wort mehr glauben, weder wenn ich Ihnen Nebengewinne noch so gewis berichtete: denn Sie könnten sie sonst für eine vorbereitende Jacobsleiter zu Ihrem Himmel aufehen; noch weniger wenn ich Ihnen den Hauptgewinn weis machte. Kurz, Sie sollen lebendig wegkommen bei meinen 25 Vorkehrungen.

Mir selber will es so gut nicht werden: ich bleibe hier, ohne alle Schutzwehr, ganz dem ersten Stöße bloßgestellt welchen der Zug der beiden Herrschaften an mir verüben

will. Sollte man sich nicht zuweilen fragen, Hr Rector, ob der Staat nicht zu leicht in Verloofungen einwillige, durch welche er, da schlechterdings der höchste Gewinn auf irgend einen Loosnehmer fallen muß, eines seiner Mitglieder der Gefahr der Überbereicherung oder gar des Freudentodes Preis giebt? Wie viel anders und schonender gehen Staaten in ihren eignen Zahlenlotos zu Werke, worin sie zwar für noch ärmere Einfätze einen eben so großen, ja größern und lebensgefährlichern Gewinn in der Quaterne zu ziehen freystellen, dem wirklichen Ziehen derselben aber durch die richtigsten Berechnungen so geschickt vorgebogen haben, daß leichter ein Schwanzstern zum zweyten Male kommt als eine Quaterne zum ersten. Bei solchen Vorichtsmaßregeln kann daher Jeder, fogar der kränkste Hypochondrif, sicher ins Lotto setzen, und hat sich kaum vor einer Ambe zu ängstigen: wohl aber hat er das Schenfte, nur für weniger Geld, zu genießen, die Hoffnung (welche gerade so sehr das Leben verlängert, als es die Freude verkürzt), und zwar welche Hoffnung! die, alle seine Fesseln und das Lotto selber zu sprengen; eine solche, für welche der Ärmste sein Bett verkauft um außerhalb demselben noch seliger zu träumen, und für wenige Kreuzer in einen Himmel der Zukunft hinein zu sehen, in welchen er nicht fahren kann (wie nach den Muhamedanern die Weiber in das Paradies nur schauen, nicht kommen): ein Himmel wie der unfreer eeltischen Vorfahren, der in und auf Wolken bestand. Indefs kann ich Ihnen, wenn der goldne Platzregen auf Sie fällt, folgenden Regenschirm anbieten, den ich selber bei meiner Nummer 19983 unterhalte, oder wenn Sie rhetorisch lieber wollen, einen Sonnenschirm gegen die Stechsonne des Glücks. Was nämlich den Menschen bei dem Aushreiten eines weiten Goldlandes so

leicht in Schwindel umwirft, ist daß jetzo ohne alle Schutzbreiter stromweise zehntausend Plane darüber einschleusen, was er mit seinem Peru anfangen will: zuerst alles Mögliche; dann tausend bestimmte Sachen; dann jene Sachen nicht, diese aber; dann diese, aber jene nicht: aus allen Compafseecken fahren Ströme her, und durchschneiden sich, und drehen ihn in ihren Wirbeln. Es ist ein physiologisches Wunder, wenn der Mann nicht untergeht: denn alle Pulsadern überschwemmen mit Blut, alle Nerven verströmen den Nervengeist: von jenem kann nicht genug fortgeschafft, von diesem nicht genug nachgeschafft werden. Wie viel bedächtiger und vernünftiger aber handelt ein Mann der sich dagegen deckt, indem er kaltblütig und Monate vorher, ehe die beiden Herrschaften Walchern und Lizelberg vor ihm gewonnen da liegen, einen Bogen Papier nimmt, und darauf einen überdachten brauchbaren Gebrauchzettel entwirft, nämlich ein Verzeichniß dessen, wozu er die beiden Jagden, die Fischereyen, die Viehstände, die 1000 Familien verbrauchen will; welche Reifen Schenkungen Streiche Freuden Einkäufe Aufwände Plane er mit so ungeheuren Hülfsmitteln machen will. Darauf erwartet er wahrhaft ruhig die Münchner Zeitung und das Johnson Uhlfeldersehe Handelhaus, welche ihm die Gewinnte ankündigen und aushändigen.

Wenigstens mich, lieber Seemaus, verschanz' ich auf diese Weise, und ich sehe in meinen Kafematten meinem Reichthum so gelassen und kugelfest wie einer Armuth entgegen. Ich darf behaupten, bis über die erbärmlichsten Kleinigkeiten hab' ich mir auf meinem Sessel in völliger Freudennüchternheit alle Praechtgesetze gegeben welche ein Capitalist braucht: meine Reisekarten im ersten Jahre sind schon ganz fertig; desgleichen die Bauweise einiger Lufthäuser zu Hause; die Namen

sowohl der Bücher die ich zuerst anschaffe, als der Armen die ich fortsetze, sind zum Theil aufgesetzt; und zwey Abschreiber und Registratoren zu meinen Excerpten werden gehalten, wenn ich nicht gar einen dritten als Druckfehler-Fiscal meiner Werke besonders befolde; und ich kaufe mir ein Silbermannsches Clavier und ein Pferd. Für Andre wichtiger ist's, daß ich sogar für die 1000 Familien, die ich aus dem Glückrade ziehe zum Regieren, jeden Tag mehr über die Gesetztafeln meiner gesetzgebenden Gewalt ins Reine komme, und ordentlich mir meine Selber-Wahlcapitulation und goldne Bulle eigenhändig ausfertige. Ich als höherer Gesamtvater der Familienväter, als *pater superior*, will für die guten Menschen im Hausruckviertel zehnmal mehr thun, als sie erwarten, wiewohl wir alle einander noch nicht sehen. Statt aller *Esprits des lois* und Prinzenhofmeister studir' ich nichts als die verschiednen Klagen der Unterthanen in verschiednen Ländern, und nehme mir aus ihnen das Beste, nämlich das Gegentheil dessen, was man gethan. Auch Sie, bester Seemaus, sollten, ohgleich schon ein Schulmonarch, doch sich auf höhere Regentenkenntnisse legen, da es etwas viel andres ist, wenn man wie eine Preposition zum Regieren der Substantiven sogleich geboren ist, als wenn man erst sich selber späet aus einem Hörer des Worts zu einem Sprecher deselben steigern soll. Denken Sie an mich, wenn Sie einmal die beiden Herrschaften beherrschen müssen. Denn das Prügelregale das Sie mit dem Cantor getheilt kann in jedem Falle für nichts mehr gelten als für eine leichte Vorschule (Propädeutik) zum höhern Regieren der 1000 Familien. Ja die Lizelberger und die von Walchern werden sogar wünschen daß Sie eben deshalb auf eine kleine fauste Constitution finnen und schwö-



ren möchten, nach welcher Sie sich den guten tausend Familien verbinden und binden. Auch ich habe meine künftige Gewalt durch einige felbergemachte Reichsgrundgesetze zum Vortheil der guten Lizelberger im Voraus 3 eingefchränkt: denn Niemand soll hinter dem europaischen Lämmergeyer nachbleiben, welcher früher als erster Consul, später als erster Kaiser und zuletzt als letzter Kaiser eine kleine *charta magna* dem Volke austeilte 10 und beschwur um dadurch seiner bißigen Natur, die er zu kennen glaubte, eigenhändig solche Feseln anzulegen, daß das Volk ohne Gefahr die Kniee vor ihm beugen konnte. So wurden in Ägypten die Krokodille an den 13 Vorderpfoten festgekettet, damit man sie anbeten konnte ohne von ihnen gefressen zu werden.

Bereiten Sie sich nun, bester Seemaus, auf die Weise wie ich auf den 30. Juni vor, so find wir beide geborgen, es mag von uns 20 gewinnen welcher will, und das Goldbergwerk kann keinen verfehütten. Überhaupt sollten wir uns nicht gerade die Hoffnung (dieser gewisste Gewinn den wir von unsern 12 fl. rh. erheben) durch Ängstigen verkümmern. Hoffnung ist eben gleichsam die Butter, mit welcher auf der Nase bestrichen, der Hund trocknes Brot für gutes fettes Butterbrot ansieht und annimmt. So gehen jetzo sechs und dreißigtausend Menschen felig herum, 50 und haben alle, jeder für 12 fl., Butter auf der Nase, und allen schmeckt bis zum 30. Juni ihr Pumpernickel, ihr Gefindbrot, ihr Gnadenbrot, ihr Commissbrot, ihr Schiff- und Thränenbrot wie gutes Butterbrot; zu welchem man in Berlin gewöhnlich Abends eingeladen wird. So wünsch' ich denn, lieber Seemaus, wohl zu leben und wohl zu speisen.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

Indefs hat mir Seemaus doch manches in den Kopf gefetzt was ich noch nicht recht daraus bringen kann. Der Himmel sollte uns armen Menschen wenigstens nie des Glücks zu viel geben, weil wir schwachen Gefäße leichter davon überlaufen als vom Unglück: er sollte lieber den Pfefferkuchenbäcker nachahmen, welcher mit Honig, da nichts im Sieden so sehr überläuft als dieser, den Kessel 10 nur halb voll macht. Man glaube mir, und koste die Kost nur selber: kein Salat ist so hart und unverdaulich als der kostbare, welchen Philipp II. von Spanien seiner Gemahlinn zuschickte, und woran Topafen das 13 Oel, Rubinen der Eßig waren, Diamanten das Salz, und Smaragde der Salat. Lebenslang bleibt der Salat im Magen, und will nicht abgehen, bis man selber abgeht.

Es könnte mir daher ungeachtet aller Vorkehrungen doch durch den Gewinn der beiden Herrschaften das Brot gebacken seyn, wenn nicht zum Glücke der neue Weltjammer mir zu Hülfe käme, der neue Krieg gegen den aus weiter Asche wiederauflebenden Gegenphoenix oder Basilisk, welcher, wenn nicht den ganzen kaiserlichen Purpur, doch schon die zwey schwarzen -Preparation-Ärmel" angezogen. Während eines solchen Kriegs muß man sehtener sterben als vor Freude. Übrigens ist auch von Kriegsteuern und Einquartierungen und Kosten zu hoffen, falls man zu freudig würde.

Äußerst gespannt bleibt immer der Verfasser dieses darauf, ob er nach dem 30. Juni d. J. 53 im Morgenblatt wieder erscheinen wird, oder ob er schon jetzo von dessen Lesern Abschied genommen; welches ihm sehr klaglich vorkäme.

## JOHANN CHRISTOPH FRIEDRICH VON SCHILLER.

### WAS KANN EINE GUTE STEHENDE SCHAUBÜHNE EIGENTLICH WIRREN?

EINE VORLESUNG,

GEHALTEN ZU MANNHEIM IN DER ÖFFENTLICHEN SITZUNG DER KURPFÄLZISCHEN DEUTSCHEN GESELLSCHAFT  
AM 26. DES JUNIUS 1784.

*Nach dem Abdrucke in Schillers Thalia Bd I. Heft I. 1785; in den Werken mannigfach  
abgekürzt und mit der Überschrift Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.*

Wenn uns der natürliche Stolz (so nenne ich die erlaubte Schätzung unfers eigenthümlichen Werths) in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das Erste dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten ob das Geschäft dem wir jetzt den besten Theil unfrer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unfers Geists sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unfern Beitrag erfüllen. Nicht immer bloß die höchste Spannung der Kräfte, nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel ist nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis worinn wir uns üben: desto höher steigt unfer Muth, desto reiner wird unfer Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns selbst erst unterschieden haben was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen von fremdem Urtheil zu leiden,

durch Bewunderung aufgeblasen, oder durch Geringschätzung feig zu werden.

Woher kommt es denn aber (diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen seitdem ich Menschen beobachte), woher kommt es, daß der Amtstolz so gern im entgegengesetzten Verhältniß mit dem wahren Verdienste steht? daß die Meisten ihre Anforderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? Wie bescheiden erscheint nicht oft der Minister, der das Steuerruder des Landes führt, und das große System der Regierung mit Riefenkraft wälzt, neben dem kleinen Histrionen, der seine Verordnungen zu Papier bringt! wie bescheiden der große Gelehrte, der die Gränzen des menschlichen Denkens erweiterte, und die Fackel der Aufklärung über Welttheilen schimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der seine Quartbände hütet! Man verurtheilt den jungen Mann der gedrungen von innerer Kraft aus

dem engen Kerker einer Brotwißenschaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt der in ihm ist. Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so feuer wurde? Trockenheit Aufsehnlich und gelehrte Tagelöhnercy werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit Ernst und Tieffinn geschätzt bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter, und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverföhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Facultäten auf freye Künfte herunter sehen. Und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit, als zwo verführte Geschwister umarmen.

Es ist leicht einzusehen, in wie fern diese Bemerkung mit der Frage zusammenhängt «Was wirkt die Bühne?» Die höchste und letzte Forderung welche der Philosoph und Gesetzgeber einer öffentlichen Anstalt nur machen können, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes Augenmerk seyn: was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein höchstes. Bedürfnis des Thiermenschen ist älter und drängender, Bedürfnis des Geistes vorzüglicher, unerfchöpflicher. Wer also unwiderprechlich beweisen kann daß die Schaubühne Menschen- und Volksbildung wirke, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staats entschieden.

Die dramatische Kunst setzt mehr voraus als jede andre von ihren Schwestern. Das höchste Product dieser Gattung ist vielleicht auch das höchste des menschlichen Geistes. Das System der körperlichen Anziehung und Shakespears Julius Caesar — es steht dahin,

ob die Zunge der Wage, worinn höhere Geister die menschlichen wägen, um einen mathematischen Punct überschlagen wird. Wenn dieß entschieden ist (und entschied nicht der unbestechlichste Richter, die Nachwelt?) warum sollte man nicht vor allen Dingen dahin beflissen seyn, die Würde einer Kunst außer Zweifel zu setzen deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Herzens beschäftigt? Es ist Verbrechen gegen sich selbst, Mord der Talente, wenn das nämliche Maß von Fähigkeit, welches dem höchsten Interesse der Menschheit würde gewachert haben, an einen minder wichtigen Gegenstand undankbar verschwendet wird. Ist es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabstammst; sind alle deine geprahnten Einflüsse wirklich nur fehene Chimären deiner Bewunderer; ist die Menschheit nicht deine Schuldnerinn; o so zerreiße deinen unsterblichen Lorbeer, Thalia! laß deine Posaune von ihr fehweigen, ewige Fama! Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein fehwacher Augenblick ihres Schöpfers, der seiner Würde vergaß; der gepriefene Hamlet nichts als eine Majestätsverletzung des Dichters gegen den himmlischen Genius.

Über keine Kunst ist, so viel ich weiß, mehr gesagt und geschrieben worden als über diese: über keine weniger entschieden. Die Welt hat sich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit gieng verloren durch Übertreibung. Der härteste Angriff den sie erleiden mußte geschah von einer Seite wo er nicht zu erwarten war. Der Leichtsinn, die Frechheit, auch selbst die Abfchenlichkeit derer, die sie ausüben, kann der Kunst selbst nicht zur Last fallen. «Die meisten eurer dramatischen Schilderungen, und selbst die am meisten gepriefenen, was sind sie anders?» spricht man «als feine versteckte Giftmischercy, künstlich auf-

geputzte Lafter, weichliche oder großsprechende Tugenden? Eure Repräsentanten der Menschheit, eure Künstler und Künstlerinnen, wie oft Brandmark des Namens den sie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menschheit! Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gefättigten Luxus, ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satire! Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spasmacherin des Pebels, oder Staubleckerin an sehr kleinen Thronen! Alle die Ausrufungen sind unwiderleglich wahr: doch trifft keine einzige die Bühne. Christus Religion war das Feldgeföhrey, als man America entvölkerte; Christus Religion zu verherrlichen mordeten Damiens und Ravallac, und sehoh Karl der Nemte auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. Wem aber wird es einfallen, die sanctuüthigste der Religionen einer Schandthat zu bezichtigen von der auch die rohe Thierheit sich feyerlich losfagen würde? Eben so wenig darf die Kunst es entgelten, daß sie in Europa nicht ist was sie in Asien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht ist was unter Aspasia und Pericles. Genug für sie daß sie es damals gewesen, und daß die Nation bei welcher sie blühte noch jetzt unser Muster ist. Aber ich schreite zur Untersuchung selbst.

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen hat nach Sulzers Ausdruck die Bühne hervorgebracht. Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs, und von Sinnlichkeit gefättigt, mußte der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen die dem ewigen

Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unfreie Natur, gleich unfähig länger im Zustand des Thiers fortzudauren als die feineren Arbeiten des Verstands fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechenden Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte, und den wechselfeitigen Übergang eines Zustands in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nun der aesthetische Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk seyn muß unter zwo Wirkungen die höchste heraus zu lesen, so wird er sich nicht begnügen die Neigungen seines Volks nur entwaffnet zu haben: er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Pläne gebrauchen, und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht seyn; und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung giebt ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstands und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte daß eines Staats festeste Säule Religion sey, daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite verteidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den ganzen Einfluß der Bühne. Gesetze, wollte er fagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten: Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen: Religion befehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offen-

baren Äußerungen des Willens; nur Thaten sind ihnen unterthan: diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Lanne und Leidenschaft: Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten was nimmermehr ist; wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschenherz einräumen: wird sie, oder kann sie die ganze Bildung vollenden? Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volks; sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen; und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten; und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Räthsel ohne Aufklärung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Aufschauung und lebendige Gegenwart ist; wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemalden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen; wo die Vorfchung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt; wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beiehet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verbludet, und im Solde der Laster schwelgt;

wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet: übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen, und wiederholen zum schauerrollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Pallastes herunter wankt, und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heißame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. Wer von uns sah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Lasters, als aufgefchröckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schrecknissen des nahen Gerichts umgehen, Franz von Moor aus dem Schlummer sprang; als er die Donner des erwachten Gewissens zu übertäuben Gott aus der Schöpfung läugnete, und seine gepresste Brust, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen sich Luft machte? Es ist nicht Übertreibung, wenn man behauptet daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Manns endlich

in eins zusammenfließen, und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen. Ich selbst bin mehr als einmal Zeuge gewesen, als man seinen ganzen Abtheu vor fehlerhaften Thaten in dem Scheltwort zusammenhäufte: *„Der Mensch ist ein Franz Moor.“* Diese Eindrücke sind mauslöflich, und bei der leiftesten Berührung steht das ganze abfchreckende Kunftgemälde im Herzen des Menschen wie aus dem Grabe auf. So gewifs fichtbare Darstellung mächtiger wirkt als todter Buchftabe und kalte Erzählung, fo gewifs wirkt die Schaubühne tiefer und daurender als Moral und Gefetze.

Aber hier unterftützt fie die weltliche Gerechtigkeit nur: ihr ift noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Lafter die jene ungestraft duldet ftraft fie; taufend Tugenden wovon jene fchweigt werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet fie die Weisheit und die Religion. Aus diefer reinen Quelle fchöpft fie ihre Lehren und Muffter, und kleidet die ftrengere Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen Entfchlößen Leidenschaften fchwelt fie unfere Seele! welche göttliche Ideale ftellt fie uns zur Nacheiferung auf! Wenn der gütige Auguft dem Verräther Cinna, der fehon den tödlichen Spruch auf feinen Lippen zu lefen meint, groß wie feine Götter, die Hand reicht: *„Laß uns Freunde feyn, Cinna!“* wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern feinem Todfeind die Hand drücken wollen dem göttlichen Römer zu gleichen? Wenn Franz von Sickingen auf dem Wege einen Fürften zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen unverfehens hüter fchaut, und den Rauch aufsteigen ficht von feiner Vefte, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er weiter zieht Wort zu halten: wie groß wird mir da der Mensch! wie klein und

verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schickfal!

Eben fo häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen fich die Lafter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilflose kindliche Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus feiner Töchter pocht; wenn er feine weißes Haar in die Lüfte ftreut, und den tobenden Elementen erzählt wie unnatürlich feine Regan gewesen; wenn feine wüthender Schmerz zuletzt in den fehrecklichen Worten von ihm ftreemt: *„Ich gab euch Alles!“* wie abfcheulich zeigt fich uns da der Undank! wie feyerlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! Unfre Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausstehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg fprechen wird. Shakespears Timon von Athen ift, fo weit ich mich befinnen kann, noch auf keiner deutlichen Bühne erfchienen; und fo gewifs ich den Menschen vor allem andern zuerst im Shakespear auffuche, fo gewifs weiß ich im ganzen Shakespear kein Stück wo er wahrhaftiger vor mir ftände, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen fpräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im Timon von Athen. Es ift wahres Verdienst um die Kunst, diefer Goldader nachzugraben.

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt fich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gefetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ift fie für unsere Bildung noch gefchäftig. Das Glück der Gefellfchaft wird eben fo sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Lafter gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die fo alt ift als die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zärteften Fäden hängen, und wenn wir die Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehnenmal lächeln müßen, ehe wir uns einmal entfetzen. Mein

Verzeichniß von Befewichtern wird mit jedem Tage den ich älter werde kürzer, und mein Register von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechtes aus einer und eben den Quelle hervorspringt; wenn alle die ungeheuren Extreme von Laster, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben: warum sollte die Natur bei dem andern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen seyn? Ich kenne nur Ein Geheimniß den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen großen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Classe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier, fehneller vielleicht und unfehlbarer, durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maaß der erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabsehung sein Gewißen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unfre Feigheit: aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Gesetz und Gewißen schützen uns oft für Verbrechen und Lastern: Lächerlichkeiten verlangen einen eignen feinem Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauspiel üben. Vielleicht daß wir einen Freund bevollmächtigen unfre Sitten und unser Herz anzugreifen: aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unfre Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter. unfre Unarten kaum

einen Zeugen. Die Schaubühne allein kann unfre Schwächen belachen, weil sie unfre Empfindlichkeit hehnt, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden sehen wir unfre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken ingehem für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der practischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimften Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewißens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen; ich selbst bin der Meinung daß vielleicht Molières Hargagon noch keinen Wucherer bekehrte, daß der Selbstmörder Beverley noch wenige seiner Brüder von der absehnlichen Spielfucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel sicherer machen wird: aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht seyn wollen sie gar aufzuheben, wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschlag vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen sie ausfindig und unfehdlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künstliche Maske ab, und entdeckte das Netz womit uns List und

Kabale umfrickten. Betrug und Falschheit riß sie aus krummen Labyrinth hervor, und zeigte ihr schreckliches Angeficht dem Tag. Vielleicht daß die sterbende Sara nicht Einen Wollüstling schreckt, daß alle Gemælde gestrafter Verführung seine Glut nicht erkälten, und daß selbst die verdelagene Spielerinn diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht ist: glücklich genug daß die arglose Unsehald jetzt seine Schlingen kennt, daß die Bühne sie lehrte seinen Schwüren mißtrauen und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menschen und Menschencharacter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam, und lehrt uns die große Kunst sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle: den letztern lenken wir, dem erstern müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Faßung finden, wenn unser Muth, unsre Klugheit sich einst schon in ähulichen übten, und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannigfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen Ariadne durch das wiederhalende Naxos, steigen mit ihr in den Hungerturm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste, und behorchen mit ihr die feyerliche Stunde des Todes. Hier hören wir was unsre Seele in leisen Ahnungen fühlte die überraschte Natur laut und unwidersprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebbling die Gunst seiner Königin. Jetzt, da er sterben soll, entfliegt dem gängstigten Moor seine treulose sophistische Weisheit. Die

Ewigkeit entläßt einen Todten Geheimnisse zu offenbaren die kein Lebendiger wissen kann, und der sichere Besewicht verliert seinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen seyn, und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender als das Verbrechen des Diebs: aber mischen wir nicht alle eine Thräne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren worin Eduard Rubberg die That vollbringt? Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut: wenn aber, bestürzt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, bestürzt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, Mariane den Gift trinkt, wer von uns will der erste seyn der über dem beweinswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? Menschlichkeit und Duldung fangen an der hersehende Geist unsrer Zeit zu werden; ihre Stralen sind bis in die Gerichtsfale, und noch weiter, in das Herz unsrer Fürsten gedungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werk gehort unsern Bühnen? Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten nach welchem er handelt? Eine merkwürdige Classe von Menschen hat Ursache dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu seyn. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören, Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier, den Menschen.

So groß und vielfach ist das Verdienst der bessern Bühne um die sittliche Bildung: kein



geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet wie seltsam die größere Masse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig entgegen arbeiten; daß die reinern Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben theilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Canal in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarey, des finstern Aberglaubens verschwindet: die Nacht weicht dem siegenden Licht. Unter so vielen herrlichen Früchten der bessern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Secten geworden! Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Sarazene befehmeten, und die göttliche Lehre uns predigten daß Ergebenheit in Gott von unserm Wahn über Gott so gar nicht abhängig sey; ehe noch Joseph der Zweyte die fürchterliche Hyder des frommen Haßes bekämpfte: pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz; die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden: in diesem fehrecklichen Spiegel wuch das Christenthum seine Flecken ab.

Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen: das Stück ist noch zu hoffen wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinne des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden erschütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unfre Väter eigenfinnigen Maximen entlagen, unfre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre: desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten. Der gegenwärtig herrschende Kitzel mit Gottes Gesehöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserey Menschen zu dreheln und es Deucalion gleich zu thun, mit dem Unterschied freylich daß man aus Menschen nunmehr Steine macht wie jener aus Steinen Menschen, verdiente es mehr als jede andere Aussehwweifung der Vernunft, die Geißel der Satire zu fühlen.

Nicht weniger lieben sich, verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats, von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbolen zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen seine Klagen noch ehe sie laut werden, und heftete seine Zweifelssucht ohne es zu sehen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu seyn, und der Staat sich herab lassen wollte sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Übereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Classen in sich vereinigt, und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken Ein Hauptzug herfehete; wenn unfre Dichter unter sich einig werden, und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten; wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich wehte: mit einem Wort, wenn wir es erleben, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne, ein Verdienst das ich jetzt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermüthe daß ihr Rechts- handel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen seyn wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, daß sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft: daß sie unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden.

Aber was sie hier leistet ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträget es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen; die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern auserlesnern Vergnügungen, oder stürzt zügellos in wilde Zerstreungen, die seinen Hinfall beschleunigen, und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereyen die der Müßiggang ausheckt sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr ein Leben das er dem Staate so großmüthig hinopferte mit dem unseligen Spleen abzubüßen, der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzufinken, der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet; wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genoßen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt; wenn trübe Laune unfre einsame Stunden vergiftet; wenn uns Welt und Geschäfte anekeln; wenn tausend Lasten unfre Seele drücken, und unfre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht: so empfängt uns die Bühne. In dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg; wir werden uns selbst wiedergegeben; unfre Empfindung erwacht; heilsame Leidenschaften erschüttern unfre schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus: der

Glückliche wird nüchtern, und der Siehere beforgt. Der empfindsamer Weichling härtet sich zum Manne; der rohe Unmenfch fängt hier zum erftenmal zu empfinden an. Und dann endlich, Welch ein Triumph für dich, Natur! fo oft zu Boden getretene, fo oft wieder anferftehende Natur! wenn Menfchen aus allen Kreifen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fefel der Künfteley und der Mode, heransgeriffen aus

jedem Drange des Schickfals, durch Eine allwehende Sympathie verbrüdet, in Ein Gefchlecht wieder aufgeleßt, ihrer felbft und der Welt vergeßen, und ihrem himmlifchen Urprung ſich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verftärkt und verfehöuert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und feine Bruft giebt jetzt nur Einer Empfindung Raum: es ift diefe, ein Menfch zu feyn.

---

## AUS DEM ZWEYTEN BUCH DER GESCHICHTE DES DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES.

---

Das reiche Erzbisthum, deffen Hauptfitz die Stadt Magdeburg war, hatten fehon feit geraumer Zeit evangelifche Prinzen aus dem Brandenburgifchen Haufe befeßen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Adminiftrator, war durch feine Verbindung mit Denemark in die Reichsacht verfallen; wodurch das Domeapitel ſich bewogen ſah um nicht die Rache des Kaiſers gegen das Erzftift zu reizen ihn förmlich feiner Würde zu entfeßen. An feiner Statt poftulierte es den Prinzen Johann Auguſt, zweyten Sohn des Kurfürften von Sachſen, den aber der Kaiſer verwarf um feinem eigenen Sohne Leopold dieſes Erzbisthum zuzuwenden. Der Kurfürft von Sachſen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiſerlichen Hofe erſchallen: Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thetigere Maßregeln. Der Zornigung des Volks und Magiftrats zu Magdeburg verliebert, und von chimariſchen Hoffnungen erhitzt, glaubte er ſich im

Stande alle Hinderniffe zu beſiegen welche der Auspruch des Capitels, die Concurrenz mit zwey mächtigen Mitbewerbern, und das Reſtitutionsedict feiner Wiederherſtellung entgegenſetzten. Er that eine Reiſe nach Schweden, und ſuchte ſich durch das Verſprechen einer wichtigen Diverſion in Deutſchland der Unterſtützung Guſtavs zu verſichern. Dieſer König entließ ihn nicht ohne Hoffnung feines nachdrücklichen Schutzes, ſchärfte ihm aber dabei ein mit Klugheit zu verfahren.

Kann hatte Christian Wilhelm die Landung feines Beſchützers in Pommern erfahren, ſo ſchlich er ſich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erſchien plötzlich in der Rathsverſammlung, erinnerte den Magiftrat an alle Drangſale welche Stadt und Land ſeitdem von den kaiſerlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anfehlege Ferdinands, an die Gefahre der evangelifchen Kirche. Nach dieſem Eingange entdeckte er ihnen daß der Zeitpunkt

ihrer Befreyung erschienen sey, und daß ihnen Gustav Adolf seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republicanischen Freyheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit besetzte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angezogen, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreyheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolf nahe genug war ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolf, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg

einen erfahrenen Offizier um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich ernstlich an die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf sich dem Restitutionsedict nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzögert; und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandierenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. Merz 1631 erschien endlich Tilly wieder um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten

waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen laßen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu verteidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben; der sie sogleich in Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bei Schönebeck über die Elbe um auf der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über zweytausend Mann Fußvolk und einige Hundert Reiterey: eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen bewaffnete man die Bürger: ein verzweifelter Ausweg, der großen Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Ärmern that es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloß stellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte, und sich in seinem Haufe gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Überdruß und Nachlässigkeit im Dienste an die Stelle der wachsamten Vorlicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Überlegung Raum, daß Mehrere schon anfangen über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen sey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freyheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen,

die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Übergabe, und so sehr man in allein andern getrennt seyn mochte, so einig war man sich bis aufs Äußerste zu verteidigen.

Die Hoffnung der Belagerten sich entsetzt zu sehen war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes; sie wußten um die Annäherung Gustav Adolfs: beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darun ilte er so sehr sich, auf welche Art es auch seyn möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er der Übergabe wegen einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdamm, die Streifereyen der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweyter Trompeter den er an sie abshickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht, aber nur um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approachen bis an den Stadtgraben vorge drungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, fon-

dern sich feitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken follten, wurde durch treffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf den Belagerten zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt von welcher die sehnedigen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. May fängt unerwartet die feindliche Canonade an zu schweigen; von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten daß ihre Rettung nahe sey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafs sich zu erfreuen: aber ein theurer Schlaf, und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entgagt auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemessern zu können: er beschloß also sein Lager aufzubeheben, zuvor aber noch einen Generallsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Breche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath den er versammelte erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das

Beispiel von Maastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete der Abrede gemäß früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwey Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert auf die Neustädtischen Werke den Angriff zu thun: ein abhängiger Wall und ein trockener, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Qualen des Muffketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war den zweyten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem Neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgefallen, slog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweyte feindliche Party schon im Begriff war die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Muffketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das Überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem

Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig ihn zurück zu treiben: aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterey in seine verwirrten Glieder einzubreehen, endlich kein Pulver mehr das Feuer fortzufetzen! Zwey andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Verteidigern entblößt um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benützt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig; bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitan, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschloßnen noch einmal gegen den Feind fährt, und glücklich genug ist ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwey Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschieren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgeplanzte Geschütz fehenecht alle Bürger in ihre Wohnungen dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel: zwey Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menfchlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben: Tilly gab sich auch nicht die Mühe es zu versuchen. Durch das Stillfchweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser um ungebunden alle Begierden einer vielsehen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die fliehende Unfehluld Erbarmen,

keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterey und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Die Würgescene fing jetzt an, für welche die Gefebichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreye Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwallnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das webrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habfucht sichern. Dreyundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheims Wallonen Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem graufenvollen Anblicke empört, unterstanden sich den Grafen Tilly zu erinnern daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. -Kommt in einer Stunde wieder' war seine Antwort. -Ich werde dann sehen was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.' In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräucl fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubfucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete,

und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Würger sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche feste große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwey Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator Christian Wilhelm ward mit drey Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habgucht der Offiziere dem Tode um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpreffen. Noch dazu waren es meistens Offiziere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemildert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwählen. Manche erstickte der Dampf; viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. May erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich empörend war die Scene welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte. Lebende die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder die mit herzerzehneidendem Geschrey ihre Ältern suchten, Säuglinge die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer

verzehrt: die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drey Tage und zwey Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brot unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feyerliche Messe gehalten, und unter Abfeuerung der Kanonen das *Te Deum* angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können daß seit Trojas und Jerusalems Zerföderung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgehen war nichts Übertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt welche unterging mit der Wuth ihrer Zerföterer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs graufenvollem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundsverwandte Stadt hilflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Gustav Adolf um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreyung er erschienen war, sah sich gezwungen in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluß gefaßt diese



bedrängte Stadt zu befreyn, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterey und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgefetze keinen Schritt vorwärts zu thun ohne den Rücken frey zu haben. Mit mißtrauischer Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen wo er von zweydeutigen Fremden und mächtigen offnbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich absehneiden konnte. Der Kurfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verschloßen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Kurfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreyung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Kurfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freyheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn als diese Forderung. Der große Dienst welchen Gustav Adolf dem Kurfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den Brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Übergabe seiner Festungen machte der Kurfürst den König von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen

Heere bloß stellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst; aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schickfal, kalt gegen Religion und deutsche Freyheit, sah er nichts als seine eigene Gefahr, und diese Beforglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs Höchste getrieben. Unterdeßten meherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Kurfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. 'Mein Weg geht auf Magdeburg,' sagte er, 'nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will Niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihm immer nur verlangen kann; aber geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu wie es euch ergehen wird.' Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war dem Könige durch Gewalt zu verschaffen was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Kurfürsten zum Entschluß Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwey Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes Land und mit ten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Übergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Dessau oder Wittenberg, wo er Brücken fand die Elbe zu passiren, und aus Sachsen

Lebensmittel ziehen konnte. Aber dieß konnte ohne Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen nicht geschehen, in welchen Gustav ein gegründetes Mißtrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, ließ er diesen Prinzen um einen freyen Durchzug und um das Nöthige für seine Truppen gegen baare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgelehnt, und keine Vorstellung konnte den Kurfürsten bewegen seinem Neutralitätssystem zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksale.

Tilly verkündigte sie mit dem Tone eines Siegers allen protestantischen Fürsten, und verlor keinen Augenblick den allgemeinen Schrecken aufs Beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progreßten Gustavs merklich heruntergebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtpruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Decret aufgehoben, allen wideretzlichen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlußes ließ Tilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschieren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und Soldaten geworben hatte. Der in

Furcht gesetzte Bischof übergab die letztern sogleich in die Hände des Tilly, und unterzeichnete die Cassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Commando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Württemberg. Der Herzog mußte sich dem Restitutionsedict und allen Decreten des Kaisers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von einhunderttausend Thalern erlegen. Ähnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Übermacht welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltthätigen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vortheil Gustav Adolfs besiegte. So unglücklich also die nachsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch seyn mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erstere Überraschung machte bald einem thatigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freyheit erhob sich aus Magdeburgs Asche.

## ÜBER DEN MORALISCHEN NUTZEN ÄSTHETISCHER SITTEN.

Der Verfäßer des Auffatzes über die Gefahr ästhetischer Sitten im elften Stücke der Horen des Jahrs 1795 hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet wird, und den Geschmack allein zu ihrem Gewährsmann hat. Aber auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluß; und von diesem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geschmacke das Verdienst zuschreibe zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn daß der Antheil den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe: aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas Moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freyheit ganz derselbe Fall wie mit der äußern physischen: frey in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einflusse, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit meinem eigenen Willen ungehindert zu folgen kann ich doch zuletzt einem von mir verschiednen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird daß der letztere meinen Willen hätte ein-

Möglichkeit gut zu handeln zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiednen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird die meine Gemüthsfreyheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann daß ein Mensch von einem andern Freyheit erhalte, obgleich die Freyheit selbst darin besteht, daß man überhoben ist sich nach Andern zu richten: eben so gut kann man sagen daß der Geschmack zur Tugend verhelpe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung heißt deswegen gar nicht auf frey zu heißen, weil glücklicher Weise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können, sobald wir nur wissen daß der Handelnde dabei bloß seinem eigenen Willen folgte ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung deswegen das Prädicat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicher Weise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können, sobald wir nur annehmen daß der Handelnde dabei bloß dem Ausspruche seiner Vernunft mit Ausschließung fremder Triebfedern folgte. Die Freyheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Ursprunge aus dem Willen der Person; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freye Menschen zu handeln, je

nachdem wir auf Kräfte stoßen die unfre Freyheit entgegen wirken, und bezwungen werden müssen. In so fern giebt es Grade der Freyheit. Unfre Freyheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstande feindlicher Kräfte behaupten: aber sie heert darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel fehlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. In so fern giebt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir bei noch so großen Antrieben zum Gegentheil unmittelbar der Vernunft gehorchen: aber sie heert deswegen nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anderes als unfre Willenskraft diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlichgut, sobald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst-zu fragen ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen; sondern daß Jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälliger Weise das Angenehme aussehloße, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Collision des Guten mit dem Angeneh-

men, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen, und einerseits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andererseits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann also auf zweyerley Weise befördert werden, wie sie auf zweyerley Weise gehindert wird. Entweder man muß die Partey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Verführung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Verführung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Befchaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen der verändert werden mußte, nur einen guten der schwach ist voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Wege doch zur Wirkung; was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung streht, und sobald die Vernunft etwas ihm Anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig den Willen in sein

Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gefetzen steht, und die Verhindlichkeit auf sich hat sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gefetz, und will sein Object durch den Willen realisiert haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unfrer Begehrungskraft dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gefetze zu gebieten steht mit unfrer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohe Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und ästhetischer Bildung fehlt, giebt die Begierde unmittelbar das Gefetz, und sie handeln bloß wie ihren Sinnen gelüftet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, giebt die Vernunft unmittelbar das Gefetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand; er verabscheut alles was eckig, was hart, was gewaltfam ist, und neigt sich zu allem was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dieß fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes ist als ein ästhetisches Gefetz, von jedem civilisierten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisierte Mensch bei Äußerung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertig-

keit den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Act von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen Übergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber was die blinde Gewalt der Affecte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor: denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn; aber es macht dem Willen Raum sich zur Tugend zu wenden. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affect ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freyheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freyheit. Der Geschmack befreyt das Gemüth bloß in so fern von dem Joche des Instincts, als er es in seinen Fesseln führt; und indem er den ersten und offensbaren Feind der sittlichen Freyheit entwaftet, bleibt er selbst nicht selten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens; eines edlern Vergnügens freylich, weil die Vernunft seine Quelle ist: aber wo das Vergnüen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes ist aber doch bei dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch Ein Object mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitsfinn aushalten; und wenn

jetzt die Vernunft spricht und Handlungen der Ordnung Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Beistimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf die zwey zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe daß etwas gefehe oder nicht gefehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangnen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe nach Konstantinopel zu escortieren. Unterwegs, als beide allein zusammen ritten, bekommt Alexius die Luft unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf; nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung sich durch Ermordung seines Hüters in Freyheit zu setzen. Anna Komnena giebt zu verstehen daß sie nicht wüßte was geschehen sey würde, wenn Alexius nicht glücklicher Weise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten Gattung, wo der sinnliche Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reisenden Oder mit sich zu Rathe ging ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strome überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hilflos waren; und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewußtseyn seiner Pflicht in den Nachen sprang, den kein Anderer besteigen wollte: so ist wohl Niemand der ihm absprechen wird moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Falle von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb die Vorsehrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft: daher sind beide moralisch. Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmacke darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Absehen erweckt den nichts überwinden kann: so wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, schon der bloße aesthetische Sinn es verwerfen: es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der aesthetische Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch verlag sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige eines Niederträchtigkeit begangen zu haben nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung verhandelt,

und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent, eine bloße fehlerhafte Wirkung der Natur.

Gesetzt nun, der Andre, dem seine Vernunft vorfchrieb etwas zu thun wogegen sich der Naturtrieb emperte, habe gleichfalls einen so reizbaren Schenbeitsfimu, den alles was groß und vollkommen ist entzückt: so wird in demselben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausdruck thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte thun müssen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht: denn er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft; und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch eben so vollkommen: physisch hingegen ist er bei weitem vollkommener: denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subject für die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterfuhle abthut, worüber sonst das Gewißen hätte erkennen müssen, und also Ursache ist daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der größern Congruenz der ganzen Naturanlage mit dem

moralischen Gesetze; und es gereicht einem Volke oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten heert: vielmehr darf man hoffen daß am Ende der Cultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen positiv nutzen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist von der stärkern Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht also auch ein geringes Maß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack als solcher der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehreren aber offenbar nutzt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist. Gesetzt nun daß die fehlerhafte Cultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns heßer gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsre Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unsrer Gesinnungen sind: aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsre Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen durch die der Naturzweck befördert wird. Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet und so innig mit einander verwebt, daß Handlungen die

ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließend; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unsrer Gefinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur, so lange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die sittliche Ordnung anstoße; wenn wir bei aller Überzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns gestehen müssen wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer besern Grundätze bauen dürfen; wenn wir uns bei diesem Bewußtseyn unsrer Unzuverlässigkeit erinnern daß das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ungefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten; wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten was wir als vollkommene Per-

sonen der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu befehen. Wenn wir deswegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber auflösen, und ehe wir mit unsern Grundätzen fertig würden, alle Bande der Gesellschaft zerrißen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Veräumniß dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so wie der Wahnsinnige der seinen nahenden Paroxysmus ahnt alle Messer entfernt und sich freywillig den Banden darbietet um für die Verbrechen seines zerstückten Gehirns nicht im gefunden Zustande verantwortlich zu seyn: eben so sind auch wir verpflichtet uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletzete.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Classe gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben dem Effect, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Scheinheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit noethig hätte um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, so noethigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigideften Ethiker von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie



nichts vergehen darf, und das Wohl des Menschengeflehchts, das durch unfre zufällige Tugend gar übel beforgt seyn würde,

noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankeru der Religion und des Gefchwacks zu befestigen.

## LANDTAGSPREDIGT VON FRANZ VOLKMAR REINHARD.

AM SONNTAGE QUASI MODO GENITI 1799.

Zu einer Stunde des Abchieds und der Trennung sind die kostbaren Augenblicke be-  
stimmt, M. Br., die wir itzt vor dem Ange-  
sichte Gottes mit einander zubringen und  
durch fromme Betrachtungen heiligen sollen.  
Die Stände des Vaterlandes, welche bisher  
in unsrer Mitte gelebt, und ihren Aufenthalt  
unter uns zu Sorgen Berathfehlagen und  
Arbeiten für das allgemeine Wohl angewen-  
det haben, sind im Begriff uns wieder zu ver-  
lassen und auf die Plätze zurückzukehren  
welche ihnen unter unsern Mithürgern ange-  
wiesen sind. Ihre Geschäfte sind vollendet;  
der Zweck ihrer Zusammenkunft ist erreicht;  
der Vater des Vaterlandes, der sie gehert,  
der ihnen neue Beweise des Vertrauens gege-  
hen und neue Proben der Treue von ihnen erhal-  
ten hat, will sie noch einmal um seinen Thron  
verfammeln, sobald diese Stunde der Andacht  
vorüber seyn wird, und ihr Auseinandergehen  
bewilligen. Wir, M. Br., wir können diesen  
Abchied, wenn Liebe zum Vaterland und  
wahre Theilnehmung an dem Wohle desfel-  
ben in unserm Herzen ist, unmöglich anders  
als mit Rührung feyern. Es sind Mithürger,  
Freunde, ehrwürdige Männer und Patrioten,  
die sich wieder von uns entfernen; sie haben  
mit Gefinnungen des Wohlwollens und einer  
brüderlichen Zuneigung unter uns gelebt und  
gehandelt; sie haben bewiesen daß echter  
Bürgerfinn sie befehlt, und daß es ihnen ein

Ernst ist, ihrer Pflicht zu gehorchen; und  
was unfre Bemerkung, was unfre Erkennt-  
lichkeit ganz besonders verdient, sie haben  
ihr Geschäft unter uns mit Eintracht und  
wechselfeitigem Vertrauen betrieben; fest ver-  
wahrt gegen die verführerischen Beispiele des  
Zeitalters, und gleichgültig gegen alles was  
die Zwietracht thun konnte ihr Einverständ-  
niß zu stören, haben sie die Beforgnisse der  
Kleinnüthigen widerlegt, die Erwartungen  
der Übelgesinnten beschämt, und die Wünsche  
derer, die es mit dem Vaterlande gut meinen,  
erfüllt: unempfindlich und undankbar würden  
wir also seyn, wenn diese Stunde des Ab-  
chieds nicht auch unserm Herzen rührend  
und feyerlich were.

Wie wir sie heiligen, M. Br., durch welche  
Betrachtungen wir ihr eine bleibende Wich-  
tigkeit gehen, und sie unsern scheidenden  
Mithürgern und Freunden eben so wohl als  
uns selber gleichsam unvergeßlich machen  
wollen: darüber können wir nicht lange un-  
schlüssig seyn, wenn wir an die Zeit denken  
in welcher wir leben, und uns nach den Ge-  
setzen des Vaterlandes einander wieder zu  
sehen hoffen. Mit starken Schritten nähern  
wir uns der Gränze unsers Jahrhunderts,  
eines Jahrhunderts das immer merkwürdiger,  
immer außerordentlicher, immer erschütter-  
nder zu werden scheint, je mehr es zu Ende  
eilt; das besonders in den zuletzt verfloßenen

Jahren auf dem Felde der Wissenſchaften, im Gebiete der Religion, in dem Zuſtande vieler Völker, und in der Verfaſſung unſer ganzen Geſchlechts Veränderungen und Umkehrungen zu Stande gebracht hat, welche die kühnſten Erwartungen übertrafen, welche den Anfang des künftigen nothwendig mit Folgen bezeichnen müſſen die kein menſchlicher Verſtand noch zu überſehen vermag. Es iſt der kurze Zeitraum von etwa ein und zwanzig Monaten, der uns noch von dieſem Anfange trennt, und die erſten Jahre des neuen Jahrhunderts werden bereits zurückgelegt ſeyn, ehe ſich die Stände des Vaterlandes von neuem in unſern Mauern verſammeln. Können wir auf der Gränze zweyer Jahrhunderte, wovon ſich das eine unter dem Getoſe des Kriegs, und mit den Trümmern unglücklicher Reiche belaftet, in den Abgrund der Vergangenheit ſtürzt, und das andre mit einer Finſterniß hereinbricht die zweydeutiger und ſehandervoller iſt, als die Dunkelheit der Zukunft ſonſt zu ſeyn pflegt: können wir auf dieſer Gränze des ſcheidenden und kommenden Jahrhunderts uns trennen ohne uns noch einmal erſthaft herzlich brüderlich gegen einander zu erklären, ohne uns an alles zu erinnern was uns wichtig und theuer ſeyn muß, ohne uns über alles mit einander zu vereinigen was uns in den Stand ſetzen kann die letzten Stürme des entliehenden Jahrhunderts ſtandhaft zu ertragen, und in die Dunkelheit des neuen mit dem Muth entſchloſener Männer und mit dem Vertrauen weiſer Chriſten hinüber zu treten?

Wie merkwürdig iſt die Verſammlung in der wir uns heute befinden! Das Vaterland iſt in ſeinen Abgeordneten hier zugegen: dem ganzen Volk iſt das geſagt, was heute vorgetragen wird; ich rede dieſmal zu allen meinen Mitbürgern. Und ein neues Jahrhundert wird eingetreten ſeyn, du wirſt dich

von den Veränderungen deſelben längſt ergriffen fühlen, mein geliebtes Vaterland, eh es möglich ſeyn wird, von neuem ſo zu dir zu ſprechen. Und ich ſollte deine Aufmerkſamkeit nicht auf den Übergang in das neue Jahrhundert lenken? ich ſollte dich nicht auf Betrachtungen führen die eine Vorbereitung zu dieſem Übergange ſeyn können? Ja, M. Br., bedenklicher iſt der Wechſel zweyer Jahrhunderte für die Völker Europas wohl nie geweſen als dieſmal: es iſt nichts geringers als ein durchaus veränderter Zuſtand, als eine neue Ordnung der Dinge, welche das ſcheidende Jahrhundert für dieſelben angefangen hat, und das kommende vollenden zu wollen ſcheint. O laßt uns nicht aus einander gehen, entfernen Sie ſich nicht von uns, ehrwürdige Stände des Vaterlandes, bevor wir nicht unſern Zuſtand noch einmal erwogen und feſte Entſchlüſſungen für die Zukunft gefaßt haben. Verzeihen Sie es aber auch dem Manne, der in ſo wichtigen Augenblicken zu Ihnen ſprechen ſoll, wenn er es mit aller der Freymüthigkeit thut, zu der ſein Herz ihn treibt, und ſein Amt ihn verpflichtet. Gott ſey mit uns, und ſegne dieſe Stunde!

Evangelium Joh. XX. v. 19—31.

Auf der Gränze welche die beiden Verfaſſungen des alten und neuen Bundes von einander ſchied, beim Eintritt in eine ganz neue Zeit befand ſich die kleine Schaar der Jünger Jeſu, M. Z., als ſich die Geſchichte des vorgeleſenen Evangelii zutrug. Sie waren noch überdieß die Männer, welche die neue Ordnung der Dinge, die nun ihren Anfang nehmen ſollte, überall verkündigen und einführen, und auf alle folgende Jahrhunderte einen großen entſcheidenden und immer wäherenden Einfluß äußern mußten. Aber ihr ſehet auch mit welchem Ernſte ſie Jeſus im Evangelio zu dieſem Geſchäfte weiht. Friede

fey mit euch!' ruft er ihnen zu; 'gleich wie  
 mich der Vater gefandt hat, fo sende ich  
 euch.' -Nehmet hin den heiligen Geift!'  
 fährt er fort. -Welchen ihr die Sünde er-  
 laffet, denen find sie erlaßen; und welchen  
 ihr sie behaltet, denen find sie behalten.' Es  
 ist wahr, zu einem Gefchäft wie dieses war,  
 zu einer die Zukunft fo mächtig bestimmenden  
 Wirkfamkeit ist Niemand unter uns berufen:  
 einzig wie die Thätigkeit ihres Herrn selber  
 war das Werk: das diese Männer itzt über-  
 nahmen. Aber hängt die Zukunft nicht doch  
 in mancherley Hinsicht auch von uns ab?  
 können wir nicht alle dazu beitragen, dem  
 herannahenden Jahrhundert eine gewisse Be-  
 fehaffenheit zu geben, und es für uns und  
 unfre Nachkommen mehr oder weniger er-  
 wünscht und glücklich zu machen? Muß uns  
 also die Sorgfalt mit welcher Jesus im Evan-  
 gelio seine Apoftel auf die neue Zeit vorbe-  
 reitet die itzt anfangen sollte, nicht ermun-  
 tern an den Übergang in das neue Jahrhun-  
 dert zu denken, und diesen wichtigen Schritt  
 mit Überlegung und Ernste zu thun? Doch  
 dieß ist es eben, wozu ich euch in dieser  
 feyerlichen Abschiedsstunde eine Anleitung  
 geben, wodurch ich euch dieselbe wichtig  
 machen wollte. ERINNERUNGEN FÜR DAS VA-  
 TERLAND BEIM NAHEN EINTRITT IN EIN NEUES  
 JAHRHUNDERT will ich nemlich dießmal vor-  
 tragen. Sollen diese Erinnerungen vollstän-  
 dig und nützlich seyn, so fällt es in die An-  
 gen, worauf sie sich beziehen müssen. Beher-  
 zigen, wohl beherzigen muß nemlich das  
 Vaterland was es ist, was es seyn soll und  
 was es werden kann; oder mit andern Wor-  
 ten, die Erinnerungen welche ich beim na-  
 hen Eintritt in ein neues Jahrhundert an  
 daselbe zu richten habe, betreffen bedenk-  
 liche Umstände die es erwägen muß, nöthige  
 Entschließungen die es faßen soll, und er-  
 munternde Hoffnungen die es nähren darf.

Laßet mich bei jedem dieser drey Punkte  
 einige Augenblicke verweilen.

Es giebt eine Sorglosigkeit, M. Z., bei  
 welcher ganze Völker die bedenklichsten  
 3 Umstände in ihrer Verfassung entweder gar  
 nicht bemerken, oder doch nicht achten; es  
 giebt eine Verblendung wo sie dergleichen  
 Übel, dergleichen Ursachen ihres künftigen  
 Verderbens wohl gar für Vorzüge, für Merk-  
 10 male eines glücklichen Wachstums und eines  
 raschen Fortschritts zu heherer Vollkommen-  
 heit halten. Das Jahrhundert welches nun  
 zu Ende geht hat in der Denkungsart, in  
 den Sitten und in der ganzen Verfassung der  
 15 europäischen Völker so große Veränderungen  
 gestiftet; es hat insonderheit der öffentlichen  
 Meinung eine so befremdende, von der bis-  
 herigen durchaus abweichende Richtung ge-  
 geben, daß wir uns des größten Leichtsinns  
 20 fehdig machen würden, wenn wir den Ein-  
 fluß welchen es auf uns gehabt hat nicht  
 näher prüfen, wenn wir nicht untersuchen  
 wollten ob das, was wir unter diesem Ein-  
 fluß angenommen haben, auch alles gut, alles  
 25 wahre Verbesserung, alles glückliche Vorbe-  
 reitung auf das Jahrhundert sey, dem wir  
 entgegen gehen. Es ist wahr, undankbar ge-  
 gen Gott und ungerecht gegen unfre Zeitge-  
 noßen müßten wir seyn, wenn wir nicht ein-  
 30 gestehen wollten daß wir dem scheidenden  
 Jahrhunderte viel zu verdanken haben, daß  
 wir am Schluß desselben den Umfang des  
 menschlichen Wißens erweitert, alle Theile  
 desselben berichtigt und bereichert, tausend  
 35 Vorurtheile und Mißbräuche vertilgt, den  
 menschlichen Geift mächtiger als jemals ge-  
 weckt, die Kräfte der menschlichen Natur mehr  
 als jemals gespannt, und unser ganzes Ge-  
 schlecht in allen seinen Stämmen und Zwei-  
 40 gen inniger und mannigfaltiger als je mit  
 einander verknüpft sehen. Aber unzertrenn-  
 lich von diesen Vortheilen, wenigstens nach

der Erfahrung damit verbunden, sind gewisse Umstände, die ich nicht anders als bedenklich nennen kann, die ich auch in eurer Verfassung wahrzunehmen glaube, und an die man euch erinnern, die man euch ernstlich zu Gemüthe führen muß, wenn ihr nicht, mit gefährlichen Übeln behaftet, in das neue Jahrhundert hinüber treten, und euren Zustand in demselben verfeulimert sehen wollet. Daß der Geist der Ungebundenheit sich immer mehr zu regen anfängt; daß Unfittlichkeit in allen Ständen immer mehr Überhand nimmt; daß die Achtung gegen die Religion sich unlängbar vermindert: dieß, M. Br., dieß sind die drey Hauptpuncte die ich so bedenklich finde, und auf die ihr eure Aufmerksamkeit zu richten habt.

Ich halte es für eine Sache die sich gar nicht bezweifeln läßt, daß der Geist der Ungebundenheit sich immer mehr zu regen anfängt. Beforget nicht, M. Z., daß ich das in der letzten Hälfte des seheidenden Jahrhunderts auf mancherley Art geschärfte und allgemeiner verbreitete Gefühl von der Würde der menschlichen Natur, die auch in dem niedrigsten Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt und geachtet werden muß, anklagen oder tadeln werde. Es ist ein wahrer Vorzug unsers Zeitalters, daß man immer mehr anfängt den Menschen nicht nach dem zu schätzen, was er seiner Geburt und seinem Glücke verdankt, sondern nach den selbst errungenen Vorzügen seines Geistes und Herzens; daß auch die, welche die bürgerliche Ordnung am tiefsten erniedrigt hat, über ihre Rechte denken lernen, und sich als Geschöpfe fühlen die Achtung fordern können. Aber wollen wir die Sache nehmen wie sie ist, so artet dieses an sich edle Gefühl, das sich mit jeder guten Ordnung verträgt, und vorhand-

nen Gefetzen sich willig unterwirft, bei unzähligen Menschen in eine Frechheit, in eine Anmaßung wilder Neigungen aus, die alle Rückfichten der Bescheidenheit zu vernachlässigen, allen Unterschied der Stände zu zerstören, und alle Banden der Pflicht zu zerreißen droht. Ist die Jugend jemals vorlauter unbefcheidner und leichtsinniger, ist die große Menge jemals frecher hartnäckiger und unbändiger, ist der Spott über alles was man Herkommen und alte ehrwürdige Gebräuche nennt jemals ausgelassener und bitterer, ist die Widersetzlichkeit gegen alles Ansehen jemals allgemeiner und entschlossener, ist die Neigung über alles zu sprechen und jeden Schritt der Regierung öffentlich zu tadeln jemals wirksamer und verwegener, ist der Kampf gegen alle bestehende Ordnung, gegen alles was den wilden Leidenschaften des Herzens Zwang anthut, jemals angestrongter gewesen als in unsern Tagen? Ist es nicht offenbar, daß die gewöhnlichen Mittel Unordnungen in allen Theilen der bürgerlichen Verfassung vorzubeugen nicht mehr hinreichen wollen? Erfolget nicht bald da, bald dort Ausbrüche, unerwartete gewaltfame Unternehmungen, die es unwidersprechlich beweisen, ein Geist der Ungebundenheit sey der Geist des zu Ende gehenden Jahrhunderts; er habe alle Ordnungen und Stände der bürgerlichen Gesellschaft ergriffen? Brauche ich zu fagen wie bedenklich dieser Umstand sey, welche Umkehrungen dieser Geist vorbereite, welche Gewaltthatigkeiten er drohe, in welches traurige Chaos er alles zu verwandeln strebe? Ich weiß es, geliebte Mitbürger, so mächtig, so verwegen wie in so manchem andern Land ist der Geist der Ungebundenheit unter uns noch nicht. Mäßigung, gefällige Sitten, ein feines Gefühl für Schicklichkeit und gefelligen Wohl-

ftand hat unfer Volk ftets ausgezeichnet, und vor wilden Ausfchweifungen verwahrt. Aber follten fo viel Beifpiele der Ungebundenheit, mit welchen das Zeitalter uns umgiebt, noch niemand unter uns angefteckt; follten fo viel Stimmen der Verfärgung, die fich infonderheit an die Jugend und an die groÙe Menge wenden, noch kein Gehör gefunden; follten fo viel Arten der Verbindung, durch welche wir mit andern Völkern verknüpft find, noch gar nichts von fremden Verderbniffen auf uns fortgeleitet haben? O öffnet nur die Augen, beobachtet nur unparteyifch welche Gefinnungen immer herrfchender unter uns werden; lafet nur die fprechen, die mit der Menge zu thun haben, und über Ordnung und Zucht halten follten; lernet nur die Zeichen gehörig deuten durch welche der Geift eines Volks fich zu erkennen giebt: ihr werdet einfehen lernen daß auch unter uns eine groÙe Veränderung vorgegangen ift; daß man überall frecher und widerfpännlicher zu werden anfängt; daß der Geift der Ungebundenheit auch unter uns fich regt.

Sehr genau ift hiermit ein anderer bedenklicher Umftand verknüpft, der unfre Beherzigung eben fo fehr verdient, der Umftand daß Unfittlichkeit in allen Ständen immer mehr Überhand nimmt. Es fey ferne von mir, die Sitten der vorigen Zeit auf eure Koften zu loben, M. Z., und zu behaupten, beim Anfange dieses Jahrhunderts fey unfer Volk tugendhafter gewesen, als es feine Enkel am SchluÙe desfelben find. Allerdings hat man auch damals über herrfchende Lafter geklagt, und nach dem Zeugniß der Gefchichte waren diese Klagen nichts weniger als ungerecht. Aber gefetzt, wir hätten uns, mit unsern Vorältern verglichen, nicht verschlimmert:

ift es nicht bedenklich genug, wenn wir nicht beffer geworden find; wenn noch immer dieselben Lafter unter uns herrfchen, und fich nicht einmal den Zwang mehr gefallen laßen, dem fie fich fonft unterwerfen? Wollte Gott, dieser Umftand wäre ungegründet, diese Befchuldigung lieÙe fich mit nichts beweifen! Aber welche Art der Unfittlichkeit, faget es felber, hat denn im Laufe des Jahrhunderts unter uns aufgehört? welches Lafter kann man uns am SchluÙe des Jahrhunderts weniger zum Vorwurfe machen als unsern Vorältern beim Anfange desfelben? Eigennutz, M. Z., und Selbftfucht find der Tod aller wahren Sittlichkeit. Ist man jemals selbftfüchtiger gewesen als in unsern Tagen? scheint diese verächtliche Denkungsart nicht das unterfcheidende Merkmal des fliehenden Jahrhunderts zu feyn? Sinnlichkeit, herrfchende Lüfte des Körpers find das Gegentheil aller wahren Sittlichkeit. Haben diese Lüfte von ihrer schändlichen Gewalt etwas bei uns verloren? find wir vielleicht weniger ausfchweifend, als man fonft war, weil wir mit mehr Gefchmack und mit feinerer Anordnung fehvelgen? Häusliche Zerrüttung, Überhand nehmende Unordnung in den Familien ift das mächtigfte Hinderniß aller wahren Sittlichkeit. Hat fich diese Unordnung unter uns vermindert? giebt es weniger Häuser wo fich Mißvergnügen und Jammer verbreitet? weniger Familien wo die Erziehung der Kinder vernachläßigt, und ihr zartes Herz mit Laftern aller Art angefteckt wird? weniger Ehen die wilder Ausfchweifungen wegen zuletzt getrennt werden müßen? Unredlichkeit in allen Verhandlungen, listiges Umgehen der öffentlichen Gefetze, Mangel an Eifer für das allgemeine Beste find fihre Merkmale einer abnehmenden wahren Sittlichkeit. Fehlt es

an diesen Merkmalen unter uns? Ist der Klagen über Unzuverlässigkeit bei allen Geschäften des Lebens und über Betrügereyen aller Art ein Ende? wird man nicht täglich erfinderischer den Verordnungen des Staats auf eine Art auszuweichen bei der man nicht in Anspruch genommen werden kann? und ist man langsamer trager und unwilliger, als wenn man umsonst, aus Liebe für das allgemeine Wohl arbeiten, oder demselben Opfer bringen soll? Männer, die ihr unfern Zustand kennet, die ihr unparteyisch und mit Überlegung beobachtet, die ihr Gelegenheit habt zu erfahren was auf allen Stufen der Gesellschaft und in allen Abtheilungen derselben gefehlt gefündigt und verdorben wird: entscheidet selbst ob man mit Grunde sagen kann daß wir in das herannahende Jahrhundert mit bessern Gesinnungen hinüber treten werden, als unfre Vorältern das nun verlassene anstehen; ob nicht so manches was bei ihnen noch ein Antrieb zur Sittlichkeit, noch ein Hilfsmittel derselben, noch eine Schutzwehr für die war, bei uns ganz aufgehört, oder doch viel von seiner Kraft verloren hat?

Dies leitet mich von selbst auf eine dritte bedenckliche Ersehung unter uns, auf den Umstand daß die Achtung gegen die Religion sich unlängbar vermindert. Ich will es einräumen, M. Z., daß der Eifer mit welchem in der ersten Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts über die Anstalten der öffentlichen Verehrung Gottes unter uns gehalten wurde, oft Aberglaube und nichts weniger als Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit war. Ich will zugeben daß die unaufhörlichen Streitigkeiten über das, was man damals reine Lehre des Christenthums nannte, ein Zan- ken um Worte, ein ungeistliches loses Ge- schwätz war, wie Paulus es ausdrückt, das

viel zu einem ungöttlichen Wesen half. Wollten wir gebessert und gereinigt von den Fehlern unfrer Vorältern das herannahende Jahrhundert antreten, so müßte sich jener abergläubische Eifer in eine vernünftige Schätzung und weise Benutzung der religiösen Anstalten verwandelt haben; so müßte an die Stelle des unfruchtbaren Zankens über die Religion eine sorgfältige Anwendung derselben auf die Beförderung des Herzens und Lebens getreten seyn. Aber ist dieß geschehen? können wir beweisen, wir seyn noch eben so eifrig für Religion und Christenthum als unfre Vorältern, nur mit mehr Einsicht, mit mehr Vortheil für unfre Sittlichkeit und Beruhigung? Wie? so viel Kirchen des Landes, die fast leer stehen, wenn große Versammlungen in denselben seyn sollten; so viel Beweise der Gleichgültigkeit gegen das Abendmahl des Herrn. und die sich fast jährlich mindernde Anzahl derer, die daran Theil nehmen; so viel Feste, die zwar der Religion geheiligt sind, aber von Tausenden bloß ihrem Vergnügen und wilden Zertreuungen gewidmet werden; so viel Merkmale des Kaltblits gegen die Schrift, die von Unzähligen gar nicht berührt, und den verderblichsten Lefereyen nachgesetzt wird; so viel leichtsinnige Scherze über Gegenstände der Religion, die man hier und da zum guten Ton in der Gesellschaft zu rechnen anfängt; so viel parteyischer Eifer für Schriften in welchen das Christenthum entweder witzig verspottet, oder vernünftelnd bestritten wird; so viel Äußerungen eines vornehmen Dünkels, wo man sich nur dann unter die Aufgeklärten rechnen zu können glaubt, wenn man von den Lehren des Christenthums wenig oder gar nichts beibehält; so viel Ausbrüche eines frechen Unglaubens endlich, die selbst unter dem gemeinen Haufen

wahrgenommen werden: alle diese Dinge sollten nicht wider uns zeugen? sollten nicht darthun daß die Religion ihr Ansehen immer mehr unter uns verliert, und daß wir von der Gleichgültigkeit gegen dieselbe nicht mehr frey sind? Nein, wir wollen es uns nicht verhehlen, bedenklich in mehr als einer Hinsicht ist unsre Stellung am Rande des scheidenden Jahrhunderts: wir finden in dem Zustande des Vaterlandes Umstände welche die ernsthafteste Beherzigung aller Gutgefinnten verdienen; und unverzeihlich würde unsre Sorglosigkeit seyn, wenn wir unvorbereitet in das künftige Jahrhundert übergehen, und uns nicht bei Zeiten über die zu nehmenden Maßregeln mit einander vereinigen wollten.

Doch dieß war eben die zweyte Art meiner Erinnerungen für das Vaterland beim nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert: ich wollte die nöthigen Entschliessungen angeben die es bei den vorhin erwähnten bedenklichen Umständen faßen soll. Laßt mich dieß mit eben der Freymüthigkeit thun, mit der ich bisher unsern Zustand beschrieben habe.

Und hier scheint mir denn vernünftiges Festhalten des reinen Evangelii Jesu und williger Gehorsam gegen dasselbe die erste und unentbehrlichste Vorsehrift zu seyn die wir uns machen müssen. Der Geist der Zeiten fordert zwar gerade das Gegentheil: ihm ist die Religion, sobald vom Wohle des Staats die Rede ist, die gleichgültigste Sache von der Welt, und das Christenthum erklärt er wohl gar für nachtheilig und gefährlich. Haltet mich nicht für partyisich, meine Mitbürger, glaubet nicht daß ich eigennützig bloß die Vortheile meines Standes verteidige, wenn ich für die Sache der Religion und des Christenthums spreche; wenn ich behaupte, ohne redliches Festhal-

ten des Evangelii Jesu, ohne willigen Gehorsam gegen dasselbe könne das kommende Jahrhundert unmöglich erwünscht für euch seyn. Hätte ich bei allem Beobachten und Prüfen, bei allem Forschen und Denken finden können, um auf die Herzen der Menschen zu wirken, um sie von sittlichen Verderbnissen gründlich zu heilen, um das Gefühl der Pflicht in ihnen zu stärken, um sie mit der Gewißhaftigkeit, mit dem edelmüthigen Wohlwollen, mit der gemeinnützigen Denkungsart zu erfüllen, ohne welche keine bürgerliche Gesellschaft bestehen kann, gebe es bessere kräftigere und zuverlässigere Mittel als lebendigen Glauben an das Evangelium Jesu und echten christlichen Sinn: vor Gott dem Allwissenden bezeuge ich es, nichts in der Welt würde mich bewegen können auch nur ein Wort für die Sache des Christenthums zu verlieren: ich würde der erste seyn der sich dagegen erkerte. Aber kann ich der Macht der Wahrheit, kann ich dem Zeugniß der Geschichte, kann ich eurer innigsten, eurer lebendigsten Überzeugung widersprechen, ihr alle, die ihr die Kraft des Evangelii aus Erfahrung kennet? Und urtheilet selbst, M. Br., was kann man euch statt der Einsichten, statt der Ermunterungen, statt der Trefstungen, statt der Hoffnungen, die euch das Evangelium giebt, darbieten? Wie? unfruchtbare Spitzfindigkeiten sollten die fruchtbare Weisheit der Schrift, trotziges Berufen auf die Kraft und Würde der menschlichen Natur sollte die wohlthatigen Antriebe des Evangelii, kalter Ernst in Befolgung des Pflichtgebots sollte die edle Wärme einer christlichen Gottes- und Menschenliebe, unbestimmte Verträstungen auf ewige Fortdauer sollten die frohen, unsern Bedürfnissen so ganz angemessenen Hoffnungen des Christenthums ersetzen kön-

nen? wir sollten dabei gewinnen, wenn wir eine Religion die für die Schwachen und Starken gleich heilsam ist, gegen Behauptungen vertauschen wollten die sich unaußerlich einander widersprechen, und von den Wenigsten auch nur gefaßt werden können? Finden sich Starke unter uns, die sich zutrauen, den Glauben an das Evangelium entbehren und auf eignen Füßen stehen zu können: wohlan! sie mögen ihrer Überzeugung folgen, und zusehen wie weit sie es bringen werden. Aber das Vaterland, M. Br., das Vaterland im Ganzen bedarf eine sittliche Kraft die allen zu Hilfe komme, wenn es mit den nöthigen Mitteln der Bildung versehen in das künftige Jahrhundert hinüber treten will. Übersehet alles was man in dieser Hinsicht jemals gebraucht hat und noch braucht: ihr werdet nichts finden, nichts nennen können, was mit dem Evangelio Jesu auch nur in der Entfernung verglichen werden könnte. So halte sie denn fest, mein theures Vaterland, die Religion die deine Väter bekannten, für die dein Luther eiferte, und unter deren Einfluß du bisher so glücklich gewesen bist. Ein Versprechen das wir uns heute beim Abschied einander geben soll es seyn, unverbrüchliche Treue gegen den zu beweisen, auf den wir getauft sind. Als ein christliches Volk, was sich auch um uns her zutragen mag, als ein christliches Volk wollen wir das alte Jahrhundert beschließen, und das neue antreten. Denn wohin sollen wir gehen, Herr Jesu? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Mit diesem Eifer für das Christenthum verbindet aber auch Anhänglichkeit an eure bürgerliche Verfassung, wenn ihr auf der Gränze zweyer Jahrhunderte heilsame Entschlüsse fassen wollet. Ihr sehet freylich überall um euch her Beispiele vom Gegentheile: nichts scheint den Nationen der

Erde mehr zu mißfallen als die bisher bestehende Ordnung, und sie hoffen, nur eine andere Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse könne den Übeln abhelfen von denen sie sich gedrückt fühlen, könne sie frey und glücklich machen. Laßet euch nicht betheeren, meine Mitbürger! Ihr sehet wie theuer der Versuch einer solchen Umformung allen denen zu Stande kommt, die ihn wagen; ihr sehet daß der Zwang der neuen Ordnung, wo nicht drückender, doch eben so lästig ist als der alten; ihr sehet daß die Übel denen man auf eine so gewaltfame Art abhelfen wollte, unter andern Benennungen, und mit schrecklichen Antritten und wilden Gräueln begleitet, in die neue Verfassung zurückkehren. O haltet, haltet was ihr habt, wenn ihr mit Sicherheit in das neue Jahrhundert hinüber treten wollet. Vergesst es nicht, daß die beste Verfassung die ist, die am besten verwaltet wird, und daß es nur von euch abhängt, in der eurigen glücklich zu seyn. Heilig und unverletzlich sey euch also das gesellschaftliche Band das euch mit einander vereinigt. Als die Beschützerinn eurer Person, als die Vertheidigerinn eurer Rechte, als die Erhalterinn alles dessen, was euch auf Erden werth und theuer ist, betrachtet die Verfassung eures Vaterlandes, und fahret fort ihr die Treue zu beweisen, die ihr derselben geschworen habet. Fürchtet nicht, diese Anhänglichkeit an sie, dieses strenge Festhalten derselben werde die vorhandenen Gebrechen gleichsam verewigen; werde alle Verbesserungen unmöglich machen, und allen Fortschritt hindern; werde verursachen daß ihr hinter andern Völkern zurückbleiben, und an den Wohlthaten des neuen Jahrhunderts keinen Antheil haben werdet. Schließt denn das Festhalten einer Verfassung ihre allmähliche Verbesserung aus? Muß man um einen Körper von feinen Gebrechen zu heilen ihn erst



tödten und zerftören? Habt ihr nicht gefehen daß bisher fo mancher Mißbrauch abgeftellt, fo manche Laft gehoben, und fo manches Übel ausgerottet worden ift? Haben eure Stände nicht ftets daran gearbeitet, mit Beibehaltung aller Grundgefetze euren Zuftand glücklicher zu machen? Haben fie von diefem edlen Eifer nicht itzt neue Beweife gegeben, und den Grund zu mancher heiffamen Verbefferung gelegt? Ift geräufelofe Wirkfamkeit für das Gute, ift vorfichtiges Weiterftreben, ift bedächtiges, aber defto gründlicheres Beßern nicht der Geift eurer bisherigen Regierung gewesen? Seyd ihr unter der Leitung und dem Einfluffe diefes Geiftes in irgend einem wahren Vorzug zurückgeblieben? Habt ihr, wenn ihr aufrichtig feyn und die Wahrheit geftehen wollet, Urfache irgend ein Volk, wie ftolz es auch auf feine Verfaßung feyn mag, zu beneiden? Wollet ihr alfo auch im kommenden Jahrhundert den Ruhm eines weifen chrwürdigen und glücklichen Volks behaupten; wollet ihr euch in der Ordnung, die Gott felbft vorgefchrieben hat, zu neuen Vollkommenheiten erheben; wollet ihr euern Kindern und Enkeln eine fichere Bahn zur Ehre und zur Wohlfahrt öffnen: fo verabfcheneet alle Gewalt, und bleibet Freunde des Rechts; fo hütet euch vor wildem Leichtfinn, und verfaret mit bedachtfamem Ernst; fo tretet den neuen Zeitraum mit dem feften Entfchluß an der bürgerlichen Verfaßung des Vaterlandes mit aller Gewiffenhaftigkeit echter Chriften treu zu bleiben.

Aber freylich muß ich euch noch ganz befonders zu einer erhöhten Sorgfalt für die Bildungsanftalten des Volks ermahnen, wenn das herannahende Jahrhundert erwünfcht für euch feyn foll. Denn daß diefe Anftalten nicht find was fie feyn follten; daß fich in unfern kirchlichen Einrichtungen manches findet was

zweckwidrig und anftößig ift, und die Wirkfamkeit der Religion mehr hindert als befördert; daß unfre Schulen eine gründliche Verbefferung bedürfen, und infonderheit die, wo bei weitem der größte Theil des Volks, der künftige Bürger und Landmann, feine Bildung erhalten foll, zum Theil traurig vernachläßigt find; daß die Männer die diefen Anftalten als Lehrer vorftehen nicht immer forgfältig genug gewählt werden, und fich daher auch unter uns fo mancher unwiffende, elende, fein Amt und feinen Stand entehrende Miethling durch allerley Künfte einen Weg zur Schule und in die Kirche zu öffnen weiß; warum wollten wir uns dieß verhehlen? warum follte ich, dem diefe Mängel auf dem Platz, der mir angewiefen ift, nur allzuftark in die Augen fallen, fie nicht rügen? warum follte ich nicht infonderheit heute auf fie hinzeigen? Glaubet nicht daß ihr den Geift der Ungebundenheit, der fich auch unter uns zu regen anfängt, unterdrücken; daß ihr der Unftittlichkeit, die auch unter uns herfehzt, Gränzen fetzen; daß ihr der Religionsverachtung, die auch unter uns Überhand nimmt, begegnen; daß ihr den Übeln, die wir nicht mit in das neue Jahrhundert hinüberbringen dürfen, wenn es uns in demfelben wohl gehen foll, kräftig Steuern könnet, wenn ihr fie nicht bei der Wurzel angreift, wenn ihr nicht alles aus dem Wege räumt was der Wirkfamkeit der Religion nachtheilig wird, wenn ihr das neue Gefchlecht, welches im künftigen Jahrhundert an eure Stelle treten foll, nicht schon durch feine Erziehung dagegen verwahret. Wer alfo Kraft, wer Macht und Einfluß genug hat die Verbefferungen zu veranstalten, welche der öffentliche Gottesdienft bedarf, und ihn immer rührender und dem Geifte des Chriftenthums gemäßer einzurichten: den bitte ich in diefer feyerlichen Stunde vor Gott der finkenden

Religion zu Hilfe zu kommen, und durch weise Anordnungen ihr Ansehen und ihre für das Vaterland so unentbehrliche Wirkfamkeit auch für das künftige Jahrhundert zu sichern. An Sie, ehrwürdige Stände des Vaterlandes, wende ich mich hier noch besonders. Sie haben diesmal von der Aufmerksamkeit der sie die Bildungsanstalten des Volks würdigen, und von dem Wunsche sie verbessert zu sehen Beweise gegeben. Verdienen Sie sich, ehrwürdige Männer, verdienen Sie sich den Dank und die Segnungen des künftigen Geschlechts ganz, und fahren Sie fort diese Angelegenheit als einen Gegenstand ihrer immer währenden Sorgfalt zu betrachten. Den meisten von Ihnen steht das ehrenvolle, aber auch bedenkliche Recht zu für Kirchen und Schulen Lehrer zu wählen, und eine Aufsicht über sie zu führen. Bedenken Sie es ernstlich und vor Gott daß Sie hiermit das Schickfal dieser Anstalten, daß Sie die Bildung und Wohlfahrt ganzer Gemeinen und Städte in den Händen haben; daß Sie Gott und dem Vaterlande dafür verantwortlich sind, wenn Sie bei Ausübung dieses Rechts irgend etwas anders gelten lassen als Ihre Pflicht; daß Sie Licht oder Finsterniß, Tugend oder Laster, Segen oder Fluch über das kommende Jahrhundert verbreiten werden, je nachdem Sie sich dieses Auftrags entledigen. O lassen Sie uns auch hier mit Einem Geiste und Sinne Gutes schaffen; lassen Sie uns dafür sorgen, daß ein weises tugendhaftes christliches Geschlecht im künftigen Jahrhundert an unsre Stelle trete; daß die Nachwelt den bessern Zustand unsers Kirchen- und Schulwesens von dieser Landesversammlung an rechne, und Ihre Namen mit Dankbarkeit Ehrfurcht und Freude dabei nenne.

Sind dieß die Anstalten und Vorkehrungen, M. Z., welche wir auf der Gränze

zweyer Jahrhunderte treffen; trennen wir uns heute mit dem Vorfatz diese Maaßregeln als gewissenhafte Christen und als standhafte Männer zu befolgen; so sind es ermunternde Hoffnungen, welche das Vaterland an der Schwelle des neuen Jahrhunderts faßen darf. Zwar, ich bescheide mich; diese schwache Hand vermag es nicht, den heiligen Vorhang aufzuheben der die Zukunft vor unsern Augen verbirgt. Aber alles müßte uns trügen, M. Z., der Lauf der Dinge müßte sich ändern, das strenge Gesetz welches Ursach und Wirkung mit einander verknüpft müßte seine Kraft verlieren, die Aussprüche und Verheißungen Gottes müßten aufhören Wahrheit zu seyn, wenn wir, versehen mit allem was ein Volk ehrwürdig und glücklich machen kann, dennoch elend im künftigen Jahrhundert seyn könnten. Fangen wir es als wahre Christen, als treue Bürger, und unter dem Einfluß wohlthätiger Bildungsanstalten an, so kann es uns nicht fehlen; so ist es Ordnung ohne Zwang, Fortschritt ohne Übereilung, und Wohlfahrt ohne Mißbrauch, worauf du rechnen darfst, geliebtes Volk, was dein Glück im künftigen Jahrhundert, was das beneidenswerthe Loos deiner Nachkommen in demselben seyn wird.

Erfreulicher kann keine Aussicht für ein Volk seyn, M. Br., als Ordnung ohne Zwang, als der Anblick eines Zustandes wo alles an seinem Platz ist; wo jeder thut was er soll; wo jeder hat was ihm gebührt; wo jeder genießt was er besitzt; wo sich jede Kraft ungehindert in ihrem Kreise bewegt, und alle frey, alle willig, alle nachdrucksvoll zum Wohle des Ganzen einträchtig zusammenwirken. Das wird dein Zustand seyn, mein Vaterland, unter dem Einflusse dieser heiligen Ordnung wird dir das künftige Jahrhundert verlassen, wenn du die Anstalten triffst, und die Zusagen hältst, die ich vorhin angezeigt

habe. Denn wer, M. Br., wer soll auch nur den Willen haben Verwirrung anzurichten, seine Schranken zu durchbrechen, und andre gewaltfam anzufallen, wenn euch der Geist des Christenthums befeelt? Ist es nicht wohlthätige Wirkksamkeit, ist es nicht gewissenhafte Pflichttreue, ist es nicht zärtliche Schonung fremder Rechte, womit dieser Geist euch und eure Kinder erfüllen wird? Wer, wer soll das Vermögen und die Kraft befitzen Unordnungen zu stiften, Gewaltthatigkeiten auszuüben, und seine Mitbürger zu drücken, wenn ihr die Verfassung des Vaterlandes ehret? Setzt sie nicht jedem seine Gränzen? weiset sie nicht jedem die Vortheile an, auf die er Anspruch machen darf? zeigt sie nicht jedem wie er sein Recht suchen soll, wenn es gekränkt wird? ist sie nicht mit einer Gewalt versehen die auch den Schwächsten und Geringsten unter den Schirm der Gesetze nimmt, und seine Freyheit und Wohlfahrt sichert? Wer, wer soll sich endlich geneigt fühlen die Harmonie des Ganzen zu stören und sich wilden Leidenschaften zu überlassen, wenn eure Bildungsanstalten das sind, was sie seyn sollen, wenn sich eure Kirchen und Schulen in ehrwürdige Tempel wahrer Weisheit und Tugend verwandeln? Wird dann der Sinn für das Gute, wird die Achtung gegen die Gesetze, wird der Eifer alles was recht ist aus eigener Bewegung zu thun, und darinn seine Freyheit zu setzen, nicht schon in dem zarten Herzen eurer Kinder sich regen? wird er nicht der Geist des ganzen Volkes werden, und sich in eine hersehende unvergilphare Denkungsart verwandeln? Sehene die Dunkelheit, sehene die Veränderungen, sehene die Gefahren und Stürme des kommenden Jahrhunderts nicht, mein Vaterland, wenn du ihnen so entgegengehst. Ruhig und einzig mit dir selbst wirst du seyn, wenn anderwärts Aufruhr und Zwic-

tracht toben. Du wirst die Freyheit haben und genießen, der sich andre bloß rühmen. Du wirst achtungswerth durch Menschlichkeit und Tugend seyn, wenn sich andre durch Barbarey und Lafter entehren; immer verjüngt, immer ersetzt durch Enkel die dein Bild an sich tragen und dich noch übertreffen, wirst du eine Zierde der Nachwelt und künftiger Jahrhunderte bleiben.

Denn auch Fortschritt ohne Übereilung darf das Vaterland im neuen Jahrhundert hoffen, wenn es vorbereitet in dasselbe hinübertritt. Eine lange ehrenvolle unabfehlliche Bahn zur Vollkommenheit ist dem einzelnen Menschen und ganzen Völkern geöffnet, M. Br., eine Bahn auf der kein Stillestand Statt findet, auf der man weiter gehen, fortstreben, vorwärts dringen muß, wenn man nicht zurückbleiben, wenn man von der erreichten Höhe nicht wieder herabstinken, unaufhaltfam stürzen, und von dem Abgrunde des Verderbens auf immer verfehlungen werden will. Ich sehe dich muthig und mit gesetztem Ernste fortstreben; ich sehe dich eine Höhe nach der andern erklimmen; ich sehe dich im weiten Raume des künftigen Jahrhunderts jeden Preis erhalten den du dir wünschen kannst, edles Volk, zu welchem ich rede. Denn jene Ungeduld, die sich übereilt; jenes wilde Streben, das kein festes Ziel hat; jene Verwegenheit, die gefährliche Sprünge versucht, kennst du nicht: dich leitet das Evangelium Jesu, die Treue gegen deine Verfassung mäfigt deine Bewegungen, und deine Bildungsanstalten ebnen deine Bahn. Es ist kein Traum, M. Z., kein Gaukelspiel einer erhitzten Einbildungskraft, was ich euch da zeige. Haltet ihr das Evangelium Jesu fest, so habt ihr Grundfätze, so habt ihr eine feste, allgemein gültige Regel, nach der ihr alles prüfen und würdigen, nach der ihr sicher handeln könnt. Bei allen Verirrungen der mensch-

lichen Vernunft, bei allen Streitigkeiten in die sie sich verwickelt, bei allen Ausfchweifungen auf die sie geräth, wisset ihr dann woran ihr feyd, und bleibet unbethörct; und doch wird euch von dem Wahren das sie entdeckt, von dem Guten das sie findet, und von den Vortheilen die sie erringt, nichts entgehen: ihr werdet alles prüfen, und das Beste behalten. Und feyd ihr eurer Verfassung treu, ehret ihr die Verhältnisse in die sie euch gebracht hat: wird dann euer Trieb alles zu beßern durch gewaltfame Ausbrüche sich äußern, und gefährliche Unternehmungen wagen? Wird er nicht ein weises Fortstreben werden, das mehr baut als zerstört, das nichts Vorhandenes auflöst, als his es etwas Bessres geben kann? Und wird er nicht auch auf eure Kinder und Enkel übergehen, dieser weise, alles beßernde Geist einer fortschreitenden Bildung, wenn er in euren Schulen weht? wird er in der Jugend, die er da pflegt und durchdringt, nicht Kräfte erwecken, Fähigkeiten befeelen, und Tugenden wirken, die der Segen der Nachwelt feyn werden?

Und so wird es denn endlich Wohlfahrt ohne Mißbrauch feyn, was ihr im künftigen Jahrhunderte finden, und im reichsten Maße genießen werdet. Wohlfahrt ohne Mißbrauch! Ein gefährliches Gut ist diese Wohlfahrt, ist Reichthum und Überfluß, ist Macht und Gewalt, ist ungeörter Friede, ist Vergnügen und Genuß für ein Volk ohne Religion, für Bürger ohne Treue, für Menschen ohne Erziehung: ein solches Volk ist gerade dann, wenn es den höchften Gipfel der Wohlfahrt erreicht hat, seinem Sturz und dem Abgrunde des Verderbens am nächsten. Für euch, meine Mitbürger, für euch wird dieser Gipfel an keinen Abgrund gränzen, ihr werdet euch auf demselben erhalten, und alles, alles dafelbst finden was das irdische Leben Gutes

hat, wenn Gehorsam gegen das Evangelium Jesu, wenn echter Bürgerinn, wenn Eifer für Bildung und Zucht euch nie verlassen. Denn schützende Engel werden diese Tugenden für euch feyn; ihr werdet da sicher wohnen, wo sich andre nicht halten können; alle Quellen des Genusses werden reichlicher für euch fließen ohne euch zu beraufen; eure Weisheit, eure Frömmigkeit, eure Menschenliebe wird euch neue Quellen öffnen, und euch Seligkeiten bereiten von denen Andere gar nichts wissen; in einen Wohnsitz des Friedlens, in ein Gefilde des Segens, in einen Vorhof des Himmels, wo eure Kinder und Enkel für die bessere Welt aufblühen und reifen, wird euer Vaterland sich verwandeln; und euch, euch, die ihr den Grund zu dieser Verwandlung gelegt habt, wird der Dank, wird der Segen glücklicher Nachkommen noch in die Ewigkeit folgen.

Hier stehen wir also, Regierer der Welt, hier stehen wir nachdenkend und ernst, wehmüthig und gerührt an der heiligen Schwelle der Zukunft, und blicken auf zu dir. Was du über uns beschloßen hast, was im Schooße der Dunkelheit die den Eintritt in das neue Jahrhundert umgiebt für uns verborgen liegen mag, ach! das wissen wir nicht: denn wer hat deinen Sinn erkannt, oder wer ist dein Rathgeber gewesen? Aber was du von uns forderst, das wissen wir: darüber sind wir von deinem Sohne belehrt; das sagt uns unser Herz und unser Gewissen. Wir wollen also thun was allein in unfrer Macht ist: einmüthig versprechen, feyerlich geloben, dir dem Allwissenden und Heiligen schwören wollen wir, im Glauben an dich und deinen Sohn, und gestärkt von deinem Geiste, alles treu, alles willig, alles standhaft zu leisten was dein Wille ist, und so die Bahn des neuen Jahrhunderts anzutreten. Was wir aber Theures auf Erden haben, was unser

Herz mit inniger Zärtlichkeit umfaßt, was wir mit unfrer Macht weder schützen noch beglücken können: das legen wir vertrauensvoll in deine Vaterhände, und sind getroft. Übergeben sey dir alfo das Kleinod unsers Vaterlandes, unfer Kurfürft. Wir flehen zu dir, den Wohlthäter und Regenten unfrer Enkel laß Ihn noch feyn; laß Ihn lange die Zierde des künftigen Jahrhunderts bleiben, und Sein Haus einen Segen für alle folgende 10 Zeiten und für unfr Nachkommen werden. Und das Volk, das hier in feinen Ständen zugegen ist, das sich noch auf dem Scheideweg zweyer Jahrhunderte anbetend vor dir heugt, getroft, allgütiger Vater, und gefeguet 15

von dir laß es den alten Zeitraum befchließen, und den neuen anfangen; laß es auf der Bahn des künftigen Jahrhunderts unfern Greifen nie an Munterkeit und Weisheit, unfern 5 Männern nie an Kraft und Muth, unfern Jünglingen nie an Zucht und Ordnung, laß es uns allen nie an dem fehlen, was uns gut und heilsam ist. O du, vor dem tausend Jahre sind wie der Tag der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache, kehre dich zu uns, und sey deinen Knechten gnädig. Erfülle uns frühe mit deiner Gnade: so wollen wir rühmen und frohlich feyn unfer 10 Lebenlang. Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern. Amen. 15

---

## JOHANN GOTTLIEB FICHTE.

---

### ANWEISUNG ZUM SEELIGEN LEBEN.

---

#### FÜNFTHE VORLESUNG.

##### Ehrwürdige Verfammlng!

Nach dem, was wir bisher erfchen, besteht die Seeligkeit in der Vereinigung mit Gott als dem Einen und Absoluten. Wir aber sind in unferm unaustilgbaren Wesen nur 20 Wißen Bild und Vorstellung; und selbst in jenem Zusammenfallen mit dem Einen kann jene unsere Grundform nicht verschwinden. Selbst in diesem unferm Zusammenfallen mit ihm wird er nicht unfer eigenstes Seyn 25 selber, sondern er schwebt uns nur vor als ein Fremdes und außer uns befindliches, an das wir lediglich uns hingeben und anfehmiagen in inniger Liebe; er schwebt uns vor, an sich als gestaltlos und gehalten, 30 für sich keinen bestimmten Begriff oder Erkenntniß von seinem innern Wesen gebend,

sondern nur als dasjenige, durch welches wir uns und unfr Welt denken und verstehen. Auch nach der Einkehrung in ihn geht die Welt uns nicht verloren: sie erhält 20 nur eine andere Bedeutung, und wird aus einem für sich selbstständigen Seyn, für welches wir vorher sie hielten, lediglich zur Erfcheinung und Äußerung des in sich verborgenen göttlichen Wesens in dem 25 Wißen. Faßen Sie dieses noch einmal im Ganzen also zusammen. Das göttliche Daseyn, sein Daseyn, sage ich der früher gemachten Unterscheidung zufolge, seine Äußerung und Offenbarung, ist schlechthin durch sich und schlechthin nothwendig Licht, das inwendige nemlich und das geistige Licht. Dieses Licht, sich selbst überlassen

bleibend, zerftreut und zerfpaltet ſich in mannigfaltige und in unendliche Stralen, und wird auf dieſe Weiſe in dieſen einzelnen Stralen ſich ſelber und ſeinem Urquelle entfremdet. Aber dasſelbe Licht vermag auch durch ſich ſelbſt aus dieſer Zerftreuung ſich wieder zufammenzufaßen und ſich als Eines zu begreifen, und ſich zu verſtehen als das was es an ſich iſt, als Daſeyn und Offenbarung Gottes; bleibend zwar auch in dieſem Verſtehen das, was es in ſeiner Form iſt, Licht, doch aber in dieſem Zuſtande und vermitteltſt dieſes Zuſtandes ſelber ſich deutend als nichts Reales für ſich, ſondern nur als Daſeyn und Sich-Darſtellung Gottes.

Inſondere war in den beiden letzten Vorleſungen und ganz beſonders in der allerletzten unſer Beſtreben dieß, der Verwandlung des an ſich einzig möglichen und unveränderlichen Seyns in ein anderes und zwar in ein mannigfaltiges und veränderliches Seyn zuzufehen, alſo, daß wir in den Punet dieſer Verwandlung eingeführt wärdn, und dieſelbe vor unſern eigenen Augen vor ſich ginge. Wir fanden Folgendes. Zuvörderſt wurde durch den Character des Wiſſens überhaupt, als eines bloßen Bildes eines von demſelben unabhängig vorhandenen und beſtehenden Seyns, das, was an ſich und in Gott lauter That und Leben iſt, in ein ruhendes Seyn oder in eine Welt überhaupt verwandelt. Zweytens wurde noch überdieß durch das von allem wirklichen Wiſſen unabtrennbare Grundgeſetz der Reflexion jene für das bloße Wiſſen einfache Welt weiter characteriſirt, geſtaltet, und zu einer beſondern Welt gemacht, und zwar zu einer ins Unendliche verſchiedenen und in einem nie zu endenden Strome neuer Geſtaltungen ablaufenden Welt. Die hiedurch zu erzeu-

gende Einſicht war unſers Erachtens nicht bloß dem Philoſophen, ſondern auch der Gottſeligkeit, falls næmlich die letzte nicht bloß inſtinctartig und als ein dunkler Glaube in dem Menſchen wohnet, ſondern über ihren eigenen Grund zugleich Rechenſchaft ſich abzulegen begehrt, auf die gleiche Weiſe unentbehrlich.

So weit waren wir in der vorigen Vorleſung fortgerückt, (und äußerten zum Beſchluße daß mit dieſer auf das Eine Grundgeſetz aller Reflexion ſich gründenden Spaltung der Welt ins Unendliche noch eine andere Spaltung unzertrennlich verknüpft wäre, die wir an dieſem Orte, wenn auch nicht abzuleiten, denn doch hiſtoriſch deutlich anzugeben und zu beſchreiben hätten. Ich ſahe dieſe neue und zweyte Spaltung im Allgemeinen hier nicht tiefer denn ſo. Erſtens iſt ſie in ihrem innern Weſen von der in der vorigen Stunde abgeleiteten, hier ſo eben wieder erwähnten Spaltung alſo verſchieden, daß jene die durch die Form des Wiſſens überhaupt aus dem göttlichen Leben entſtandene ſtehende Welt unmittelbar ſpaltet und theilet; dagegen die jetzt zu betrachtende nicht unmittelbar das Object, ſondern nur die Reflexion auf das Object ſpaltet und theilet. Jene iſt eine Spaltung und Eintheilung in dem Objecte ſelber: dieſe iſt nur eine Spaltung und Eintheilung in der Anſicht des Objects, nicht, wie jene, gebend an ſich verſchiedene Objecte, ſondern nur verſchiedene Weiſen die Eine bleibende Welt innerlich anzufehen, zu nehmen, und zu verſtehen. Zweytens iſt nicht außer Acht zu laßen daß dieſe beiden Spaltungen nicht etwa eine die Stelle der andern vertreten, und ſo ſich gegenſeitig verdrängen können, ſondern daß ſie beide unabtrennlich und ſo in Einem Schlage ſind, ſo wie nur die Reflexion, deren unveränderliche Formen ſie

sind, überhaupt ist; daß daher auch die Resultate der beiden unabtrennlich sich begleiten und neben einander fortgehen. Das Resultat der ersten Spaltung ist, wie wir in der vorigen Rede zeigten, die Unendlichkeit; das Resultat der zweyten ist, wie wir damals erwähnten, eine Fünffachheit; somit ist die jetzt behauptete Unabtrennlichkeit beider Spaltungen also zu verstehen, daß die ganze bleibende und nie aufzuhobende Unendlichkeit in ihrer Unendlichkeit auf eine fünffache Weise angefaßt werden könne, und wiederum daß jede der fünf möglichen Ansichten der Welt denn doch wieder die Eine Welt in ein Unendliches spalte. Und so faßen Sie denn alles bis jetzt gesagte also in Einen Überblick zusammen. Im geistigen Sehen wird das, was an sich göttliches Leben ist, zu einem Gesehenen, d. i. zu einem vollendet vorhandenen, oder zu einer Welt; welches das Erste wäre. Dieses Sehen ist nun immer ein Act, genannt Reflexion; und durch diesen Act, theils als gehend auf sein Object, die Welt, theils als gehend auf sich selber, wird jene Welt in ein unendliches Fünffache, oder was daselbe sagt, in eine fünffache Unendlichkeit gespalten; welches das Zweyte wäre. Um nun hier zunächst bei der zweyten Spaltung als dem eigentlichen Gegenstande unserer hentigen Betrachtung stehen zu bleiben, machen wir über dieselbe noch folgende allgemeine Bemerkungen.

Es giebt diese Spaltung, wie schon erwähnt, nicht eine Eintheilung im Objecte, sondern nur eine Eintheilung Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in der Ansicht des Objects. Es scheint sich der Gedanke aufzudringen daß diese Verschiedenheit, nicht des Objects, sondern der Ansicht des- selben allenthalben bleibenden Objects, nur in der Dunkelheit oder Klarheit, der Tiefe

oder Flachheit, der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit dieser Ansicht der Einen bleibenden Welt beruhen könne. Und so verhält es sich denn allerdings; oder, daß ich an etwas hier schon vorgetragenes anknüpfe, und das Vorliegende durch Jenes, so wie gegenseitig Jenes durch das Vorliegende verständlicher mache, die erwähnten fünf Weisen die Welt zu nehmen sind daselbe, was ich in der dritten Vorlesung die verschiedenen möglichen Stufen und Entwicklungsgrade des innern geistigen Lebens nannte, als ich sagte daß es sich in der Regel mit dem Fortschritte des im eigentlichen Sinne uns angehörigen freyen und bewußten geistigen Lebens so verhalte, wie mit dem Fortschritte des physischen Todes, und daß das erstere eben so wie der letztere in den entferntesten Gliedmaßen beginne, und von ihnen aus nur allmählig fortrücke zum Mittelpuncte. Was ich in dem damals gebrauchten Bilde die Außenwerke des geistigen Lebens nannte, sind in der gegenwärtigen Darstellung die niedrigsten dunkelsten und oberflächlichsten unter den fünf möglichen Weisen die Welt zu nehmen; was ich edlere Lebenstheile und das Herz nannte, sind die höhern und klarern, und die höchste und allerklarste von diesen Weisen.

Ohnerachtet aber sowohl nach unserm damaligen Gleichnisse als nach unserer gegenwärtigen Darstellung in dem gewöhnlichen Gange des Lebens und nach der Regel der Mensch nur, nachdem er in einer niedrigen Weise die Welt zu deuten eine Zeit lang beruhet, zu einer höhern sich erhebt: so ist doch darum fürs erste ja nicht zu läugnen, sondern ausdrücklich zu bedenken und festzuhalten, daß jene vielfache Ansicht der Welt eine wahre und ursprüngliche Spaltung sey, wenigstens in dem Vermögen des Menschen die Welt zu

nehmen. Verstehen Sie mich also. Jene höhern Weltansichten entstehen nicht etwa erst in der Zeit und so, daß die ihnen durchaus entgegengesetzten sie erst erzeugten und möglich machten, sondern sie sind von aller Ewigkeit in der Einheit des göttlichen Dafeyns da als nothwendige Bestimmungen des Einen Bewußtseyns, gesetzt auch, kein Mensch erfaßte sie; und keiner der sie erfaßt kann sie erdenken und durch Denken erzeugen, sondern er vermag nur sie zu finden und sich anzueignen. Zweytens aber ist jener allmähliche Fortschritt auch nur der gewöhnliche Gang und die Regel, welche durchaus nicht ohne Ausnahme gilt. Wie durch ein Wunder finden durch Geburt und Instinct einige Begeisterte und Begünstigte oder ihr eigenes Wissen sich in einem höhern Standpuncte der Weltansicht; welche nun von ihrer Umgebung eher so wenig begriffen werden, als von ihrer Seite sie dieselbe zu begreifen vermögen. In diesem Falle befanden von Anbeginn der Welt an sich alle Religiösen Weisen Heroen Dichter, und durch diese ist alles Große und Gute in die Welt gekommen was in ihr sich befindet. Wiederum sind andere Individuen, und wo die Ansteckung recht gefährlich wird, ganze Menschenalter mit wenig Ausnahmen durch denselben nicht weiter zu erklärenden Instinct also in die gemeine Ansicht hineingebannt und hineingewurzelt, daß selbst der allerklärste und einleuchtendste Unterricht sie nicht dahin bringt, ihr Auge auch nur Einen Augenblick über den Boden zu erheben, und irgend etwas anderes zu saßen als was mit den Händen sich saßen läßt.

So viel im Allgemeinen über die angegebene neue Eintheilung in der Weise die Eine Welt anzusehen; und jetzt zur Aufstellung der einzelnen Glieder dieser Eintheilung!

Die erste niedrigste oberflächlichste und verworrenste Weise die Welt zu nehmen ist die, wenn man dasjenige für die Welt und das wirklich dafeyende hält, was in die äußern Sinne fällt, dieß für das Höchste Wahrhafte und für sich bestehende. Diese Ansicht ist auch in diesen unsern Vorlesungen, besonders in der dritten, satzsam geschildert, deutlich, wie es mir scheint, characterisirt, und schon damals durch einen selber nur auf der Oberfläche liegenden Wink in ihrer Verwerflichkeit und Seichtigkeit hinlänglich dargestellt worden. Daß es dem ohnerachtet die Ansicht unserer Weltweisen und des in ihrer Schule gebildeten Zeitalters sey, ist gleichfalls zugestanden, so wie zugleich gezeigt worden daß diese Ansicht keinesweges in ihrer Logik liege, indem überhaupt aller Logik jene Ansicht ins Gesicht widerspricht, sondern in ihrer Liebe. Hiebei kann ich nun mich nicht länger aufhalten: denn auch in diesen Vorlesungen müssen wir weiter kommen, und darum Einiges als nun für immer abgethan hinter uns lassen. Ob nun jemand auf seinem Sinne bestehe, und fortfahre zu sagen «Aber diese Dinge sind ja offenbar, wirklich und wahrhaftig da: denn ich sehe sie ja, und here sie» u. f. w.: so wiße dieser daß wir uns durch seine dreiste Versicherung und seinen festen Glauben gar nicht irre machen lassen, sondern daß es bei unserm kategorischen, unumwundenen und ganz nach den Worten zu verstehenden «Nein, diese Dinge sind nicht, gerade darum, weil sie sichtbar und hörbar sind» auf einmal für immer verbleibt, und daß wir mit einem solchen, als der Verftändigung und Belehrung durchaus unfähig, gar nicht weiter reden können.

Die zweyte aus der ursprünglichen Spaltung möglicher Ansichten der Welt hervor-



gehende Ansicht ist die, da man die Welt erfasset als ein Gesetz der Ordnung und des gleichen Rechts in einem Systeme vernünftiger Wesen. Verstehen Sie mich gerade also, wie die Worte lauten. Ein Gesetz, und zwar ein ordnendes und gleichendes Gesetz für die Freyheit Mehrerer, ist dieser Ansicht das eigentliche Reale und für sich selber bestehende; dasjenige, mit welchem die Welt anhebt, und worin sie ihre Wurzel hat. Falls hiebei jemand sich wundern sollte wie denn ein Gesetz, das da ja, wie ein solcher sich ausdrücken würde, ein bloßes Verhältniß und lediglich ein Abstractionsbegriff sey, für ein Selbstständiges gehalten werden könne: so käme einem solchen die Verwunderung lediglich daher, daß er nichts als real fassen könnte außer der sichtbaren und fühlbaren Materie; und er geherte sonach unter diejenigen, mit denen wir gar nicht reden. Ein Gesetz, sage ich, ist für diese Weltansicht das erste was da allein wahrhaftig ist, und durch welches alles andere was da ist erst da ist. Freyheit und ein Menschengeflecht ist ihr das Zweyte, vorhanden lediglich, weil ein Gesetz an die Freyheit nothwendig Freyheit und freye Wesen setzt; und der einzige Grund und Beweis der Selbstständigkeit des Menschen ist in diesem Systeme das in seinem Innern sich offenbarende Sittengesetz. Eine Sinnenwelt endlich ist ihr das Dritte: diese ist lediglich die Sphäre des freyen Handelns der Menschen, vorhanden dadurch, daß ein freyes Handeln Objecte dieses Handelns nothwendig setzt. In Absicht der aus dieser Ansicht hervorgehenden Wissenschaften gehöret hierher nicht bloß die Rechtslehre, als aufstellend die juridischen Verhältnisse der Menschen, sondern auch die gewöhnliche Sittenlehre, die nur darauf ausgeht, daß keiner dem andern Unrecht thue, und nur jeder das Pflichtwidrige, ob es nun

durch ein ausdrückliches Gesetz des Staats verboten sey oder nicht, unterlaße. Beispiele zu dieser Ansicht der Welt laßen aus der gewöhnlichen Ansicht des Lebens sich nicht beibringen, indem diese, in die Materie gewurzelt, nicht einmal zu ihr sich erhebt: aber in der philosophischen Litteratur ist Kant, wenn man seine philosophische Laufbahn nicht weiter als bis zur Kritik der practischen Vernunft verfolgt, das getrollenste und consequenteste Beispiel dieser Ansicht: den eigentlichen Character dieser Denkart, den wir oben so ausdrückten, daß die Realität und Selbstständigkeit des Menschen nur durch das in ihm waltende Sittengesetz bewiesen, und daß er lediglich dadurch etwas an sich werde, drückt Kant aus mit denselben Worten. Auch wir für unsere Person haben diese Weltansicht, niemals zwar als die herrschte, aber als den eine Rechtslehre und eine Sittenlehre begründenden Standpunct in unserer Bearbeitung dieser beiden Disciplinen angegeben, durchgeführt, und wie wir uns bewußt sind, nicht ohne Energie ausgesprochen: es kann daher in unserm Zeitalter denen, welche für das Gesagte sich näher interessieren, nicht an Exemplaren der beschriebenen zweyten Weltansicht fehlen. Übrigens gehöret die reinmoralische innere Gesinnung, daß lediglich um des Gesetzes willen gehandelt werde, die auch in der Sphäre der niedern Moralität statt findet, und deren Einschärfung weder von Kant noch von uns vergesen worden, nicht hierher, wo wir es allein mit den Objecten zu thun haben.

Eine allgemeine Bemerkung, welche für alle folgende Gesichtspuncte<sup>7</sup> mit gilt, will ich gleich bei diesem, wo sie sich am klärtesten machen läßt, beibringen. Nämlich dazu, daß man überhaupt einen festen Standpunct seiner Weltansicht habe, gehöret daß man

das Reale, das Selbstständige, und die Wurzel der Welt in Einen bestimmten und unveränderlichen Grundpunct setze, aus welchem man das Übrige, als nur theilhabend an der Realität des Ersten, und nur unmittelbar gefetzt durch jenes Erste, ableite; gerade so, wie wir oben im Namen der zweyten Weltansicht das Menschengeflecht als das Zweyte und die Sinnenwelt als das Dritte aus dem ordnenden Gefetze als dem Ersten abgeleitet haben. Keinesweges aber gilt es, daß man die Realitäten mische und menge, und etwa der Sinnenwelt die ihrige zurechne, aber doch auch nebenbei der moralischen Welt die ihrige nicht abprechen wolle; wie zuweilen die ganz verworrenen diese Fragen abzuthun suchen. Solche haben gar keinen festen Blick und gar keine gerade Richtung ihres geistigen Auges, sondern sie scheitern immerfort auf das Mannigfaltige. Weit vorzüglicher denn sie ist der, der sich entschieden an die Sinnenwelt hält, und alles Übrige außer ihr ableugnet; denn ob er schon eben so kurz-sichtig ist als sie, so ist er doch nicht über-dies eben so feig und nutzlos. *In Summa*: eine höhere Weltansicht duldet nicht etwa neben sich auch die niedere, sondern jede höhere vernichtet ihre niedere, als absolute und als höchsten Standpunct, und ordnet dieselbe sich unter.

Die dritte Ansicht der Welt ist die aus dem Standpuncte der wahren und höhern Sittlichkeit. Es ist nöthig, über diesen dem Zeitalter so gut als ganz verborgnen Standpunct sehr bestimmte Rechenschaft abzulegen. Auch ihm ist, eben so wie dem jetzt beschriebenen zweyten Standpuncte, ein Gesetz für die Geisterwelt das Höchste Erste und Absolutreale; und hierin kommen die beiden Ansichten überein. Aber das Gesetz des dritten Standpunctes ist nicht so wie das des zweyten lediglich ein

das Vorhandene ordnendes, sondern vielmehr ein das Neue und schlechthin nicht vorhandene innerhalb des Vorhandenen erschaffendes Gesetz. Jenes ist nur negativ, nur aufhebend den Widerstreit zwischen den verschiedenen freyen Kräften, und herstellend Gleichgewicht und Ruhe: dieses begehret die dadurch in Ruhe gebrachte Kraft wieder anzurufen mit einem neuen Leben. Es strebt an, könnte man sagen, nicht bloß wie jenes die Form der Idee, sondern die qualitative und reale Idee selber. Sein Zweck läßt sich kurz also angeben. Es will die Menschheit in dem von ihm ergriffenen, und durch ihn in Andern in der Wirklichkeit zu dem machen, was sie ihrer Bestimmung nach ist, zum getroffenen Abbilde Abdrucke und zur Offenbarung des innern göttlichen Wesens. Die Ableitungsleiter dieser dritten Weltansicht in Absicht der Realität ist daher diese. Das wahrhaft reale und selbstständige ist ihr das Heilige Gute Schöne; das Zweyte ist ihr die Menschheit, als bestimmend jenes in sich darzustellen; das ordnende Gesetz in derselben, als das Dritte, ist ihr lediglich das Mittel um für ihre wahre Bestimmung sie in innere und äußere Ruhe zu bringen; endlich die Sinnenwelt, als das Vierte, ist ihr lediglich die Sphäre für die äußere und innere, niedere und höhere Freyheit und Moralität: lediglich die Sphäre für die Freyheit, sage ich; was sie auf allen höhern Standpuncten ist und bleibt, und niemals eine andere Realität an sich zu bringen vermag.

Exemplare dieser Ansicht finden sich in der Menschengehichte; freylich nur für den, der ein Auge hat sie zu entdecken. Durch höhere Moralität allein und durch die von ihr ergriffenen ist Religion, und insbesondere die christliche Religion, ist

Weisheit und Wissenschaft, ist Gesetzgebung und Cultur, ist die Kunst, ist alles Gute und Achtungswürdige das wir besitzen in die Welt gekommen. In der Literatur finden sich, außer in Dichtern zerstreut, nur wenig Spuren dieser Weltlichkeit: unter den alten Philosophen mag Plato eine Ahndung derselben haben, unter den neuern Jacobi zuweilen an diese Region streifen.

Die vierte Ansicht der Welt ist die aus dem Standpuncte der Religion; welche, falls sie hervorgehet aus der dritten so eben beschriebenen Ansicht, und mit ihr vereinigt ist, beschrieben werden müßte als die klare Erkenntniß daß jenes Heilige Gute und Schöne keinesweges unsre Ausgeburth oder die Ausgeburth eines an sich nichtigen Geistes Lichtes Denkens, sondern daß es die Erscheinung des innern Wesens Gottes in uns als dem Lichte unmittelbar sey, sein Ausdruck und sein Bild durchaus und schlechthin und ohne allen Abzug, also wie sein inneres Wesen herauszutreten vermag in einem Bilde. Diese, die religiöse Ansicht, ist eben diejenige Einsicht, auf deren Erzeugung wir in den bisherigen Vorlesungen hingearbeitet haben, und welche wir nun in dem Zusammenhange ihrer Grundsätze schärfer und bestimmter also ausdrücken können. 1) Gott allein ist, und außer ihm nichts: ein, wie mir es scheint, leicht einzufehender Satz, und die ausschließende Bedingung aller religiösen Ansicht. 2) Indem wir nun auf diese Weise sagen „Gott ist“, haben wir einen durchaus leeren, über Gottes inneres Wesen schlechthin keinen Aufschluß gebenden Begriff. Was wollten wir denn aus diesem Begriffe auf die Frage antworten, was denn nun Gott sey? Der einzig mögliche Zusatz, daß er absolut sey, von sich, durch sich, in sich, ist selbst nur die an ihm

dargestellte Grundform unsers Verstandes, und sagt nichts weiter aus als unsre Denkweise deselben; noch dazu nur negativ, und wie wir ihn nicht denken sollen, d. h. wir sollen ihn nicht von einem Andern ableiten, so wie wir, durch das Wesen unsers Verstandes genöthiget, mit andern Gegenständen unsers Denkens verfahren. Dieser Begriff von Gott ist daher ein gehaltloser Schattenbegriff; und indem wir sagen „Gott ist“, ist er eben für uns innerlich Nichts, und wird gerade durch dieses Sagen selber zu Nichts. 3) Nun aber tritt Gott dennoch, wie wir dieß oben fleißig aus einander gesetzt haben, außer diesem leeren Schattenbegriffe in seinem wirklichen wahren unmittelbaren Leben in uns ein; oder strenger ausgedrückt, wir selbst sind dieses sein unmittelbares Leben. Wohl! von diesem unmittelbaren göttlichen Leben aber wissen wir nicht; und da gleichfalls nach unsrer Äußerung unser eigenes, uns angehöriges Daseyn nur dasjenige ist, was wir im Bewußtseyn erfassen können, so bleibt jenes unser Seyn in Gott, ohnerachtet es in der Wurzel immer das unsrige seyn mag, uns dennoch ewig fremd, und so in der That und Wahrheit für uns selbst nicht unser Seyn; wir sind durch jene Einsicht um nichts gehindert, und bleiben von Gott eben so entfernt als je. Wir wissen von jenem unmittelbaren göttlichen Leben nichts, sagte ich: denn mit dem ersten Schlage des Bewußtseyns schon verwandelt es sich in eine todte Welt, die sich noch überdieß in fünf Standpuncte ihrer möglichen Ansicht theilt. Mag es doch immer Gott selber seyn der hinter allen diesen Gestalten lebet, wir sehen nicht ihn, sondern immer nur seine Hülle; wir sehen ihn als Stein Kraut Thier; sehen ihn, wenn wir höher uns schwingen, als Naturgesetz, als Sittengesetz; und alles dieses ist doch immer nicht Er. Immer verhüllet die

Form uns das Wesen, immer verdeckt unfer  
 Sehen selbst uns den Gegenstand, und unfer  
 Auge selbst steht unferm Auge im Wege.  
 Ich sage dir, der du so klagest: Erhebe  
 dich nur in den Standpunct der Religion,  
 und alle Hüllen sehwinden; die Welt ver-  
 gehet dir mit ihrem todten Princip, und die  
 Gottheit selbst tritt wieder in dich ein in  
 ihrer ersten und ursprünglichen Form, als  
 Leben, als dein eignes Leben, das du leben  
 sollst und leben wirst. Nur noch die eine un-  
 austilgbare Form der Reflexion bleibt die  
 Ueudlichkeit dieses göttlichen Lebens in dir,  
 welches in Gott freylich nur Eins ist: aber  
 diese Form drückt dich nicht: denn du be-  
 gegrest sie und liebst sie; sie irret dich nicht:  
 denn du vermagst sie zu erklären. In dem,  
 was der heilige Mensch that lebet und lie-  
 bet, erscheinet Gott nicht mehr im Schatten  
 oder bedeckt von einer Hülle, sondern in sei-  
 nem eignen unmittelbaren und kräftigen Le-  
 ben, und die aus dem leeren Schattenbegriffe  
 von Gott unbeantwortliche Frage 'Was ist  
 Gott?' wird hier so beantwortet: Er ist das-  
 jenige, was der ihm ergebene und von ihm  
 begeisterte that. Willst du Gott schauen  
 wie er in sich selber ist, von Angesicht zu  
 Angesicht? Suche ihn nicht jenfeit der Wol-  
 ken: du kannst ihn allenthalben finden wo  
 du bist. Schauge an das Leben seiner Erge-  
 benen, und du schauft ihn an; ergieb dich  
 selber ihm, und du findest ihn in deiner  
 Bruft.

Dieß, E. V., ist die Ansicht der Welt und  
 des Seyns vom Standpuncte der Religion.

Die fünfte und letzte Ansicht der Welt  
 ist die aus dem Standpuncte der Wissenschaft.  
 Der Wissenschaft, sage ich, der Einen abso-  
 luten und in sich selber vollendeten. Die  
 Wissenschaft erfasset alle diese Puncte der  
 Verwandlung des Einen in ein Mannigfalti-  
 ges und des Aboluten in ein Relatives voll-

ständig, in ihrer Ordnung und in ihrem Ver-  
 hältnisse zu einander; allenthalben und von  
 jedem einzelnen Standpuncte aus zurückzu-  
 führen vermögend nach dem Gesetze jedes  
 Mannigfaltige auf die Einheit, oder aus der  
 Einheit abzuleiten vermögend jedes Mannig-  
 faltige; so wie wir die Grundzüge dieser  
 Wissenschaft in dieser und in den letzten  
 beiden Vorlesungen vor Ihren Augen ent-  
 wickelt haben. Sie, die Wissenschaft, geht  
 über die Einsicht daß schlechthin alles Man-  
 nigfaltige in dem Einen gegründet und auf  
 daselbe zurückzuführen sey, welche schon  
 die Religion gewährt, hinaus zu der Einsicht  
 des Wie dieses Zusammenhanges, und für sie  
 wird genetisch was für die Religion nur ein  
 absolutes Factum ist. Die Religion ohne  
 Wissenschaft ist irgendwo ein bloßer, dem  
 ohngeachtet jedoch unerschütterlicher Glaube:  
 die Wissenschaft hebt allen Glauben auf, und  
 verwandelt ihn in Schauen. Da wir hier  
 diesen wissenschaftlichen Standpunct keines-  
 weg als zu unfrem eigentlichen Zwecke  
 gehörig, sondern nur um der Vollständigkeit  
 willen angeben, so sey es genug, über ihn  
 nur Folgendes hinzuzusetzen. Das gottfeelige  
 und feelige Leben ist durch ihn zwar keines-  
 weg bedingt: dennoch aber gehöret die An-  
 forderung diese Wissenschaft in uns und An-  
 dern zu realisieren in das Gebiet der höhern  
 Moralität. Der wahrhaftige und vollendete  
 Mensch soll durchaus in sich selber klar seyn:  
 denn die allseitige und durchgeführte Klar-  
 heit gehöret zum Bilde und Abdrucke Got-  
 tes. Von der andern Seite aber kann freylich  
 keiner die Anforderung an sich selber thun,  
 an den sie nicht schon ohne alles sein Zu-  
 thun ergangen, und dadurch selbst ihm erst  
 klar und verständlich geworden ist.  
 Noch ist Folgendes über die angezeigten  
 fünf Standpuncte anzumerken, und dadurch  
 das Bild des Religiosen zu vollenden.

Die heiden zuletzt genannten Standpuncte, der wissenschaftliche sowohl als der religiöse, sind lediglich betrachtend und beschauend, keinesweges an sich thätig und practisch. Sie sind bloße stehende und ruhende Aufsicht, die im Innern des Gemüthes bleibt, keinesweges aber zu einem Handeln treibende und in demselben ausbrechende Aufsicht. Dagegen ist der dritte Gesichtspunct, der der höhern Moralität, practisch und zu einem Handeln treibend. Und jetzt setze ich hinzu: die wahrhafte Religion, ohnerachtet sie das Auge des von ihr ergriffenen zu ihrer Sphäre erhebt, hält dennoch sein Leben in dem Gebiete des Handelns und des echt moralischen Handelns fest. Wirkliche und wahre Religiosität ist nicht lediglich betrachtend und beschauend, nicht bloß brütend über andächtigen Gedanken, sondern sie ist nothwendig thätig. Sie besteht, wie wir gesehen, in dem innigen Bewußtseyn daß Gott in uns wirklich lebe und thätig sey und sein Werk vollziehe. Ist nun in uns überhaupt kein wirkliches Leben, und geht keine Thätigkeit und kein erscheinendes Werk von uns aus, so ist auch Gott nicht in uns thätig. Unser Bewußtseyn von der Vereinigung mit Gott ist sodann täuschend und nichtig, ein leeres Schattenbild eines Zustandes welcher der unfrige nicht ist; vielleicht die allgemeine, aber todte Einsicht daß ein solcher Zustand möglich, und in Andern vielleicht wirklich sey, an welchem wir jedoch nicht den geringsten Antheil haben. Wir sind aus dem Gebiete der Realität geschieden, und wieder in das des leeren Schattenbegriffs verbannt. Das letztere ist Schwärmerey und Trümmerey, weil ihr keine Realität entspricht; und diese Schwärmerey ist eines der Gebrechen des Mysticismus, dessen wir früher erwähnten, und ihn der wahren Religion entgegensetzten: durch lebendige Thätigkeit unter-

scheidet sich die wahre Religiosität von jener Schwärmerey. Die Religion ist nicht bloßes andächtiges Träumen, sagte ich; die Religion ist überhaupt nicht ein für sich bestehendes Geschäft, das man abgefordert von andern Geschäften, etwa in gewissen Tagen und Stunden treiben könnte: sondern sie ist der innere Geist, der alles unser, übrigens seinen Weg ununterbrochen fortsetzendes Denken und Handeln durchdringt belebt und in sich eintaucht. Daß das göttliche Leben und Walten wirklich in uns lebe, ist unabtrennlich von der Religion, sagte ich. Doch kommt es dabei, wie es nach dem unter dem dritten Standpuncte gesagt seheinen möchte, keinesweges an auf die Sphäre in welcher man handelt. Wenn seine Erkenntniß zu den Objecten der höhern Moralität erhebt, dieser wird freylich, falls ihn die Religion ergreift, in dieser Sphäre leben und handeln, weil diese sein eigenthümlicher Beruf ist. Wer einen niedern hat, dem wird selbst dieser niedere durch die Religion geheiligt, und erhält durch sie, wenn auch nicht das Materiale, dennoch die Form der höhern Moralität; zu welcher nichts mehr gehört als daß man sein Geschäft als den Willen Gottes an uns und in uns erkenne und liebe. So jemand in diesem Glauben sein Feld bestellt, oder das unscheinbarste Handgewerbe mit Treue treibt, so ist dieser höher und seliger, als ob jemand, falls dieß möglich wäre, ohne diesen Glauben die Menschheit auf Jahrtausende hinaus beglückseligte.

Dieß daher ist das Bild und der innere Geist des wahrhaft religiösen. Er erfasset seine Welt, den Gegenstand seiner Liebe und seines Strebens, nicht als irgend einen Genuß: keinesweges, als ob Trübsinn oder abergläubische Scheu ihm den Genuß und die Freude als etwas Sündliches vorstellte, sondern weil er weiß daß kein Genuß ihm wirk-

liche Freude gewähren kann. Er erfasset seine Welt als ein Thun, welches er eben darum, weil es seine Welt ist, allein lebt, und nur in ihm leben mag, und nur in ihm allen Genuß seiner selbst findet. Dieses Thun will er nun wiederum nicht darum, damit sein Erfolg in der Sinnenwelt wirklich werde; wie ihn denn in der That der Erfolg oder Nichterfolg durchaus nicht kümmert, sondern er nur im Thun, rein als Thun, lebt: sondern er will es darum, weil es der Wille

Gottes in ihm und sein eigener eigentlicher Antheil am Seyn ist. Und so fließet denn sein Leben ganz einfach und rein ab, nichts anderes kennend vollend oder begehrend, über diesen Mittelpunct nie heraussehend, durch nichts außer ihm liegendes gerührt oder getrübt.

So ist sein Leben. Ob dieß nun nicht nothwendig die reinste und vollkommenste Seeligkeit sey, wollen wir zu einer andern Zeit untersuchen.

## DER REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION VIERZEHNTE.

Die Reden welche ich hierdurch beschließen haben freylich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet: aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht alles was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre dieselben zu verstehen, um sich herum versammelt in den Raum in dem Sie sichtbarlich athmen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg ähnliche Gefinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln und an die übrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg bis an dessen ferneste Gränzen aus diesem Mittelpuncte heraus eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreib müßiger Ohren und Augen ha-

ben sie sich diesem Zeitalter bestimmt, sondern ich will endlich einmal wissen, und jeder Gleichgesinnte soll es mit mir wissen, ob auch außer uns etwas ist das unserer Denkart verwandt ist. Jeder Deutsche der noch glaubt Glied einer Nation zu seyn, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens: er soll klar sehen ob er recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer sey; er soll von nun an entweder mit sicherem und freudigem Bewußtseyn seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden, und sich allein mit dem himmlischen trösten. Ihnen, nicht als diesen und diesen Personen in unserm taglichen und beschränkten Leben, sondern als Stellvertretern der Nation, und hindurch durch Ihre Gehörswerkzeuge der ganzen Nation rufen diese Reden also zu:

Es sind Jahrhunderte herabgesunken seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden

feyd wie heute: in folcher Anzahl; in einer  
 fo großen, fo dringenden, fo gemeinfchaftlichen  
 Angelegenheit, fo durchaus als Nation  
 und Deutfche. Auch wird es euch niemals  
 wiederum alfo geboten werden. Merket ihr  
 jetzo nicht auf und gehet in euch, faßt ihr  
 auch diefe Reden wieder als einen leeren  
 Kützel der Ohren oder als ein wunderliches  
 Ungethüm an euch vorübergehen, fo wird  
 kein Menfch mehr auf euch rechnen. End-  
 lich einmal heret, endlich einmal befinnt  
 euch. Geht nur diefes Mal nicht von der  
 Stelle ohne einen feften Entfchluß gefaßt zu  
 haben; und jedweder der diefe Stimme ver-  
 nimmt faße diefen Entfchluß bei fich felbft  
 und für fich felbft, gleich als ob er allein  
 da fey, und alles allein thun müße. Wenn  
 recht viele Einzelne fo denken, fo wird bald  
 ein großes Ganzes da ftehen, das in eine  
 einige eng verbundene Kraft zufammenließe.  
 Wenn dagegen jedweder, fich felbft aus-  
 fchließend, auf die Übrigen hofft, und den  
 Andern die Sache überläßt, fo giebt es gar  
 keine Andern, und alle zufammen bleiben  
 fo, wie fie vorher waren. Faßt ihn auf der  
 Stelle, diefen Entfchluß. Saget nicht »Laß  
 uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig  
 fehlafen und träumen, bis etwa die Befeh-  
 rung von felber komme.« Sie wird niemals  
 von felbft kommen. Wer, nachdem er ein-  
 mal das Geftern veräumt hat, das noch be-  
 quemer gewesen wäre zur Befinnung, felbft  
 heute noch nicht wollen kann, der wird es  
 morgen noch weniger können. Jeder Ver-  
 zug macht uns nur noch träger, und wiegt  
 uns nur noch tiefer in die freundliche Ge-  
 wöhnung an unfern elenden Zustand. Auch  
 können die äußern Antriebe zur Befinnung  
 niemals ftärker und dringender werden. Wen  
 diefe Gegenwart nicht aufregt, der hat ficher  
 alles Gefühl verloren. Ihr feyd zufammen-  
 berufen einen letzten und feften Entfchluß

und Befchluß zu faßen; keineswegs etwa zu  
 einem Befehle, einem Auftrage, einer An-  
 muthung an Andere, fondern zu einer An-  
 muthung an euch felber. Eine Entfchließung  
 follt ihr faßen, die jedweder nur durch fich  
 felbft und in feiner eignen Perfon ausfüh-  
 ren kann. Es reicht hiebei nicht hin jenes  
 müßige Vorfatznehmen, jenes Wollen irgend  
 einmal zu wollen, jenes träge Sichbefcheiden,  
 daß man fich darin ergeben wolle, wenn  
 man etwa einmal von felber beßer würde;  
 fondern es wird von euch gefordert ein fol-  
 cher Entfchluß, der zugleich unmittelbar  
 Leben fey und inwendige That, und der da  
 ohne Wanken oder Erklättung fortdaure und  
 fortwalte, bis er am Ziele fey.

Oder ift vielleicht in euch die Wurzel, aus  
 der ein folcher in das Leben eingreifender  
 Entfchluß allein hervorwachen kann, völlig  
 ausgerottet und verfehunden? Ist wirklich  
 und in der That euer ganzes Wefen verdün-  
 net und zerfloßen zu einem hohlen Schatten  
 ohne Saft und Blut und eigene Bewegkraft,  
 und zu einem Traume, in welchem zwar  
 bunte Gefichter fich erzeugen und gefchäftig  
 einander durchkreuzen, der Leib aber todt-  
 ähulich und erftarrt da liegen bleibt? Es  
 ift dem Zeitalter feit langem unter die Augen  
 gefagt, und in jeder Einkleidung ihm wie-  
 derholt worden, daß man ohngefahr alfo von  
 ihm denke. Seine Wortführer haben ge-  
 glaubt daß man dadurch nur fehmachen wolle,  
 und haben fich für aufgefordert gehalten  
 auch von ihrer Seite wiederum zurückzu-  
 fehmachen, wodurch die Sache wieder in ihre  
 natürliche Ordnung komme. Im Übrigen  
 hat nicht die mindefte Änderung oder Bebe-  
 rung fich fpüren laßen. Habt ihr es ver-  
 nommen; ift es felbig gewesen euch zu ent-  
 rüften: nun, fo ftrafet doch diejenigen, die  
 fo von euch denken und reden, geradezu  
 durch eure That der Lüge; zeigt euch

andere vor aller Welt Augen, und jene sind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwießen. Vielleicht daß sie gerade in der Absicht von euch also widerlegt zu werden, und weil sie an jedem andern Mittel euch aufzuregen verzweifelten, also hart von euch geredet haben. Wie viel besser hätten sie es sodann mit euch gemeint als diejenigen, die euch schmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe und in der nichts achtenden Gedankenlosigkeit.

So schwach und so kraftlos ihr auch immer seyn möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verworfenheit über unsre Lage, in unsre Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlaßen uns stürzte, war die faße Selbstzufriedenheit mit uns und unsrer Weise da zu seyn. Es war bisher gegangen, und gieng eben so fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir statt einer andern Widerlegung triumphierend unser Daseyn und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es gieng aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurch gegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir uns alle gegenseitig verwirren, zusammengeführt seyn? Die angeborenen Vorurtheile, welche ohne von hier oder da auszugehen wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten, und alle in dieselbe Dämmerung einhüllten, sollten doch wohl nun verschwunden seyn. Jene Dämmerung hält nicht mehr unsre Augen: sie kann uns also auch nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir selbst sind.

Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist, oder nicht ist.

Es dürfte Jemand unter euch hervortreten und mich fragen «Was giebt gerade Dir, dem einzigen unter allen Deutschen Männern und Schriftstellern, den besondern Auftrag Beruf und das Vorrecht uns zu verfammeln und auf uns einzudringen? Hätte nicht jeder unter den Tausenden der Schriftsteller Deutschlands eben daselbe Recht dazu wie du; von denen keiner es thut, sondern du allein dich hervordrängst?» Ich antworte daß allerdings jeder daselbe Recht gehabt hätte wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat und daß ich schweigen würde, wenn ein Anderer es früher gethan hätte. Dieß war der erste Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbesserung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerst lebendig einführte: darum wurde ich der, der es zuerst that. Es wird nach diesem irgend ein anderer Schritt der zweyte seyn: diesen zu thun haben jetzt alle daselbe Recht: wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein Einzelner. Einer muß immer der Erste seyn; und wer es seyn kann, der sey es eben.

Ohne Sorge über diesen Umstand verweilet ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir schon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zustande Deutschland seyn würde, und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen und seinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehr sind, und laßt euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen der jeden Edlen hierbei erfassen muß. Kehret dann zurück zu euch selbst, und sehet daß Ihr es seyd, die die Zeit von den Irrthümern der Vorwelt lossprechen, von deren Augen sie



den Nebel hinweg nehmen will, wenn ihr es zuläßt; daß es Euch verliehen ist, wie keinem Gefehlechte vor Euch, das Gefehleche ungefehene zu machen, und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszutilgen aus dem Gefehlechtsbuche der Deutfchen.

Laßet vor euch vorübergehen die verfchiedenen Zustände zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zumecht alle Übel der Knechtschaft, Entehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Übermuth des Überwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seyd, so lange bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkaufft, und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslöset. Wenn ihr euch dagegen ermannet zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und sehet noch unter euch und um euch herum ein Gefehlecht anflühen das euch und den Deutfchen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Gefehlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben; ihr sehet diese Nation als Wiedergebärerinn und Wiederherstellerinn der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende seyn wollt und die Letzten eines nicht achtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiß fogar über die Gebühr verachteten Gefehlechtes, bei dessen Gefehlechte die Nachkommen, falls es nämlich in der Barbarey, die da beginnen wird, zu einer Gefehlechte kommen kann, sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schickfal preisen werden daß es gerecht sey; oder ob ihr der Anfang seyn wollt und der Entwicklungspunct einer neuen, über alle eure Vorstellungen herr-

lichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenchaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenket daß ihr die letzten seyd in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutfchen als Eins nennen hören; ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen, oder davon vernommen; unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen die von dieser höhern Vaterlandsiebe begeistert waren. Was nach euch kommt wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen; es wird fremde Formen und einen andern Gefehlechts- und Lebensgang annehmen: und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe der Deutfche gesehen oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammenzunehmen, und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben, und sie in eurer nächsten Umgebung auch äußern und ansprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsre sichere Überzeugung, daß der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde, und daß, wenn ihr nur wirklich denket, und nicht hingehet in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet; daß, wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschaffet, und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmüthigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige was uns nöthig ist sich von selbst ergeben. Dieses Denken aber wird denn auch in der That gefordert von jedem unter euch der da noch denken kann über etwas offen vor fei-

nen Augen liegendes, in seiner eignen Person. Ihr habt Zeit dazu: der Augenblick will euch nicht übertäuben und überraschen; die Acten der mit euch gepflogenen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt sie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden seyd mit euch selbst. Laßet, o laßet euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf Andere oder auf irgend etwas das außerhalb ener selbst liegt, noch durch die unverständige Weisheit der Zeit daß die Zeitalter sich selbst machen ohne alles menschliche Zuthun, vermittelt irgend einer unbekanntes Kraft. Diese Reden sind nicht müde geworden euch einzuföhren daß euch durchaus nichts helfen kann denn ihr euch selber, und sie finden nöthig es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Thau und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekanntes und nicht unter unfrer Gewalt stehende Macht: aber die ganz eigenthümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse machen nur die Menschen sich selber, und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Nur wenn sie alle insgesammt gleich blind und unwissend sind, fallen sie dieser verborgenen Macht anheim: aber es steht bei ihnen, nicht blind und unwissend zu seyn. Zwar in welchem höhern oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dieß mag abhängen theils von jener unbekanntes Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll, dieß hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlfeyn an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen, und insbesondre wenn nicht jeder Einzelne unter uns in seiner Weise thut und wirket als ob er allein sey, und als ob lediglich auf

ihm das Heil der künftigen Gefehlechter beruhe.

Dieß ist's, was ihr zu thun habt; dieß ohne Sännen zu thun beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe zu euch zu gehören, halte dafür, und habe es auch in diesen Reden ausgesprochen, daß ihr noch fähiger seyd eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil ener Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Ganz anders sieht diesen Grundzug an euch an die Mehrheit der ältern Welt. Diese klaget euch an der Anmaßung, des vorhehellen vermessenen und eure Kräfte überfliegenden Urtheils, der Rechthaberey, der Neuerungsucht. Jedoch lächelt sie nur gutmüthig dieser eurer Fehler. Alles dieses, meint sie, sey begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntniß der Welt, d. h. des allgemeinen menschlichen Verderbens: denn für etwas anders an der Welt haben sie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichginnige Gehülften zu finden hofftet, und den grimmen und hartnäckigen Widerstand den man euren Entwürfen des Bessern entgegensetzen werde, nicht kenntet, hättet ihr Muth. Wenn nur das jugendliche Feuer eurer Einbildungskraft einmal verfliegen seyn werde, wenn ihr nur die allgemeine Selbstsucht Trägheit und Arbeitscheu wahrnehmen würdet, wenn ihr nur die Süßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Geleise selbst einmal recht würdet geschmeckt haben, so werde euch die Luft besser und klüger seyn zu wollen denn die andern alle schon vergehen. Sie greifen diese gute Hoffnung von euch nicht etwa aus der Luft: sie haben dieselbe an ihrer eignen Person beständig gefunden. Sie müssen bekennen daß sie in

den Tagen ihrer unverständigen Jugend eben so von Weltverbesserung geträumet haben wie ihr jetzt: dennoch seyen sie bei zunehmender Reife so zahm und ruhig geworden, wie ihr sie jetzo sehet. Ich glaube ihnen: ich habe selbst schon in meiner nicht sehr langwierigen Erfahrung erlebt daß Jünglinge, die erst andere Hoffnung erregten, dennoch späterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieses reifen Alters vollkommen entsprachen. That dieß nicht lauger, Jünglinge: denn wie könnte sonst jemals ein besseres Geschlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören sich aus sich selber zu ernähren: aber faßt diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schenke Ausstattung des Menschen, den Character, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte: wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken, euer Geist wird in stets erneuerter Frischeit sich wiedergehen, und euer Character fest stehen und ohne Wandel. Ergreift sogleich die sich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Berathung vorgelegten Gegenstand: die Klarheit, die in Einem Puncte für euch angebrochen ist, wird sich allmählich auch über alle übrige verbreiten.

Diese Reden beschwären euch Alte. So wie ihr eben gehört habt, denkt man von euch, und sagt es euch unter die Augen; und der Redner setz in seiner eignen Person freymüthig hinzu daß, die freylich auch nicht selten vorkommenden und um so verehrungswürdigern Ausnahmen abgerechnet, in Absicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen recht hat. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwey oder drey Jahr-

zehende: Alles, außer ihr selbst, stimmt überein, sogar ihr selbst, jeder in dem Fache das ihn nicht unmittelbar trifft, stimmt mit überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet, und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft so wie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höheren Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, daß jeder der das Bessere und Vollkommere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eignen Unklarheit und den übrigen Umgebungen noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen was ihr nicht eben so gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes anfaßt, und daß ihr keine Kraft ungebraucht liebet um in dieser Bekämpfung des Besseren zu siegen; wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich sieget. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbesserungen welche die gütige Natur aus ihrem stets jugendlichen Schooße uns darbot, so lange bis ihr versammelt wurdet zu dem Staube der ihr schon vorher waret, und das folgende Geschlecht im Kriege mit euch euch gleich geworden war, und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jetzt handeln wie ihr bisher bei allen Anträgen zur Verbesserung gehandelt habt; ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts seyn solle das ihr nicht schon erforcht hättet, dem gemeinfamen Wohle vorziehen: so seyd ihr durch diesen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben: es wird keine Verbesserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird

nur durch Freyheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, so wächst die Klarheit, und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser; die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich heraus zum ewigen Leben, und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines solchen Alters fñhnt nicht aus mit dem Bösen, sondern sie macht nur die Mittel klarer und die Kunst gewandter um daselbe siegreich zu bekämpfen. Die Verschlimmerung durch zunehmendes Alter ist lediglich die Schuld unfrer Zeit, und allenthalben wo die Gesellschaft sehr verdorben ist muß daselbe erfolgen. Nicht die Natur ist es, die uns verdirbt: diese erzeugt uns in Unschuld; die Gesellschaft ist's. Wer nun der Einwirkung derselben einmal sich übergiebt, der muß natürlich immer schlechter werden, je länger er diesem Einflusse ausgefetzt ist. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte anderer sehr verdorbener Zeitalter in dieser Rückficht zu unterfuchen, und zu fehen ob nicht z. B. auch unter der Regierung der römischen Imperatoren das, was einmal schlecht war, mit zunehmendem Alter immer schlechter geworden.

Euch Alte sonach und Erfahrne, die ihr die Ausnahme macht, euch zuvörderft beschwören diese Reden: bestatigt, bestärkt, berathet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel seyd, beschwören sie: helfen sollt ihr nicht, steret nur dieses einzige Mal nicht, stellt euch nicht wieder wie bisher immer in den Weg mit eurer Weisheit und euren tausend Bedenklichkeiten. Diese Sache, so wie jede vernünftige Sache in der Welt, ist nicht tausendfach, sondern einfach; welches auch unter die tausend Dinge gehört die ihr nicht

wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, so würde sie uns ja früher gerettet haben. Dieß ist nun, so wie alles Andere, vergehen, und soll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernt nur endlich einmal euch selbst erkennen, und schweiget.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen varet ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft die für sich selbst etwas zu seyn begehrte von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabet als ob ihr dieses alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer die dergleichen trieben und ihre Vorsehlaege so weit von euch weg, als ihr irgend konntet, und der Vorwurf des Wahnsinnes oder der Rath sie ins Tollhaus zu schicken war der Dank auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freymüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen: aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die, daß ihr mit wenigen Ausnahmen feichte Schwätzer feydet und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte die durch die Schule nur hindurchgelaufen, blinde Zutapper und Fortschleicher im alten Geleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That der Lüge, und ergreift hierzu die jetzt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft; laßt euch bedeuten, und horet und lernet was ihr nicht wißt: außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch Denker Gelehrte Schriftsteller, die ihr dieses Namens werth seyd. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr gienget oft zu unbeforgt im Gebiete des bloßen Denkens fort ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und

nachzusehen wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr befehlet euch eure eigene Welt, und liebet die wirkliche zu verachtet und verfehmet auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Gestalt des wirklichen Lebens ausgehen vom höheren ordnenden Geiste thuts ihm nicht: dieß ist eine ewige Wahrheit, und drückt in Gottes Namen mit unverhohlner Verachtung jeglichen nieder der es wagt, sich mit den Geschäften zu befaßen ohne dieses zu wissen. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen ist sowohl das Werk des Geschäftsmanns, der freylich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander sechel anzusehen und herabzuwürdigen, becitere sich vielmehr jeder Theil von seiner Seite dieselbe auszufüllen und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr beide unter einander euch also nothwendig seyd, wie Kopf und Arm sich nothwendig sind.

Diese Reden beschweren noch in andern Rückfichten euch Denker Gelehrte Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seyd. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit Gedankenlosigkeit und Verloßenheit, über den Klugdünkel und das unverfiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr seyn; wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze

sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch so angelegen seyn dieses müßige Volk zu unterhalten, ohnerachtet ihr wißt daß es nichts gelernt hat, und nichts lernen will; nennt es Publicum, sehmehlet ihm als eurem Richter, hetzt es auf gegen eure Mitbewerber, und sucht diesen blinden und verworrenen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen; geht endlich selbst in euren Recensiranstalten und Journalen ihm so Stoff wie Beispiel seiner vornehmlichen Urtheilerey, indem ihr da ebenso ohne Zusammenhang und so aus freyer Hand in den Tag hinein urtheilt, meist ebenso abgeschmackt, wie es auch der letzte eurer Leser könnte? Denkt ihr nicht alle fo, giebt es unter euch noch besser gefinnte, warum vereinigen sich denn nicht diese Besorgfinnten um dem Unheile ein Ende zu machen? Was insbesondere jene Geschäftsmänner anbelangt, diese sind bei euch durch die Schule gelaufen: ihr sagt es selbst. Warum habt ihr denn diesen ihren Durchgang nicht wenigstens dazu benutzt, um ihnen einige stumme Achtung für die Wissenschaften einzulassen, und besonders dem hochgehornen Jünglinge den Eigendünkel bei Zeiten zu brechen, und ihm zu zeigen daß Stand und Geburt in Sachen des Denkens nichts fördert? Habt ihr ihm vielleicht schon damals gefehmeichelt, und ihn ungebührlich hervorgehoben, so traget nun was ihr selbst veranlaßt habt.

Sie wollen euch entschuldigen, diese Reden, mit der Voraussetzung daß ihr die Wichtigkeit eures Geschäfts nicht begriffen hättet; sie beschweren euch daß ihr euch von Stund

an bekannt macht mit dieser Wichtigkeit, und es nicht länger als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernt euch selbst achten, und zeigt in eurem Handeln daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erste Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß den ihr auf die angetragene Entschliessung euch geben, und durch die Weise wie ihr euch dabei benhmen werdet.

Diese Reden beschwären euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte, oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler; sie sind arge Verleumder eurer selbst: weist sie weit weg von euch. Die Wahrheit ist daß ihr eben so unwissend geboren werdet als wir andern alle, und daß ihr hören müßt und lernen gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schickfals das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, ist hier auf die mildeste, und wie wir glauben, auf die allein gerechte und billige Weise dargelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeicheley, niemals aber Wahrheit hören wollt, über diese Reden nicht beklagen. Dieß alles sey vergeßen, so wie wir andern alle auch wünschen daß unser Antheil an der Schuld vergeßen werde. Jetzt beginnt, so wie für uns alle, also auch für euch ein neues Leben. Möchte doch diese Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühl darf sie euch sagen: Ihr beherstet Völker, treu, bildsam, des Glücks würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherstet haben. Sie haben Sinn für die Freyheit, und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freyheit fehlen

weil ihr es so wolltet. Einige unter euch haben späterhin anders gewollt, und sie sind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg scheinen mußte gegen einen der letzten Reste deuttscher Unabhängigkeit und Selbstständigkeit; auch weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Übel, und sie hören nicht auf euch treu zu seyn, mit inriger Ergebung an euch zu hangen, und euch zu lieben als ihre ihnen von Gott verliehene Vormünder. Möchtet ihr sie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frey von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen und verborgenen Leben dieser Stände, zu denen die in den höhern Ständen seltner gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können: gewiß, o gewiß würde euch der Entschluß ergreifen ernstlicher denn jemals nachzudenken wie ihnen geholfen werden könne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hälfte vorgeschlagen das sie für sicher, durchgreifend, und entscheidend halten. Laßet eure Ræthe sich berathschlagen ob sie es auch so finden, oder ob sie ein besseres wissen; nur daß es eben so entscheidend sey. Die Überzeugung aber daß etwas geschehen müsse, und auf der Stelle geschehen müsse, und etwas durchgreifendes und entscheidendes geschehen müsse, und daß die Zeit der halben Maßregeln und der Hinhaltungsmittel vorüber sey: diese Überzeugung möchten sie gern, wenn sie könnten, bei euch selbst hervor bringen, indem sie zu eurem Biederfinne noch das meiste Vertrauen hegen. Euch Deutsche insgesammt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möeget, beschwären diese Reden daß jeder unter euch

der da denken kann zuvörderst denke über den aufgeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch eure Vorfahren. Denket daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengesetzt haben der heranströmenden Römischen Welt- herrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu »Vertretet uns, überliefert unser Audeken ebenso ehrenvoll und unbefolten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel und groß und weise; wir sehienen die Eingeweichten zu seyn und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Gehelecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf, und unsre Weisheit in Thorheit. Denn sollte der Deutsche Stamm einmal untergehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte gesehehe, denn in ein neues. Wir ständen jenem, und besiegten es: ihr seyd verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Gescheick zu Theil worden überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesammt als Beherrschendes der Welt zu vernichten. Werdet ihr dieß thun, dann seyd ihr würdig der Abkunft von uns.«

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da sie-

len im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreyheit. »Rettet auch unsre Ehre« rufen sie euch zu. »Uns war nicht ganz klar wofür wir stritten: außer dem rechtmäßigen Entschlusse in Sachen des Gewissens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu lassen trieb uns noch ein höherer Geist, der uns niemals sich ganz enthällte. Euch ist er enthällt, dieser Geist, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geisterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freyheit werde sich zu entwickeln und zu einem selbstständigen Daseyn empor zu wachsen, dafür floß unser Blut. An euch ist's, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses, als das letzte worauf alle bisherige Entwicklung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorüberrauchenden leeren Posen- spiele, und die von uns erfuchte Geistes- und Gewissensfreyheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll.«

Es beschwören euch eure noch ungeborne Nachkommen. »Ihr rühmt euch eurer Vorfahren« rufen sie euch zu, »und selhst mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget daß bei euch die Kette nicht abreißt; machet daß auch wir uns eurer rühmen können und durch euch als untadeliches Mitglied hindurch uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlafet nicht daß wir uns der Abkunft von euch sehämen müßen als einer niedern barbarischen selavischen, daß wir unsre Ab-

ftammung verbergen, oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müßen um nicht fogleich ohne weitere Prüfung weggeworfen und zertreten zu werden.' Wie das nächfte Gefchlecht, das von euch ausgehen wird, feyn wird, alfo wird euer Andenken ausfallen in der Gefchichte: ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt; fogar über die Gebühr fehmäßiglich, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt, und der Sieger eure Gefchichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt um die Überwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er fie herabwürdigt, defto gerechter fteht er felbft da. Wer kann wißen welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manches Volkes der Vorwelt in Vergessenheit gerathen find, weil die Nachkommen unterjocht wurden, und der Überwinder feinen Zwecken gemäß, unwiderfprochen, Bericht über fie erfattete.

Es befchwæret euch felbft das Ausland, inwiefern dasfelbe nur noch im mindeften fich felbft versteht, und noch ein Auge hat für feinen wahren Vortheil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüther die noch immer nicht glauben können daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft, und der Wahrheit an das Menfchengefchlecht eitel und ein leeres Trugbild feyen, und die daher annehmen daß die gegenwärtige eiferne Zeit nur ein Durchgang fey zu einem beßern Zustande. Diese, und in ihnen die gefammte neuere Menfchheit rechnet auf euch. Ein großer Theil derfelben ftaamt ab von uns; die Übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene befchwæren uns bei dem gemeinfamen vaterländifchen Boden, auch ihrer Wiege, den fie uns frey hinterlafsen haben; diese bei der Bildung die fie von uns als Unterpfand eines höhern Glücks bekommen

haben, uns felbft auch für fie und um ihrer willen zu erhalten, fo wie wir immer gewesen find, aus dem Zusammenhange des neu entfprienen Gefchlechts nicht dieses ihm fo wichtige Glied herausreißen zu laßen, damit, wenn fie einft unfers Rathes, unfers Beiſpiels, unfrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, fie uns nicht fehmerzlich vermiffen.

Alle Zeitalter, alle Weife und Gute die jemals auf Erden geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern miſchen ſich in dieſe Stimmen, und umringen euch und heben ſtehende Hände zu euch auf; felbft, wenn man ſo ſagen darf, die Vorſehung und der göttliche Weltplan bei Erſehung eines Menſchengeſchlechts, der ja nur da iſt um von Menſchen gedacht und durch Menſchen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beſchwæret euch ſeine Ehre und ſein Daſeyn zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müße immer beßer werden mit der Menſchheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derſelben ſeyen keine leere Träume, ſondern die Weiſagung und das Unterpfand der einſtigen Wirklichkeit, Recht behalten ſollen, oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinſchlummern, und jedes Aufſluges in höhere Welten ſpotten: darüber ein letztes Endurtheil zu begründen iſt euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe ſowie mit ihren Mängeln iſt verfunken durch die eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Iſt in dem, was in dieſen Reden dargelegt worden, Wahrheit, ſo ſeyd unter allen neuern Völkern ihr es, in denen der Keim der menſchlichen Vervollkommnung am entſchiedenſten liegt, und denen der Vorſchritt in der Entwicklung derſelben aufgetragen iſt. Gehet ihr in dieſer eurer Weſenheit zu Grunde, ſo gehet mit euch zugleich



alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zu Grunde. Hoffet nicht und tröset euch nicht mit der aus der Luft gegriffenen, auf bloße Wiederholung der schon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweytes Mal nach Untergang der alten Bildung eine neue auf den Trümmern der ersten aus einer halb barbarischen Nation hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk, mit allen Erfordernissen zu dieser Bestimmung ausgestattet, vorhanden, und war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt, und ist von ihnen beschrieben; und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Untergangs zu setzen vermocht hätten, würden an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdecken können. Auch uns ist

die gesammte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich faßen ließen? Ich denke, jeder der nur nicht bloß schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müssen. Es ist daher kein Ausweg: wenn Ihr verfinstert, so verfinstert die ganze Menschheit mit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Dieß war es, ehrwürdige Versammlung, was ich Ihnen als meinen Stellvertretern der Nation, und durch Sie der gesammten Nation am Schluß dieser Reden noch einschärfen wollte und sollte.

---

## FRIEDRICH WILHELM JOSEPH VON SCHELLING.

---

### AUS DEN PHILOSOPHISCHEN UNTERSUCHUNGEN ÜBER DAS WESEN DER MENSCHLICHEN FREYHEIT.

---

Die Naturphilosophie unsrer Zeit hat zuerst in der Wissenschaft die Unterscheidung aufgestellt zwischen dem Wesen sofern es existiert, und dem Wesen sofern es bloß Grund von Existenz ist. Diese Unterscheidung ist so alt als die erste wissenschaftliche Darstellung derselben. Ohnerachtet es eben dieser Punkt ist, bei welchem sie aufs Bestimmteste von dem Wege des Spinoza ablenkt, so konnte doch in Deutschland bis auf diese Zeit behauptet werden, ihre metaphysischen Grund-

fätze seyen mit denen des Spinoza einerley; und obwohl eben jene Unterscheidung es ist, welche zugleich die bestimmteste Unterscheidung der Natur von Gott herbeiführt, so verhinderte dieß nicht sie der Vermischung Gottes mit der Natur anzuklagen. Da es die nemliche Unterscheidung ist, auf welche die gegenwärtige Untersuchung sich gründet, so sey hier Folgendes zu ihrer Erläuterung gesagt.

Da nichts vor oder außer Gott ist, so muß er den Grund seiner Existenz in sich selbst

haben. Das fagen alle Philosophieen: aber sie reden von diesem Grund als einem bloßen Begriff ohne ihn zu etwas Reellem und Wirklichem zu machen. Dieser Grund seiner Existenz, den Gott in sich hat, ist nicht Gott, abfolut betrachtet, d. h. sofern er existiert: denn er ist ja nur der Grund seiner Existenz; er ist die Natur in Gott, ein von ihm zwar unabtrennliches, aber doch unterchiedenes Wesen. Analogisch kann dieses Verhältniß durch das der Schwerkraft und des Lichtes in der Natur erläutert werden. Die Schwerkraft geht vor dem Licht her als dessen ewig dunkler Grund, der selbst nicht *actu* ist, und entflieht in die Nacht, indem das Licht (das Existierende) aufgeht. Selbst das Licht löst das Siegel nicht völlig unter dem sie beschloßen liegt. Sie ist eben darum weder das reine Wesen noch auch das *actuale* Seyn der absoluten Identität, sondern folgt nur aus ihrer Natur, oder ist sie, nämlich in der bestimmten Potenz betrachtet: denn übrigens gehört auch das, was beziehungsweise auf die Schwerkraft als existierend erscheint, an sich wieder zu dem Grunde, und Natur im Allgemeinen ist daher alles was jenseits des absoluten Seyns der absoluten Identität liegt. Was übrigens jenes Vorhergehen betrifft, so ist es weder als Vorhergehen der Zeit nach noch als Priorität des Wesens zu denken. In dem Zirkel daraus alles wird ist es kein Widerspruch, daß das, wodurch das Eine erzeugt wird, selbst wieder von ihm gezeugt werde. Es ist hier kein Erstes und kein Letztes, weil alles sich gegenseitig voraussetzt, keins das andre und doch nicht ohne das andre ist. Gott hat in sich einen innern Grund seiner Existenz, der in so fern ihm als Existierenden vorangeht: aber eben so ist Gott wieder das *Prius* des Grundes, indem der Grund, auch als solcher, nicht seyn könnte, wenn Gott nicht *actu* existierte.

Auf dieselbe Untercheidung führt die von den Dingen ausgehende Betrachtung. Zuerst ist der Begriff der Immanenz völlig zu beseitigen, inwiefern etwa dadurch ein todttes Begriffenseyen der Dinge in Gott ausgedrückt werden soll. Wir erkennen vielmehr daß der Begriff des Werdens der einzige der Natur der Dinge angemessene ist. Aber sie können nicht werden in Gott, abfolut betrachtet, indem sie *toto genere*, oder richtiger zu reden, unendlich von ihm verschieden sind. Um von Gott geschieden zu seyn müssen sie in einem von ihm verschiedenen Grunde werden. Da aber doch nichts außer Gott seyn kann, so ist dieser Widerspruch nur dadurch aufzulösen, daß die Dinge ihren Grund in dem haben, was in Gott selbst nicht Er Selbst ist, d. h. in dem, was Grund seiner Existenz ist. Wollen wir uns dieses Wesen menschlich näher bringen, so können wir fagen, es sey die Sehnsucht die das ewige Eine empfiadet sich selbst zu gebären. Sie ist nicht das Eine selbst, aber doch mit ihm gleich ewig. Sie will Gott d. h. die unergründliche Einheit gebären: aber in so fern ist in ihr selbst noch nicht die Einheit. Sie ist daher für sich betrachtet auch Wille, aber Wille in dem kein Verstand ist, und darum auch nicht selbstständiger und vollkommener Wille, indem der Verstand eigentlich der Wille in dem Willen ist. Dennoch ist sie ein Willen des Verstandes, nämlich Sehnsucht und Begierde desselben; nicht ein bewuster, sondern ein ahndender Wille, dessen Ahndung der Verstand ist. Wir reden von dem Wesen der Sehnsucht an und für sich betrachtet, das wohl ins Auge gefaßt werden muß, ob es gleich längst durch das Höhere das sich aus ihm erheben verdrängt ist, und obgleich wir es nicht sinnlich, sondern nur mit dem Geiste und den Gedanken erfassen können. Nach der ewigen

That der Selbstoffenbarung ist nämlich in der Welt, wie wir sie jetzt erblicken, alles Regel Ordnung und Form: aber immer liegt noch im Grunde das Regellose, als könnte es einmal wieder durchbrechen, und nirgends scheint es, als wären Ordnung und Form das Ursprüngliche, sondern als wäre ein anfänglich regelloses zur Ordnung gebracht worden. Dieses ist an den Dingen die ungreifliche Basis der Realität, der nie aufgehende Rest, das was sich mit der größten Anstrengung nicht in Verstand auflösen läßt, sondern ewig im Grunde bleibt. Aus diesem Verstandlosen ist im eigentlichen Sinne der Verstand geboren. Ohne dieß vorangehende Dunkel gibt es keine Realität der Creatur; Finsterniß ist ihr nothwendiger Erbtheil. Gott allein, Er selbst der Existierende, wohnt im reinen Lichte: denn er allein ist von sich selbst. Der Eigendünkel des Menschen sträubt sich gegen diesen Ursprung aus dem Grunde, und sucht sogar sittliche Gründe dagegen auf. Dennoch wüßten wir nichts das den Menschen mehr antreiben könnte aus allen Kräften nach dem Lichte zu streben, als das Bewußtseyn der tiefen Nacht aus der er aus Daseyn gehoben worden. Die weiblichen Klagen daß so das Verstandlose zur Wurzel des Verstandes, die Nacht zum Anfang des Lichtes gemacht werde, beruhen zwar zum Theil auf Mißverständnis der Sache; indem man nicht begreift wie mit dieser Ansicht die Priorität des Verstandes und Wesens dem Begriff nach dennoch bestehen kann: aber sie drücken das wahre System heutiger Philosophen aus, die gern *fatum ex fulgore* machen wollten; wozu aber selbst die gewaltsamste Fichtesche Präcipitation nicht hinreicht. Alle Geburt ist Geburt aus Dunkel aus Licht: das Samenkorn muß in die Erde versenkt werden und in der Finsterniß sterben, damit die schenere Lichtgestalt sich

erhebe und am Sonnenstrahl sich entfalte; der Mensch wird im Mutterleibe gebildet; und aus dem Dunkeln des Verstandlosen, aus Gefühl, Sehnsucht, der herrlichen Mutter der Erkenntniß, erwachen erst die lichten Gedanken. So also müssen wir die ursprüngliche Sehnsucht uns vorstellen, wie sie zwar zu dem Verstande sich richtet, den sie noch nicht erkennt, wie wir in der Sehnsucht nach unbekanntem namenlosem Gut verlangen, und sich abtöndend bewegt als ein wogend wallend Meer, der Materie des Platon gleich, nach dunkeln ungewilltem Gesetz, unvernünftig etwas Dauerndes für sich zu bilden. Aber entsprechend der Sehnsucht, welche als der noch dunkle Grund die erste Regung göttlichen Daseyns ist, erzeugt sich in Gott selbst eine innere reflexive Vorstellung, durch welche, da sie keinen andern Gegenstand haben kann als Gott, Gott sich selbst in einem Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist das erste worin Gott, absolut betrachtet, verwirklicht ist, obgleich nur in ihm selbst; sie ist im Anfange bei Gott, und der in Gott gezeugte Gott selbst. Diese Vorstellung ist zugleich der Verstand, das Wort jener Sehnsucht; und der ewige Geist, der das Wort in sich und zugleich die unendliche Sehnsucht empfindet, von der Liebe bewogen, die er selbst ist, spricht das Wort aus, daß nun der Verstand mit der Sehnsucht zusammen frey schaffender und allmächtiger Wille wird, und in der anfänglich regellosen Natur als in seinem Element oder Werkzeuge bildet. Die erste Wirkung des Verstandes in ihr ist die Scheidung der Kräfte, indem er nur dadurch die in ihr unbewußt, als in einem Saamen, aber doch nothwendig enthaltne Einheit zu entfalten vermag; so wie im Menschen in die dunkle Sehnsucht etwas zu fassen dadurch Licht tritt, daß in dem chaotischen Gemenge der Gedanken, die alle

zusammenhängen, jeder aber den andern hindert hervorzutreten, die Gedanken sich scheiden, und nun die im Grunde verborgen liegende, alle unter sich befaßende Einheit sich erhebt; oder wie in der Pflanze nur im Verhältniß der Entfaltung und Ausbreitung der Kräfte das dunkle Band der Schwere sich löst, und die im geschiedenen Stoff verborgne Einheit entwickelt wird. Weil næmlich dieses Wesen der anfänglichen Natur nichts anders ist als der ewige Grund zur Existenz Gottes, so muß es in sich selbst, obwohl verschloßen, das Wesen Gottes gleichsam als einem im Dunkel der Tiefe leuchtenden Lebensblick enthalten. Die Sehnsucht aber, vom Verstande erregt, streht nunmehr in sich ergriffnen Lebensblick zu erhalten, und sich in sich selbst zu verschließen, damit immer ein Grund bleibe. Indem also der Verstand, oder das in die anfängliche Natur gesetzte Licht, die in sich selbst zurückstrebende Sehnsucht zur Scheidung der Kräfte (zum Aufgeben der Dunkelheit) erregt, eben in dieser Scheidung aber die im Geschiedenen verschloßene Einheit den verborgnen Lichtblick hervorhebt, so entsteht auf diese Art zuerst etwas Begreifliches und Einzelnes, und zwar nicht durch äufre Vorstellung, sondern durch wahre Ein-Bildung, indem das Entstehende in die Natur hineingebildet wird, oder richtiger noch durch Erweckung, indem der Verstand die in dem geschiedenen Grund verborgene Einheit oder Idee hervorhebt. Die in dieser Scheidung getrennten, aber nicht völlig aus einander getretenen Kräfte sind der Stoff woraus nachher der Leib configurirt wird; das aber in der Scheidung, also aus der Tiefe des natürlichen Grundes, als Mittelpunkt der Kräfte entstehende lebendige Band ist die Seele. Weil der ursprüngliche Verstand die Seele aus einem von ihm unabhängigen Grunde als

Inucren hervorhebt, so bleibt sie eben damit selbst unabhängig von ihm als ein befondres und für sich bestehendes Wesen.

Es ist leicht einzusehen daß bei dem Werdstreben der Sehnsucht, welches nothwendig ist zur vollkommenen Geburt, das allerinnerste Band der Kräfte nur in einer stufenweise geschiedenen Entfaltung sich löst, und bei jedem Grade der Scheidung der Kräfte ein neues Wesen aus der Natur entsteht, dessen Seele um so vollkommner feyn muß, je mehr es das, was in den andern noch ungeschieden ist, geschieden enthält. Zu zeigen wie jeder folgende Proceß dem Wesen der Natur näher tritt, bis in der höchsten Scheidung der Kräfte das allerinnerste Centrum aufgeht, ist die Aufgabe einer vollständigen Naturphilosophie. Für den gegenwärtigen Zweck ist nur Folgendes wesentlich. Jedes der auf die angezeigte Art in der Natur entstandnen Wesen hat ein doppeltes Princip in sich, das jedoch im Grunde nur ein und das næmliche ist, von den beiden möglichen Seiten betrachtet. Das erste Princip ist das, wodurch sie von Gott geschieden oder wodurch sie im bloßen Grunde sind: da aber zwischen dem was im Grunde, und dem was im Verstande vorgebildet ist, doch eine ursprüngliche Einheit statt findet, und der Proceß der Schöpfung nur auf eine innere Transmutation oder Verklärung des anfänglich dunkeln Principis in das Licht geht, weil der Verstand, oder das in die Natur gesetzte Licht, in dem Grunde eigentlich nur das ihm verwandte, nach ihm gekehrte Licht sucht: so ist das feiner Natur nach dunkle Princip eben dasjenige, welches zugleich in Licht verklärt wird, und beide sind, obwohl nur in bestimmtem Grade, Eins in jedem Naturwesen. Das Princip, sofern es aus dem Grunde stammt und dunkel ist, ist der Eigenwille der Creatur, der aber, sofern er noch

nicht zur vollkommenen Einheit mit dem Licht, als Princip des Verstandes, erhoben ist, es nicht faßt, bloße Sucht oder Begierde d. h. blinder Wille ist. Diesem Eigenwillen der Creatur steht der Verstand als Univerſalwille entgegen, der jenen gebraucht, und als bloßes Werkzeug ſich unterordnet. Wenn aber endlich durch fortſchreitende Umwandlung und Scheidung aller Kräfte der innerſte und tieſte Punct der anfänglichen Dunkelheit in einem Weſen ganz in Licht verklärt iſt, ſo iſt der Wille deſſelben Weſens zwar, inwiefern es ein Einzelnes iſt, ebenfalls ein Particularwille, an ſich aber, oder als das Centrum aller andern Particularwillen, mit dem Urwillen oder dem Verſtande Eins, ſo daß aus beiden jetzt ein einiges Ganzes wird. Dieſe Erhebung des allertieſten *Centri* in Licht geſchieht in keiner der uns ſichtbaren Creaturen außer im Menſchen. Im Menſchen iſt die ganze Macht des Principi, und in eben demſelben zugleich die ganze Kraft des Lichts. In ihm iſt der tieſte Abgrund, und der höchſte Himmel, oder beide *Centra*. Der Wille des Menſchen iſt der in der ewigen Schufucht verborgene Keim des nur noch im Grunde vorhandenen Gottes; der in der Tiefe verſchloßene göttliche Lebensblick, den Gott erfah, als er den Willen zur Natur faßte. In ihm (im Menſchen) allein hat Gott die Welt geliebt, und eben dieſes Ebenbild

Gottes hat die Schufucht im *Centro* ergriffen, als ſie mit dem Licht in Gegenſatz trat. Der Menſch hat dadurch, daß er aus dem Grunde entſpringt (creatürlich iſt), ein relativ auf Gott unabhängiges Princip in ſich; aber dadurch, daß eben dieſes Princip, ohne daß es deshalb aufhörte dem Grunde nach dunkel zu ſeyn, in Licht verklärt iſt, geht zugleich ein Höheres in ihm auf, der Geiſt. Denn der ewige Geiſt ſpricht die Einheit oder das Wort aus in die Natur. Das ausgeſprochene (reale) Wort aber iſt nur in der Einheit von Licht und Dunkel (Selbſtlauter und Mitlauter). Nun ſind zwar in allen Dingen die beiden Principien, aber ohne völlige Conſonanz wegen der Mangelhaftigkeit des aus dem Grunde erhobenen. Erſt im Menſchen alſo wird das in allen andern Dingen noch zurückgehaltne und unvollſtändige Wort völlig ausgeſprochen. Aber in dem ausgeſprochenen Wort offenbart ſich der Geiſt d. h. Gott als *actue* exiſtierend. Indem nun die Seele lebendige Identität beider Principien iſt, iſt ſie Geiſt; und Geiſt iſt in Gott. Wäre nun im Geiſt des Menſchen die Identität beider Principien eben ſo unaufleſlich als in Gott, ſo wäre kein Unterſchied, d. h. Gott als Geiſt würde nicht offenbar. Diejeilige Einheit, die in Gott unzertrennlich iſt, muß alſo im Menſchen zertrennlich ſeyn; und dieſes iſt die Möglichkeit des Guten und des Böſen.

## DER VORLESUNGEN ÜBER DIE METHODE DES ACADEMISCHEN STUDIUMS ZEHNTE.

### ÜBER DAS STUDIUM DER HISTORIE UND DER JURISPRUDENZ.

Wie das Absolute selbst in der Doppelgestalt der Natur und Geschichte als Ein und daselbige erscheint, zerlegt die Theologie als Indifferenzpunkt der realen Wissenschaften sich von der einen Seite in die Historie, von der andern in die Naturwissenschaft, deren jede ihren Gegenstand getrennt von dem andern und eben damit auch von der obersten Einheit betrachtet.

Dieß verhindert nicht daß nicht jede derselben in sich den Centralpunkt herstellen, und so in das Urwissen zurückgehen könnte.

Die gemeine Vorstellung der Natur und Geschichte ist daß in jener alles durch empirische Nothwendigkeit, in dieser alles durch Freyheit geschehe. Aber eben dieß sind selbst nur die Formen oder Arten außer dem Absoluten zu seyn. Die Geschichte ist in so fern die höhere Potenz der Natur, als sie im Idealen ausdrückt was diese im Realen: dem Wesen nach aber ist eben deswegen daselbe in beiden, nur verändert durch die Bestimmung oder Potenz unter der es gesetzt ist. Könnte in beiden das reine An-sich erblickt werden, so würden wir daselbe, was in der Geschichte ideal, in der Natur real vorgebildet erkennen. Die Freyheit, als Erscheinung, kann nichts erschaffen: es ist Ein Univerfum welches die zweyfache Form der abgebildeten Welt, jede für sich und in ihrer Art, ausdrückt. Die vollendete Welt der Geschichte wäre demnach selbst eine ideale Natur, der Staat, als der äußere

Organismus einer in der Freyheit selbst erreichten Harmonie der Nothwendigkeit und der Freyheit. Die Geschichte, sofern sie die Bildung dieses Vereins zum vorzüglichsten Gegenstand hat, wäre Geschichte im engerm Sinn des Wortes.

Die Frage welche uns hier zunächst entgegenkommt, nämlich ob Historie Wissenschaft seyn könne, scheint wegen ihrer Beantwortung keinen Zweifel zuzulassen. Wenn nämlich Historie als solche, und von dieser ist die Rede, der letzten entgegengesetzt ist, wie im Vorhergehenden allgemein angenommen wurde, so ist klar daß sie nicht selbst Wissenschaft seyn könne, und wenn die realen Wissenschaften Synthesen des Philosophischen und Historischen sind, so kann eben deswegen die Historie selbst nicht wieder eine solche seyn, so wenig als es Philosophie seyn kann. Sie träte also in der letzten Beziehung mit dieser auf gleichen Rang.

Um dieses Verhältniß noch bestimmter einzufehen unterscheiden wir die verschiedenen Standpunkte auf welchen Historie gedacht werden könnte.

Der höchste der von uns im Vorhergehenden erkannt wurde ist der religiöse, oder derjenige, in welchem die ganze Geschichte als Werk der Vorsehung begriffen wird. Daß dieser nicht in der Historie als solcher geltend gemacht werden könne folgt daraus, daß er von dem philosophischen nicht wesentlich verschieden ist. Es versteht sich,

daß ich hiemit weder die religiöse noch die philosophische Construction der Geschichte längere allein jene gehört der Theologie, diese der Philosophie an, und ist von der Historie als solcher nothwendig verschieden.

Der entgegengesetzte Standpunct des Absoluten ist der empirische, welcher wieder zwey Seiten hat: die der reinen Aufnahme und Ausmittlung des Geschehenen, welche Sache des Geschichtsforschers ist, der von dem Historiker als solcher nur eine Seite repräsentiert; die der Verbindung des empirischen Stoffs nach einer Verstandes-Identität, oder, weil die letztere nicht in den Begebenheiten an und für sich selbst liegen kann, indem diese empirisch viel mehr zufällig und nicht harmonisch erscheinen, der Anordnung nach einem durch das Subject entworfenen Zweck, der in so fern didactisch oder politisch ist. Diese Behandlung der Geschichte in ganz bestimmter, nicht allgemeiner Absicht ist was der von den Alten festgesetzten Bedeutung zufolge die pragmatische heißt. So ist Polybins, der sich über diesen Begriff ausdrücklich erklärt, pragmatisch wegen der ganz bestimmten auf die Technik des Kriegs gerichteten Absicht seiner Geschichtsbücher; so Tacitus, weil er Schritt vor Schritt an dem Verfall des römischen Staats die Wirkungen der Sittenlosigkeit und des Despotismus darstellt.

Die Modernen sind geneigt den pragmatischen Geist für das Höchste in der Historie zu halten, und zieren sich selbst unter einander mit dem Prædicat desselben als mit dem größten Lob. Aber eben wegen ihrer subjectiven Abhängigkeit wird Niemand der Sinn hat die Darstellungen der beiden angeführten Geschichtschreiber in den ersten Rang der Historie setzen. Bei den Deutschen hat es nun überdies mit

dem pragmatischen Geist in der Regel die Bewandniß, wie bei dem Faunulus in Goethes Faust: «Was sie den Geist der Zeiten nennen ist ihr eigener Geist, worin die Zeiten sich bespiegeln.» In Griechenland ergriffen die erhabensten gereiftesten erfahrungsreichsten Geister den Griffel der Geschichte um sie wie mit ewigen Characteren zu schreiben. Herodotus ist ein wahrhaft Homerischer Kopf; in Thucydides concentrirt sich die ganze Bildung des Pericleischen Zeitalters zu einer göttlichen Anschauung. In Deutschland, wo die Wissenschaft immer mehr eine Sache der Industrie wird, wagen sich gerade die geistlosesten Köpfe an die Geschichte. Welch ein widerlicher Anblick das Bild großer Begebenheiten und Charactere im Organ eines kurz-sichtigen und einfältigen Menschen entworfen! besonders wenn er sich noch Gewalt anthut Verstand zu haben, und diesen etwa darcin setzt, die Größe der Zeiten und Völker nach beschränkten Ansichten, z. B. Wichtigkeit des Handels, diesen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen, zu schätzen, und überhaupt einen so viel möglich gemeinen Maßstab an alles Erhabene zu legen; oder wenn er auf der andern Seite den historischen Pragmatismus darinn sucht, sich selbst durch Refonnieren über die Begebenheiten oder Ausschmücken des Stoffs mit leeren rhetorischen Floskeln geltend zu machen, z. B. von den beständigen Fortschritten der Menschheit, und wie Wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht.

Dennoch ist selbst unter dem Heiligsten nichts das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes; nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge.

Der pragmatische Zweck der Geschichte schleicht von selbst die Universalität aus, und fodert nothwendig auch einen beschränkten Gegenstand. Der Zweck der Belehrung verlangt eine richtige und empirisch begründete Verknüpfung der Begebenheiten, durch welche der Verstand zwar aufgeklärt wird, die Vernunft aber ohne andere That unbefriedigt bleibt. Auch Kants Plan einer Geschichte im weltbürgerlichen Sinn beabsichtigt eine bloße Verstandesgesetzmäßigkeit im Ganzen derselben, die nur höher, nämlich in der allgemeinen Nothwendigkeit der Natur, gesucht wird, durch welche aus dem Krieg der Friede, zuletzt sogar der ewige, und aus vielen andern Verirrungen endlich die echte Rechtsverfassung entstehen soll. Allein dieser Plan der Natur ist selbst nur der empirische Wiedererschein der wahren Nothwendigkeit, so wie die Absicht einer darnach geordneten Geschichte nicht sowohl eine weltbürgerliche als eine bürgerliche heißen müßte, den Fortgang nämlich der Menschheit zum ruhigen Verkehr Gewerbe und Handelsbetrieb unter sich, und dieses sonach überhaupt als die höchsten Früchte des Menschenlebens und seiner Auftritte darzustellen.

Es ist klar, daß, da die bloße Verknüpfung der Begebenheiten nach empirischer Nothwendigkeit immer nur pragmatisch seyn kann, die Historie aber in ihrer höchsten Idee von aller subjectiven Beziehung unabhängig und befreit seyn muß, auch überhaupt der empirische Standpunct nicht der höchste ihrer Darstellungen seyn könne.

Auch die wahre Historie beruht auf einer Synthesis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philosophie, da diese die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal ist, Historie aber ganz in jener und doch zu-

gleich ideal seyn soll. Dieses ist nirgend als in der Kunst möglich, welche das Wirkliche ganz bestehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten oder Geschichten, aber in einer Vollendung und Einheit darstellt wodurch sie Ausdruck der höchsten Ideen werden. Die Kunst also ist es, wodurch die Historie, indem sie Wissenschaft des Wirklichen als solchen ist, zugleich über dasselbe auf das höhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wissenschaft steht; und der dritte und absolute Standpunct der Historie ist demnach der der historischen Kunst.

Wir haben das Verhältniß deselben zu den vorher angezeigten zu zeigen.

Es versteht sich, daß der Historiker nicht einer vermeinten Kunst zu lieb den Stoff der Geschichte verändern kann, deren oberstes Gesetz Wahrheit seyn soll. Eben so wenig kann die Meinung seyn daß die höhere Darstellung den wirklichen Zusammenhang der Begebenheiten vernachlässige: es hat vielmehr hiermit ganz dieselbe Bewandniß wie mit der Begründung der Handlungen im Drama, wo zwar die einzelne aus der vorübergehenden und zuletzt alles aus der ersten Synthesis mit Nothwendigkeit entspringen muß, die Aufeinanderfolge selbst aber nicht empirisch, sondern nur aus einer höhern Ordnung der Dinge begreiflich seyn muß. Erst dann erhält die Geschichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empirischen Ursachen, indem sie den Verstand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erscheinung einer höhern Nothwendigkeit gebraucht werden. In solcher Darstellung kann die Geschichte die Wirkung des größten und erstaunenswürdigsten Drama nicht verfehlen, das nur in einem unendlichen Geiste gedichtet seyn kann.



Wir haben die Historie auf die gleiche Stufe mit der Kunst gesetzt. Aber was diese darstellt ist immer eine Identität der Nothwendigkeit und Freyheit, und diese Erscheinung, vornehmlich in der Tragödie, ist der eigentliche Gegenstand unserer Bewunderung. Diese selbe Identität aber ist zugleich der Standpunct der Philosophie und selbst der Religion für die Geschichte, da diese in der Vorlesung nichts anders als die Weisheit erkennt welche in dem Plane der Welt die Freyheit der Menschen mit der allgemeinen Nothwendigkeit und umgekehrt diese mit jener vereinigt. Nun soll aber die Historie wahrhaft weder auf dem philosophischen noch auf dem religiösen Standpunct stehen. Sie wird demnach auch jene Identität der Freyheit und Nothwendigkeit in dem Sinne darstellen müssen, wie sie vom Gesichtspunct der Wirklichkeit aus erscheint, den sie auf keine Weise verlassen soll. Von diesem aus ist sie aber nur als unbegriffene und ganz objective Identität erkennbar, als Schicksal. Die Meinung ist nicht daß der Geschichtschreiber das Schicksal im Munde führe, sondern daß es durch die Objectivität seiner Darstellung von selbst und ohne sein Zuthun erscheine. Durch die Geschichtsbücher des Herodotus gehen Verhängniß und Vergeltung als unsichtbare überall waltende Gottheiten; in dem heberen und völlig unabhängigen Styl des Thucydides, der sich schon durch die Einführung der Reden dramatisch zeigt, ist jene höhere Einheit in der Form ausgedrückt und ganz bis zur äußern Erscheinung gebracht.

Über die Art wie Historie studiert werden soll möge Folgendes hinreichen. Sie muß im Ganzen nach Art des Epos betrachtet werden, das keinen bestimmten Anfang und kein bestimmtes Ende hat: man nehme

denjenigen Punct heraus, den man für den bedeutendsten und interessantesten hält, und von diesem aus bilde und erweitere sich das Ganze nach allen Richtungen.

Man meide die sogenannten Univerfalhistorien, die nichts lehren: andere giebt es noch nicht. Die wahre Univerfalgeschichte mußte im epischen Styl, also in dem Geiste verfaßt seyn, dessen Anlage im Herodotus ist. Was man jetzt so nennt sind Compendien, darinn alles Besondere und Bedeutende verwißt ist. Auch derjenige aber, der Historie nicht zu seinem besondern Fach wählt, gehe so viel möglich zu den Quellen und den Particulargeschichten, die ihn bei weitem mehr unterrichten. Er lerne für die neuere Geschichte die naive Einfachheit der Chroniken lieb gewinnen, die keine präntensionvollen Characterfildierungen machen, oder psychologisch motivieren.

Wer sich zum historischen Künstler bilden will halte sich einzig an die großen Muster der Alten, welche nach dem Zerfall des allgemeinen und öffentlichen Lebens nie wieder erreicht werden konnten. Wenn wir von Gibbon absehen, dessen Werk die umfassende Conception und die ganze Macht des großen Wendepunctes der neueren Zeit für sich hat, obgleich er nur Redner, nicht Geschichtschreiber ist, existieren bloß wahrhaft nationale Historiker, unter denen die spätere Zeit nur Macchiavelli und Johannes Müller nennen wird.

Welche Stufen derjenige zu erklimmen hat, der würdiger Weise die Geschichte verzeichnen will, könnten die, so diesem Beruf sich weihen, vorerst nur aus den Briefen welche dieser als Jüngling geschrieben ohngefähr ermesen. Aber überhaupt alles was Wissenschaft und Kunst, was ein erfahrungsreiches und öffentliches Leben vermögen, muß dazu beitragen den Historiker zu bilden.

Die ersten Urbilder des historischen Styls sind das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt und die Tragödie: denn wenn die univervelle Geschichte, deren Anfänge wie die Quellen des Nils merkennbar, die epische Form und Fülle liebt, will die besondere dagegen mehr concentrirte um einen gemeinschaftlichen Mittelpunct gebildet seyn; davon zu schweigen, daß für den Historiker die Tragödie die wahre Quelle großer Ideen und der erhabenen Denkuingsart ist, zu welcher er gebildet seyn muß.

Als den Gegenstand der Historie im engeren Sinne bestimmten wir die Bildung eines objectiven Organismus der Freyheit oder des Staats. Es giebt eine Wissenschaft derselben, so nothwendig es eine Wissenschaft der Natur giebt. Seine Idee kann um so weniger aus der Erfahrung genommen seyn, da diese hier vielmehr selbst erst nach Ideen geschaffen, und der Staat als Kunstwerk erscheinen soll.

Wenn die realen Wissenschaften überhaupt nur durch das historische Element von der Philosophie geschieden sind, so wird dasselbe auch von der Rechtswissenschaft gelten: aber nur so viel von dem Historischen derselben kann der Wissenschaft angehören, als Ausdruck von Ideen ist; nicht also was seiner Natur nach bloß endlich ist, wie alle Formen der Gesetze, die sich allein auf den äußeren Mechanismus des Staats beziehen; wohin fast der ganze Inbegriff derjenigen gehört, welche in der gegenwärtigen Rechtswissenschaft gelehrt werden, und in denen man den Geist eines öffentlichen Zustandes nur noch wie in Trümmern wohnen sieht.

In Ansehung derselben giebt es keine andere Vorkehrung als sie empirisch, wie es zu dem Gebrauche in einzelnen Fällen vor Gerichtshöfen oder in öffentlichen Verhältnissen nöthig ist, zu erlernen und zu lehren,

und nicht die Philosophie zu entweihen, indem man sie in Dinge einmischet welche an ihr keinen Theil haben. Die wissenschaftliche Construction des Staats würde, was das innere Leben desselben betrifft, kein entsprechendes historisches Element in den spätern Zeiten finden, außer inwiefern selbst das Entgegengesetzte wieder zum Reflex desjenigen dient, von dem es dieß ist. Das Privatleben und mit ihm auch das Privatrecht hat sich von dem öffentlichen getrennt: jenes hat aber, abgefondert von diesem, so wenig Abfoluthet, als es in der Natur das Seyn der einzelnen Körper und ihr besonderes Verhältniß unter einander hat. Da in der gänzlichen Zurückziehung des allgemeinen und öffentlichen Geistes von dem einzelnen Leben dieses als die rein endliche Seite des Staats und völlig todt zurückgeblieben ist, so ist auf die Gesetzmäßigkeit die in ihm herrscht durchaus keine Anwendung von Ideen, und höchstens die eines mechanischen Scharffinnes möglich um die empirischen Gründe derselben in einzelnen Fällen darzuthun oder streitige Fälle nach jenen zu entscheiden.

Was allein von dieser Wissenschaft einer univervell-historischen Ansicht fähig seyn möchte ist die Form des öffentlichen Lebens, inwiefern diese auch ihren besondern Bestimmungen nach aus dem Gegensatz der neuen mit der alten Welt begriffen werden kann, und eine allgemeine Nothwendigkeit hat.

Die Harmonie der Nothwendigkeit und Freyheit, die sich nothwendig äußerlich und in einer objectiven Einheit ausdrückt, differencirt sich in dieser Erscheinung selbst wieder nach zwey Seiten, und hat eine verschiedene Gestalt je nachdem sie im Realen oder Idealen ausgedrückt wird. Die vollkommene Erscheinung derselben im Er-

stern ist der vollkommene Staat; dessen Idee erreicht ist, sobald das Besondere und das Allgemeine absolut Eins, alles was nothwendig zugleich frey, und alles frey gefe- hende zugleich nothwendig ist. Indem das äußere und öffentliche Leben in einer objec- tiven Harmonie jener beiden verschwand, mußte es durch das subjective in einer ide- alen Einheit ersetzt werden; welche die Kir- che ist. Der Staat in seiner Entgegenfetzung gegen die Kirche ist selbst wieder die Na- turseite des Ganzen, worin beide Eins sind. In seiner Abfoltheit mußte er das Entgegenfetzte für die Erscheinung ver- drängen, eben deswegen weil er es begriff; wie der griechische Staat keine Kirche kannte, wenn man nicht die Myfterien da- für rechnen will, die aber selbst nur ein Zweig des öffentlichen Lebens waren: seit die Myfterien exoterisch sind, ist der Staat dagegen esoterisch, da in ihm nur das Ein- zelne im Ganzen, zu welchem es im Ver- hältniß der Differenz ist, nicht aber das Ganze auch im Einzelnen lebt. In der rea- len Erfcheinung des Staats existierte die Einheit in der Vielheit, so daß sie völlig mit ihr eins war: mit der Entgegenfetzung beider sind auch alle andere in dieser be- griffnen Gegenfätze im Staat hervorgetreten. Die Einheit mußte das Herrschende werden, aber nicht in der absoluten, sondern ab- stracten Gestalt, in der Monarchie, deren Begriff mit dem der Kirche wesentlich ver- flochten ist. Im Gegentheil mußte die Viel- heit oder Menge durch ihre Entgegenfetzung mit der Einheit selbst ganz in Einzelheit zerfallen, und hörte auf Werkzeug des All- gemeinen zu seyn. Wie die Vielheit in der Natur als Einbildung der Unendlichkeit in die Endlichkeit wieder absolut, in sich Einheit und Vielheit ist: so war in dem vollkommenen Staat die Vielheit eben da-

durch, daß sie zu einer abgefchloßenen Welt (im Sclavenstand) organifirt war, in- nerhalb derselben absolut, die gefonderte, aber eben deswegen in sich bestehende, reale Seite des Staats; während aus dem glei- chen Grunde die Freyen in dem reinen Äther eines idealen und dem der Ideen glei- chen Lebens sich bewegten. Die neue Welt ist in allen Beziehungen die Welt der Mi- schung, wie die alte die der reinen Sonda- rung und Befchränkung. Die sogenannte bürgerliche Freyheit hat nur die trübste Vermengung der Sclaverey mit der Frey- heit, aber kein absolutes und eben dadurch wieder freyes Bestehen der einen oder an- dern hervorgebracht. Die Entgegenfetzung der Einheit und der Vielheit machte in dem Staat die Mittler nothwendig, die aber in dieser Mitte von Herrschen und Beherfcht- seyn zu keiner absoluten Welt sich ausbil- deten, und nur in der Entgegenfetzung waren, niemals aber eine unabhängige, ih- nen eigenthümlich inwohnende und wesent- liche Realität erlangten.

Das erste Streben eines jeden der die positive Wissenschaft des Rechts und des Staats selbst als ein Freyer begreifen will, mußte dieses seyn, sich durch Philosophie und Geschichte die lebendige Anschauung der späetern Welt und der in ihr nothwen- digen Formen des öffentlichen Lebens zu verschaffen: es ist nicht zu berechnen, wel- che Quelle der Bildung in dieser Wissen- schaft eröffnet werden könnte, wenn sie mit unabhängigem Geiste frey von der Bezie- hung auf den Gebrauch und an sich behan- delt würde.

Die wesentliche Vorausfetzung hiezu ist die echte und aus Ideen geführte Construction des Staats, eine Aufgabe von welcher bis jetzt die Republik des Plato die einzige Anlehnung ist. Obgleich wir auch hierinn

den Gegenfatz des Modernen und Antiken anerkennen müßen, wird dieses göttliche Werk doch immer das Urbild und Mufter bleiben. Was fich über die wahre Synthesis des Staats in dem gegenwärtigen Zusammenhang ausprechen ließ, ist im Vorhergehenden wenigstens angedeutet und kann ohne die Ausführung oder die Hinweifung auf ein vorhandenes Document nicht weiter erklärt werden. Ich befehränke mich daher auf die Anzeige desjenigen, was in der bisherigen Behandlung des sogenannten Naturrechts allein beabfichtigt und geleiftet worden.

Faft am hartnäckigften hat in diefem Theil der Philofophie fich das analytische Wefen und der Formalismus erhalten. Die erften Begriffe wurden entweder aus dem römifchen Recht oder von irgend einer gangbaren Form hergenommen, fo daß das Naturrecht nicht nur alle möglichen Triebe der menfchlichen Natur, die ganze Pfychologie, fondern auch alle erdenkliche Formeln nach und nach durchgewandert ift. Durch Analyfe derfelben wurde eine Reihe formaler Sätze gefunden, mit deren Hülfe man nachher in der pofitiven Jurifprudenz aufzuräumen hoffte.

Befonders haben Kantifche Juriften diefe Philofophie als Magd ihrer Seienz zu brauchen fleißig angefangen, und zu diefem Behuf auch richtig immer das Naturrecht reformirt. Diefe Art des Philofophierens äußert fich als ein Schnappen nach Begriffen, gleich viel welcher Art fie find, nur daß fie eine Einzelheit feyen, damit der, welcher fie aufgefangen, durch die Mühe die er fich giebt die übrige Maffe nach ihr zu verziehen, fich das Anfehen eines eignen Syftems geben könne; das aber dann in kurzer Zeit wieder durch ein anderes eigenes verdrängt wird u. f. w.

Das erste Unternehmen den Staat wieder als reale Organifation zu conftruieren war

Fichtes Naturrecht. Wenn die bloß negative Seite der Verfaßung, die nur auf Sicherftellung der Rechte geht, ifoliert, und wenn von aller pofitiven Veranftaltung für die Energie, die rhythmifche Bewegung und die Schönheit des öffentlichen Lebens abstrahiert werden könnte: fo würde fich fehwerlich überhaupt ein anderes Refultat oder eine andere Form des Staats ausfindig machen laßen, als in jenem dargeftellt ift. Aber das Herausheben der bloß endlichen Seite dehnt den Organismus der Verfaßung in einen endlofen Mechanismus aus, in dem nichts Unbedingtes angetroffen wird. Überhaupt aber kann allen bisherigen Verfuchen die Abhängigkeit ihres Bestrebens vorgeworfen werden, nämlich eine Einrichtung des Staats zu erfinden, damit jenes oder diefes erreicht werde. Ob man diefen Zweck in die allgemeine Glückfeligkeit, in die Befriedigung der focialen Triebe der menfchlichen Natur, oder in etwas rein formales, wie das Zusammenleben freyer Wefen unter den Bedingungen der möglichften Freyheit, fetzt, ift in jener Beziehung völlig gleichgültig: denn in jedem Fall wird der Staat nur als Mittel, als bedingt und abhängig begriffen. Alle wahre Conftruction ift ihrer Natur nach absolut und immer nur auf Eines, auch in der befondern Form, gerichtet. Sie ift z. B. nicht Conftruction des Staats als folchen, fondern des absoluten Organismus in der Form des Staats. Diefen conftruieren heißt alfo nicht ihn als Bedingung der Möglichkeit von irgend etwas Äußerem faßen; und übrigens, wenn er nur vorerft als das unmittelbare und fichtbare Bild des absoluten Lebens dargeftellt ift, wird er auch von felbft alle Zwecke erfüllen; wie die Natur nicht ift, damit ein Gleichgewicht der Materie fey, fondern diefes Gleichgewicht ift, weil die Natur ift.

## AUGUST WILHELM VON SCHLEGEL.

## AUS DEM ATHENÆUM.

LITTERARISCHER REICHS-  
ANZEIGER.  
PREIS-AUFGABEN.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerley fremde Geister gesehen, und wünscht fehnlich nun auch den seinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angehen kann dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung versprochen.

Derjenige, welcher beweisen kann daß er ohne irgend eine Nebenabsicht, bloß um das Fortkommen der Aesthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Raynoure zu Ende gelesen habe, soll zur Præmie die Aesthetischen Versuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lectüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthillon.

## MEDICINISCHE ANZEIGE

Das Philosophieren ist eine bekanntlich zwar nur seltene, aber in allen Gestalten welche sie annimmt höchst bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen

heftiges Delirium, eine auszehrende und besonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Waßerfcheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfähigkeit verständliche Werke und mäßiges Raifonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Aufwand und Geschmack zu genießen: das sind die gewöhnlichsten Übel die aus dieser Quelle entspringen, und die jeder verständige Mann, der das Glück der Gesundheit zu schätzen weiß, nicht ohne das innigste Mitleid ansehen kann. Leider ist es bekannt genug, daß überdieß viele ganz gesunde junge Leute sich einbilden an dieser Krankheit darniederzuliegen, und daß diese sonderbare Art von Hypochondrie, deren Ursache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unsers Jahrzehends gesucht worden ist, dem litterarischen Gemeinwesen eben so viel gute Köpfe entzieht als die Krankheit selbst. Man glaubt daher allen, denen das Beste der deutschen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn man sie auf ein gegen beide Übel, die leider oft ganz falsch behandelt werden, bewährtes Mittel aufs neue aufmerksam macht. Es ist dieses die bereits rühmlich bekannte ANTIPHILOSOPISCHE LATWERGE, von deren großem Nutzen in den verwickeltsten Fällen die glaubhaftesten Zeugnisse beigebracht werden können. Noch ist es keinem Chemiker gelungen, die wahren Bestandtheile dieses im Grunde sehr einfachen Mittels zu entdecken, indem sich

alle durch einen Gesehmaek nach gefundem Verstand und reifer Erfahrung, der diesem Medicament sehr künstlich beigemischt ist, haben hintergehen lassen, und das Publicum wird hiemit vor allem was darüber verbreitet worden ist nachdrücklichst gewarnt. Ein Theil deselben hat sich zwar über die widrige Zehigkeit und das große Volumen dieser trefflichen Arzeney bechwert: man kann aber auf Glauben versichern daß wegen des Aufbrauens, welches bei der Composition nicht zu vermeiden ist, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und diese Eigenschaften vielmehr die Kennzeichen der höchsten Güte und Vortrefflichkeit sind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen sucht. Die Latverge wird einzig und allein in FR. NICOLAIS Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabriciert, und ist in allen Buchhandlungen und Trödelbuden in Commission zu haben: die ganze Portion in 17 Bänden kostet  $5\frac{1}{2}$  Rthl.; halbe Portionen ohne die Reisebeschreibung  $2\frac{2}{3}$  Rthl. Besondere Gebrauchszettel sind nicht nöthig, da man die Dosis nicht leicht zu stark nehmen kann, und es ist im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diät zu halten ist, und man sich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard als sehweiftreibender Mittel bedienen kann.

---

DIENSTENTLASSUNG.

---

In Erwägung

daß niemand sich mit Erfolg über das Zeitalter lustig machen kann als wer auf der Höhe deselben steht; daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte,

wenn sie sich herausnimmt über die Philosophie zu spotten; daß in einem Zustande wo gewisse Vorstellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen französischen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Rossbach aufhören kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen sind; daß man von dem Satiriker und Epigrammatisten billig erwartet, sie werden die Schärfe ihrer Censur gegen sich selbst richten, und ihre unnützen Papiersehnitzeln statt sie in alle Taschenbücher und bis in den Litterarischen Anzeiger ausfliegen zu lassen an einen ganz andern Ort befördern; daß endlich nichts trauriger an das Loos der menschlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall wegen Abgang der zum Versificieren nöthigen Geschmeidigkeit auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibt: ist mit Anerkennung der vieljährigen geleisteten Dienste und Beibehaltung aller Titel und Befolgungen der Witz des Hofrath KÄSTNERS gnädigst in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt worden.

---

BERICHTIGUNG.

---

Durch einen Druckfehler steht auf dem Titel eines der neuesten Werke von JEAN PAUL PALILLOGIEN'S. Es soll 'Palillogien' heißen.

---

NEUE FABRIK.

---

Der Prediger SCHMIDT zu Werneuchen hat die Kunst erfunden aus den Fasern von Heidekraut Disteln Binsen Mauerpfeffer und

dgl. einen etwas groben, jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muster sind ebenfalls von feiner Hand: sie stellen theils einheimische Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Größe der Blätter, sondern mit allen Staubfäden und Pünctchen auf das genaueste abgebildet sind; theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfäßer Kinderstühlchen Bierkrüge. Auf einigen größeren zu Bettvorhängen bestimmten Mustern sind die romantischen Gegenden um Wernuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. f. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatversuche gemacht: da er diese aber verschiednen gelehrten Gesellschaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, so ist er entschlossen die Sache nunmehr ins Große zu treiben, und besonders Landpredigers-Töchter dazu anzulernen. Zur Belohnung hat er sich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

---

CITATIO EDICTALIS.

---

Nachdem über die Poësie des Hofrath und Comes Palatinus Casparus WIELAND in Weimar auf Ansuchen der Herren Lucian Fielding Sterne Bayle Voltaire Crebillon Hamilton und vieler andern Autoren *Concurfus Creditorum* eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Ansehen nach dem Horatius Ariosto Cervantes und Shakespeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden: als wird jeder der ähnliche Ansprüche *titulo legitimo* machen kann, hiedurch vorgeladen sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.

AUS DEN NOTIZEN DES DRITTEN BANDES.

---

5 Eine Bemerkung über MATTHISSONS Diction und besonders seinen Gebrauch des Reimes wird sich mit dem verbindlich lassen, was aus der *Musenalmanach* für 1800 von Voss, der letzte, über diesen Punct bei Voss und F. W. A. Schuder zu sagen veranlaßt.

10 Der Herausgeber hat ihn außer ein paar Überfetzungen aus den Alten mit etwa dreißig Liedern in der schon bekannten Weise ausgestattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn eben nicht kennen: aber grade dieß unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreise giebt einen Aufschluß: denn es ist ein Kennzeichen der schon in Verhärtung übergegangnen Manier. Einige Stücke ercrutern Inhalts nähern sich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leisten sollen (denen es freylich mit aller echten Mytik auch an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt); die Gefinnung darin ist loblich: der Gedanke aber und die ganze Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse geht nicht über den Horizont des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Andre sind in einer fremden Person gedichtet: irgend ein Knabe oder 30 eine junge Negerin erzählen Schalkheiten, womit sich eine unschuldige Liebehaft anspielt; ein Bauerburfeh sagt einer wabertragenden Magd allerley artiges; und dergleichen mehr. Das Lied ist zu eigentlicher Mimik nicht die geschickteste Form: wenigstens muß alsdann der musicalische Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des Mimischen ersetzen; und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn sich der Stoff nicht dazu eignet. So verdientlich das Ergreifen der gemeinsten Naturen in ihrer ganzen Beschränktheit im

Zusammenhänge eines Romans oder Schauspiels seyn kann, so wenig sagt es uns zu, wo sie für sich allein etwas bedeuten sollen: in einem lyrischen Gedicht erwarten wir schöne oder wenigstens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen seyn sollte, so müßte man nicht sowohl in der Klarheit der eingeführten Personen über sich und ihre Empfindungen als in Eigenheiten der Sprache den Dichter immer hindurch hören.

Die größte Zahl der Lieder bezieht sich auf Familienfeste, und würde, mit den bisherigen derselben Art zusammengetragen, ein ziemlich vollständig *œconomisch-poetisches*, nicht grade Noth- und Hülf-, aber doch Luft- und Arbeits-Büchlein ausmachen. *Zufolge dem Introite, nunc et laus ei sunt!* soll zwar die Poesie überall und also auch in die Haushaltung eingeführt werden: hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poesie eingeführt seyn. Versifikation und Sprache müssen das Beste thun um das, was bei einer gewissen Gelegenheit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angestellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu stampeln. Und welchen Ton gefelliger Lustigkeit soll man sich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmaufe seine Bitten vorträgt:

Frau, du bist so gut!

Gieb mir meinen Hut,

Heute mir zum Feste u. s. w.

oder wenn es in der Merzfeyer heißt:

Klingt! und flecke Wein den Drillig:

Unfre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der Bunten Reihe die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernst mit dem Lecken der jungen Bären verglichen wird? Der Enthusiasmus des Essens bricht in der Kartoffel-erde in ganz eigne fromme Ergießungen aus:

Kindlein, sammelt mit Gefang  
Der Kartoffeln Überchwang!  
Ob wir voll bis oben schütten  
Alle Mulden Körb' und Bütten,  
Noch ist immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulden hebt,  
Schaut wie voll es lebt und weht!  
O die sehen gekerbten Knollen,  
Weiß und roth und dick gefchwollen!  
Immer mehr, je mehr man gräbt!

.....

Nur ein Knöllchen eingesteckt,  
Und mit Erde zugedeckt!  
Unten treibt dann Gott sein Wesen.  
Kaum sind Hände gung zum Lesen,  
Wie es unten wühlt und heckt.

Was ist nun für Sorge noch?  
Klar im irdnen Napf und hoch,  
Dampft Kartoffelchmaus für Alle!  
Unfre Milchkuh auch im Stalle

Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog.

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied gesungen wird, und man sieht nicht was sich gegen ein so schwefterlich angebotnes *Accompagnement* einwenden ließe, da sie solche Vorstellungen von Gott, daß er 'da unten sein Wesen treibt', allenfalls auch noch erschwingen mag.

Wo die Darstellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verschwendet, sondern sich einem idealischen Bilde nähert, wie in dem Rosenkranz, und der Schläferinn, fehlt doch ein gewisses Etwas, jener zauberische Duft, der alles lieblich verschmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas höherem und bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und sicher sie sey, ist immer noch zu sichtbar. Gäbe es außer der Kunst noch ein Handwerk der Poesie, so würde Vossens Liedern der erste Rang nicht abzutreten seyn. Hierin ver-



halten sie sich zu den Schmidtschen bei aller Ähnlichkeit der Gegenstände und zum Theil auch der Sinnesart wie echte Englische Manufacturen zu schlecht nachgemachten. Für jemanden der genau in diese Studien eingeht kann Vossens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemisch aus Erneuerung altdentscher Wörter und Wendungen, aus niederländischem Provincialismus und gelehrter Ummodelung ist) und der Sylbenmaße immer lehrreich seyn. So hat er in der Schläferinn die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutschen selten, und seit den ältern Dichtern, z. B. Weckherlin u. a. sehr aus der Acht gelassen sind, mit Glück durchgeführt; nur würde es noch anmuthiger seyn, wenn sie mit weiblichen, nicht mit männlichen, abwechselten. Die verflochtenen Combinationen des Reimes mit classischer Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts neues hinzugekommen ist, setzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte, ganz entgegengesetzte Tendenz der antiken Sylbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueste Bestimmung der Quantität fordern, diese ihrem Wesen nach sie mehr schwebend erhalten und den Accent und die Sylbenzahl hersehend machen.

Die Verwandtschaft zwischen den Vossischen und Schmidtschen Liedern ist einleuchtend genug: bei manchen gehört schon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beim ersten Vorlesen zu entscheiden von wem sie sind. Ich glaube, es würde sich niemand verwundern, wenn man unter dem Windmüller den Namen Voss und unter der Reife Schmidt lasse. Der Unterschied liegt mehr in Äußerlichkeiten: so wird z. B. bei den Vossischen Festen meistens jubiliert daß es etwas so gutes zu eßen und zu trinken giebt;

der Prediger von Werneuchen freut sich hingegen daß er nichts Besseres hat: ihm hat das Schickal ein uneigennütziges Wohlgefallen an der Armfeligkeit befohlen. Paradoxer könnte es scheinen, wenn Matthison mit beiden zusammengestellt wird. Von Schmidt steht er durch die Gegenstände am weitesten ab; und doch kann man Spuren genug aufweisen daß bei einer Vertauschung des ganzen Kreises der Anschauungen, wenn sich dieß Experiment machen ließe, ungefähr daselbe herausgekommen wäre. In Matthissons Kinderjahren (Gedichte S. 13) sind viele Züge ganz im Schmidtschen Geschmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte  
Zur Veilchenlese kam;  
Den Teich, wo meine Flotte  
Von Tannenborke schwamm;  
Die alten Eichenstümpfe  
Am schilfsumrauchten Moor;  
Die blane Wäternymphe  
Gewiegt am schlanken Rohr;

.....  
Die Schule dumpf und düster,  
Umrankt von Wintergrün,  
Wo uns der erste Küster  
Ein Weltgebieter sehien u. f. w.

Wenn hingegen Schmidt (Alm. S. 169) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt  
Sich Nebelgrau, umflornd das Gebüsch,  
so ist hier so viel Matthison als möglicher Weise in zwey Zeilen seyn kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviolen Grau verschmelzen  
Allgemach des Abends Rosengluten,  
Schwebend im Gewäßer, dessen Fluten  
Sanfter sich ans Muschelufer wälzen.

Müde von dem Gartenleiß, vom Pelzen  
Junger Äpfeltämm' und Kirchenruthen.

Raff' ich hier zur Seite meiner Guten  
Im Gebüsch von Haselnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durst und  
Hunger

Hol' uns keinen Cyper, keinen Unger,  
Aber Milch in meinem Deckelglafe.

Klapp' ein Tifehen auf in diesem  
Grafe,

Daß wir frohlich unfre Heidelbeeren.

Mit den lieben Kindern hier verzehren.

hat er im ersten Quartett Matthiffons über- 10  
ladne Eleganz und fleißige Landschaftspin-  
feley, im zweyten Voffens häusliche Behag-  
lichkeit, und in den beiden Terzettts seine  
selbsteigne Lobpreifung des Dürftigen vor- 15  
zuführen gewußt. Eines solchen Mangels  
an Haltung wäre wohl Matthiffon, aber  
gewiß nicht Vofs fähig gewesen; und Miß-  
griffe wie das Gefchlepp der fünffüßigen  
Trochæen bei lauter weiblichen Reimen 20  
(nur einmal hat Bürger diese ungelige Wahl  
getroffen) und die Zwängung eines solchen  
Stoffes in die gebundene Form eines So-  
netts, wo das letzte Terzett, welches der  
concentrierende Gipfel des Ganzen seyn soll, 25  
mit Heidelbeeren kümmerlich abgeseift  
wird; das sind Unglücksfälle die dem Mär-  
kischen Dichter allein begeben.

Die allen dreyen gemeinschaftliche Jagd 30  
nach seltenen und schwierigen Reimen ist eine  
hervorstehende Ecke, wobei man die Ana-  
logie der Manieren auf der That ertappen,  
und das scheinbar Abweichende auf innre  
Übereinstimmung zurückführen kann. Un-

streitig können dergleichen Reime selbst im  
edlen Stil von sehr guter Wirkung seyn,  
wenn sie selbst edel und wohlklingend sind,  
wie lichte Punkte die Hauptmomente des

5 Gedankens oder Bildes hervorheben, und  
mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle stehen.  
Wiederum wirft der feherzende Dichter den  
Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige  
Wörter, und läßt sich zum Scheine von  
10 ihm beherrschen, weil die poetische Form  
auf diese Art sich selbst drollig ironisiert. Führt  
aber der Reim in einem ernsthaften Gedichte  
ganz ernstlich das Regiment; brüftet er  
sich mit seiner Seltenheit, und mit nichts  
15 als seiner Seltenheit, wie bei Matthiffon,  
Vofs und Schmidt so häufig der Fall ist:  
so fürchte ich, dieß Verfahren würde, offen-  
herzig in Grundätzen ausgesprochen, eine  
umgekehrte Poetik geben, worin es hieß  
20 «Das Dichten ist ein Mittel zum Verfemachen;  
das Verfemachen zum Reimen; das Reimen  
hilft wieder allerley wunderliche Wörter  
und Redensarten an den Mann bringen;  
welches der letzte und endliche Zweck von  
25 allem ist.» Ebenso mit den Spracherwei-  
terungen: sie sind dem echten Dichter nur  
Mittel zur Bezeichnung einer ihm vorschwe-  
henden Nüance. Wo sie an sich Zweck  
werden, da fallen so verschiedenartige Dinge  
wie die Provincialismen und Kunstwörter  
der Landwirthschaft bei Vofs und Schmidt,  
und die classischen und artistischen Namen,  
die gesuchten Zusammenfetzungen bei Mat-  
thiffon, in poetischer Hinsicht in Eine Classe.

## FRIEDRICH SCHLEGEL

## ÜBER DIE SPRACHE UND WEISHEIT DER INDIER.

ERSTES BUCH. FÜNFTES CAPITEL.

VOM URSPRUNGE DER SPRACHEN.

Es würden die Hypothesen über den Ursprung der Sprache entweder ganz weggefallen seyn, oder doch eine ganz andre Gestalt gewonnen haben, wenn man sie statt sich willkürlicher Dichtung zu überlaßen auf historische Forschung gegründet hätte. Besonders aber ist es eine ganz willkürliche und irrige Voraussetzung, daß Sprache und Geistesentwicklung überall auf gleiche Weise angefangen habe. Die Mannigfaltigkeit ist im Gegentheile auch in dieser Rücksicht so groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als bestätigendes Beispiel fast für jede bis jetzt erfommene Hypothese über den Ursprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beispiel das Wörterbuch der Mantchou Sprache durch, und man wird erstaunen über die ganz unverhältnismäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoeischen Worten, da wirklich ein großer Theil der gesammten Sprache aus solchen besteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigsten Hauptsprachen, wären noch viele andre Sprachen eben so beschaffen, so würde man der Meinung, welche alle Sprache aus diesem Princip entstehen läßt, den Vorzug geben müssen. Aus diesem Beispiel kann man aber auch sehen welche Gestalt eine Sprache hat und haben muß die größtentheils auf diesem Wege entstanden

seyn mag, und wird den Gedanken aufgeben Sprachen die ein ganz andres Ansehen haben auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen mit denen wir es hier zunächst zu thun haben. Im Deutschen ist die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoeischen Worte zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beispiel, aber doch noch sehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Persischen; welches man aus der Einnischung tatarischer slavischer und anderer nordischen Sprachen erklären mag; im Griechischen und noch mehr im Römischen werden ihrer immer weniger; und im Indischen verschwinden sie so durchaus, daß selbst die Möglichkeit einer solchen Entstehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie sind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie ist das Indische, oder falls auch dieses zwar die ältere, aber doch auch nur eine abgeleitete Form ist, wie ist diejenige Sprache entstanden, welche wo nicht für alle andre, doch für diese Familie die Ursprache und der gemeinschaftliche Quell war? Eines wenigstens läßt sich auf diese wichtige Frage mit Gewißheit antworten: sie ist nicht aus einem bloß physischen Gesehrey und allerley schallnachahmenden oder mit dem Schall spielenden Sprachversuchen entstanden; wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr ist diese Sprache selbst ein Beweis mehr, wenn es dessen noch bei so vielen andern bedarf,

daß der Zustand des Menschen nicht überall mit thierischer Dumpfheit angefangen, woran sich denn nach langem und mühevollen Streben endlich hier und da ein wenig Vernunft angefetzt habe; zeigt vielmehr daß, wenn gleich nicht überall, doch wenigstens grade da, wohin uns diese Forschung zurückführt, gleich von Anfang die klarste und innigste Besonnenheit Statt gefunden: denn das Werk und Erzeugniß einer solchen ist diese Sprache, die selbst in ihren ersten und einfachen Bestandtheilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichsam den ganzen Grundriß des Bewußtseyns nicht bildlich, sondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Mensch in seinem Ursprung zu dieser bewundernswürdigen Gabe lichter Besonnenheit gelangt sey, und wenn dieß nicht allmählig, sondern mit einem Male gescheh, ob es allein aus dem, was wir jetzt seine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne: darüber wird das folgende Buch wenigstens zum weiteren Nachdenken Veranlassung geben, wenn es die Denkart, welche wir, so weit historische Forschung reicht, als die älteste finden, darlegt um zu erwägen ob sich etwa unzweydeutige Spuren des noch Ältern und Ersten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber ist durchaus überflüssig sie anders als ganz natürlich erklären zu wollen: wenigstens liegt in ihr selbst gar kein Grund zur Voraussetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Ursprung der Sprachen streiten wir, sondern nur gegen die ursprüngliche Gleichheit derselben, da man behauptet, sie seyen anfangs alle gleich wild und roh gewesen: eine Behauptung die durch so viele der angeführten Thatfachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Mensch also zu jener Besonnenheit kam, das ist eine andre Frage: mit

derselben aber, mit dem tiefen Gefühl und der Geistesklarheit, die wir darunter verstehen, ist auch die Sprache gegeben, und zwar eine so schöne kunstreiche Sprache als die, von der hier die Rede ist. Mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für den ursprünglichen Ausdruck aller Laute welche der Mensch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der seine bildende Sinn gegeben, der Buchstaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, bestimmte und biegsam veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun durch innere Kraft weiter fortwuchs und sich bildete. Und so entstand dieses schöne, einer unendlichen Entwicklung fähige, kunstvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache, die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint: denn beides ging ja aus einem und demselben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteste Schrift war zugleich mit entstanden, die noch nicht sinnbilderte, wie es später beim Unterricht wilder Völker gescheh, sondern aus Zeichen bestand die dem Wesen der einfachen Sprachbestandtheile nach dem Gefühl der damaligen Menschen wirklich entsprachen.

In welchem Zustande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Ursprungs an sich tragen, sich befinden möchten, wenn sie der hilfreichen Einmischung jener schon ursprünglich schönen Sprache entbehrt hätten: dieß zu untersuchen würde uns hier zu weit führen. Genug daß auch die Sprache wohl durchaus verschieden ausfallen und eine ganz andre Gestalt annehmen mußte, je nachdem der Mensch im Lichte der Besonnenheit,

einfach, aber felig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Aufschauung der künftlicheren Ausbildung feiner Kräfte noch leicht entbehrte, oder aber mit einem Zustande begann der wirklich an thierische Dumpfheit grenzte. Mehrere der andern Sprachen scheinen in der That nicht als ein organisches Kunftgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, sondern ihrem größern Theile nach wirklich aus mancherley Schallnachahmungen und Schallspielen, dem bloßen Gefehrey des Gefühls, und endlich den endektifchen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweifung und Verdeutlichung entstanden zu feyn; wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverständnis und willkürliche Bestimmung hinzukam.

Daß die indifche Sprache älter fey als die griechifche und romifche, gefchweige denn die deutfehe und perfifche, fcheint aus allem angeführten wohl mit Gewifheit hervorzugehen. In welchem Verhältniß als die älteste der abgeleiteten fie aber eigentlich zu der gemeinfchaftlichen Urfprache ftehe, darüber wird fich vielleicht dann etwas näheres bestimmen laßen, wenn wir die Vedas in echter Gefalt fammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verfchiedenheit der Sprache in den Vedas felbst vom Samkrit schon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Ramo, der als Eroberer über wilde Stämme im Süden dargeftellt wird, könnte auf die Vermuthung führen daß die indifche Sprache auch schon in der frühesten Zeit beträchtliche fremdartige Einmifchung von einverleibten Völkernschaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indifcher Bildung und Sage ift in dem nördlichen Theile des Landes: auf Ceylan finden wir

noch jetzt den fremden Stamm der Cingalefen, der ehemals vielleicht fich weiter erstrecken konnte. Doch fpricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indifchen Sprache dafür, daß die Einmifchung wohl nicht fo verfchiedenartig und gewaltfam feyn konnte als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfaßung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langfamer verändert worden als die anderer Völker, fo ift daselbe von ihrer Sprache schon historifch wahrſcheinlich, die allzu innig mit der indifchen Denkart und Verfaßung verwebt ift, als daß willkürliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläßigung fo leicht als bei andern Völkern Statt finden konnte. Noch mehr wird dieß beftätigt, wenn man den Bau dieser Sprache felbst betrachtet. Es ift wahr, beinahe die ganze indifche Sprache ift eine philofophifche oder vielmehr religiöfe Terminologie, und vielleicht ift keine Sprache, felbst die griechifche nicht ausgenommen, fo philofophifch klar und fcharf beftimmt als die indifche: aber freylich ift es kein veränderliches Combinationspiel willkürlicher Abstractionen, sondern ein bleibendes Syftem, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte fich gegenseitig erhellen beftimmen und tragen. Und diese hohe Geiftigkeit ift zugleich sehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß finnlichen Ausdrücken erst mitgetheilt, sondern in der ersten und eigentlichen Bedeutung felbst der einfachen Grundbestandtheile schon urfprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar ift, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen ganz metaphyfifchen, läßt fich das

hohe Alter fogar hiftorifch aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologifch aus den zufammengesetzten Worten nachweisen. Es ift eben auch eine von den ungegründeten Voraussetzungen, daß in der ältesten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Phantafie allein herrsche: bei vielen Sprachen ift es wirklich fo, aber nicht bei allen, befonders nicht bei der indifchen, die fich zunächft und urfprünglich wohl mehr durch philofophifchen Tieffinn und ruhige Klarheit auszeichnet als durch poetifche Begeifterung und Bilderfülle, fo sehr sie auch der ersten fehgig, und obwohl die letzte in den fehmuckreichen Gedichten des Kalidas fogar herrschend ift.

Aber diese Poesie gehört einer ganz späten Epoche der indifchen Bildung an: je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je fehlechter und profaischer finden wir die Sprache, aber freylich nicht trocken und leblos abstract, sondern durchaus finnvoll bedeutend und fehen durch die einfache Klarheit. So ift sie in Monus metrifch abgefaßtem Gefetzbuch, wo die größere Alterthümlichkeit und Verfchiedenheit von den Puranas schon sehr merklich ift, wenn gleich wohl nicht ganz fo stark, als man sie fich nach dem Vergleich des William Jones von dem Verhältniß der Sprache in den Fragmenten der Zwölf-Tafel-Gefetze zu dem Stil des Cicero denken möchte. Bei der wahrſcheinlich geringen und langſamen Veränderlichkeit der indifchen Sprache immer genug um einen Zwischenraum von mehren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müßen.

VOM ORIENTALISCHEN UND INDISCHEN STUDIUM ÜBERHAUPT UND DESSEN WERTH UND ZWECK.

5

.....

Möchte doch überhaupt das indifche Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Ansicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im funfzehnten und fechszehnten Jahrhundert das griechifche und das orientalifche Studium zuerst gestiftet haben, da man noch nicht glaubte daß bloße Sprachkenntniß Anspruch auf den Namen eines Gelehrten gebe, und fast keiner unter jenen genannt werden kann bei dem nicht feltne Sprachkenntniß mit der Fülle hiftorifcher Kenntniße und mit einem ernstern Studium der Philofophie wäre vereint gewesen. Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß, als ein untheilbares Ganzes vereint, mit desto größerer Kraft wirken, und es würden die Herrlichkeiten der Alterthums auch in unfre Zeit lebendig eingreifen und sie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemals entstand noch ein wahrhaft Neues das nicht durch das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch feinen Geist belehrt, an feiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geist derselben sich lenken und beherrschen laßen, fast ohne Ausnahme dem verderblichen und zerftörenden Grundfatze ergeben find, Alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erfchaffen zu wollen, ift auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für dasfelbe fast verschwunden, die Philologie zu einer in der That sehr schalen und unfrucht-

40

baren Buchstabengelehrsamkeit herabgefunden, und so bei manchen erwünschten Fortschritten im Einzelnen doch das Ganze zerplüthert, und weder Kraft noch lebendiger Geist darin sichtbar.

Ein Vorurtheil was in dieser Rückficht viel geschadet hat und noch schadet, ist die Trennung die man sich zwischen dem orientalischen und dem griechischen Studium und Geist mehr selbst erdacht und willkürlich angenommen hat, als daß diese gänzliche Verschiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeschichte sind die Bewohner Asiens und die Europäer wie Glieder Einer Familie zu betrachten, deren Geschichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verstehen will. Aber auch was man in der Litteratur gewöhnlich den orientalischen Stil und Geist nennt, ist nur von einigen asiatischen Völkern hergenommen, besonders von den Arabern und Persern, und von einigen Schriften des Alten Testaments, insofern sie bloß als Poesie beurtheilt werden: auf mehrere andre Völker paßt es gar nicht. Es besteht diese orientalische Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorstellungsart in einer hohen Kühnheit und verschwenderischen Fülle und Pracht der Bilder nebst dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das südliche Klima kann nur als mitwirkende Ursache, nicht als Hauptgrund dieser Richtung der Phantasie gelten, da dieselbe bei so manchen sehr südlichen und auch sehr dichterischen Nationen, wie die Indier, so gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Ursache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Überall wo eine solche herrscht, sie sey nun philosophisch tief und aus göttlicher Liebe hervorgegangen, oder aber roh und wüth, wie die Begeistertung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed: es wird überall, so lange noch poc-

tischer Geist vorhanden ist, die Phantasie, nachdem sie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden als den jener kühnen allegorischen Bildlichkeit. Daher finden wir diesen sogenannten orientalischen Character eben so wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italiänischen und deutschen, nicht bloß in spanischen) als in den romantischen Dichtungen der Perfer und Araber, ohne daß wir desfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unfre Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umstände in Europa und in Asien dieselben Folgen hervorgerufen mußten. Wie paßt nun aber diese Farbenglut zu der profaischen Trockenheit der chinesischen Bücher, oder zu der schönen Einfachheit des indischen Stils? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumen Schmuck und Bilderfülle, doch auch hier ohne alle Überspannung. Die ältern indischen Gedichte vollends sind noch bildloser als selbst die einfachsten und strengsten Werke der Griechen: die tiefe Seele die in Allen lebt und athmet, bedarf nicht dieses wilden Feuers und keiner unerwarteten Schlege und Stralen der glühenden Phantasie.

Eine andre Eigenschaft die man auch als eine characteristische Eigenthümlichkeit orientalischer Werke ansieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und selbst die Anordnung und Composition, die sich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterscheidet. Auf die indischen Werke ist dieses wiederum gar nicht anwendbar, sondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dieß wohl zusammen mit der eben geschilderten Üppigkeit bildlicher Phantasie und dem Hange zur Allegorie: wo diese im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieselbe bloß andeu-

tende Kühnheit berfehen, und daher Dunkelheit entfpringen. Zum Theil dürfte es ſich aber auch aus denjenigen Grundverfechiedenheiten der Grammatik, die wir im erften Buch entwickelt haben, erklären laſen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Gefetz ihrer Sprache von Natur folgen, wenn nicht ein höherer Geiſt es anders lenkt, oder da wo man durch Vernachläſſigung noch tiefer hinabſinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suſſixa und Präfixa bilden, die Conſtruction im Einzelnen ſchwer iſt, ſo wird auch der Gedankengang leicht verworren und dunkel ſeyn. In den Sprachen, die ſich ihr Gefchäft durch Hülfswerba und Präpoſitionen für den Gebrauch am bequemſten abkürzen, wird die Composition zwar leicht und verſtändlich, gern aber auch nachläſſig und formlos ſeyn: Sprachen aber die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbeſtimmungen des urſprünglichen Sins genau bezeichnen, wie die griechiſche und die indiſche, führen von ſelbſt zur ſchönen Form, wie im Einzelnen der grammatiſchen Conſtruction, ſo auch im Ganzen der Anordnung und der Composition.

Auch in dieſer letzten Beziehung alſo hat was man orientalifchen Geiſt und Stil nennt nur eine ſehr beſchränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebt es der Ausnahmen und Übergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedanken gange des Aeſchylus, beſonders in den Choren, obwohl in einer ganz helleniſchen Form, dennoch wirklich etwas Orientaliſches; was aber mehr von der leidenschaftlichen Aufregung, dem gewaltſamen Zuſtande der Phantaſie überhaupt herrührt als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unſchicklichkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyriſche Kühnheit der Gleichniſſe und Anſpielungen und die Abgeriſſenheit der Über-

gänge einen orientalifchen Anſtrich; ſeine Milde und Weichheit bei der heroifchen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Character der indiſchen Gedichte, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen. So wie die größten Denker, die tieffinnigſten Philoſophen Europas ſich faſt immer durch eine entſchiedne Vorliebe für das orientalifche Alterthum auszeichneten, ſo näherten ſich mehre und zwar beſonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weiſe, der orientalifchen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergelchichte die Aſiaten und die Europäer nur Eine große Familie, Aſien und Europa ein unzertrennbares Ganzes bilden, ſo ſollte man ſich immer mehr bemühen auch die Litteratur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten; wo denn manche einſeitige und beſchränkte Anſicht von ſelbſt verſchwinden, vieles im Zusammenhange erſt verſtändlich, alles aber in dieſem Lichte neu erſcheinen würde.

Wenn es natürlich iſt, daß der tieffinnige Geiſt des Mittelalters, auf den unfre ganze Verfaſſung und jetziges Leben ſich gründen und noch lange gründen werden, uns in der Geſchichte Dichtkunft und Sittenlehre vor allen am nächſten ſteht, und die Kenntniß deſſelben für das Leben am wichtigſten iſt; wenn das griechiſche Studium die beſte nicht nur, ſondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrſamkeit bleibt, weil nirgends ſonſt wo die Kritik als Kunſt ſo vollſtändig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunſt, die Philoſophie und Poeſie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äußern Form ſtehen



bleiben wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Aesthetiker und Kunnstkenner, theils an sich von hohem Werthe, theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europæischen Bildung und der orientalischen Überlieferung sind, so wie die römische Litteratur den Übergang von den Griechen zum Mittelalter bildet: so dürfte doch das indische Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekanntes Gegenden des frühesten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichterischen Schönheiten und philosophischem Tieffinn nicht minder reiche Schätze darzubieten haben.

Und wenn eine zu einseitige und bloß spielende Befehäftigung mit den Griechen den Geist in den letzten Jahrhunderten zu sehr von dem alten Ernst oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, so dürfte diese ganz neue Kenntniß und Anschauung des orientalischen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um so mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Gefinnung wieder zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben giebt.

---

## LUDWIG TIECK.

---

### DER GETREUE ECKART UND DER TANNENHÄUSER

---

<p><b>Der edle Herzog groß</b>  <b>Von dem Burgunderlande</b>  <b>Litt manchen Feindesstoß</b>  <b>Wohl auf dem ebenen Sande.</b>      Er sprach »Mich schlägt der Feind:  <b>Mein Muth ist mir entwichen;</b>  <b>Die Freunde sind erblichen,</b>  <b>Die Knecht gellohen feynd.</b>      Ich kann mich nicht mehr regen,  <b>Nicht Wallen führen kann:</b>  <b>Wo bleibt der edle Degen,</b>  <b>Eckart, der treue Mann?</b>      Er war mir sonst zur Seite  <b>In jedem harten Strauß,</b>  <b>Und doch ist er nun heute</b>  <b>Geblichen in feinem Haus.</b>      Es mehren sich die Haufen:  <b>Ich muß gefangen seyn;</b></p>	<p>15      20      25      30</p>	<p><b>Mag nicht wie Knecht entlaufen:</b>  <b>Drum will ich sterben fein.</b>      So klagt der von Burgund,  <b>Will in sein Schwert sich stechen:</b>  <b>Da kommt zur selben Stand</b>  <b>Eckart den Feind zu brechen.</b>      Geharnischt reißt der Degen  <b>Keck in den Feind hinein;</b>  <b>Ihm folgt die Schaar verwegen</b>  <b>Und auch der Sohne fein.</b>      Burgund erkennt die Zeichen  <b>Und ruft »Gott sey gelobt!«</b>  <b>Die Feinde mußten weichen,</b>  <b>Die wüthend erst getobt.</b>      Da schlug mit treuem Muthe  <b>Eckart ins Volk hinein:</b>  <b>Doch schwamm im rothen Blute</b>  <b>Sein zartes Söhnelein.</b></p>
---	---	---

Als nun der Feind bezwungen,  
 Da sprach der Herzog laut:  
 -Es ist dir wohl gelungen,  
 Doch so, daß es mir gram.  
 Du haft viel Mann geworben  
 Zu retten Reich und Leben;  
 Dein Söhnelein liegt erstorben:  
 Kanns dir nicht wieder geben.\*

Der Eckart weinet fast,  
 Bückt sich, der starke Held,  
 Und nimmt die theure Last,  
 Den Sohn in Armen hält.  
 -Wie starbst du, Heinz, so frühe,  
 Und warst noch kaum ein Mann!  
 Mich reut nicht meine Mühe,  
 Ich seh dich gerne an,

Weil wir dich, Fürst, erliefen  
 Aus deiner Feinde Hohn;  
 Und drum will ich mich treffen:  
 Ich schenke dir den Sohn.\*

Da ward dem Burgund trübe  
 Vor seiner Augen Licht,  
 Weil diese große Liebe  
 Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren,  
 Und fällt ihm an die Brust;  
 -Dich, Mann, muß ich verehren\*  
 So spricht er in der Luft.

-So treu bist du geblieben,  
 Da alles von mir floh;  
 So will ich dich auch lieben  
 Wie meinen Bruder noch.

Und sollst in ganz Burgunde  
 So gelten wie der Herr:  
 Wenn ich dir lohnen konnte,  
 So gäb' ich gera noch mehr.\*

Drauf als man dieß erfahren,  
 So freut sich jedermann:  
 Man nennt den Held seit Jahren  
 Eckart den treuen Mann.

Die Stimme eines alten Landmanns klang  
 über die Felsen herüber, die dieses Lied

fang, und der getreue Eckart saß in seinem  
 Unmüthe auf dem Berghang und weinte laut.  
 Sein jüngstes Söhnelein stand neben ihm und  
 fragte -Warum weinst du also laut, mein  
 5 Vater Eckart? Wie bist du doch so groß  
 und stark, heher und kräftiger als alle ühri-  
 gen Männer: vor wem darfst du dich denn  
 fürchten?\*

Indem zog die Jagd des Herzogs heim  
 10 nach Hause; Burgund saß auf einem statt-  
 lichen, fehen geschmückten Ross, und Gold  
 und Gefelmeide des fürstlichen Herzogs flim-  
 mertem und bliukten in der Abendsonne, so  
 daß der junge Konrad den herrlichen Auf-  
 15 zug nicht genug sehen, nicht genug preisen  
 konnte. Der getreue Eckart erhob sich und  
 schaute fluster hinüber, und der junge Kon-  
 rad fang, nachdem er die Jagd aus dem Ge-  
 fichte verloren hatte:

20 -Wenn du wilt  
 Schwert und Schild,  
 Gutes Ross,  
 Speer und Gefeloh  
 Führen,

25 Muß dein Mark  
 In Beinen stark,  
 Dir im Blut  
 Mannesmuth  
 Durchaus regieren.\*

30 Der Alte nahm den Sohn und herzte ihn,  
 wobei er gerührt seine großen hellblauen Au-  
 gen anschaute. -Hast du das Lied jenes  
 guten Mannes gehoert? fragte er ihn dann.

-Wie nicht? sprach der Sohn; -hat er  
 35 es doch laut genug gesungen, und bist du  
 ja doch der getreue Eckart, so daß ich gern  
 zahörte.\*

-Derfelbe Herzog ist jetzt mein Feind"  
 sprach der alte Vater; -er hält mir meinen  
 40 zweyten Sohn gefangen, ja hat ihn schon  
 hingerichtet, wenn ich dem trauen darf, was  
 die Leute im Lande fagen.\*

«Nimm dein großes Schwert, und duld es nicht!» sagte der Sohn; «sie müssen ja alle vor dir zittern, und alle Leute im ganzen Lande werden dir beistehn: denn du bist ihr größter Held im Lande.»

«Nicht also, mein Sohn!» sprach jener; «dann wäre ich der, für den mich meine Feinde ansehen: ich darf nicht an meinem Landesherrn ungetren werden. Ach nein, ich darf nicht den Frieden brechen, den ich ihm angelobt habe und in seine Hände versprochen.»

«Aber was will er von uns?» fragte Konrad ungeduldig.

Der Eckart setzte sich wieder nieder, und sagte «Mein Sohn, die ganze Erzählung davon würde zu umständlich lauten, und du würdest es dennoch kaum verstehen. Der Mächtige hat immer seinen größten Feind in seinem eigenen Herzen, den er so Tag wie Nacht fürchtet: so meint der Burgund nunmehr, er habe mir zu viel getraut, und in mir eine Schlange an seinem Busen auferzogen. Sie nennen mich im Land den kühnsten Degen; sie sagen laut daß er mir Reich und Leben zu danken; ich heiße der getreue Eckart, und so wenden sich Bedrängte und Nothleidende zu mir, daß ich ihnen Hülfe schaffe: das kann er nicht leiden. So hat er Groll auf mich geworfen, und jeder der bei ihm gelten möchte verneht sein Mißtrauen zu mir: so hat sich endlich sein Herz von mir abgewendet.»

Dieses erzählte der Held Eckart mit schlichten Worten seinem Sohne, der ihm gern zuhörte; worauf er ihm auch sagte wie der Herzog ihn endlich von seinem Angesicht verbannt habe, und wie sie sich ganz fremd geworden seyen; wie jener geargwohnt, er wolle ihm gar sein Herzogthum entreißen. Eckart war sehr betrübt, wie er diese Sachen vortrug, und ihm dann sagte

daß der Herzog seinen Sohn gefangen genommen, und ihm selber als einem Verräther nach dem Leben stehe. Konrad sprach zu seinem Vater «So laß mich nun hingehn, mein alter Vater, und mit dem Herzoge reden, damit er verständig und dir wieder gewogen werde. Hat er meinen Bruder erwürgt, so ist er ein böser Mann, und du sollst ihn strafen. Doch kann es nicht seyn, weil er nicht so schneede deiner großen Dienste vergessen kann.»

«Weißt du nicht den alten Spruch» sagte Eckart:

«Wenn der Mächtigere dein begehrt,

Bist du ihm als Freund was werth.

Wie die Noth von ihm gewichen,

Ist die Freundschaft auch erblieben.

Mein gefährtes Leben erscheint mir oft wie unnütz verkehendet, und ich möchte von neuem zu leben anfangen. Warum machte er mich groß um mich dann desto tiefer herabzuwerfen? Die Freundschaft der Fürsten ist wie ein tödtendes Gift, das man nur gegen Feinde nützen kann, und womit sich der Eigener aus Unbedacht endlich selbst erwürgt.»

«Ich will zum Herzoge hin» rief Konrad aus; «ich will ihm alles was Ihr gethan, was Ihr für ihn gelitten, in die Seele zurückrufen, und er wird wieder seyn wie ehemals.»

«Du hast vergessen» sagte Eckart «daß man uns für Feinde, für Verräther erklärt hat: darum bleibe hier, und laß uns mit einander flüchten in ein fremdes Land, wo wir wohl ein besseres Glück antreffen mögen.»

«In deinem Alter» sagte Konrad «willst du deiner lieben Heimat noch den Rücken wenden? Das thu nicht: laß uns lieber das Äußerste versuchen. Ich will zum Burgunder, ihn veröhnen und zufrieden stellen:

denn was kann er mir thun wollen, wenn er dich auch haßt und fürchtet?’

‘Ich laße dich sehr ungeru’ sagte Eckart: ‘denn meine Seele weißagt mir nichts Gutes; und doch möchte ich gern mit ihm ausgeföhnt feyn: denn er ist mein alter Freund; auch deinen Bruder erretten, der in gefänglicher Haft bei ihm schmachtet.’

Die Sonne warf ihre letzten milden Strahlen auf die grüne Erde, und Eckart setzte sich nachdenkend am Stamm eines Baums nieder; er befehaute den Konrad noch einmal, und sagte dann ‘Wenn du gehn willst, mein Sohn, so gehe jetzt, bevor die Nacht vollends herein bricht. Die Fenster in der herzoglichen Burg glänzen schon von Lichtern; ich vernehme aus der Ferne Trompetentöne vom Feste: vielleicht ist die Gemahlin seines Sohnes schon angelangt, und sein Gemüth ist freundlicher gegen uns.’

Der Eckart ließ ungeru den Sohn von sich, weil er nun schon seinem Glücke nicht mehr traute: der junge Konrad aber war um so muthiger, weil es ihm ein Leichtes dünkte, das Gemüth des Herzogs umzudrehen, der noch vor weniger Zeit so freundlich mit ihm gespielt hatte. ‘Kommst du mir gewiß zurück, mein liebes Kind?’ klagte der Alte; ‘wenn du mir verloren gehst, ist keiner mehr von meinem Stamme übrig: dann bin ich allein in weiter Welt.’ Der Knabe tröstete ihn und schmeichelte mit Liebkosungen dem Greise; endlich trennten sie sich.

.....

Es war Nacht geworden, und wurde Tag, und Konrad kam nicht zurück: da irrte Eckart durch das Gebirge, und wandte seine sehnennden Augen vergebens nach dem Schloße: aber er sah ihn nicht. Da ward er unruhig, und tausend argwöhnische Gedanken kamen in sein Gemüth; er bemerkte ein Getümmel, das ihm aus der Burg entgegen zog: er hielt

sich nicht länger zurück, und trachtete nicht mehr sich zu verbergen, sondern er bestieg sein Ross, das er an einem Baume angebunden hatte, und ritt in die Schaar hinein, die mit wildem Gefehrey über das Blachfeld zog. Als er unter ihnen war, erkannten sie ihn: aber keiner wagte Hand an ihn zu legen oder ihm ein hartes Wort zu sagen, sondern sie wurden aus Ehrerbietung stumm, umgaben ihn in Verwunderung, und giengen dann ihres Weges. Einen von den Knechten rief er zurück, und fragte ihn ‘Wo ist mein Sohn Konrad?’ ‘O fragt mich nicht!’ sagte der Knecht: ‘denn es würde Euch doch nur Jammer und Wehklagen erregen.’ ‘Und Dietrich?’ rief der Vater. ‘Nennst ihre Namen nicht mehr?’ sprach der alte Knecht: ‘denn sie sind dahin: der Zorn des Herzogs war gegen sie enthrannt; er gedachte Euch in ihnen zu strafen.’

Hier stieg ein heißer Zorn in Eckarts Gemüth auf, und er war vor Schmerz und Wuth sein selber nicht mehr mächtig. Er spornte sein Ross mit aller Gewalt, und ritt in das Burgthor hinein. Alle traten ihm mit feheuer Ehrfurcht aus dem Wege, weil sie seinen Heldenmuth wohl kannten, und so kam er vor dem Pallaste an. Er stieg vom Pferde ab, und gieng mit wankenden Schritten die großen Stiegen hinan. ‘Bin ich hier in der Wohnung eines Mannes?’ sagte er zu sich selber ‘der ehemals mein Freund war?’ Er wollte seine Gedanken sammeln: aber immer wildere Gestalten bewegten sich vor seinen Augen; und so trat er in das Gemach des Fürsten.

Der Herzog von Burgund war sich seiner nicht gewärtig, und sehrak heftig zusammen, als er den Eckart vor sich sah. ‘Bist du der Herzog von Burgund?’ redete er ihn an. Worauf der Herzog mit Ja antwortete. ‘Und du haßt meinen Sohn Dietrichen hinrichten

laßen?' Der Herzog sagte Ja. 'Und auch mein jüngstes Söhnlein Konrad' rief Eckart in Schmerzen aus 'ist dir nicht zu gut gewesen, und du hast ihn auch umbringen laßen?' Worauf der Herzog wieder mit 5 Ja antwortete.

Hier ward Eckart übermannt, und er sprach in Thränen 'O antworte mir nicht so, Burgund! denn diese Reden kann ich nicht aushalten; sprich nur daß es dich gereut, daß 10 du es jetzt ungefeheln wünschest, und ich will mich zu trösten suchen: aber so bist du meinem Herzen überall zuwider.'

Der Herzog sagte 'Entferne dich von meinem Angesichte, ungetreuer Verräther! denn 13 du bist mein ärgster Feind den ich nur auf Erden haben kann.'

Eckart sagte 'Du hast mich wohl ehemals deinen Freund genannt: aber diese Gedanken sind dir nunmehr fremde geworden. Nie 20 hab' ich dir zuwider gehandelt; stets hab' ich dich als meinen Fürsten geehrt und geliebt; aber du bist mir ein Tyrann geworden; und behüte mich Gott daß ich nun, wie ich wohl könnte, die Hand an mein Schwert 23 legen sollte um mir Rache zu schaffen! Nein, ich will mich selbst von deinem Angesichte verbannen und in der Einsamkeit sterben.'

Er gieng mit diesem Worte fort, und der Burgund war in seinem Gemüthe bewegt: 30 doch erhobn auf sein Rufen die Leibwache mit ihren Lanzen, die ihn von allen Seiten umgab, und den Eckart mit den Spießen aus dem Gemach treiben wollte.

Es sehwang sich auf sein Pferd 33 Eckart der edle Held,  
Und sprach 'In aller Welt  
Ist mir nun nichts mehr verloh.

Die Söhn' hab' ich verloren:  
So find' ich nirgends Trost;  
Der Fürst ist mir erhofft,  
40 Hat meinen Tod geschworen.'

Da ritt er in den Wald,  
Und klagt mit bangem Herzen  
Die übergroßen Schmerzen,  
Daß weit die Klage schallt.

'Die Menschen sind wie todt:  
Ich muß mir Freunde suchen  
In wild verwachsenen Buchen,  
Ihn'n klagen meine Noth.

Kein Kind das mich ergötzt:  
Erwürgt von einem Leuen,  
Blich keiner von den dreyen;  
Der Liebste starb zuletzt.'

Wie Eckart also klagte,  
Verlor er allen Muth;  
Er reitet noch in Wuth,  
Als schon der Morgen tagte.

Das Ross, das tren geblieben,  
Stürzt in dem wilden Lauf:  
Er achtet nicht darauf,  
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüstung abe,  
Wirft sich zu Boden hin;  
Auf Sterben steht sein Sinn,  
Er sehnt sich nach dem Grabe.

Niemand in der Gegend wußte wohin sich 23 der Eckart gewendet habe: denn er hatte sich in die wüsten Waldungen hinein verirrt, und vor keinem Menschen ließ er sich sehen. Der Herzog fürchtete seinen Sinn, und es gereute ihn nun, daß er ihn von sich ge- 30 laßen ohne ihn zu fangen. Darum machte er sich an einem Morgen auf mit einem großen Zuge von Jägern und andern Gefolge um die Berge und Wälder zu durchstreifen, 33 den Eckart aufzufuchen, weil er meinte daß mit seinem Tode nur seine völlige Sicherheit hergestellt wäre. Alle waren unermüdet, und ließen sich den Eifer nicht verdrießen: aber die Sonne war schon untergegangen ohne daß sie 40 von Eckart eine Spur angetrossen hätten.

Ein Sturm brach herein, und große Wolken flogen saufend über dem Walde dahin:

der Donner rollte, und Blitze fuhren in die hohen Eichen: von einem ungeftümen Schrecken wurden alle angefaßt, und einzeln in den Gebüfchen, auf den Fluren zerftreut. Das Roß des Herzogs raunte in das Dickicht hinein: fein Knappe vermochte nicht ihm zu folgen; das edle Roß ftürzte nieder, und der Burgund rief im Gewitter vergeblich nach feinen Dienern: denn es war keiner der ihn hören mochte.

Wie ein wildes Thier war Eckart umhergeirrt ohne von fich, von feinem Unglücke etwas zu wiffen; er hatte fich felber verloren, und in dumpfer Betäubung feinen Hunger mit Kräutern und Wurzeln geftillt; unkenntlich wäre der Held jetzt jedem feiner vorigen Freunde gewesen: fo hatten ihn die wenigen Tage feiner Verzweiflung entftellt. Wie der Sturm aufbrach, erwachte er aus feiner Betäubung: er fand fich in feinen Schmerzen wieder, und erkannte fein Unglück. Da erhub er ein lautes Jammergefchrey um feine Kinder; er raufte feine weißen Haare, und klagte laut im Braufen des Sturmes: *•Wohin, wohin feyd ihr gekommen, ihr Theile meines Herzens? und wie ift mir fo alle Macht genommen, daß ich nicht euren Tod zum wenigften rächen darf? Warum hielt ich meinen Arm zurück, und gab nicht dem den Tod, der meinem Herzen den tödlichften Streich zutheilte? O du verdienst es, mit Tyranny beherfcht zu werden, da dein ohnmächtiger Arm fich der Gewalt niemals widerfetzt. Jetzt follt' er hier feyn! Nun wüñch' ich Rache, da der Augenblick vorüber ift.*

So kam die Nacht herauf, und Eckart irrte in feinem Jammer umher: da hörte er aus der Ferne wie eine Stimme die um Hülfe rief. Er richtete feine Schritte nach dem Schalle, und fand in der Dunkelheit einen Mann der an einen Baum gelehnt ftand, und

da er ihn kommen fah, ihn wehmüthig hat ihm wieder auf die rechte StraÙe zu helfen. Eckart erfchrak vor der Stimme: denn fie felien ihm bekannt; und bald ermannte er fich und erkannte daß der Verirrte der Herzog von Burgund fey. Da erhub er feine Hand und wollte fein Schwert faßen um den Mann nieder zu ftechen, der der Mörder feiner Kinder war; es überfiel ihn die Wuth mit neuen Kräften, und er war des feften Willens jenem den Garaus zu machen; als er plötzlich inne hielt, und feines Schwurs und des gegebenen Wortes dachte. Er faßte die Hand feines Feindes, und führte ihn nach der Gegend wo er die StraÙe vermutete.

Der Herzog fank darnieder

In dem verlaßnen Hain:

Da nahm der Helde bieder

Ihn auf die Schultern fein.

Er fprach *•Gar viel Befchwerden*

*Mach' ich dir, armer Mann.*

Der fagte *•Auf der Erden*

*Muß man gar viel beftahn.*

*•Doch follft du* fprach Burgund

*•Dich freun, bei meinem Worte,*

*Komm' ich nur erft gefund*

*Zu einem fichern Orte.*

Der Held fühlte Thränen heiß

Auf feinen alten Wangen;

Er fagt *•Auf keine Weis*

*Trag' ich darnach Verlangen.*

*•Es mehren fich die Plagen*

Sprach der Burgund in Noth;

*•Wohin willft du mich tragen?*

*Du bißt wohl gar der Tod?*

*•Tod bin ich nicht genannt*

Sagt' Eckart noch im Weinen;

*•Du ftehft in Gottes Hand:*

*Sein Licht mag dich befeheinen.*

*•Wohl ift es mir bewußt*

Sprach jener drauf in Reue,

„Trag Sünden in der Brust,  
Und zittere daß er dräue.

Ich hab dem treuesten Fremde  
Die Kinder ungebracht:  
Denn steht er mir zum Feinde  
In dieser finstern Nacht.

Er war mir recht ergeben  
Als wie der treueste Knecht,  
Und war im ganzen Leben  
Mir niemals ungerecht.

Die Kindlein ließ ich todteln:  
Das kann er nie verzeihn:  
Denn treff' ich in den Nothen  
Ihn wahrlich hier im Hain.

Das sagt mir mein Gewissen,  
Mein Herze inniglich:  
Die Kind hab' ich zerrißen:  
Dafür zerreißt er mich.“

Der Eckart sagt „Empfinden  
Muß ich so schwere Last,  
Weil du nicht rein von Sünden,  
Und schwer gesündigt hast.

Daß du den Mann wirst schauen  
Ist auch gewisslich wahr:  
Doch, magst du mir vertrauen,  
So krümmt er dir kein Haar.“

So giengen sie in Gesprächen fort, als ihnen im Walde eine andre Mannsgestalt begegnete: es war Wolfram, der Knappe des Herzogs, der seinen Herrn schon lange gesucht hatte. Die dunkle Nacht lag noch über ihnen, und kein Sternlein blickte zwischen den schwarzen Wolken hervor. Der Herzog fühlte sich schwächer, und wünschte eine Herberge zu erreichen, in der er die Nacht schlafen möchte; dabei zitterte er auf den Eckart zu treffen, der wie ein Gespenst vor seiner Seele stand. Er glaubte nicht den Morgen zu erleben, und schauderte von neuem zusammen, wann sich der Wind wieder in den hohen Bäumen regte, wann der Sturm von unten herauf aus den Bergschluchten kam

und über ihren Häuptern hinweg gieng. „Besteige, Wolfram“ rief der Herzog in seiner Angst, „diese hohe Tanne, und schaue zu ob du kein Lichtlein, kein Haus oder keine Hütte erspachst, zu der wir uns wenden mögen.“

Der Knappe kletterte mit Gefahr seines Lebens zum hohen Tannenbaum hinauf: denn der Sturm warf ihn von einer Seite zur andern, und bog ihn je zuweilen fast bis zur Erde hinunter, so daß er oben wie ein Eichkätzchen schwankte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, und rief „Im Thal da unten seh' ich den Schein eines Lichtes: dorthin müssen wir uns wenden.“ Sogleich stieg er ab, und zeigte den beiden den Weg, und nach weniger Zeit sahen sie alle den erfreulichen Schein, worüber der Herzog anfang sich wieder wohl zu haben. Eckart blieb nun immer stumm und in sich gekehrt; er sprach kein Wort, und schaute seinen innern Gedanken zu, die ihn brängsteten. Als sie vor der Hütte standen, klopfen sie an, und ein altes Mütterchen öffnete ihnen die Thür. So wie sie hinein traten, ließ der starke Eckart den Herzog von seinen Schultern nieder, der sich alsbald auf seine Kniee warf und Gott in einem brünstigen Gebete für seine Rettung dankte. Eckart satzte sich in einen finstern Winkel nieder, und traf dort den Greis schlafend, der ihm vor wenigen Tagen das Unglück mit seinen Söhnen erzählt hatte.

Als der Herzog sein Gebet vollendet, sprach er „Wunderbar ist mir in dieser Nacht zu Sinne geworden, und die Güte Gottes wie seine Allmacht haben sich meinem verstockten Herzen noch niemals so nahe gezeigt. Auch daß ich bald sterbe sagt mir mein Gemüth, und ich wünsche nichts so sehr, als daß Gott mir vorher meine vielen und schweren Sünden vergeben möge. Euch

beide, die ihr mich hieher geführt habt, will ich aber vor meinem Ende noch belohnen, so viel ich kann. Dir meinem Knappen fehle ich die beiden Schlößer, die hier auf den nächstn Bergen liegen: doch sollst du einen andern Namen annehmen, und dich zum Gedächtniß dieser Begebenheit künftig den Tannenhäuser nennen. Und wer bist du, Mann, der sich dort im Winkel gelagert hat? Komm hervor! so fuhr der Herzog fort, damit ich auch dir deine Belohnung geben kann.

Da stand der Eckart von der Erden,  
Und trat herfür ans helle Licht;  
Er zeigt mit traurigen Gebärden  
Sein hochbekümmert Angeficht.

Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth  
Den Blick des Mannes auszubalten;  
Den Adern sein entweicht das Blut,  
In Ohnmacht ist er festgehalten.

Es stürzen ihm die matten Glieder  
Von neuem auf den Boden nieder.  
«Allmächtiger Gott!» so schreyt er laut,  
«Du bist es, den mein Auge sehant?  
Wohin soll ich vor dir entfliehn?  
Mußt du mich aus dem Walde ziehn?  
Dem ich die Kinder hab' erfchlagen,

Der muß mich in den Armen tragen?  
Die Arme müßen mir Schützer feynd,  
Die tödten konnten ihren Feind?»

So fährt der Burgund fort zu sprechen,  
Und fühlt im Bufen das Herze brechen;  
Er sinkt dem Eckart an die Brust,  
Ist sich sein selber nicht bewußt.  
Der Eckart leife zu ihm spricht:  
«Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,  
Damit die Welt es sehe frey:  
Der Eckart war dir stets getreu.»

So vergieng die Nacht. Am andern Morgen kamen andre Diener, die den kranken Herzog fanden. Sie legten ihn auf Maulthiere, und führten ihn in sein Schloß zurück. Eckart durfte nicht von seiner Seite kommen, und oft nahm er seine Hand, und drückte sie sich gegen die Brust, und sah ihn mit einem sehenden Blicke an. Eckart drückte ihm die Hand, und sprach dann einige liebevolle Worte, womit sich der Fürst beruhigte. Er versammelte alle seine Ræthe um sich her, und sagte ihnen dann daß er den Eckart, den getreuen Mann, zum Vormund über seine Söhne setze, weil dieser sich als den edelsten erwiesen. So starb er.

## PROLOG ZUM ZWEYTEN THEILE DES FORTUNAT.

EIN RICHTERSAAL.  
ZWEY RÆTHE, EIN SCHREIBER.

1. Rath. So haben wir nun heute das Protocol ohne unsern Herrn Präsidenden schließen müssen.

2. Rath. Die Reife die der Herr gemacht hat war nicht länger aufzuziehen: er mußte bei der Visitation gegenwärtig seyn.

1. Rath. Dazu ist es so schönes und warmes Frühlingswetter, daß es zugleich eine Luftreise wird; die Ausfichten sind unterwegs vortreflich, die Chausseen ausgebeßert, die Wirthshäuser unvergleichlich, und sein neuer Wagen der bequemste auf der Welt: da ist es nicht zu verwundern, wenn man die Geschäfte willig übernimmt, und einen ziemlichen Diensteifer sehr läßt.



*2. Rath.* Herr College, der Mann ist ein würdiger Mann, und es ist ein Glück für uns, daß er unserm Departement vorgefetzt ist. Hätte einer von uns das Glück künftig einmal diesen Posten zu bekleiden —

*1. Rath.* Daran kann keiner von uns denken; dergleichen Fortun, dergleichen Carriere macht kein anderer.

*2. Rath.* Glück? Verdienste, mein Lieber! Das, was man Glück nennt, giebt es in so wohl eingerichteten Staaten nicht.

*1. Rath.* Nun, so nennen Sie es Zufall!

*2. Rath.* Noch weniger. Zufall? Lieber, wie vertrüge es sich mit der gefunden Philosophie, diesen zu statuieren?

*1. Rath.* Je nun, leben und leben lassen: seyen wir tolerant, damit Andre uns auch unser bißchen Talent und Verdienst gönnen. Eins nicht ohne das andere. — Doch Welch ein Getümmel draußen? Neue Parteyen? Die Leute wissen ja doch daß die Session vorüber ist. Nun, das Trappeln, das Rufen, das Streiten wird wahrlich immer ärger. Hören Sie nur die Ungezogenheit! Herr Secretär, bedeuten Sie doch einmal den Leuten! (Secretär ab.) Meine Frau wird schon zu Hause mit dem Esen warten.

*2. Rath.* Herr College, Sie sollten sich unmaßgeblich vor dem jungen Menschen nicht so bloß geben: er ist ja im Stande und trägt dem Präsidenten alles wieder zu.

*1. Rath.* Menschenfurcht, Herr College, ist mir unbekannt: ich verläumde, ich verfolge nicht; ich laße dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren: aber das Glück ist doch am Ende das, was die Welt regiert. Doch Sie gehören zu den Ängstlichen; Sie sind allzu milde, auch zu fromm, und meinen gleich, man thut dem Schickfal und der Religion zu nahe, wenn man dem Glück seine Rechte einräumt.

*2. Rath.* Nur, uns Himmels willen, klare Begriffe!

*1. Rath.* Ich kann kaum mehr hören: so lärmet das Gefindel draußen. — Nun, Herr Secretär? (Der Secretär kommt zurück.)

*Secretär.* Meine Herren Ræthe — ich bin außer mir — so etwas ist hier auf unserm Saal, in diesem Rathhause noch nie erhört worden — ich dachte erst, es wäre ein Comædienpiel, oder ein allegorischer Aufzug: aber es ist die Wirklichkeit.

*1. Rath.* Was ist es denn?

*Secretär.* Ich komme hinaus — und sehe — und sehe — und erstaune und weiß mich nicht zu faßen.

*2. Rath.* Sie wollen ohne Noth unsre Neugier spannen.

*Secretär.* Es giebt Augenblicke im Leben wo sich unser Dafeyn und unsre Seele wie zum Traum verflüchtigen, wo wir einen Blick thun in die Ræthsel des Univerfums, und uns die Sylbe schon wie auf der Zungenspitze sehwanke, und wir in Abndung die Aufklärung schon heraus kosten und schmecken möchten, die die Charade die uns hienieden ängstigt, in ihrer nackten Blöße darlegen würde: und diesen Zustand hab' ich jetzt erlebt.

*1. Rath.* Herr Belletrist, zur Sache! Lassen Sie die neumodischen Auffutzungen für Ihre gelehrte Gefelltschaft!

*Secretär.* Sie werden nicht glauben, ja ihren Augen selbst nicht trauen.

*2. Rath.* Lieber, wir verlieren die Geduld.

*Secretär.* Ich komme hinaus, und sehe — was? halb sehwebend, halb wandelnd, halb bekleidet, halb nackt, halb freundlich, halb ernst, auf einer rollenden Kugel, fliegend den Schleyer, mit entblößten Schultern und Bein, ein weiblich Gebild, in dem ich zu meinem Erstaunen erkenne, auch von allen Umstehenden so nennen höre, die Fortuna, die weltbekannte, die allgesuchte, die all-erwünschte.

1. *Rath.* Die Fortuna? Ist es möglich?

2. *Rath.* Das Glück? personificiert? Albernheit! Der junge Mensch ist dumm, abgefchmackt und abergläubisch geworden.

*Secretær.* Und um sie her stehn sechs Knecht, sechs wunderliche Figuren, die sie mit Gewalt ins Haus gefchleppt haben, und hier von einer hohen Obrigkeit Recht und Gerechtigkeit gegen die nichtsnutzige Person, wie sie sie im Zorne nennen, verlangen und begehren. Dieß ist das Schreyen und Lärmen draußen.

1. *Rath.* Aber wir leben doch in einem merkwürdigen Jahrhundert: das muß man gestehn.

2. *Rath.* Lieber, es wird die fremde Schauspielerinn seyn, die um Concession anhält: halb bekleidet, halb nackt, halb lächelnd, halb ernst, halb schwebend, halb wandelnd, alles paßt aufs Haar, und der Phantast weiß nicht was er spricht.

*Secretær.* Verdutzt, angepflückt stand ich am Treppengeländer, als ich von neuem das Gerümpel hörte das vorher die Herren stürzte und betäubte; und was was? Ein kleiner dicker Kerl, mit groben Gliedern, schlecht gekleidet, mit starken Stiefeln und tüchtigen Abfätzen, der sich damit abgiebt, nicht anders zu gehn als indem er Rad schlägt, der poltert zum Zeitvertreib die Treppe auf und ab; die Dame Fortuna rief nach ihm als nach ihrem Bedienten: der dumme Kerl rappelt herauf, bald Kopf oben, bald unten, schlägt so gegen mich, der ich hingerissen oben lehne, wirft mir die harten Abfätze gegen das Haupt, und mich selbst eiligt die Treppe hinunter, die ich, wie mir es schien, im raschen anapästischen Maß abpurzelte, und noch von den langen Anschlags sylben die Beulen am Kopfe habe. Die Göttinn sagte, der Zufall habe mich hinabgestürzt, und ich verwunderte mich still über die unverfahrene Lüge.

2. *Rath.* Da haben wir! der Mensch ist auf den Kopf gefallen, und spricht im Wahnsinn.

*Secretær.* Ich will die Dame herein lassen: so können Sie sich selbst überzeugen

Es treten ein DIE SECHS KNECHT, FORTUNA, IHR DIENER, der im Hereintreten ein Rad schlägt.

1. *Rath.* Ums Himmels willen, was ist das? Wer sind Sie? Wo kommen Sie her? Was wollen Sie?

*Die Knecht.* Hier bringen wir endlich —

1. *Knecht.* Schweigt! laßt mich reden! Wir bringen hier vor Ihren Richterstuhl das falsche Weib, welches mich so wie alle jene Menschen durch ihre Bosheit unglücklich gemacht hat.

2. *Knecht.* Immer will er noch commandieren und hersehen. Diese Gewohnheit scheint tief im Menschen zu wurzeln, und schwer auszurotten.

1. *Rath.* Wir wissen immer noch nicht wen wir vor uns haben.

1. *Knecht.* Diese Frau heißt Fortuna, die Göttinn des Glücks, die uns aber alle, wie wir hier sind, höchst unglücklich gemacht hat. Es ist uns gelungen, sie einzufangen, und wir übergeben sie hiermit dem löblichen Magistrat um sie abzustrafen.

1. *Rath.* Ganz wohl. Herr Secretær, führen Sie das Protocoll!

1. *Knecht.* Vor vielen Jahren war ich schon genannt, gerühmt, und in allen Unternehmungen glücklich; man gab mir Gewalt, und hob mich höher und höher; ich ward der Herrscher des Volks: und nun, als mein Glück beginnen sollte, als ich die Früchte aller meiner Aufstrengungen genießen und mich als Monarch fühlen wollte, ward ich gestürzt, und mir wieder aus den Händen gerissen was ich kaum errungen hatte: nun bin ich das Sprichwort der Welt, das Gelächter der Thoren, der Spott des Volks.

*Fortuna.* Er spricht die Wahrheit; aber er vergißt zu sagen daß er mir wohl seine Erhebung zu danken, doch mich nicht wegen seines Sturzes zu befeholdigen hat. Hätte er mit Weisheit meine Gnaft gebraucht, sich nicht durch Willkür und Tyranny verhaßt gemacht, durch Treulosigkeit die Freunde entfernt, durch Hochmuth und Falschheit sich Feinde erweckt; hätte ihn sein Glück statt ihn weise und vorlichtig zu machen nicht zum wahnwitzigen Dünkel geführt, so daß er die Klugheit von sich stieß, sich sein eigener Götze ward, und so selbst seinen Untergang herbeirief: so glänzte er noch mit meinen Gaben, und meine freygebigte Güte umkleidete ihn noch. Seht! er steht stumm und weiß nichts zu sagen.

*2. Rath.* Das läßt sich hören.

*Secretar.* Liegt Moral in dieser Antwort; die Frau zeigt Befessenheit und Bildung.

*1. Klager.* Kein Wort werde ich gegen euch Elende verlieren. (geht ab.)

*2. Klager.* Was aber soll ich sagen? Welche Befragung des besen Weibes soll ich hegehren? Denn in mir hat sie sich nicht bloß an einem einzelnen Wesen, sondern an der ganzen Menschheit veründigt. Doch was sage ich? Immer wieder behaupte ich daß sie gar nicht existiert, oder daß ich ihr gar nichts zu danken habe, sondern alles mir selbst und meinem großen Genie.

*1. Rath.* Machen Sie sich deutlich: worüber klagen Sie denn?

*2. Klager.* Freund, ich war der græfste, der berühmteste Weltweise und Denker: mein Name flog von Pol zu Pol; meiner Schüler waren unzählige, meiner Verehrer so viel es Menschen gab; Journale, Zeitungen waren voll von meinem Lobe; man nahm meinen Namen zum Motto, mein Bildniß zum Aushängeschild; ich dachte und dachte, unter-

fuchte, unterfchied; bis endlich durch einen unglücklichen Zufall —

*Diener.* Holla ho! was soll das nun wieder?

*2. Rath.* Warum meugt Er sich denn hinein?

*3 Diener.* Ich? Weil ich keine Schuld daran trage, und meinen ehrlichen Namen nicht so will verlästern laßen.

*1. Rath.* Sprech' Er mit, wenn Er gefragt wird!

*10 Diener.* Mit Einem Wort, der gute ehrliche Herr, den Fortuna mit einem unvergleichlichen Ingenium ausgestattet hatte, ließ sich nicht genügen: er strebte über sein und das Ziel der Menschen hinaus, ward hoffärtig, leugnete Gott und Welt, am Ende sich selbst, schnappte richtig über, ward Schwärmer und Zweifler, gieng alle Narrheiten durch, und kommt nun, da ihm das Radlein im Kopf abgelaufen ist, und sagt, der Zufall habe gethan was er allein verfehldet hat.

*Fortuna.* Eigendünkel hat ihn verleitet die Maßigkeit zu verachten, die auch im Sinnen und Dichten nur die rechte Bahn findet; aus Hochmuth hat er selbst die Spiegel in seinem Innern zerfchlagen, in denen er das Verhältniß der Welt und sich selbst betrachten konnte: was seine Sünde gethan soll ich büßen, die ich ihn mit Wohlthaten überfchüttet habe.

*1. Rath.* Diese Untersuchung gehert nicht vor unser Forum: hier mangeln die Thatfachen; dieß ppsychologische Problem muß auf andre Art aufgelöst werden.

*2. Rath.* Ist der Herr Weltweise denn wirklich toll und unbrauchbar geworden? kann er keine Vorlesungen mehr halten? schreibt er nicht mehr?

*Diener.* Ganz ruiniert ist er, manchmal rasend, immer dumm, also zu gar nichts mehr zu brauchen.

*Secretar.* Sehr merkwürdig daß sich der Geist, oder so zu sagen die inwendigen Spring-

federn und Refsorts fo anstrengen können, daß sie vor zu gefpannter Elasticität diefe ganz verlieren. Sie find also jetzt ohne alle Einfichten. Herr Philofoph?

2. *Kläger.* Dummkopf! Ich ohne Einfichten? ich, der tiefinnigfte der Menfchen?

*Secretär.* Warum klagen Sie denn also?

2. *Kläger.* Weil — weil — Bester, wer fitzt gern im Narrenhaufe? Dahin hat man mich unter dem Vorwande geliefert, ich fey nicht bei mir felber. Und wenn ich auch dunkle Augenblicke haben follte —

*Secretär.* Ah fo! Treten Sie mir nicht fo nahe! ich fürchte mich vor tollen Menfchen. Es steckt außerdem an, wie Sie werden gelesen haben, und wer weiß ob ich nicht jetzt gerade fehr reizbar und empfänglich bin.

ZWEY WÄCHTER treten herein.

1. *Wächter.* Nichts vor ungut! wir fuchen unfern Narren, der uns entfprungen ift. — Ei, da fteht er ja und fpeculiert. Kommen Sie nur im Guten, lieber Mann!

2. *Kläger.* Gern! die ganze Welt ift ja ein Narrenhaus.

2. *Wächter.* Richtig! darum gehn fo vernünftige Leute wie Sie gleich vor die rechte Schmiede um nicht lange vergeblich anzufragen. (fie führen ihn ab.)

3. *Kläger.* Hören Sie mich an, meine Herren, und laßen Sie fich nicht mit Verrückten ein! Was mich betrifft, fo werden Sie gewiß einfehen daß mich die falfehe Frau unglücklich gemacht hat. Sie hat mich reich gemacht, das ift wahr: aber wie elend neben meinem Reichthum! Kannft du es läugnen, du Falfehe, daß ich mit der innigften Dankbarkeit deine Gaben annahm? Bewillkommte ich nicht den erften Goldhaufen wie einen Gott in meinem Hauße? Kniete ich nicht vor dem Glauz? Schloß ich ihn

nicht in mein innerstes Herz? Kann ein Menfch, Gefchwifter Verwandte Freunde, fagen daß ich ihn feitdem geachtet und geliebt? Hat noch ein andres Gut der Erde meine Seele an fich gezogen? Nein, ganz und ausfchließend ergab ich mich diefem: er war mein Herr, ich fein Knecht. Aber hat diefer Herr mich, fo treu ich ihm war, götig behandelt? Half es mir, daß ich vor ihm kniete und ihn anbetete? Nein, er gönnte mir keine Ruhe in der Nacht, keine Freude am Tage, ja keinen Bißen Brot: feht felbft wie ich zum Gerippe geworden bin. Nun hab' ich nicht Fran noch Kinder, keine Gefchwifter noch Verwandte, nicht Freunde und Theilnehmende, und diefes Geld felbft quelt und martert mich, und ift mein Verfolger, fo fehr ich es auch liebe.

1. *Rath.* Es fcheint, Bester, Sie haben keinen guten Gebrauch von den Reichthümern gemacht die Ihnen das Schickfal gönnen wollte: nach Ihrer eignen Befchreibung find Sie äußerft geizig, und dafür kann dann freylich die gute Göttin nicht.

2. *Rath.* Wenn Sie aber mit Wohlhabenheit fo gefegnet find, wie Sie felbft fagen, fo könnten Sie viel für das Vaterland und diefe unfre gute Stadt in ihren Bedrängniffen thun, wenn Sie zu billigen oder gar keinen Zinfen ein Capital uns anvertrauen wollten.

3. *Kläger.* Ift das das Ende vom Liede? Ich empfehle mich, da kein Recht noch Gerechtigkeit hier zu finden ift. (geht ab.)

1. *Rath.* Sonderbare Menfchen! Was giebt es denn noch zu klagen?

4. *Kläger.* Seht mich an, meine Herren! Nicht wahr, ich bin ein Schaufpiel zum Erharmen? Ein Bein verloren, einen Arm zu wenig, den Kopf bepflastert und voll Wunden, die Nafe ladiert, ein Auge ausgefloßen, und mein ganzer noch übriger Leichnam fo dick vernarbt wie die Rinde

einer alten Eiche. Bei jeder Wetterveränderung spüre ich meine Wunden. Ifts nicht klaglich?

*1. Rath.* Warum find Sie aber fo zerhackt und fragmentirt worden?

*4. Klagler.* Richtig! ein Auszug, ein Epitome eines Menfchen bin ich nur noch, eine abgekürzte Überficht, eine philofophifche Reduction: denn was ich nur irgend habe entbehren können, was nicht zum äußerften Bedarf war, hat man mir abgenommen. Und wer ift Schuld als jene heffe Sieben, die mir Stärke und Tapferkeit verlieh, mich aber dafür fo wie eine gefchnittene Weide hat behauen laffen.

*Fortuna.* Nicht ich! Diefer Mann konnte fich begnügen mit dem Ruhm feines Muthes; aus vielen Gefechten war er glücklich und unbefchädigt gekommen; er war ein geliebter Anführer: aber er konnte nicht ruhen; wo er nur von Händeln und Kriegen hörte mußte er zugegen feyn; er felbft tritt und zankte mit jedem; es war nicht anders, als fielen fein eigener Körper ihm zur Laft: und fo hat er dem Glück und Schickfal Trotz geboten, und nur felbft fich befchädigt.

*1. Rath.* Dieß läßt fich hören.

*4. Klagler.* Was läßt fich hören? Ein Narr ließ fich eben hören; und wenn ich nicht mehr bedächte, Teufel! ich wollte Euch mit dem Degen fo um die Ohren fchlagen — Hätt' ich nur noch meinen ehemaligen rechten Arm, fo folltet Ihr andre Dinge fehn. (geht ab.)

*3. Klagler.* Sehen Sie in mir einen fehr alten alten Mann; ich bin nun fehon über die Maßen alt, und habe die traurige Ausficht noch viel älter zu werden: denn das ift die elende Gabe die ich von jener Frau erhalten habe, ein unendlich langes Leben zu führen. Ich kann ihr nicht dafür danken:

denn ich habe nie gewußt wie ich meine Zeit zubringen foll. Sehn Sie, es ift doch eigentlich fehr langweilig, fo zu leben und immerfort zu leben: es fällt, genau genommen, nicht viel Neues vor; ja, genau besehen, ift das, was die Leute etwas Neues nennen, immer fehon etwas Altes. Wie foll man nur ein fo langes Leben hinbringen? Alles ermüdet mich, alles eckelt mich an. Ich weiß nicht wie fo viele ein hohes Alter ein Gut nennen können. Und doch will ich freylich auch nicht gern fterben. (gähnt.) Nicht wahr, ich bin recht unglücklich?

*1. Rath.* Lieber alter langweiliger Mann —

*3. Klagler.* Sagen Sie nichts, ich bitte Sie recht fehr! fehon vorher hat mich alles das Sprechen herzlich gelangweilt; ich habe es auch nur vergeffen fortzugehen: aber jetzt foll mich nichts mehr aufhalten; vielleicht ift draußen oder auf der Straße etwas das mir beßer gefällt. (geht.)

*6. Klagler.* Alle find fortgegangen, und es feheint wohl, daß wir hier kein fonderliches Recht finden werden. Wenn Sie mich anfehen, fo werden Sie noch jetzt die Spuren finden daß ich ein fehr fehöner Mann gewesen bin: aber gerade diefe Gabe der Dame Fortuna hat mich unglücklich gemacht: denn alle Menfchen find mir unfähig geworden: die Weiber haben mich gehaßt, die Männer verachtet; die häßlichften erbärmlichften Gefchöpfe machten neben mir Glück; meine Verdienfte wurden nie bemerkt: darüber bin ich ein Menfchenfeind und Verächter aller Gefchöpfe geworden, ftehe einfam und verlaßen im Alter da, und fluche dem Gefchenck welches mir die Frau zu meinem Verderben zugeheilt hat.

*1. Rath.* Aber, mein Herr, vielleicht haben Sie durch Eitelkeit und Hoffahrt die Menfchen von fich gestoßen.

6. *Kläger.* Recht so! das ist auch so eine Nase, solche glatte Physiognomie, die mitsprechen, die sich etwas herausnehmen will, wo unser eins auftritt, die wir doch den Stempel des Überirdischen, des hohen Menschlichen wenigstens empfangen haben: aber solche pockengrübige verhacktes und schief ausgechnittenes Gesicht, wo die Gartenlehre beim Silhouettieren ausgefahren ist, weil ein boshafter Geist dem Bildner an den Ellenbogen gestoßen hat; solche gekrümmtes verfehenes verstudiertes Wesen —

1. *Rath.* Ich weiß nicht, mein Herr, warum ich diese Grobheiten dulde, und den veralteten, mit Moos überzogenen Herrn Antinous nicht —

6. *Kläger.* Sie sind unter mir: ich entferne mich um mich nicht zu vergessen: denn man soll immer nur mit seines Gleichen streiten. (ab.)

1. *Rath.* Grobes Gefindel!

*Fortuna.* Sie sehn selbst mit welchem Unrecht ich geschmeht bin, und ich danke Ihnen für den geisteten Beistand. (schwebt hinweg.)

*Secretär.* Sehn Sie, sehn Sie doch die artige Tonmure, den allerliebsten Pas; die gratiefe Wendung, mit der die Holdselige zur Thür hinaussehwebt!

*Diener.* Leben Sie wohl! (will gehn.)

*Secretär.* Wer ist Er denn eigentlich?

*Diener.* Der Diener, der Begleiter, der lustige Gesellschafter der Dame. Wollte ich klagen, so fände ich gar kein Ende: denn wie ich auf Erden verlästert und verläumdert werde, ist nicht mit Worten auszudrücken. Fällt einer auf die Nase, so hat es der Zufall verursacht; brennt ein Haus ab, stürzt ein Mensch aus dem Fenster und bricht den Hals, geht ein Schiff zu Grunde, platzt einem Soldaten das Gewehr: wer hat alles dieß veranstaltet? Der Zufall! Am

auffallendsten war es mir neulich, als ich hörte, einem sey durch einen Zufall das Maul aufstehn geblieben: Unfinn und kein Ende! Täglich hört man „Durch einen Zufall gieng die Thür auf“: nein, wenn sie zuge schlagen wird, meine Herren, wenn das Maul zusammen klappt, dann ist es ein Zufall, anders nicht; der Fuchs und Wolf werden in den Eifen nur durch einen Zufall gefangen, wenn es der Jäger auch noch so künstlich veranstaltet hat; die Maschinerie der Mausfallen beruht einzig auf einem Zufall: darauf bitte ich in Zukunft Rücksicht zu nehmen.

*Secretär.* Bester, er spricht Unfinn: für den vernünftigen Menschen giebt es gar keinen Zufall.

*Diener.* So? Weg da! Platz da! (er schlägt Rad, wirft die Tische um, und kollet zur Thür hinaus.)

*Secretär.* Himmel und Erde! Sehn Sie, Herr Rath, alle Scripturen, meine saubern Abschriften, die großen Tintenfäßer drüber und hinein gegossen, die Tintenflaschen zerbrochen, alles ein schwarzes Meer, in welchem alle Buchtaben, alle Beweise, alle Protocolle wie Pharaos mit seinem Gefolge erflossen sind!

1. *Rath.* Der Besewicht!

2. *Rath.* Was soll man denken? Soll man dieß einen Zufall nennen?

*Secretär.* Ich bin ganz dumm geworden und irre an mir selbst; und nun alles wieder ins Reine zu schreiben! Und wer es nur lesen könnte! Wir müssen die Acten aus allen Fenstern hinaus hängen, daß die Sonne sie wieder trocknen kann.

DER PRÄSIDENT tritt herein.

*Präsident.* Was giebt es hier für Verwirrung, meine Herren?

1. *Rath.* Wir hatten hier das sonderbarste Verhör von der Welt, Herr Präsi-

dent: sechs Klager brachten in diesen Saal Niemand anders herein als die Göttin des Glücks, die berühmte Fortuna; ihr folgte ein wilder fataler Kerl als Diener, der Zufall, der hier auch alles durch einander geworfen hat, so daß wir viele Mühe werden anwenden müssen um die alte Ordnung wieder herzustellen.

*Präsident.* Wie? Und Sie haben die Leute wieder fort gelassen? Himmel! festhalten hätten Sie sie müssen: die Frau hätte uns Weisheit abgeliefert für ewige Zeiten: bis zu den letzten Kanzellisten hinab hätten alle Salomos werden müssen; und Geld, Geld, welches wir alle so höchst nöthig brauchen um unfre Verbeßerungen in den Gang zu bringen: eine lebendige unerfchöpfliche Münze hätte sie uns werden müssen. Und den Zufall, den verderblichen, der oft die besten klügsten Plane vernichtet, der so oft aller Weisheit spottet, der schon so viel Unheil über die Welt gebracht hat, ihn hätten wir bei Waßer und Brot dort im tiefsten Loch des Thurmes festgesetzt: man hätte ihn so nach und nach verkommen und verderben lassen, daß kein Hahn darnach krieche. Denken Sie doch welchen Ruhm! welchen Nutzen wir unserm Vaterlande, ja der Menschheit gestiftet hätten! Das ver-gebe ich Ihnen niemals, meine Herren: war keine Wache da, so mußten Sie zum allgemeinen Besten selber zugreifen.

*2. Rath.* Wir dachten nicht daran: wir haben nicht den practischen Blick, das schnelle Genie, welches den Herrn Präsidenten vor allen Staatsbeamten so sehr auszeichnet.

*1. Rath.* Der Herr Präsident tragen ja den Arm in einer Binde? Ihnen ist doch kein Unglück begegnet?

*Präsident.* Eine kleine Verletzung, die nichts zu bedenten haben wird. Hier draußen vor der Stadt, nahe am Thore, ist mir etwas höchst seltsames begegnet. Indem ich hereinfahren will, erhebt sich vor mir ein weibliches schönes Gebilde: es schien, als wollte sie in den Wagen zu mir herein schweben; ich hätte sie halten können: aber sie flog über die Chaise hinweg; und indem ich ihr erkannt nachsah, wälzt sich rad-schlagend ein dicker plumper Kerl in den Weg, zwischen die Pferde hinein, schlägt im Purzelbaum den Kutcher vom Sitz, macht die Pferde scheu, poltert zu mir herein, verletzt mich am Kopf, der Wagen wirft um, und indem wir uns befinnen, aufraffen, den Wagen richten, Bediente und Kutcher wieder ihre Stellen einnehmen, sind schon beide Gespenster weit weg entschwunden. Der Arm aber ist mir ausgerenkt.

*Secretär.* Das war sie, das war sie, Ihr Gnaden! Fortuna und der Zufall. Ach, hätten Sie sie doch gegriffen und festgehalten, die Beschwichter!

*Präsident.* Höchst sonderbar! Ja, ich hätte sie nur am langen Haupthaar, am Schleyer festeln sollen: sie war mir so nahe, so — Doch gehn wir, meine Herren, schweigen wir von der ganzen Geschichte um nicht seltsame Gerichte und albernes Gesehwätz in der Stadt zu veranlassen. Alles nähret jetzt leider die Vorurtheile und den Aberglauben: man kann nicht behutsam genug verfahren. Kommen Sie! (Alle gehen ab.)

## AUS DEM AUFRUHR IN DEN CEVENNEN.

Wie sehr ich diese Hugenotten haßte \*  
 sieug Edmund wieder an, »wie sehr ich ihren  
 Krieg gegen den König, ihre Schwärmer  
 und Propheten verabscheute, und den großen  
 Betrug des Gefindels verachtete, brauche ich  
 Ihnen nicht zu sagen: denn meine gereizte  
 Empfindung machte Sie unglücklich, und es  
 scheint mein Schicksal, daß ich Ihr Elend  
 bin, ich mag mich auf eine Seite stellen auf  
 welche ich will, so jetzt wie damals.\* Er 10  
 hielt ein Weilehen inne, und sprach dann  
 weiter. »Mit diesen Empfindungen zog ich  
 die Bauernkleider an, die mir so verhaßt  
 waren; unser Freund verließ mich, wie Sie  
 wissen, und ich gieng mit seinem Sohne in 15  
 das Gebirgsthäl hinauf. Florentin feherzte  
 über unsere Wanderung; ich war tief ver-  
 drieflich, und schämte mich meiner Absicht.

Als wir tiefer im Gebirge waren, fehlchen  
 auf dem einsamen Fußstege uns einige Ge-  
 stalten vorüber: wir folgten demselben Wege.  
 Wir gelangten mit ihnen nach einer halben  
 Stunde zu einer einsamen Scheune. Man  
 klopfte an: sie wurde uns aufgethan. Ich  
 kann die Empfindung nicht beschreiben mit  
 welcher ich in diese bäurische Versammlung  
 trat. Es war ein Ekel des Körpers und  
 der Seele. Einige knieten, andere standen  
 betend. Ich begab mich zu diesen, und  
 suchte ihre Stellung nachzuahmen. Alles 25  
 gieng still zu: Aller Augen waren auf den  
 Boden geheftet; nur einige alte Weiber mur-  
 melten zwischen den Zähnen ihre Psalmen.  
 Plötzlich fiel ein Knabe von ohungefähr acht  
 Jahren nieder, und zuckte wie in Krämpfen.  
 Mein Widerwille erreichte seine höchfte  
 Stimmung: denn nun sah ich ja das fratzen-

hafte Schauspiel vor mir, das schon seit Jah-  
 ren in der Erzählung meinen heftigsten Ver-  
 druß erregt hatte. Das Kind erhob die Brust,  
 bäumte sich, und ließ sich dann wieder fallen,  
 und ich glaubte deutlich die willkürlichste  
 Auftregung wahrzunehmen. Alle Gläubigen  
 wandten hoffend und getröstet ihre Augen  
 dahin. Nie in meinem Leben war ich noch  
 meiner selbst so sicher gewesen, so festenfest  
 in meiner Überzeugung. Meine Gedanken  
 wurden immer zorniger; ich wünschte mich  
 nur erst zurück um meinen Haß so ganz frey  
 gewähren zu lassen. Plötzlich ertönt es mit  
 heiferer Stimme aus dem Kinde »Wahrlich,  
 ich segne Euch; Ihr sollt gesegnet seyn!«  
 Nun im Strom, der unaufhaltfam floß, eine  
 Menge von Gebeten und Ermahnungen, so  
 wie Stellen aus der heiligen Schrift und ihre  
 Erklärung, alles auf die gegenwärtige Zeit  
 gedeutet. Ich erkannte; noch mehr, als der  
 Knabe rief »Wahrt Euch, Brüder: denn zwey  
 Verräther sind mit in diese Versammlung ge-  
 drungen, die es hese mit Euch meinen!« Ich  
 sah auf: der junge Vila war blaß; er stand  
 an der Thür, und schlüpfte hinaus, indem  
 sie wieder Neuankommenden geöffnet wurde.  
 »Der eine ist entronnen« wimmerte der Knabe,  
 indem er mit verschlossenen Augen und Sin-  
 nen da lag; »aber der zweyte Spötter ist  
 noch zugegen: er weiß es nicht daß ich, der  
 Herr, ihn selber hieher geführt habe der  
 Meinige zu werden.« Ich erschrak; mein  
 Inneres war bewegt, und Empfindungen stie-  
 gen in meinem Herzen auf die ich noch nie  
 gekannt hatte. Man sieug an Psalmen zu  
 singen, und so widerwärtig sie auch klangen,  
 so machten sie mir doch keinen gehäßigen



Eindruck: mein Gemüth folgte den herrlichen Worten; das Unglück dieser Verlassenen, ihre Zerknirschung vor dem Herrn, der grauenhafte Hochmuth ihrer Gegner zitterten und kreischten herzzerreißend in diesem muharmonischen Gewinzel; es dünkte mir lächerlich, daß mir vorher immer der Wohlklang notwendig gewesen war, wenn ich mein Herz im Gebet hatte erheben wollen. Schlegt nicht die allgemeine Wehklage der Schöpfung an sein Ohr? eilt nicht Preis und Dank mit der Thräne und dem Gefehrey des Schmerzes zugleich vor seinen Thron? An dieses Gefühl reihte sich manches andere, und blöde arm und unzufammenhängend dünkte mir mein bisheriger Lebenslauf. «Ist es denn etwas anders mit den Bildern Lichtern Tempeln?» sagte ich zu mir selber; «mit dem ganzen Prunk des Reichthums und Glanzes? Wird der Herr der als Knecht unter uns wandelte und sich mißhandeln ließ, nicht dadurch verhöhnt? Stellen ihn diese Armefligen nicht von neuem unsern Augen dar? Kann ich nicht in jedem dieser Verfolgten ihn selber begrüßen? ihn selber speisen, kleiden, ihn verteidigen?» Da war mir als wenn aller Schmerz und Kampf den diese Gebirge seit Jahren erduldet, auf einmal in einer unermeßlichen Heerfchaar durch meinen wunden Busen zog. Ein anderer Knabe fiel jetzt nieder, und rief «Geht hinans in den Wald: Elias Marion und einige Gläubige ziehn heran; sie sind verirret: lockt sie mit Psalmen herbei: denn heut habt ihr keine Verfolger zu fürchten.» Einige aus der Versammlung giengen hinaus, und fangen mit lauter Stimme, und bald darauf kamen sie mit einer Anzahl Begeisterter wieder, unter denen ein großer Mann hervorragte, den sie alle ehrfurchtsvoll begrüßten. «Triumph!» sprach der Knabe am Boden laut, «der Ungläubige hat überwunden: er wird in das Reich des Herrn

eingehn.» Da war mir als wenn ich plötzlich gegen meine Brust den Schlag eines großen Hammers empfände. Ich widerstrebte noch diesem Gefühl, und bezwang es. Der demüthige Gottesdienst der armen Gemeine ward mit Gefang und stillbegeisterter Rede fortgesetzt. Marion sprach Worte des Lebens: es durchdrang alle meine Kräfte, in welchem ungeheuern Irrthum ich bis dahin gewandelt hatte. Alles Zufällige fiel vor mir nieder; es wurde mir vergönnt, den Herrn und die Kraft seiner Wunder in ihrer einfachen Herrlichkeit und in seiner demüthigen Gestalt anzufchauen. War durch Prunk, Legende, falsche Rührung und kunstreiche Erhebung bis dahin mein Gemüth doch nur verfehattet worden, wie prachttvolle Umbänge von Seide und Gold den reinen Strahl des klaren Lichtes nur hemmen und seine Glorie mit falschem Glanze färben. Mein Herz zerknirschte sich, und ward wie Eine Wunde von Schmerz und Rührung; mein Geist wurde zum Kinde. Ganz nahe stand der Höchste neben mir, und reichte mir die blutende Hand, die jetzt wieder von uns Frevlern war durchstoßen worden. Der Blick seines Thränenauges gieng in meinem Geiste auf: da ward alles in mir zornige Wehmuth und freudiger Gram, und in der Bewegung empfand ich wieder einen Schlag; als sich jetzt die Versammlung trennte.

«Was ist Natur?» So hatte ich mich oft gefragt, wenn ich begriffert durch Waldberge und grüne Thäler gefehweift war, vom Morgenhauch magisch verdeckt und erleuchtet, vom frischen Wind durchrauscht, und in der Fülle aller lieblichen Abundungen die uns zu süßen Träumen laden. O mein Vater, nun verstand ich die tiefe Klage in Wald und Berg, im rauschenden Strom: das Wort des Ewigen selbst und sein hohes Mitleid mit uns armen verlornen braufte mir aus

allen Wellen, von jedem Gezweige entgegen. Mit Millionen Zungen gehalten die unendlichen Laubhämme meine träge Säumnifs. In Vergangenheit und Zukunft draug mein Blick. Mein Gedanke war Anbetung, heiligende Andacht mein Gefühl.

Im tiefsten Walde warf ich mich hin, und ließ meinen fließenden Thränen ihren Lauf. Nun ergieng die dritte Mahnung an mich, und ich widerstand ihr nicht länger. In nächstlicher Einfachheit ergoß sich mein ganzes Wesen in Gebet und Lobgefang; wundervoll fanden sich ohne alle Bemühung die seltensten Worte zusammen: wie die Thräne ohne Vorfaß rinnt, wie Welle der Welle im Strom folgt, wie der Wind das unzählige Laub des Waldes erregt, so von einem höhern unsichtbaren Geist getrieben, ward meine Rede Weißagung. Dann war ich erschöpft und wie ein neuer Mensch. Ich kannte mein Gester nicht mehr. Im Spiegel meines Innern sah ein ander Auge mir entgegen als das gewohnte, und doch war dieses nur mein wahrhaftes Selbst.

Bald ruhend, bald wandelnd, kam ich mit der Dämmerung der Frühe in die Gegend von Saue hinüber, im innern Gebirge. Sie kennen, mein Vater, die hohe Lage der dortigen traurigen Landschaft: kein Baum, kein Strauch weit umher; kaum einzelne Grashalme auf dem dürrn weißen Kalkboden, und so weit das Auge reicht, Blöcke Grup-

pen Massen von Kalksteinen in allen Formen, wie Menschen Thiere Häuser, blendend und ermüdend umhergestreut, und dazwischen Kiesgerölle, und etwas tiefer das finstre einsame Städtchen. Hier warf ich mich wieder nieder, und schaute in die wüste Zerstörung hinans und über mir in den dunkelblauen Himmel hinein. Sonderbar wie sich hier mein Gemüth verwirrte. Ich kann es in keinen menschlichen Worten wiedergehen, wie mir plötzlich hier jedes glaubende Gefühl, jeder edle Gedanke unterfaß; wie mir die Schöpfung, die Natur, und das seltsamste Räthsel, der Mensch, mit seinen wunderbaren Kräften und seiner gemeinen Abhängigkeit vom Element, wie toll widersinnig und lächerlich mir alles dieß erschien. Ich konnte mich nicht zähmen: ich mußte unaufhaltsam dem Triebe folgen und mich durch lautes Lachen erleichtern. Da war kein Gott, kein Geist mehr; da war nur Albernheit Wahnwitz und Fratze in allem das kreucht schwimmt und fliegt, am meisten in dieser Kugel, die denkt sinnt und weint, und unterhalb frist und kät. O lassen Sie mich verschweigen, und nicht wieder finden, welche rasende Gebilde meinen Sinn bemeisterten. Vernichtung, todes kaltes Nichtseyn schienen mir einzig würfenswerth und edel. Ich war ganz zerftört, und schwer ward mir der Rückweg zum Leben: aber ich fand ihn endlich mit Hülf des Erbarmenden.'

## FRIEDRICH VON GENTZ.

### AUS DEM SENDSCHREIBEN AN FRIEDRICH WILHELM III.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freye Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr befehrt werden, als wenn er, nicht etwa der Convenienz, sondern den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Befchränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers, kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestät erhabenem Schutze müße alles was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungehindert sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziel dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freye Wahl vorzeichnete. Kein abschreckendes Monopol, kein niedererschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Beforgnisse, keine Einnischung in die Privatindustrie durch unnütze Reglements hindere den Landwirth, den Fabricanten, den Kaufmann aus seinem mit Freyheit hervorgebrachten Product den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll, muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber was Feseln sehent kann nichts so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen. Der Druck der diesen trifft ist nicht bloß schädlich weil er das Gute verhindert, sondern auch weil er unmittelbar

das Biefe befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr seyn. Er gehört zu den veralteten Übeln, worüber zu einer Zeit wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu beforgen ist, nur noch feichte Schwätzer declamieren. Mit der Freyheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was ohne alle Rücksicht auf andere Gründe jedes Gesetz welches Presszwang gebietet ausschließend und peremptorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit Ideen ins Publicum zu bringen ist so groß, daß jede Maßregel die sie befehrt will vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern; und das ist eben das Verderben, daß sie erbittern ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende fogar

rühmlich wird. Die armeligsten Producte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwey Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu seyn scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für 'helle Köpfe' zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu 'Märtyrern der Wahrheit.' Tausend bösertige Insecten, die Ein Sonnenstral der Wahrheit und des Genies verfehucht hätte, schlüpfen sich jetzt, begünstiget von der Finsterniß die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volks, und setzen ihr Gift, als wäre es eine verbotene Kostbarkeit, bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift, die Producte der heßern Schriftsteller, verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also weil der Staat oder die Menschheit dabei interessiert wäre, ob in diesem von Büchern umfluteten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ev. Majestät zu groß sind um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: darum sey Pressfreyheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften die den Character solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, streng verantwortlich seyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widerfacher als die entgegengesetzte, und wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dieß System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten; nie hat es einem solchen geschadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerföterung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor.

Wenn dem Bürger eines Staates alles was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung seiner Kräfte gehört offen steht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geschützt, sein frey gewähltes Gewerbe in ungeörterter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine strenge, unparteyische, durch keinen Eingriff der Willkür gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie seines Eigenthums und die beruhigende Aussicht gewährt daß nie einer seiner Mithürger mächtiger seyn wird als die Gesetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundfätzen geordnete, ohne Druck und Clivane erhobene Abgaben ihm nur so viel von seinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich ist, und eine weise und gewissenhafte Administration die zweckmäßige Verwendung seiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverstandene Einschränkungen ihn hindern seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, sein Vermögen nach eigner Neigung und Einsicht, nach der Idee die er selbst von seinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdieß seine Gedanken über alles was ihn umgiebt vortragen, und seinen Zeitgenossen sogar seine Irrthümer und seine Grillen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit das, was noch in der Organisation des Staates fehlerhaft seyn möchte, zu verbessern durch Thaten darlegt: dann ist alles erschöpft was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft suchte. Die Vereinigung dieser Güter, aber auch nur die Vereinigung derselben, füllt die ganze Sphäre der Wünsche und Erwartungen eines vernünftigen Wesens aus. Die, welche lehren möchten daß es mit 'etwas weniger' gethan sey, sind geheime Bundesgenossen oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, ist ein Feind der Ordnung, des Friedens, der müh-

fam erworbenen Schätze einer langen Cultur; ein Feind der fortfortschreitenden Vervollkommnung des Menschen; ein Feind Ew. Majestät und des Vaterlandes.

Der Inbegriff dieser Güter ist die bürgerliche Freyheit, die unter einer monarchischen Verfassung bis zu ihrer höchsten Reife gedeihen kann. Was jenseits derselben liegt, davon trennen uns furchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller sittlichen Grundsätze, ein wüster Schauplatz von Trümmern Thronen und Blut. Mehr als ein unglückliches Volk ist vor unsern Augen in diesen hodenlosen Schlund gestürzt, und hat mit einer Masse von Elend

worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler seiner Regierung oder die Schuld seiner eignen Thorheiten gebüßt. Vor diesem letzten und größten aller Übel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Beforgniß fern; ein unumwölktter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weit verbreiteten Gährung unberührt, in einem rings umher tohenden Sturme aufrecht zu bleiben ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dieß stille Glück bewirkt, dieß stille Glück bewahrt zu haben wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königs seyn.

---

## ALEXANDER VON HUMBOLDT

### ÜBER DIE STEPPEN UND WUESTEN.

---

Am Fuße des hohen Granitrückens welcher im Jugendalter unseres Planeten bei Bildung des antillischen Meerbusens dem Einbruch der Waßer getrotzt hat, beginnt eine weite unabherrschbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pifangstämme sich spiegeln, wenn man die Fluren welche mit dem zarten Grün des thaitischen Zuckersehilles prangen, oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die, scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein

Hügel, keine Klippe erhebt sich infelförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweyhundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar heher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Ersehnung, gleichsam im Geist der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täufchung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raschen Aufsteigen und Nieder sinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küsten-

lofen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeres spiegels, in dem die leichtbewegliche, faust aufschäumende Welle sich kräufelt. Todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana, von den Schneebergen von Merida, an deren Abhänge der Natrum-See Urao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbefuchten Quellen des Guaviare oder bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker im Spiel ihrer regfamen Phantasie den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft in gleicher Breite, als ununterbrochen bis an die Magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonasflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des LaPlata-Stromes begrenzt wird. Die Andes-Kette von Cochabamba und die brasilianische Berggruppe fenden zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hylæa des Amazonasflusses mit den Pampas von Buenos Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreymal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß

sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüshe begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der Casuar-ähuliche Tonyou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwildeter Hunde, welche gefellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgerig den Menschen anfallen, für dessen Verteidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Zahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Süd-america, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet wie das libische Sandmeer, bald eine Grasflur wie die hohe Steppe von Mittel-Asien.

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet: aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des Neuen Continents unbekannt. Keiner der americanischen Völkerstämme wußte die Vortheile zu benutzen welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Zwey Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von West-Canada, in Quivira, wie um die colossalen Trümmer der Azteken-Burg, welche, ein americanisches Palmyra, sich verlaßen in der Einöde am Gyla-Flusse erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Californien umher. Der südlichen Halbinsel sind die kamelartigen Vicunnas, die Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freyheit bewahrt. Genuß von Milch und Kase ist wie der Besitz und die Cultur mehrreicher Grasarten ein characteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Blich demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden sesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Americas unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntheit selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppe. Desto freyer haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frey, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenae und dem riesenfämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Anhang fehlender Gewächse drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirfche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdischen Haken in seiner Höhle aufschrecken, Heerden trager Chiguire, sehen gestreifte Viverren, welche die Luft verpestet, der große ungemähnte Löwe, buntgefleckte Jaguars (hier Tiger genannt), die den jungen selbst-erlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen: diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohne dieß nach indischer Art die vegetabilische Nahrung vorziehen, sesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme (Mauritia) zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm um in der Regenzeit, wenn das Delta überfluthet ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage führen die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Fluße vorüberfährt sieht die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, vom Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freystatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Stylieten leiten wird.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blütenseide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzenmetamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches wie das Mehl der Jatropha-Wurzel in dünnen brotartigen Scheiben gedörret wird. Der gegohrte Saft des Baums ist der süße berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben wie Pifang und fast alle Früchte der Tropenwelt eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes oder früher, im mehreihen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung, gleich dem Insekt das auf einzelne Blüthenheile beschränkt ist, die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gesesselt.

Seit der Entdeckung des Neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um das Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern sind hier und da Städte an den Steppenflüssen

erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermesslichen Raume begonnen. Tagereifen von einander entfernt, liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Stral der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klast der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht electrischgeladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer führet. Ein trübes strohfarbiges Halblight wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die veredete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere  $\frac{1}{2}$  durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Crocodil und die Boaschlange, tief vergraben im trocknen Letten. Überall verkün-

digt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürftenden im Spiele des gebogenen Lichtstrals das Trugbild des wellenschlagenden Wasserpiegels. In dicke Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halbe gegen den Wind aufschauend um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms in die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vierrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachelichten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlagt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern, und den kühlen Distelfaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos: denn oft sieht man Thiere welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheure Fledermäuse fangen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos Hippoboscen und eine Schaar stechender Insecten sich ansteden. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das



tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lechter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der faulle phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gesteine des Adlers und des Schlangentragers leuchten mit zitterndem, milder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über dem Zenith aus. Den helebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielspitzigem Pappalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgefang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hoch-auffchießenden Grafe versteckt sich der schön gefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulcane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft gefehleudert. Wer des Anblicks kundig ist schieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserfahle oder ein gepanzertes Crocodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erwecket.

Schwellen nun allmählig die Flüße welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die

Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem waßerleeren staubigen Boden vor Durft verchmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermessliches Binnenwaßer. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche infelförmig über dem See Spiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrippe, die sich über dem braungefärbten gährenden Waßer erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Crocodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanz zerfchmettert, und verchlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder die, dem Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschläpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkürlich den ersten Beobachter an die Biegsamkeit mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Ross dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt, vom Gauges bis an den Plafstrom, von der africanischen Meereshöhe bis zur Gebirgsebene des Antifana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Stral der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bieren und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstrieche von den Angriffen der Tiger und der Crocodile bedroht.

Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein stellen den südamericanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera

und Raftro find mit zahllofen electricfen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erfchütternde Kraft nach Willkür ausfendet. Diefe Gymnoten haben fünf bis fechs Fuß Länge. Sie find mächtig genug die größten Thiere zu tödten, wenn fie ihre nervereichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritueu mußte einft verändert werden, weil fie fich in folcher Menge in einem Flüschen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhr ertranfen. Auch fliehen alle andere Fifche die Nahe diefer furchtbaren Aale. Selbst den Angeluden am hohen Ufer fehrecken fie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erfchütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht electricfes Feuer tief aus dem Schooß der Gewäßer aus.

Ein malerifches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fifche zum Angriff reizt. Schlangentartig ficht man fie auf dem Waßer schwimmen, und fich verfehlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diefen erliegen viele unter der Stärke unfichtbarer Schläge. Mit gefträubter Mähne, fehnaubend, wilde Angft im funkelnden

Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit laugen Bambusstäben bewaffnet, treiben fie in die Mitte der Lache zurück.

5 Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen fich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer laugen Ruhe und einer reichlichen Nahrung um zu fammeln was fie an galvanifcher Kraft verfhwendet haben. 10 Schwächer und fehvächer erfchüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräufch der ftampfenden Pferde erfchreckt, nahen fie fich furchtſam dem Ufer, wo fie durch Harpune verwundet, und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden. 15

Dieß ift der wunderbare Kampf der Pferde und Fifche. Was unfichtbar die lebendige Waße diefer Waßerbewohner ift; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt; was Eifen an Eifen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des getheilten Lichtſtrals, fließt aus Einer Quelle; alles fehmilzt in Eine ewige allverbreitete Kraft zufammen.

30 . . . . .

## JACOB GÖRRES.

### AUS DEN DEUTSCHEN VOLKSBUECHERN.

DES DURCH DIE GANZE WELT BERUFENEN ERZ-SCHWARZKÜNSTLERS UND ZAUBERERS D. J. FAUSTS MIT DEM TEUFEL AUFGERICHTETES BÜNDNISS, ABENTHEUERLICHER LEBENSVADEL, UND MIT SCHRECKEN GENOMMENES ENDE. CÖLN AM RHEIN UND NÜRNBERG.

Daß Satans Reich groß und mächtig auf Erden sey, hatte man frühe schon verstanden. Was oben am dunkeln Himmel glänzte 10 blinkte strahlte, das war den Menschen wohl befreundet und ehrwürdig, aber nicht grauenvoll, schreckhaft: was aber der Erde dunkler Schooß verbarg, was im Erdbelien ihn durchzuckte, was aus geborstenen Rißen 15 dunstig schwefellammig Seuchen-verbreitend sich ergoß, das war ihnen unheimlich verdächtig grauenhaft: da schien ihnen kein Stern herauf; finsterner und immer finsterner wurde die Finsterniß, je tiefer sich die Phantasie in den Abgrund hinabverfenkte, bis endlich die gefehreckte selbst erstarrete, und unten, ganz unten die Nacht in schwarzen Klumpen geraun; und in dem Abgrund, den nimmer des fernen Himmels Morgenroth 25 erreichte, da brannte der Hölle Pfuhl, da lag der alte Lindwurm mit allen Erdenübeln und schlief, so lange der Sonne Licht der Erde Oberfläche befeheint, und die Gemeinde gottfelig fromm vor den Altären 30 kniet; wenn aber die Nacht die Erde nicht mehr mit Himmelslichte tränkt, wenn der Kerzen Schein am Altar erlischt, wenn der Hölle Reich dann weiter wird und freyer, wenn die Lebenden schlafen, die Todten aber wachen 35

und wandeln: dann fendet der grimme Wurm die junge Brut hinaus auf Raub und Nahrung, und durch die Lüfte streift dann das Gezücht, und die Werke der Finsterniß treiben, die treten dann auf den Kreuzwegen in ihren Zauberkreifen mit ihnen in Verkehr, und die ungethümen Kinder der Lüge helfen ihnen Unheil und Böses schaffen. Denn die Fürsten des Himmels, hat man gefchloßen, die Sterne, sind an der Astrologen Kreife festgebunden: der Menschen Geist vermag so gleicher Weise durch nigromantischen Zauber die Fürsten der Finsterniß in gleiche Kreife einzubannen, daß sie ihm Rede stehen, daß sie die arge, aber übermenfchliche Kraft zu seinem Dienst verwenden, daß sie die Geheimnisse und die Schätze der dunkeln Nacht ihm öffnen, daß sie die Naturkräfte ihm dienstbar machen, und ihn durch ihre Macht zum Erdenfürsten erheben, dafür daß er sich selbst und den irdischen Leib ihnen erb- und eigenthümlich verschreibt. Das ist daher das Wesen der Magie, ein furchtbarer Bann, der hinunter in der Erde Abgrund reicht; und wenn des Menschen Thun die Schranken des Irdischen verläßt, wenn er in seinem Treiben sich in sich selber scheidet, und himmelan die Flamme der frommen Gottfeligkeit schlaget, und endliche Menschen zu Heiligen des Himmels sich verklären, dann muß in der Scheidung der Gegenfatz notwendig sich ebenfalls mit hervordrängen: während die einfältige schuldlose Gottesfurcht in stiller Hingebung des Himmels Reich

gewinnt, muß der kecke übermüthige Trotz der Hölle Pforten stürmen; dort wird irdische Mühseligkeit mit himmlischer Glorie dann vergolten, hier irdische Wohlfahrt mit ewiger Höllenqual gebüßt. Daher ist die Magie mit ihrer ganzen Encyclopædie der Goëtie Necromantie Necyomantie Anthropomantie Eiconomantie Gastromantie Catoptromantie Onciromantie Hydromantie Geomantie Pyromantie Capnomantie Ichthyomantie Tephromantie<sup>\*)</sup>, mit allen ihren Künften und Zauherformeln und Beschwörungen, mit ihren Kreisen und Sprüchen durchaus ein descendenter religiöser Cultus: gottlos schwört das Menschenkind den Himmel ab, und mildthätig nimmt die Hölle ihn dafür zum Heiligen auf.

Das war der consequente Volksglauben der Zeit, die in religiöser Genialität so viele Selige dem Himmelreiche eingehoren hat: er hat auch diesen Fault geboren, der zwar als ein Product der jüngeren Zeit erscheint, von dem aber die Propheten der vergangenen Alter wie von einem noch kommenden geweisagt hatten. Eben so ist hauptsächlich auch von ihm, als die religiöse Genialität in eine poetische sich verlor, jenes neue unendliche Object der Kunst ausgegangen, an dem sie in den neueren Zeiten so vielfältig sich versucht, die Darstellung des Teufels nämlich. Das Zerrißene, Grundboese in plastischen Umrißen, also in Harmonie darzustellen; das durch seine innere falsche Natur immerfort verzerrte zur Ordnung und Einheit zusammenzuzwingen; das Mißverhältniß selbst in Verhältnisse einzuschließen, und der absoluten Verlogenheit

doch eine Kunstwahrheit zu leihen: das ist die schwer zu lösende Aufgabe; gleichsam als ob man freßendes Gift bereiten sollte in einem Becher der seine Berührung scheut und davon in Stücke zerpringt. Durchaus fällt daher das Problem jenseits der Grenzen der eigentlichen Kunstschönheit hinaus: gerade der negative Gegenfatz alles Schönen muß sich in ihm bilden, und ein vollendeter Teufel kann uns unmöglich Liebe abgewinnen: er kann nur auf unsern Haß Anspruch machen; teuflisch müßen wir ihn selbst erblicken, und teuflisch uns an ihm freuen, und dieß Erwecken unserer Teufelhaftigkeit durch die äußere kann allein die Genialität des Werkes constituieren. Indem wir aber uns an ihm ergötzen, haben wir selbst gleichfalls gewissermaßen schon einen Bund mit ihm geschlossen: Faults Sympathie mit ihm war eine gleiche, nur enger; er lebte mit ihm gleichsam in einer umgekehrten Ehe, der nicht Liebe, sondern Feindseligkeit zum Grunde lag, und die daher mit der Vernichtung des schwächeren Geistes endete.

Das Volksbuch über den D. Fault ist Auszug eines größeren Werkes unter dem Titel 'Erfter Theil der wahrhaftigen Historien von den grewlichen und abfchewlichen Sünden und Lastern, auch von vielen wunderbarlichen und selzamen Ebentheuern, so D. Johannes Faustus, ein weitberuffener Schwarzkünstler und Erzzauberer, durch seine Schwarzkunst bis an seinen erschrecklichen End hat getrieben. Mit nothwendigen Erinnerungen und schönen Exempeln, menniglichem zur Lehr und Warnung außgetrichen und erklehret durch G. R. Widman. Gedruckt zu Hamburg 1599.' 4. Zweyter Theil. Dritter Theil. Früher, wie man glaubt, schon 1587. 8. Berlin herausgekommen. Daß Fault gegen das Ende des fünf-

\*) Eiconomantie — Catoptromantie Onciromantie — Ichthyomantie Tephromantie] bei Görres Leonomantie — Capromantie Onomantie — Ichthyomantie Tephromantie.

zehnten und den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wirklich existiert habe geht aus einer Menge historischer Zeugnisse von Augenzeugen, die ihn gesehen zu haben versichern, hervor. Er lebte gleichzeitig mit Paracelsus, und war, wie es scheint, Freund von ihm und dem gleich berücktigten Cornelius Agrippa. Melancthon gedenkt seiner in seinen Briefen, und eben so Konrad Gesner, als seines Zeitgenossen. Manlius in seinen *Collectaneis Lacorum communium* sagt von ihm p. 38 *«Novi quendam nomine Faustum de Kundling, quod est parvum oppidum patrie nostrae vicinum.»* Widman führt in der Einleitung mehrere Äußerungen Luthers über ihn an, und sagt dabei am Ende *«Diese und andere mehr kurzweilige und fröhlich erzählte Gespräche hab ich aus einem besondern Schreiben, so mir bekannt, wollen erzählen.»* Aus allen diesen Zeugnissen, obgleich sie sich häufig, sogar in Rücksicht auf sein eigentliches Vaterland, widersprechen, geht so viel hervor, daß er, als historische Person angesehen, als ein pflügiger, verschlagener, seinem Jahrhundert imponirender, vielleicht auch in geistiger Bildung und technischer Geschicklichkeit wirklich überlegener Mensch erscheint, der besonders seine Wichtigkeit eben durch sein Zeitalter erhielt. Indem nämlich die Reformation den erschlafenen religiösen Sinn wieder aufs Neue weckte, konnte dieser bei dem durchhin nüchternen nordischen Character der sie bezeichnete unmöglich in glühender Andacht sich in religiöse Transcendenz verlieren: sie mochte lieber polemisch hervorbrechen, und den Gegensatz des Heiligen dem öfentlichen Abscheu hingeben; wie sie überhaupt den ältern Cultus als einen gleich negativ geworden dargestellt und dem gleichen Abscheu preisgegeben hatte. So erscheint Faust

daher in der Geschichte gleichsam als der allgemeine Repräsentant der ganzen schwarzkünstlerischen zauberischen Tendenzen, die durch alle Jahrhunderte durchgegangen waren, jetzt aber an der Gränze, wo das einige Ganze der Religion schifmatisch in sich selbst zerfiel, und Haß und Feindschaft in den getrennten Gegenfätzen erwuchs, endlich ihren gemeinschaftlichen Sammelpunct in einem Manne fanden der bei seinen vielfältigen Reisen in mannigfaltige Berührung mit allen Classen des Volks gekommen war, und überall sich der Gemeinschaft mit dem Bösen rühmte. Schon in den frühesten Zeiten trug sich das Volk mit ähnlichen Erzählungen von Teufelsbannungen, wie sie im Faust sich finden. Außerdem, daß das ganze Hexenwesen unmittelbar damit zusammenhieng, in dem durchaus die mystische Verzückung, aber nicht in die Seligkeiten des Himmels, sondern in den Abgrund der Hölle, auf den Blocksberg oder unter das Hochgericht, wiederkehrte, hatte das Volk zu allen Zeiten Menschen die es im Bunde mit dem Teufel glaubte. Zoroaster Democrit Empedocles Apollonius waren in den älteren Zeiten diesem Urtheil nicht entgangen, und in der neuern Zeit mußten Raimund Lullius, Arnold von Villeneuve, Albertus Magnus, Johann Tritheim, H. Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus, Hieronymus Cardanus der Reihe nach diesem Verdachte sich preis geben. Zoroaster, nachdem er viele Bücher von der Zauberey geschrieben, und sich zum Könige durch seine Kunst emporgeschwungen, wurde vom Teufel erfauft. Robert der Teufel, Herzog der Normandie, im Jahr 768, vermochte in alle Thiergestalten sich zu verwandeln; er that drey Jahre Buße: doch nahm ihn am Ende der Teufel, führte ihn in die Luft, und ließ ihn herabfallen, daß er zerfchmet-

terte. Baian, Fürst in Bulgarien, zu Lothars Zeiten, übte auf gleiche Weise Zauberkünfte; am Ende flüchtete er sich nach Rom; der Pabst legte ihm St. Peters Ketten an: allein der Teufel erwürgte ihn nichts desto weniger. So hatte gleichermaßen der kriegerische Pabst Silvester der Zweyte, der Mathematiker, einen Bund mit dem Teufel, der in Gestalt eines schwarzen zottichten Hundes ihn begleitete, und ihn nach Verlauf seiner Zeit aus der Kirche nahm. So Johann XIII. XIX. XX. XXI; so legte man Gregor VII. einen Zauber Spiegel bei; er hatte dem Teufel den Caelibat angelobt, und er nahm ihn in Gestalt eines schwarzen Mohren. Benedict IX. hatte sieben Stück gefehrvorne Geister in einem Zuckerglase; Paul II. verschrieb sich mit Blut aus seinem Daumen dem Teufel in Gestalt eines grauen Mäuleins, war reich wie kein Pabst, führte ein greulich Leben, und als seine Zeit um war, nahm ihn Satanas von der Seite seiner Conubine weg. So hatte jedes Zeitalter gewissermaßen seinen Faust; von jedem wußten die Zeitgenossen irgend etwas Übermenfchliches beizubringen, das nur als Emanation des Biefen ihnen begreiflich würde: alle diese Einzelheiten fammelten sich endlich in dem wahren und dem letzten Faust, der als der Heermeister aller vorhergegangenen Zauberer sich an ihre Spitze stellte, und alles vollbrachte was diese gekonnt, und noch Mehreres. Faust ist daher gewissermaßen mehr Buch als Person: alles was von seinen Zauberkünften die Geschichte seines Lebens erzählt, ist früher viele Jahrhunderte schon als Tradition im Volke umgelaufen, und Fausts Bildniß war gleichsam das Siegel nur was man auf die Sammlung Aller gedrückt. Wirklich ist kaum irgend ein Factum in Fausts Leben das sich nicht mit einer früheren gleichlautenden Tradition

belegen ließe. Wie Faust den Kaiser Maximilian, so bewirthete Albertus Magnus im Jahre 1248 in dieser Sage den Kaiser Wilhelm zu Köln um Weihnachten, wo Alles von Froste starrete, in einem grünen Garten mit belaubten Bäumen, die alle blühten beim Gefang der Nachtigallen. Als ein andermal ein Fürst von ihm Auftern verlangte, klopfte er nur ans Fenster: da reichte gleich jemand eine Schüssel voll dar, auf welcher die französischen Lilien gestochen waren. Da man deshalb nachfragte, war zur selbigen Zeit eine Schüssel mit Auftern in des Königs Küche weggekommen (Therfander). Auch diese Sage ist in den Faust aufgenommen. Vom Erlolfs. Abt von Fulda, erzählte man auf gleiche Weise wie er Speise nach Belieben herbeizufchaffen wüßte, und Wein jeder Art aus hölzernen Pflöcken auszuzapfen verstünde. Die Erzählung von den vier Gauklern zu Frankfurt die sich enthaupten ließen, ist gleichfalls eine sehr alte Sage: sie wurde schon vom Simon Magnus erzählt, und eben so vom Johannes Teutonicus, Domherr zu Halberstadt um 1271, der einen seiner besoffenen Cumpane auf seiner Stube enthauptete, den Kopf auf der Schüssel den Übrigen herunterbrachte, und wie diese nun bestürzt heraufgelaufen waren, und den Rumpf gesehen und die Stube voller Blut gefunden hatten, da trafen sie den Getödteten gesund und munter unten wieder am Tische sitzen. Dasselbe erzählt Hondorf in seinem *Theat. hist.* p. 188, wie Anno 1272 ein zauberischer Gaukler aus den Niederlanden gen Kreuznach gekommen sey: der habe auf öffentlichem Markte seinem Knechte den Kopf abgehauen, und nachdem der Körper eine halbe Stunde auf der Erde gelegen, habe er ihn denselben wieder aufgesetzt. Er fuhr auch mit den Hunden in der Luft herum, und machte ein Geschrey

dabei als wenn er auf die Jagd gieng. Diefelbe Luftjagd, wie auch Faufft ſie vor dem italiſiſchen Abgeſandten veranſtaltete, wurde eben ſo dem Scotus zu Frankfurt, dem Zoroaſter und dem Robert von der Normandie beigelegt. Auch die Mantelfahrt hatte man frühe ſchon von Simon Magus und Andern erzählt. Tentoniens hatte drey Pfrunden, zu Halberſtadt Mainz und Köln; er mußte in der Chriſtnacht an jedem Orte eine Chriſtmeſſe ſingen, und dafür hatte er in ſeinem Schreibſtüblein einen Roßzamm hängen, und wenn er dem Diener ſagte „Jung, nimm den Zaum, geh in den Hof, ſchüttle ihn!“ dann kam alsbald ein Roß hineingelaufen, der Pfaff ſetzte ſich auf, und fuhr damit davon. Daraus wurde die Geſchichte der Pfalzgrafen die gegen Heidelberg fahren, die ſich aber nicht im Volksbuche findet. Die Erzählung von dem Adeliſchen aus Dresden den Faufft auf dem Mantel aus der Türkey abholte, und zu ſeiner Fran zurückbrachte, die ſich eben an einen Andern verheirathen wollte, iſt aus Heinrich dem Löwen genommen. Das Roßtaucherſtück iſt der alte böhmische Schwank von dem Bäcker und den Schweinen. Der Fürſt Baian zauherte ganze Schwadronen Kriegsvolk herbei, wie Faufft als der Ritter von Hard ihn verfolgte; er konnte dabei jede beliebige Geſtalt annehmen. Roger Baco trieb, wie Faufft, Schiffe ſtromaufwärts. Von Paracellus verſichern ſeine Freunde J. Oporin in Baſel und G. Wetter, die auf ſeinen Wanderungen ihn begleiteten, er habe oft den Teufel ſeinen Freund und Gefellen genannt, und zuweilen, berauſcht, um Mitternacht ganze Schwärme böſer Geiſter citirt, und mit ſeinem Degen ſich mit ihnen herumgeſchlagen. Wie Faufft den Alexander vor dem Kaiſer Maximilian citierte, ſo meldet die fran- zöſiſche Chronik wie Robert von der Normandie Karl den Großen durch den Zauber

herbeigerufen habe. Zu der Geſchichte wie Faufft ein Fuder Heu als Salat um einen Löwenpfennig geſeſen, gieng ebenfalls ein Pendant ſchon in früheren Zeiten um, wie nämlich der Abt Erlolfus einem Wirth alle Gerichte weggegeben habe, und am Ende des Wirthes Weib ſelber mit, die jener aber hernach in der Küche wieder unverfehrt, ſo wie die Speiſen in der obern Kammer gefunden habe. Auch die Geſchichte mit dem aufgeſeſenen Wirthsjungen iſt daher kei- neswegs allein ihm eigen. Als Karl IV. mit der hayeriſchen Prinzefſinn Sophie Beilager feyerte, brachte der Braut Herr Vater einen ganzen Wagen voll Schwarzkünſtler mit nach Prag. Da es aber am K. Hofe an ſolchen Leuten auch nicht fehlte, ſo mußten ſie mit einander certieren wer die Kunſt am beſten gelernt hatte. Hier ergriff der böhmische Zauberer Zytho den Meiſter der hayeriſchen, Namens Gonin, ſperrete das Maul auf bis an beide Ohren, und fraß ihn mit Haut und Haaren bis auf die Schuhe; welche, weil ſie ſehr kothig waren, er wieder von ſich ſpie. Hernach ſetzte er ſich über ein großes Gefäß mit Waſer, und gab den verſchlungenen wieder von ſich (Therfander). So ſchlägt daher überall im Faufft die Tradition durch: er hat die alten Zauberer alle um ſich her citirt, und weil er allein noch unter den Lebendigen iſt, darum fährt er für ſie alle auch das Wort. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er ſelbſt ſein eigener Compiler geweſen ſey, und ſich geſammelt habe aus den mannigfaltigen Überlieferungen der Vergangenheit. Widmanns Schrift gründet ſich, wie der Herausgeber ſelber mehrmal ſagt, auf ein Autographum von Faufft, das eines gelehrten alten Doctoris in Leipzig drey Herren Söhne in ſeiner Liberey gefunden und Andern mitgetheilt haben, was er dann weiter aufgeſtützt und mit moralifchen Anmer-

knugen verfehen; wie denn die zehn fehlechten Disputationen Faufts mit dem Teufel über Himmel Hölle Geifter Welt und Teufel ganz von ihm zu feyn feheinen. Es wäre indessen auch nicht unmöglich, daß jenes Autographum von Johann Waiger oder Wagner, Faufts Schüler, fich herfehriebe. Fauft felbft giebt ihm das Zeugniß wie er verfehwiegen fey, und viel beßer Schalkheit in ihm ftecke, dabei mit ziemlichem Verftand begabt; wie er in der Schule bei Bäckern Metzgern und andern Handwerksleuten für ftumm gegolten habe, im Haufe aber fertig redete; dabei Bankert. Er fetzte ihn deswegen zu feinem Erben ein, vermachte ihm alle feine Bücher, und in einer Unterredung vor feinem Tode fagte er ihm ausdrücklich „Dauchen bitte ich dich daß du meine Kunft, Thaten und was ich getrieben habe, nicht offenbareft, dann allererft lang nach meinem Tode: alsdann wolleft du es fleißig aufzeichnen, es zufammenfehreiben und in ein Historien bringen; darzu dir dein Geift und Auerhahn helfen wird: was dir vergeßen ift, das wird er dich wieder erinnern. Dann man wird diefe meine Gefehichte von dir haben wollen.“ Über Wagner felbft erfahien fpäter eben auch wieder eine gleiche Biographie wie die hier von ihm gefoderte unter dem Titel „Des durch feine Zauberkuuft bekannten Chr. Wagner Leben und Thaten. Weyland von Fr. Schotus Tolet, in teutfcher Sprache befchrieben von P. S. M.“ Berlin 1712; fpäteres Machwerk, nachgeftoppelt, und ohne allen innern Werth.

Fauft ift übrigens keineswegs der einzige und ältefte Zauberroman: früher feheint ihm die Schrift vorangegangen zu feyn die Koch anführt „Lucifers mit feiner Gefellfchaft val. Und wie derfelben geift einer fich zu einem Ritter verdingt, und ym wol dienete.“ Bamberg 1493. 4. Eben fo Theophilus, eine Ro-

manze, wo diefer fich mit Leib und Seele dem Teufel verfehreibt um wohlleben zu können, und die Handfchrift in der Hölle dann niedergelegt wird. Am Ende fehließt er jedoch milder tragifch als Fauft damit, daß er die Sünde herent, und Maria ihn aus des Teufels Gewalt befreyt. Aber weit älter noch und in die früheften Jahrhunderte fallend ift die Gefehichte des Zauberers Virgilius. Mir ift nur die holländifche Überfetzung defelben zu Geficht gekommen: *„Een fehone Hiftorie van Virgilius, van zijn Leuen, Doot, ende van zijn wonderlijcke werken, di hy dede by Nigromantien, ende by dat behulpe des Duyvels. T. Amftterdam by H. S. Muller 1552.“* Virgil als Jüngling geräth hier in eine Berghöhle; ein Teufel, der darin gebannt ift bis zum jüngften Tage, wenn ein Menfch ihn nicht befreyt, ruft ihn bei Namen, bittet ihn um Hülfe, und verpricht ihm dafür die Schwarzkuuft zu lehren. Virgil willigt ein, läßt fich unterrichten, und öffnet dem Teufel dann die enge Öffnung in der er eingefperrt ift: diefer fehläpft hervor, und Virgilius ftellt fich erftaunt daß durch diefe enge Loeh die anfchuliche Figur hindurch gekonnt, findet es unmöglich; der Teufel verpricht um ihn zu überzeugen den Durchgang noch einmal vorzunehmen: er drängt fich hinein, und Virgilius fehließt die Öffnung, und verfperrt ihn von neuem. So findet von diefem Fauft der Teufel fich dafmal überliftet. Virgilius geht nun hin mit feiner Kunft, und haut fich zunächft ein Caftell; feine Feinde hetzen den Kaifer gegen ihn auf, daß er ihn belagert: er aber verzaubert die ganze Armee, daß fie alle nicht vorwärts noch rückwärts können; und da ein anderer Nigromant den Bann löft, feine Leute in Schlaf verfetzt, und die Belagerer nun ftürmen, findet V. noch eine ftärkere Befchwörung im Buche, daß Alle



wie sie stehen auf Leitern, Manern, und der Kaiser selbst wie erstarrt bleiben müssen, bis sie sich mit ihm ausöhnen, und er sie wieder löst. Dann baut er einen Pallast, in dessen vier Flügeln man alles hört was in den vier Quartieren von Rom gesprochen wird. Weiter gründete er *Salvatio Romæ*, einen Thurm mit Bildnissen, die nach allen Gegenden die Glocken in den Händen tragen, mit denen jedesmal diejenige läutet, nach deren Weltgegend hin ein Volk die Stadt bedroht. Weiter verfertigt er ein kupfernes Pferd mit einem Reuter von derselben Materie, das Nachts durch die Straßen ritt, und mit einem Flegel alle Diebe tadtete; dann eine Lampe, die immer brannte, bis sie dreyhundert Jahre nach seinem Tode von einem Metallmann erschossen wurde, den er mit gespanntem Bogen dabei gesetzt. Dann legt er sich einen Baumgarten an, worin täglich Früchte reifen, Blumen blühen, unsichtbare Vögel fangen, Quellen rieselten in denen Fische spielten; Alles nur mit einer Luftwand, und doch so beschloßen, daß niemand hineindringen mochte. Er verliebt sich weiterhin in des Sultans Tochter von Babylon, führt sie auf ihre Bitte mehrmal durch die Luft in seinen Baumgarten; der Sultan, der einst ihre nächtliche Abwesenheit bemerkte, und sie Morgens wieder im Bette findet, fragt sie um ihr Abenteuer: sie entdeckt ihm des Meisters Kunnst. Der Sultan gebietet ihr ihm, wenn er wiederkehre, einen Schlaftrank zu geben: sie thut wie er ihr geheißt, und V. wird gefangen, und soll getödtet werden. Da zaubert er dem Sultan den Euphrat auf den Richtplatz, daß er mit seinem ganzen Hofe in ihm schwimmt und zappelt wie die Fische; er selbst aber baut sich eine Luftbrücke, entführt seine Gelichte, und gründet dann Nea-

pel mit einem Thurme darin, auf dem ein Apfel an einer eisernen Kette hängt, und wenn man ihn erschütterte, dann mußte ein Erdbeben die ganze Stadt erschüttern; wenn man ihn aber wegbrach, dann sollte die Stadt versinken. Er stiftete auch Schulen dort, und las selbst Nigromantie, und nachdem er noch viel Anderes vollbracht, wollte er wieder sich verjüngen, und nahm seinen getreuesten Knecht, gieng mit ihm in sein Castell, und gebot ihm ihn in Stücken zu hauen, und alle Gliedmaßen dann, den Kopf zu unterst, das Herz in die Mitte, die Füße zu oberst, in eine Tonne zu legen, über der eine ewige Lampe brannte, und diese dann jeden Tag zu erneuen: nach drey Wochen werde er als Jüngling wieder auferstehen. Der Diener ließ sich mit Mühe nur bereden: nachdem aber der Proceß sieben Tage fortgedauert hatte, vermisst der Kaiser den Meister: er inquiriert auf den Diener, und dieser muß ihn endlich nach vielem Widerstande in das Castell einführen, das Metallriesen mit eisernen Dreßschlegeln bewachen: als man aber dort die Stücke in der Tonne findet, wird der Diener als Mörder umgebracht, und ein nacktes Kind wurde da gesehen, und rief: 'Vermaledeyt sey der Tag wo ihr hergekommen!' und verschwand. Man sieht wie Alles frischer romantischer südlicher als in dem nordischen Fault ist, der mehr gegen das Komische oder das Schreckliche hinneigt. Es ist, wie mehrere Spuren andeuten, italienischen Ursprungs, und entweder unmittelbar von einem Italiener, oder auch wohl von einem Spanier oder Griechen in Italien geschrieben. Mehreres aus dem Romane, wie z. B. die *Salvatio Romæ*, die auch in den *Gestis Romanorum* und den Sieben weisen Meistern vorkömmt, deutet auf einen sehr frühen Ursprung des Werkes, der vielleicht hinter dem zwölften Jahrhundert liegt.

## BEGINN DER EINLEITUNG ZU DEN ALTTEUTSCHEN VOLKS- UND MEISTERLIEDERN.

Unter den verschiedenen merkwürdigen Gegenständen wodurch die gegenwärtige Heidelberger Bibliothek die allgemeine Aufmerksamkeit mit Recht in Anspruch nimmt, hat neben den großen epischen Gefängen die darin aufbewahrte Masse von Liedern die Betrachtung des Herausgebers dieser Blätter besonders auf sich gezogen. Es war zu erwarten, daß zunächst die Volkspoesie hier nicht leer ausgegangen, und daß eine Sammlung die so viele Stimmen alter Zeit in sich aufgenommen, und mitten in dem sangreichen Schwaben entstanden war, sich den frischen muntern Tönen nicht verschlossen haben werde, die unten von der Stadt herauf, aus dem umringenden Walde, in dem die Hirche zahm und heimlich bis an die Thore zästen, von den Ufern des Neckars und der Bergstraße herüber zu den Fenstern des alten Thurmes hereinschlügen, in dem sie früher aufbewahrt wurde. Dann jener zarte milde fuße Minnegefang, jene liebliche Dichtung, die in ihren bunten chromatischen Fortschreitungen bald den May und den Frühling und die Waldfreude jubelnd begrüßt, und mit munterm Harba-harba-lorifa den frohlichen Reigen führt; dann Sanges Hort in Herzens Schrein aufthuend, in reichen Tönen die Geliebte besingt, die besser ist danne gut, mit dem kuslichen Munde und den rosenfarwen Wangen ein wunder wohl gemacht Weib, die, thut sie weh, auch las wieder thut; und wieder mit frohem Leid und klagender Liebe des Winters Gewalt und das risende Laub und die welthuende Noth der Minne klagt, bis sie mit Heinrich

von Morunge -schweigt rechte als ein Stummer, der von seiner Noth nicht gesprochen kann, wann daß er mit der Hand sein Wort denten muß, und fällt nieder und neigt ihr auf den Fuß; dann wieder höher aufsteigend die begrüßt, die mit der Sonnen icht bekleidt, gekronet mit zwölf Sternen klar, und der Schemel ist der Mane; oder in das Land gedingt da Gott viel menschlich inne gieng; überall aber, welches Getene sie immer singe, wie Konrad von Wirzburg von ihr fodert, nicht gelernt, sondern von ihr selb gewachsen und entsprungen, aus dem Herzen klingt im Beginn von Gottes Guant. Es gehen viele Sagen in den Rheinländern von altem Weine, den man vergessen im Schutte alter Burgkeller gefunden, der, weil das Feuer in dem Phlegma durch die lange Zeit sich abgelöschet, in einem milden Oele seine Glut gefangen: diesem ist jene Poesie füglich zu vergleichen; und der geflügelte Wind, der klingend durch Harfe und Laute der alten Meister durchgezogen, hat sein mit Tönen reich getränktes Gefieder vor der Burg der Pfalzgrafen hier geschüttelt, und wie goldne brennende Tropfen sind zahlreiche Lieder von ihm herabgestäubt, die in silbernen Schalen sich gesammelt. Man weiß wie die Liederbuche in denen die Maneben in Zürich, wie Meister Hadloub singt, guten Sang womit man den Frauen wohlgethan ihr Lob kann mehren, niedergelegt, daß ihrem Hofe mochten neigen alle Singere: wie diese Bücher, ehe sie in die Pariser Bibliothek wanderten, geraume Zeit hier aufbehalten wurden, und wie neben ihnen eine

andere kleinere Sammlung sich gerettet. Dazu hat sich dann drittens jener alte Meistergefang gefügt, in dem die Dichterey sich bürgerlich einzünftet, solange im Frieden das Waffenpiel und die Fechtchule, im Kriege die wehrhafte Theilnahme und Selbstthätigkeit den Bürger lebendig und rüftig erhalten, selbst rüftig und lebendig; dann aber, als das Gezeuge, vom Lebensblut verlassen, dorrt, freylich auch in dürrem Laube und welken Blumenkränzen spielte, und wie ein verpöeteter Sangvogel noch einige abgerißene Weifen des alten Schlages in der kalten trüben Zeit versuchte.

Seit ein großes verhängtes Unglück die Zeit aus ihrer Selbstvertiefung und Selbstabgötterey herausgeschreckt, wendet sich, indem sie eine bessere Zukunft zu gründen sucht, mehr und mehr ihr Blick mit Liebe gegen eine ferne Vergangenheit zurück, in der sie ihr besseres Selbst wieder zu erkennen sucht. Nirgend aber spricht dieses Selbst sich in ganzer Eigenthümlichkeit so scharf und klar und gediegenen Gepräges aus als eben in der lyrischen Poesie, die wie Pulsschlag und Athemzug Zeichen und Maas des innersten Lebens ist, und wie der Lichtträger das Licht das er am Tage eingefogen in die Nacht austreut, so die Eigenthümlichkeit jeder Gegenwart in sich aufbewahrt und sie auf die Ferne überträgt. Während die großen epischen Ströme den Character eines ganzen weitumgreifenden Flußgebietes in Zeit und Geschichte spiegeln, sind diese lyrischen Ergüsse die Brunnen und die Quellen die mit ihrem Adernetz das ganze Land durchtränken, und das Geheimniß seiner innersten Eingeweide zu Tage bringen, und in den Liedern sein wärmstes Herzblut ausprudeln. Und wie aus solchen Quellen und Brunnen eben jene großen Ströme zusammenlaufen, so wird die ganze Masse dieser

Dichtungen, deren jede für sich das freye, ja zufällige Erzeugniß einer durchaus eigenthümlichen besondern Stimmung und Begeisterung erseht, im Ganzen als durch ein großes durchgehendes Gesetz der Nothwendigkeit in sich verknüpft und geordnet sich darstellen, und dadurch wieder zu einem epischen Ganzen werden; gerade wie in unzähligen Rückstrahlungen von vielen Wassertropfen sich ein ausgezogenes Sonnenbild im Regenbogen mahlt, das mitten im bewegten Wassertaube allein ruhig und unbeweglich steht. Aus diesem Gesichtspuncte, die Sonne im Rücken, muß die hier gebotene Sammlung betrachtet werden. Es mußte, eben weil es zeitgemäß, sich auch als ein dankbares Geschäft erweisen, alles was sich aus dieser Gemüthswelt nach Rom gerettet, und nun Teutschland zurückgegeben war, mit offenem Sinn und scharfem Auge zu betrachten, und das Erlesenste wieder ins Leben einzuführen. Das ist in dieser Sammlung versucht, die in fünf innerlich wieder organisch gegliederten Abtheilungen die Ausbeute dieses Studiums zusammenstellt, und das innere Leben der Nation durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten an unserm Auge vorüberführt. Zuerst jener Blumenflor von Liebesliedern, die wie ein blühender Frühling an den Eingang treten, und die durchgängig volksmäßig ein ganzes Herz bis zum Grund ausschöpfen, und ihm durch Leid und Lust, in Schwellen und Entleeren, in Erhebung und Niedersteigen durch alle die feinsten Schattierungen seiner Lebensbewegung folgen. Die scherzhaften sodann, in denen allerley Spas und Übermuth sich aufgethan um mit sich selbst und der ernsthaften Welt zu spielen und ihrer würdevollen Breite einen Zeitvertreib abzugewinnen. Weiter eine spärliche Nachlese von Romanzen und Balladen, an denen wir so sehr viel

ärmer als die Engländer und die übrigen Nordischen, weil der lebendige Sagengefang bei uns so viel früher verstummt, und zur rechten Zeit seinen Sammler nicht gefunden. Viertens die historischen Dichtungen, worin was seit den Zeiten der ersten Kreuzzüge die Nation bewegt, wiedertönt, und ihre ganze Geschichte in ihren großen Maffen an uns vorübergeht. Endlich die Ergüsse religiöser Begeisterung und eines frommen Kinderglaubens, die, weil an ihnen Anfang und Ende sich berühren, und in der Gefinnung die sie hervorgebracht aller Streit seine Beruhigung findet, billig an den Schluß des ganzen Unternehmens treten. Es ist nicht zu zweifeln, daß wenn eine ähnliche Sammlung die ganze vorhandne Masse der frühern Volks- und Kunstpoesie der Nation beherrschen könnte, allerdings ein noch weit ge-

diegeneres, mehr vielseitiges und tönereiches Werk aus so reichlichem Stoffe hervorgehen würde: allein die nähere Ansicht wird überzeugen daß schon diese einzige Liberey, in der doch Zufall im Geben und Nehmen so sehr gewürkt, eine nicht zu verachtende Ausbente gegeben, die auf den Gesamtreichthum des Volkes in allen seinen Stämmen und Zeiten leicht schließen läßt. Vieles kann sich keck dem Besten an die Seite setzen was in seiner Art zur Hervorbringung gekommen; und wenn Einiges die Ansprüche strenger Kunstform unbefriedigt läßt, so entschädigt es alsdann doch jedesmal durch irgend ein anderes Interesse, während selbst sein Unzulängliches und sein Abfall vom rechten Ebenmaße in einer historischen Sammlung seine Stelle fordert.

---

## FRIEDRICH DANIEL ERNST SCHLEIERMACHER.

---

### DER MONOLOGEN FÜNFTER.

#### JUGEND UND ALTER.

---

Wie der Uhren Schlag mir die Stunden, der Sonne Lauf mir die Jahre zuzählt: so leb ich, ich weiß es, immer näher dem Tode entgegen. Aber dem Alter auch? dem schwachen stumpfereu Alter auch, worüber Alle so bitter klagen, wenn unvermerkt ihnen verschwunden ist die Luft der frohen Jugend, und der innern Gesundheit und Fülle übermüthiges Gefühl? Warum lassen sie verschwinden die goldene Zeit, und beugen dem

20 selbstgewählten Joch seufzend den Nacken? Auch ich glaubte schon einst, daß nicht länger dem Manne geziemten die Rechte der Jugend; leiser und bedächtig wollte ich einhergehn, und durch der Entfugung weisen Entschluß mich bereiten zur träberren Zeit. 25 Aber es wollten nicht dem Geist die engeren Grenzen genügen, und es gereute mich bald des verkümmerten nüchternen Lebens. Da kehrte auf den ersten Ruf die freundliche

Jugend zurück, und hält mich immer feid-  
dem umfaßt mit fehülzenden Armen. Jezt,  
wenn ich wüßte, daß fie mir entlaehe, wie  
die Zeiten entfliehen, ich ftürzte mich lieber  
bald dem Tode freiwillig entgegen, damit  
nicht die Furcht vor dem ficherem Übel mir  
jegliches Gute bitter vergälte, bis ich mir  
endlich doch durch unfähiges Dafein ein  
fehlechteres Ende verdient.

Doch ich weiß, daß es nicht alfo fein kann:  
denn es foll nicht. Wie? das geiftige Leben,  
das freie, das ungemefene müßte mir eher  
verrinnen als das irdifche, welches beim erften  
Schlage des Herzens fehon die Keime des  
Todes enthielt? Nicht immer follte mir mit  
der vollen gewohnten Kraft aufs Schöne ge-  
richtet die Fantafie fein? nicht immer fo  
leicht der heitere Sinn, und fo rafch zum  
Guten bewegt und liebevoll das Gemüth?  
Bange follt ich horehen den Wellen der  
Zeit, und fehon müffen, wie fie mich ab-  
fehliffen und aushielten, bis ich endlich zer-  
fiel? Sprich doch Herz, wie viele Male  
dürft ich bis das Alles käme noch zählen  
die Zeit, die mir jezt eben verging bei dem  
Jammargedanken? Gleich wenig waren mir,  
wenn ichs abzählen könnte, Taufende oder  
Eins. Daß du ein Thor wärest zu weiffagen  
aus der Zeit auf die Kraft des Geiftes, deffen  
Maaf jene nimmer fein kann! Durchwan-  
deln doch die Gefirne nicht in gleicher Zeit  
daffelbe von ihrer Bahn, fondern ein heheres  
Maaf muß du fuchen um ihren Lauf zu ver-  
ftehn: und der Geift follte dürftigern Ge-  
fezen folgen als fie? Auch folgt er nicht.  
Frühe fuchte Manchen das Alter heim, das  
mürrifche dürftige hofungslofe, und ein  
feindlicher Geift bricht ihm ab die Blüte  
der Jugend, wenn fie kaum fich aufgethan;  
lange bleibt Andern der Muth, und das weiße  
Haupt heben noch und fehmlükken Feuer des  
Auges und des Mundes freundliches Lächeln.

Warnu foll ich nicht länger noch, als der  
am längften daftand in der Fülle des Lebens,  
mir im glüklichen Kampf abwehren den ver-  
borgenen Tod? Warnu nicht ohne die Jahre  
zu zählen und des Körpers Verwittren zu  
fehon, durch des Willens Kraft fefthalten  
bis an den lezten Athemzug die geliebte  
Göttin der Jugend? Was denn foll diesen  
Unterfehied machen, wenn es der Wille nicht  
ift? Hat etwa der Geift fein beftimmtes  
Maaf und Größe, daß er fich ausgehen kann  
und erfchöpfen? Nutzt fich ab feine Kraft  
durch die That, und verliert etwas bei jeder  
Bewegung? Die des Lebens fich lange freuen,  
find es nur die Geizigen, welche wenig ge-  
handelt haben? Dann träfe Schande und  
Verachtung jedes frohe und frifche Alter:  
denn Verachtung verdient, wer Geiz übt in  
der Jugend.

Wäre fo des Menschen Loos und Maaf:  
dann mücht ich lieber zufammendrängen was  
der Geift vermag in engen Raum; kurz möchte  
ich leben um jung zu fein und frifch, fo  
lange es währt! Was hilfts die Stralen des  
Lichts dünn ausgießen über die grofe Fläche?  
es offenbart fich nicht die Kraft und richtet  
nichts aus. Was hilft Haushalten mit dem  
Handeln, und Ausdehnen in die Länge, wenn  
du fehvächen muß den innern Gehalt, wenn  
doch am Ende deß nicht mehr ift, was du ge-  
habt haft? Lieber gefpendet in wenig Jahren  
das Leben in glänzender Verfehwendung,  
daß du dich freuen könnest deiner Kraft,  
und überfehen was du gewesen bift. Aber  
es ift nicht fo unfer Loos und Maaf; es  
vermag nicht folch irdifch Gefez unter feine  
Formeln zu bannen den Geift. Woran follte  
fich brechen feine Gewalt? was verliert  
er von feinem Wefen, wenn er handelt und  
fich mittheilt? was giebt das ihn verzehrt?  
Klarer und reicher fühl ich mich jez nach  
jedem Handeln, ftärker und gefunder: denn

bei jeder That eigne ich etwas mir an von dem gemeinschaftlichen Nahrungstoffe der Menschheit, und wachsend bestimmt sich genauer meine Gestalt. Ifts nur so, weil ich jetzt noch in die Höhe des Lebens hinaufsteige? wol; aber wann kehrt sich denn plötzlich um das seltsame Verhältniß? wann lang ich an durch die That nicht zu werden sondern zu vergehen? und wie wird sich mir verkünden die große Verwandlung? Kommt sie, so muß ich sie erkennen; und erkenne ich sie, so ist mir lieber der Tod, als in langem Elend anzusehn an mir selbst der Menschheit nichtiges Wesen.

Ein selbstgeschaffnes Übel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft; ein leeres Vorurtheil ist das Alter, die schneude Furcht vor dem trüben Wahn, daß der Geist abhängt vom Körper! Aber ich kenne den Wahn, und es soll mir nicht seine schlechte Frucht das gesunde Leben vergiften. Bewohnt denn der Geist die Faser des Fleisches, oder ist er eins mit ihr, daß auch er un gelenk zur Mumie wird, wenn diese verknöchert? Dem Körper bleibe was sein ist. Stumpfen die Sinne sich ab, werden schwächer die Bilder von den Bildern der Welt: so muß wol auch stumpfer werden die Erinnerung, und schwächer manches Wohlgefallen und manche Lust. Aber ist dies das Leben des Geistes? dies die Jugend, deren Ewigkeit ich anbetete? Wie lange war ich schon des Alters Sklave, wenn dies den Geist zu schwächen vermöchte! Wie lange hätte ich schon der schönen Jugend das letzte Lebewol zugerufen! Aber was noch nie mich gestört hat im kräftigen Leben, soll es auch nimmer vermögen. Wozu denn haben Andere neben mir besseren Leib und schärfere Sinne? werden sie mir nicht immer gewärtig sein zum liebreichen Dienste wie jetzt? Daß ich trauern sollte über des Leibes Verfall, wäre mein

letztes! was kümmert er mich? Und welches Unglück wird es denn sein, wenn ich nun vergesse was gestern geschah? Sind eines Tages kleine Begebenheiten meine Welt? oder die Vorstellungen des Einzelnen und Wirklichen ans dem engen Kreise den des Körpers Gegenwart umfaßt, die ganze Sphäre meines innern Lebens? Wer so in niedrigem Sinn die höhere Bestimmung verkennt, wenn die Jugend nur lieb war, weil sie dieses besser gewährt, der klage mit Recht über das Elend des Alters! Aber wer wagt es zu behaupten, daß auch die Kraft und Fülle der großen heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhängt vom Körper, und der Sinn für die wahre Welt von der äußeren Glieder Gebrauch? Brauch ich um anzusehn die Menschheit das Auge, dessen Nerve sich jetzt schon abstumpft in der Mitte des Lebens? Oder muß, auf daß ich lieben könne, die es werth sind, das Blut, das jetzt schon langsam fließt, sich in rascherem Lauf drängen durch die engen Kanäle? Oder hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder der Muth am Gefühl der Gesundheit? Es betrügt ja doch, die es haben; in kleinen Winkeln verbirgt sich der Tod, und springt auf einmal hervor, und umfaßt sie mit spottendem Gelächter. Was schadets denn, wenn ich schon weiß, wo er wohnt? Oder vermag der wiederholte Schmerz, vermögen die mancherlei Leiden niederzudrücken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem innersten eigensten Handeln? Ihnen widerstehn ist ja auch sein Handeln, und auch sie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor ins Bewußtsein. Dem Geist kann kein Übel sein, was sein Handeln nur ändert.

Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen: was mich jetzt

erfreut, foll mich immer erfreuen; stark foll mir bleiben der Wille und lebendig die Fantafie, und nichts foll mir entreißen den Zauberküffel, der die geheimnißvollen Thore der höhern Welt mir öfnet, und nimmer foll mir verlüfchen das Feuer der Liebe. Ich will nicht fehn die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Dafeyns nicht trifft, und ewige Jugend fehwer ich mir felbft.

Doch verstoß ich auch nicht mit dem Schlechten das Gute? Ist denn das Alter, entgegengeftellt der Jugend, nur Schwäche? Was verehren denn die Menfchen an den greifen Häuptern, auch an denen die keine Spur haben von der ewigen Jugend, der fhönften Frucht der Freiheit? Ach oft ist es nichts, als daß die Luft, die fie einathmeten, und das Leben, das fie führten, wie ein Keller war, worin ein Leichnam fich länger erhält ohne die Verwesung zu fehen, und dann verehrt fie als heilige Leiber das Volk. Wie das Gewächs des Weinftocks ist ihnen der Geift, von dem fie glauben, fei es auch fehlechter Natur, es werde doch beffer und höher gefehätzt, wenn es alt wird. Doch nein! fie reden gar viel von den eigenen Tugenden der höhern Jahre, von der nüchternen Weisheit, von der kalten Befonnenheit, von der Fülle der Erfahrung, und von der bewunderungslofen gelaffenen Vollendung in der Kenntniß der bunten Welt. Nur der Menfchheit vergängliche Blüte fei die reizende Jugend; aber die reife Frucht fei das Alter, und was diefes dem Geifte bringt. Dann fei erft aufs höchfte geläutert durch Luft und Sonne der Geift, dann in Reife verfprechender Gefalt vollendet und zum köftlichen Genuß für die Verftändigen bereitet das Innerfte der menfchlichen Natur. O der würdigen Barbaren,

die nicht das fhönere Klima kennen, wo zugleich glänzt die Frucht und die Blüte, und in reichem Wettreifer immer beide fich vereinigen! Ist denn die Erde fo kalt und unfreundlich, daß der Geift fich nicht zu diefer höhern Schönheit und Vollendung erheben dürfte? Wol befizt nicht Jeder Alles fehene und gute; aber unter die Menfchen find die Gaben vertheilt, nicht unter die Zeiten. Ein ander Gewächs ist Jeder; aber wie er ist, kann er blühen zugleich und Früchte tragen immerdar. Was fich in Demfelben vereinigen kann, das Alles kann derfelbe auch neben einander haben und erhalten, kann es und foll es ja auch.

Wie kommt dem Menfchen die befonnene Weisheit und die reife Erfahrung? wird fie ihm gegeben von oben herab, und ifts höhere Bestimmung, daß er fie nicht eher erhält, als wenn er beweifen kann, daß feine Jugend verblüht ist? Ich fühle, wie ich fie jezt erwerbe; es ist eben der Jugend treibende Kraft und das frifche Leben des Geiftes, was fie hervorbringt. Umfchaun nach allen Seiten; aufnehmen Alles in den innerften Sinn; befiegen einzelner Gefühle Gewalt, daß nicht die Thräne, feis der Freude oder des Kummers, das Auge der Seele trübe und verdunkle feine Bilder; rafch fich von einem zum andern bewegen, und unerfättlich im Handeln auch fremdes Thun noch innerlich nachahmend abbilden: das ist das muntere Leben der Jugend, und eben das ist das Werden der Weisheit und der Erfahrung. Je heveglieher die Fantafie, je fhnelier die Thätigkeit des Geiftes: defto eher wachfen und werden beide. Und wenn fie geworden find, dann follte dem Menfchen nicht mehr ziemen jenes muntere Leben, das fie erzeugt hat? Sind fie denn je vollendet die hohen Tugenden? und wenn fie durch die Jugend und in ihr geworden

find, bedürfen sie nicht immer derselben Kraft um noch mehr zu werden und zu wachsen? Aber mit leerer Heuchelei betrügen sich die Menschen um ihr schönstes Gut, und auf den tiefsten Grund der beschränktesten Unwissenheit ist die Heuchelei gebaut. Der Jugend Beweglichkeit, meinen sie, sei das Treiben dessen der noch sucht, und Suchen zieme nicht mehr dem, der schon an des Lebens Ende steht; er müsse sich schmücken mit weiser Stille, dem verehrten Symbol der Vollendung, mit Ruhe des Herzens, dem Zeichen von der Fülle des Verstandes; so müsse der Mensch einhergehen im Alter, daß er nicht, wenn er noch immer zu suchen scheine, unter dem Gelächter des Spottes über das eitle Unternehmen hinab steigen müsse in den Tod. So jene; aber ihre weise Stille ist nur träge Unbeweglichkeit, und ein leeres ist ihr ruhiges Herz. Nur wer Schlechtes und Gemeines suchte, dem sei es ein Ruhm Alles gefunden zu haben! Unendlich ist, was ich erkennen und besitzen will, und nur in einer unendlichen Reihe des Handelns kann ich mich selbst ganz bestimmen. Von mir soll nie weichen der Sinn, der den Menschen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie gefättigt von dem, was gewesen ist, immer Neuem entgegen geht. Das sei der Ruhm den ich suche, zu wissen, daß unendlich mein Ziel ist, und doch nie still zu stehen im Lauf; zu wissen, daß eine Stelle kommt auf meinem Wege, die mich verfehlt, und doch an mir und um mich nichts zu ändern, wenn ich sie sehe, und doch nicht zu verzögern den Schritt. Darum ziemt es dem Menschen, immer in der sorglosen Heiterkeit der Jugend zu wandeln. Nie werd ich mich alt dünken, bis ich auch fertig wäre; aber nie werd ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Auch kann es nicht

sein, daß des Alters Schöne und der Jugend einander widerstrebe: denn nicht nur wächst in der Jugend, weshalb sie das Alter rühmet; es nährt auch wieder das Alter der Jugend frisches Leben. Besser gedeiht ja, wie Alle sagen, der junge Geist, wenn das reife Alter sich seiner annimmt: so verfehlet sich auch des Menschen eigne innere Jugend, wenn er schon errungen hat, was dem Geiste das Alter gewährt. Schneller überfliehet was da ist der geübte Blick, leichter faßt Jedes wer schon viel ähnliches kennt, und wärmer muß die Liebe sein, die aus einem höhern Grade eigener Bildung hervorgeht. So soll mir bleiben der Jugend Kraft und Genuß bis ans Ende. Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir selbst. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, daß auch dies habe die Fülle, und durchdrungen sei von der belebenden Wärme. Was ist denn worüber sie klagen im Alter? Es sind nicht die notwendigen Folgen der Erfahrung, der Weisheit und der Bildung. Macht der Schatz der bewahrten Gedanken stumpf des Menschen Sinn, daß ihn nicht reizt weder Neues noch Altes? Wird die Weisheit mit ihrem festen Wort zuletzt hanger Zweifel, der jedes Handeln zurükhält? Ist die Bildung ein Verbrennungsgeschäft, das in todte Masse den Geist verwandelt? Was sie klagen ist nur, daß ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend warum fehlt sie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt sei die Vermählung. Jetzt schon sei im starken Gemüthe des Alters Kraft, daß sie Dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend Dich schütze gegen des Alters Schwäche. Wie sie es theilen, soll gar nicht das Leben getheilt sein. Es erniedrigt sich selbst



wer zuerst jung sein will, und dann alt, wer zuerst allein herrschen läßt, was sie rühmen als jugendlichen Sinn, und dann allein folgen, was ihnen der Geist des Alters scheint; es verträgt nicht das Leben diese Trennung seiner Elemente. Ein doppeltes Handeln des Geistes ist es, das vereint sein soll zu jeder Zeit; und das ist die Bildung und die Vollkommenheit, daß beider sich immer inniger bewußt werde der Mensch in ihrer Verschiedenheit, und daß er in Klarheit sondere eines jeden eignes Geschäft.

Für die Pflanze selbst ist das Höchste die Blüte, die seltene Vollendung des eigenthümlichen Daseins; für die Welt ist ihr Höchstes die Frucht, die Hülle für den Keim des künftigen Geschlechtes, das Geschenk was jedes eigene Wesen darbieten muß, daß die fremde Natur es mit sich vereinigen möge. So ist auch für den Menschen das mühere Leben der Jugend das Höchste, und weh ihm, wenn es von ihm weicht; aber die Welt will, er soll alt sein, damit Früchte reifen je eher je lieber. Also ordne dir das Leben einmal für immer. Was allzu spät die Menschen erst das Alter lehrt, wohin gewaltsam in ihren Fesseln die Zeit sie führt, das sei schon jetzt aus des kräftigen Willens freier Wahl deine Weise in Allem was der Welt gehört. Wo die Blüte des Lebens aus freiem Willen eine Frucht ansetzt, da werde sie ein süßer Genuß der Welt; und verborgen liege darin ein befruchteter Keim, der sich einst entwickle zu eigem neuen Leben. Was du der Welt bietest, sei leicht sich ablesende Frucht. Opfre nicht den kleinsten Theil deines Wesens selbst in falscher Großmuth! Laß dir kein Herz ausbrechen, kein Blättchen abplükken, welches Nahrung dir einfaugt aus der umgebenden Welt!

Aber treibe auch nicht zornigen Gemüthes gleich hervor täuschenden Auswuchs, ungestaltet und ungenießbar, wo etwa ein verderbliches Thierchen dich sticht; sondern Alles, was nicht für dich selbst ist Wachstum der Gestalt oder Bildung neuer Organe, das sei wahre Frucht, aus der innern Liebe des Geistes erzeugt, als freie That seines jugendlichen Lebens Denkmal. Hat sie aber eignes Leben gewonnen: so trete sie allmählig hervor aus ihren Umhüllungen; und dann werde sie weiter gebildet nach des äußern Handelns Gesetz. Dann sei Klugheit um sie geschäftig und nüchterne Besonnenheit, daß auch wirklich der Welt zu Gute komme, was freigebig die Liebe ihr zugedacht hat. Dann wage bedachtam Mittel und Zweck, forge und schaue umher mit weiser Furcht, halte zu Rathe Kraft und Arbeit, lege hoch an deine Mühe, und barre geduldig und unverdrossen des glüklichen Augenblicks.

Wehe, wenn die Jugend in mir, die frische Kraft, die Alles zu Boden wirft, was sie einzwängen will, der leichte Sinn, der immer weiter strebt, sich je bemengte mit des Alters Geschäft, und mit schlechtem Erfolg auf dem fremden Gebiete des äußeren Thuns die Kraft verschwendete, die sie dem innern Leben entzöge! So mögen nur die untergehn, die den ganzen Reichthum des Lebens nicht kennen, und also mißverstehend den heiligen Trieb jugendlich sein wollen im äußeren Thun. Im Augenblick soll eine Frucht reifen, wie eine Blüte sich entfaltet in einer Nacht; es drängt ein Entwurf den andern, und keiner gedeiht; und im raschen Wechsel widersprechender Mittel zerstückt sich jedes angefangene Werk. Haben sie so in vergeblichen Versuchen die seltene Hülle des Lebens verschwendet, und nichts gewirkt

noch gethan, wo Wirken und Thun ihr ganzer Zweck war: so verdammen sie den leichten Sinn und das rasche Leben, und es bleibt ihnen allein das Alter zurück, schwach und elend wie es sein muß, wo die Jugend verfehucht und verzehrt ist. Daß sie mir nicht auch fliehe, will ich sie nicht mißbrauchen; sie soll mir nicht dienen auf fremdem Gebiete zu ungehörlichem Geschäft; in den Grenzen ihres Reichs will ich sie halten, daß ihr kein Verderben nahe. Da aber soll sie mir walten jezt und immer in ungestörter Freiheit; und kein Gesez, welches nur dem äußeren Thun gebieten darf, soll mir das innere Leben beschränken.

Alles Handeln in mir und auf mich, das der Welt nicht gehört, und nur mein eigenes Werden ist, trage ewig der Jugend Farbe, und gehe fort nur dem innern Triebe folgend in schöner sorgloser Freude. Laß dir keine Ordnung gebieten, wann du ansehauen sollest oder begreifen, wann in dich hineingehn oder aus dir heraus! fröhlich jedes fremde Gesez verfehucht, und den Gedanken verfehucht, der in tödten Buchstaben vorzeichnen will des Lebens freien Wechsel. Laß dir nicht sagen, dies müsse erst vollendet sein, dann jenes! Gehe weiter wie und wann es dir gefällt mit leichtem Schritt: lebt doch Alles in dir und bleibt was du gehandelt hast, und findest es wieder wenn du zurückkommst. Laß dir nicht hange machen, was wol daraus werden möchte, wenn du jezt dies begönneft oder jenes! Immer wird nichts als du; denn was du wollen kannst, gehört auch in dein Leben. Wolle ja nicht maßig sein im Handeln! Lebe frisch immer fort; keine Kraft geht verloren, als die du ungebraucht in dich zurückdrängst. Wolle ja nicht dies jezt, damit du hernach wollen könntest jenes! Schäume dich, freier Geist,

wenn das eine in dir sollte dienen dem andern; nichts darf Mittel sein in dir, ist ja Eins so viel werth als das Andere, drum was du wirft werde um sein selbst willen.

8 Thierichter Betrug, daß du wollen sollest was du nicht willst! Laß dir nicht gebieten von der Welt, wann und was du leisten sollest für sie! Verlahe stolz die thierichte Anmaßung, muthiger Jüngling, und leide nicht den Druk. Alles ist deine freie Gabe: denn in deinem innern Handeln muß aufgeh'n der Entschluß ihr etwas zu thun; und thue nichts, als was so dir in freier Liebe und Luft hervorgeht aus dem Innern des Gemüthes. Laß dir keine Grenzen sezen in deiner Liebe, nicht Maaß, nicht Art, nicht Dauer! Ist sie doch dein Eigenthum: wer kann sie fordern? Ist doch ihr Gesez bloß in dir: wer hat dort zu gebieten?

20 Schäume dich fremder Meinung zu folgen, in dem was das Heiligste ist! Schäume dich der falschen Sehaam, daß sie nicht verstehen möchten, wenn du dem Fragenden sagtest: darum liebe ich. Laß dich nicht sterben, was auch äußerlich gefehehe, in des innern Lebens Fülle und Freude! Wer wollte vermischen, was nicht zusammen gehört, und grämlich sein in sich selbst? Härme dich nicht, wenn du dies nicht sein kannst, und jenes nicht thun! Wer wollte mit leerem Verlangen nach der Unmöglichkeit hinsehn, und mit habfüchtigem Auge nach fremdem Gut?

So frei und fröhlich bewegt sich mein inneres Leben! Wann und wie sollte wol Zeit und Schiksal mich andere Weisheit lehren? Der Welt laß ich ihr Recht: nach Ordnung und Weisheit, nach Besonnenheit und Maaß streb ich im äußern Thun. Warum sollt ich auch verfehuchen was sich leicht und gern darbietet, und willig hervorgeht aus meinem innern Wesen und Han-

deln? Ohne Mühe gewinnt das Alles in reichem Maasse wer die Welt anfahnt; aber durch das Anfehen seiner selbst gewinnt der Mensch, daß sich ihm nicht nähern darf Muthlosigkeit und Schwäche: denn dem Bewußtsein der innern Freiheit und ihres Handelns entspringt ewige Jugend und

Freude. Dies hab ich ergriffen, und lasse es nimmer, und so seh ich lächelnd schwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen: frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.

## ACADEMISCHER VORTRAG

### ÜBER PLATONS ANSICHT VON DER AUSUEBUNG DER HEILKUNST.

Wenn die Strenge, mit welcher Platon in seinem Staate gegen die Dichter verfährt, durch eine lebhafte Überlieferung fast allen Frauen und Knaben bekannt ist, und die reinen allgemeinen Kunstfreunde von je her zum heftigsten Widerspruch aufgefordert, desto mehr aber von einzelnen strengen Sittenrichtern Beifall erhalten hat: so ist hingegen von der Art, wie dieser Weltweise die Zulassung der Ärzte beschränkt, ohnerachtet sie eben so sehr unsern Bedürfnissen und unsern Gewöhnungen widerspricht, und in jeder Hinsicht nicht minder paradox erscheint, gar wenig die Rede gewesen; sei es nun, daß beide Theile, Ärzte sowol als kranke, für besser gehalten haben diese Sache gar nicht aufzuregen, damit nemlich der schlafende Löwe, das Gewissen, nicht geweckt werde, oder daß man es nicht der Mühe werth hielt Ansichten zu herückfichtigen, welche einer Zeit angehören, wo Flüsse und Dünste noch als neue Krankheitsnamen bewundert wurden, also das zarteste Lebens-  
element, die Kränklichkeit, selbst noch so gut als völlig unentwickelt war. Mir jedoch

als einem nachdenklich mit schwacher Gesundheit kämpfenden, der viele Jahre lang nach den entgegengesetzten Seiten gezogen, hier von der Liebe zur gewohnten Thätigkeit, dort von dem Gehorsam gegen den Arzt, schon obuedies niemals frei gewesen ist von Gewissensscrupeln, und also von dieser Seite nichts zu verlieren hatte sondern nur gewinnen konnte durch jeden neuen Versuch eine richtige Formel zu finden für dieses befehwertliche Verhältniß, mir kam es nicht nur gar nicht unerwünscht, als ich neulich bei der Behandlung des Schriftstellers seit langer Zeit wieder auf diese Stellen gestoßen wurde, sondern da ich einmal, mag es ihm nun genehm sein oder nicht, eine Art von Dolmetscher des Mannes bin, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen mir seine Gedanken weiter zu entwickeln und sie auch auf unsere Lebensweise anzuwenden.

Die Sache ist aber diese. Im Charmides, wo ein sehener Jüngling über Kopfschmerz klagt, nimmt Platon einen gar herrlichen Anfaß die Heilkunde recht zu vergeistigen, von einer ausländischen Weisheit ausgehend, daß we-

gen des allgemeinen Zusammenhanges ein Theil des Körpers nicht könne geheilt werden ohne Behandlung des ganzen, aber eben so auch nicht der Leib ohne Behandlung der Seele; und man weiß nur nicht recht, würde er es mehr mit denen Ärzten unserer Tage halten, welche zwar keine Gabe Weinsteinrahm oder Bittererde verschreiben können ohne ausführliche Besprechungen für die Seele hinzuzufügen aber doch noch verschreiben, oder gar mit denen, denn es soll solche geben, welche ihrer ursprünglichen Kunst ganz untreu geworden auch die einfachste körperliche ja sogar die geistigste Art auf den Körper unmittelbar zu wirken sich nicht mehr erlaubt halten, sondern ihre kranken nur mit geistlichen Besprechungen für die Seele bedienen wollen. So im Charmides; in den Büchern vom Staat hingegen hält Sokrates sich an das materiellste in der Heilkunst, und muthet uns zu, wenn der Arzt nicht im Stande ist in der Geschwindigkeit durch Aderlassen und Vomiren, durch Schwitzen Brennen und Purgiren die Krankheit zur Entscheidung zu bringen: so sollen wir andere Rathschläge und Verordnungen gar nicht von ihm saheren sondern ihn gehen heißen und die Sache sich selbst überlassen; so daß er uns in seinem Staat, wie nur eine dorische und strenge Musik, so auch nur eine dorische ja rustike Heilkunst übrig läßt, und jede Behandlung verwirft, die mehr nach der lydischen oder jonischen Tonart zu klingen scheint.

Wenn es nun auch nicht leicht ist gleich zu sehen, wie dieses beides zusammenstimmt: so darf man doch auch nicht zutreten und um sich aller Händel zu entledigen entweder den lebenswürdigen kleineren Dialog für unächt erklären, oder etwa die Meinung aufstellen, daß eines von beiden oder gar am liebsten beides wol nur zu dem schwierigen Scherz gehöre, der sich durch alle platonischen

Werke hindurchzieht. Denn mit allem, was Platon in den Büchern vom Staate aufstellt, ist es ihm nun einmal der bitterste Ernst, wie fremd auch und fast widerfönnig uns vieles davon erscheine. Aber auch mit jenen Besprechungen im Charmides ist es ganz ehrlich gemeint, und gewiß wird kein Sokrates sich nicht wollen nehmen lassen, daß die Besonnenheit die Grundlage auch der körperlichen Tüchtigkeit sei, sofern nur irgend diese von der Seele Einwirkung auf den Leib ausgeht und abhängt. Genauer betrachtet läßt sich aber auch beides füglich mit einander vereinigen, wenn man bedenkt, daß es ein öfter wiederkehrendes schmerzhaftes Übel war, welches den Charmides quälte, und daß also vorauszusetzen ist, jene einfachen ärztlichen Waffen seien bereits vergeblich verschossen gewesen gegen dieses häßliche Kopfweh, und der Arzt also, gemäß der anderen Regel, bereits nach Hause geschickt. Die platonische Theorie würde demnach beide Stellen zusammengenommen also lauten. In Krankheitszuständen sollen wir uns dem Arzt hingeben zu den genannten und andern einfachen Versuchen, denn wenn wir seitdem mehr schnellwirkende Mittel erfinden haben, als die in seinem Staate beschriebenen, wird Platon sie uns nicht mißgönnend verbieten. Wenn aber durch solche Mittel das Übel nicht bald besiegt werde: so sei auch kein weiterer Verkehr mit dem Arzt zulässig, und jeder müsse bei allen Leiden, welchen nicht ein schneller Ausgang gewiß ist, anstatt sich auf eine langwierige Behandlung und zeitkostende Verordnungen einzulassen, mit demjenigen Zustande vorlieb nehmen, der aus der Einwirkung einer wohlgeordneten Seele hervorgeht, und den man die Gesundheit des guten Willens nennen möchte.

Das ist die platonische Theorie, welche die würdigen Ärzte vieler Geschäfte ja wol

des größten Theiles derselben überhebt, und offenbar für die Kranken einfach ist und wenigstens in sofern leicht zu befolgen, als niemals eine Ungewißheit eintreten wird, was zu thun sei, da bei unserer Weise wol jeder oftmals schwankt, ob er nicht doch der Pflege eines schwächlichen Körpers mehr einräumt als billig, und ob er sich nicht schämen sollte die heilkundigen Männer auf solche Weise, wie häufig geschieht, zu bemühen. Aber freilich der Unterschied zwischen dieser Vorschrift und unserer Lebensweise ist so groß, und die Veränderungen, welche wir vornehmen müßten, um uns mit jener in Übereinstimmung zu setzen, sind so weit um sich greifend, daß wir hiesigen und die Männer im platonischen Staat einander nur gegenseitig zurofen können. Ich kann nicht hier da dort nicht wohnen, Gemeinschaft ist uns nicht verlehnt, und daß niemand hier wagen dürfte eine solche Lehre im Ernst zu empfehlen. Allein auch Platon, wengleich durch Realisirung seiner Theorie in seiner hellenischen Welt nicht soviel Bade- und Brunnenörter — von den magnetischen Tischen nicht zu reden — zu Grunde gerichtet worden waren, und nicht soviel auf langdauernde Curen berechnete Arzneimittel außer Umlauf gesetzt, und nicht soviel zarte Verhältnisse zwischen den Ärzten und lebenslänglichen Patienten zerrissen: dennoch war Platon's Lehre auch mit seiner Zeitgenossen Art und Weise wie man deutlich sieht schon in so bestimmten und grellem Widerspruch, daß man schon von selbst voraussetzt, er habe noch andere Gründe gehabt als bloß die zuerst in die Augenfallende moralische Simplificationsmethode.

Sein erster Satz nun ist der, daß einem jeden im Staat etwas obliege zu verrichten, und er führt uns die ehrlichen Leute die Handwerker als Beispiel auf, als welche sehr

bald, wenn der Arzt Anstalt macht zu einer langwierigen Behandlung, sich ihm aus den Händen winden und fagen würden, daß sie nicht Zeit hätten auf solche Weise krank zu sein, ihre Geschäfte nämlich lange im Stich lassend; und dieses Beispiel verallgemeinert er durch die Behauptung, daß den Reichen dasselbe obliege wie den Armen. Sollen wir nun dieses gelten lassen, und scheint nicht etwas erschlichen zu sein theils dadurch, daß das ärztliche Geschäft und auch die eigene Sorge für die Gesundheit ganz auf den Staat bezogen wird, theils auch dadurch, daß in dieser Hinsicht alle einzelnen einander gleichgesetzt werden? Was das erste betrifft, so scheint zwar auf den ersten Anblick unsere moderne Ansicht sehr von der alten und besonders auch der von Platon aufgestellten verschieden zu sein; allein gehen wir nur weit genug zurück: so gleicht sich beides leicht gegen einander aus. Daß es Ärzte giebt, entspringt mit aus der Vertheilung der Arbeit, und diese steht im genauesten Zusammenhang mit der Entstehung des Staates, weil Vertheilung ohne Gewährleistung nicht auf die Länge forthehthen könnte. Jeder also im Staat verrichtet auch das seinige im Staat, d. h. unter dessen Gewährleistung und im allgemeinen in dessen Interesse. Der Kranke selbst soll geheilt sein wollen, um das seinige zu verrichten, und der Arzt soll seinem Geschäft auch nur in eben diesem Sinne und als ein beauftragter des Staates obliegen. Auch können wir nicht läugnen, daß der Staat auch bei uns, und ganz vorzüglich, das Ansehen hat die Ärzte als in seinem Interesse handelnd zu betrachten, da er verhältnißmäßig ausnehmend viel auf ihre Ausbildung verwendet, wie auch wiederum nur unter der Voraussetzung, daß die Ge-

fundtheit um des allgemeinen Wohls willen  
 gefucht wird, die galenischen Reichthümer  
 dem Staate zur Zierde gereichen; würde  
 aber die Gesundheit nur gefucht um die  
 Genußfähigkeit zu erhalten und wiederher-  
 zuftellen: fo wären fie nur ein trauriger  
 Beweis mehr von einem höchst gefteigerten  
 Sybaritismus. Also die Regel fteht feft,  
 daß eine ärztliche Behandlung, welche die  
 Fähigkeit nicht wiederherftellt das feine  
 zu verrichten, auch von dem, der etwas zu  
 verrichten hat, nicht angenommen werden  
 darf, wie Platon fagt, und hierin alfo ift  
 nichts erfchlichenes. Wenn er aber auch  
 diefes noch fagt, daß im Staate jeder et-  
 was zu verrichten habe ohne Unterfchied  
 des Reichthums und der Armuth, alfo auch  
 wol der geiftigen: wollen wir ihm etwa  
 jene trefflichen Staatsbürger entgegenhalten,  
 dergleichen es doch auch zu feiner Zeit  
 fehon gab, welche weil fie nur vom Ertrag  
 eines überkommenen Geldvermögens leben  
 in der That nichts zu thun haben als ihre  
 eigenen Rechnungsbücher in Ordnung zu  
 halten, und die dem Staate doch als bloße  
 Verzehrer fehr nützlich find? oder wollen  
 wir uns diefer zwar ſchämen und ihm ge-  
 ftehen, daß fie nicht mitgerechnet zu wer-  
 den verdienten, wenn fie nicht noch anders-  
 wie als Hausvater und Erzieher oder als  
 thätige Gemeinglieder das ihrige verrichte-  
 ten im Staat, dafür aber dem dichterifchen  
 Philoſophen das Wort des philoſophiſchen  
 Dichters entgegenſtellen, Gemeine Natren  
 zahlen mit dem was fie thun, edle mit dem  
 was fie find? Ich wenigſtens möchte ihm  
 nicht diefen Spruch nabehutſam preisgeben,  
 noch es darauf wagen, was für Leute von  
 den ufrigen er mit der Frage, ob diefe  
 nun edle Naturen wären, herbeiholen, und  
 wie er mich verſpotten würde, wenn ich  
 glaubte, der Dichter könne ein unthätiges

Dafein gemeint haben, da doch ſchon die  
 Schönheit der Geſtalt ſich nur fehr unvoll-  
 kommen in gänzlicher Ruhe darſtelle, der  
 Adel der Natur aber nur in der Thätigkeit  
 könne wahrgenommen werden.

So lange wir alfo jener dorifchen Weis-  
 heit nicht widerſprechen, welche den Werth  
 des Lebens in der richtigen Thätigkeit fezt  
 und diefe Richtigkeit beſtimmt aus dem  
 gemeinfamen Bedürfniß des ganzen und den  
 befonderen Fähigkeiten und Stellungen der  
 einzelnen: fo werden wir ſoviel unbedenk-  
 lich zugeben müſſen, daß diejenige ärztliche  
 Behandlung die trefflichſte ſei, welche in  
 der kürzeſten Zeit auf das dauerhaftefte  
 die Fähigkeit zu aller bisherigen Thätig-  
 keit wiederherſtelle; aber ob wir auch ſo  
 kurz angebunden ſein ſollten wie Platon,  
 und in Ermangelung dieſes beſten gar nichts  
 von den Ärzten begehren, ſondern uns  
 gleichſam ſchmollend der Krankheit allein  
 überlaſſen, das iſt billig zu bezweifeln,  
 wenn auch nur aus dem Grunde, daß die  
 dafür angegebene Maxime, daß man nicht  
 Zeit haben müſſe krank zu ſein mit langer  
 Hintanzetzung der Gefchäfte, doch zu weit  
 führen kann, wenn etwa einem ungeduldi-  
 gen auch den Erfolg eines Brechmittels ab-  
 zuwarten oder das Ausfehneiden und der  
 Verband einer Wunde ſchon zu lange wä-  
 ren wollte, und um wie Platon fagt aller  
 Händel entledigt zu ſein lieber auf das  
 ſchnellſte der eine am Stikkfluß ſterhen  
 wollte und der andere am kalten Brande.  
 Denn übrigens, wenn ich nur eine ſichere  
 Beſtimmung finden könnte, gar nicht fehr  
 weit von dieſem Eigenſinn, ſo wollte ich  
 gern in der Nähe des Platon bleiben und  
 mit der größten Zuverſicht die unter uns  
 eingeriffene Weichlichkeit bekriegen, von  
 welcher die bitter getadelten Zeitgenoffen  
 des Sokrates noch unendlich weit entfernt

waren. Denn was ist doch der felymbriſche Herodikos, den Platon als den Erfinder deſſen, was er *vonorgopla* Krankheitsfütterung nennt, gleichſam an den Prauger ſtellt, gegen die unfrigen, die ſich jährlich in die Brunnenur ſchikken laſſen, im voraus ſehen auf die Wiederholung ich weiß nicht ob geſaßt oder läſtern, und entrüftet, wenn etwa einmal ein unüberwindliches Hinderniß ihnen den gewohnten Weg verſperrt, in welchem Zuſtande ſie eigentlich weniger leben als nur Ball geſpielt werden von zwei Ärzten, deren einer ſie zu Hauſe das Jahr über nur eben ſo hinhält, daß ſie wieder zum Brunnen können, und der andere ſie dort nur ſo weit bringt, daß ſie wiederkommen müſſen, und das bei erbärmlicher Lebensweiſe und wo möglich oder nöthig geſellſchaftlicher Enthaltung von allen vernünftigen Gedanken. Und wie viele andere langwierige Behandlungen giebt es nicht, nichts beſſer als dieſe, weil ſie eben ſo ſehr auf ganz unbeſtimmte Zeit hinaus den ganzen Menſchen nur zum Pflieger und Aufwärter ſeiner Krankheit machen, um die er ſich den ganzen Tag abmüht. Dieſes heißt in der That wie Platon ſagt ſich den Tod lang machen, und den einen grandioſen Act des Sterbens durch unzählige eingelegte Pauſen zu einer nichts bedeutenden Zeit ausdehnen, oder wie der weiſe von Tarſos ſagt aus Furcht des Todes ſein Lebelang ein Knecht ſein. Wie unwürdig weichlich alles iſt, was dem gleicht, das leuchtet ein. Wenn aber doch das entgegengeſetzte auch in ſeiner ganzen Schärfe nicht feſtgehalten werden kann: ſo iſt wol, wenn man nicht ganz aufs Gerathewohl handeln will, nichts anders zu thun als die Extreme feſt ins Auge zu faſſen, und zu ſehen, was ſich zwiſchen denſelben mit einiger Beſtimmtheit abgrenzen läßt. Denn wenn wir erſt

einiges willen, was der Arzt nicht darf, und einiges, was der kranke nicht darf ſo läßt ſich dann vielleicht ſehen, wie beide auf das beſtimmteſte und gedeichlichſte in der Mitte zuſammenkommen.

Zuerſt alſo, von dem Grundſatz ausgehend, daß die Thätigkeit in der Geſellſchaft und für ſie das Leben iſt, wenn der Arzt voraus weiß, daß der kranke zu keiner Thätigkeit wieder hergeſtellt werden kann, darf dieſer etwa, anſtatt den Arzt bloß wegzufchikken, wie Platon empfiehlt, ihm Gift abfordern, damit auch der falſche Schein des Lebens nicht fortdaure? Offenbar wenigſtens darf es der Arzt nicht geben, oder er würde das ſeinige nicht verrichten; denn das Tödten iſt nicht das Geſchäft, welches ihm zugefallen iſt bei der Vertheilung der Arbeiten. Ja auch bloß ſchmerzstillende Mittel, ſofern ſie in der Krankheit nichts ändern können, würde eigentlich unter ſeiner Würde ſein zu verordnen, weil er nur Heilmittel verordnen ſoll; ſondern höchſtens kann er ihren Gebrauch erlauben innerhalb ſolcher von ihm zu beſtimmenden Grenzen, worin er nicht nachtheilig werden kann. Denn Schmerzen ſtillen und angenehme Empfindungen hervorbringen iſt ein und daſelbe Geſchäft; da nun das letzte dem Arzte nicht zukommt, gebührt ihm auch nicht das erſte; ſondern, wie es denn auch geſchieht, der Zuckerbäcker mag ſolche Sättchen oder Salben feil haben, wenn er nur unter guter Aufficht gehalten wird. Iſt nun aber die Krankheit nicht zu heben, kann dann der kranke von dem Arzt verlangen, daß er Mühe und Fleiß an ihn wende, um ihn in dieſem kranken Zuſtande ſo lange als möglich zu erhalten? Ich glaube wenigſtens, der Arzt thäte nicht recht es zu gewähren, denn er würde nach Platon nicht das ſeinige verrichten; denn den Leib

zu erhalten, wie er eben ist, dieses Geschäft ist ihm nicht übertragen, sondern dem Koch, und er könnte also mit Recht zu dem Kranken sagen, Ich habe genug in dem meinen zu thun; wollte ich nach deiner Erhaltung sehen: so könnten alle gefunden dasselbe von mir verlangen, weil ihnen ja allen der Tod immer nahez kommt; sondern laß dir nur vom Koch solche Speisen und Getränke bereiten, wie sie dir am angemessensten sind, und halte dich hin ohne mich, bis eben deine Stunde schlagt. Umgekehrt aber wenn nun die Krankheit eine solche langwierige ist, bei welcher ja doch immer noch einige Thätigkeit übrig bleibt, und wo demnach dieses beides in Betrachtung kommt, daß die Krankheit eine Störung ist in den organischen Functionen, und daß sie eine Hemmung ist der Berufsthätigkeit: darf alsdann der Arzt diese Hemmung durch seine Vorschriften noch vergrößern, damit vielleicht jene Störung etwas geringer werde? Dies ist die falsche Rechenkunst, worauf vorzüglich Platon's Tadel geht, und was auch bei uns so ungeheuer übertrieben zu werden scheint. Um den Fall recht klar zu denken, gehen wir einen Schritt weiter. Der Arzt erscheine mir an einem schönen Morgen, wo ich gar kein oder nur ein unbedeutendes Gefühl von Übelbefinden habe, und gebiete mir wahrhaftig, ich solle mich heute und morgen zu Hause halten oder gar im Bette, weil ich sonst übermorgen würde krank werden. Offenbar doch werde ich nicht anders können als ihm antworten, ich wolle die Krankheit übermorgen erwarten: denn ich könne mich für meine Geschäftsveräußerung nicht legitimiren mit seiner Weissagung, weil er nämlich auch nicht als Wahrsager angestellt sei. Ist es aber nicht ganz dasselbe, wenn ich schon kränkle, soll aber die Thätigkeit, die ich noch üben

kann, suspendiren, damit ich nicht etwa übers Jahr etwas mehr kränkle? Für jede Thätigkeit werden die späteren Jahre immer die schlechteren, wer will sich also zumuthen lassen einen bestimmten Verlust zu machen an den besseren Jahren um eines ungewissen Gewinnes willen an schlechteren? Sieht man lediglich darauf, was ausgerichtet werden soll: so läßt sich freilich grade in einer wohleingerichteten Gesellschaft am leichtesten denken, daß die Geschäftsgenossen sich gegenseitig Gewähr leisten für die Erfüllung des gemeinschaftlichen Wirkungskreises. Aber dem Menschen kommt es doch nicht allein auf das Werk an, welches ein Gemeingut ist; sondern sein Leben ist die Thätigkeit, und nur durch sie ist er auch im Staate ein Mann und keine Null. Welcher Unterschied aber in dieser Hinsicht zwischen dem gefunden, der für den Kranken arbeitet, und diesem, der in die Bäder geschickt ist. Und zwar noch ein ganz anderer Unterschied ist dies als zwischen dem arbeitstüchtigen und unthätigen. Denn einige Wochen Muße verordne ich mir selbst gern, und denke es auch bei Platon zu verantworten, wenn ich ihn erinnere, daß unter seinen Zeitgenossen im täglichen Leben ein ganz anderes Verhältniß stattfand zwischen freier Muße und an die Stunde gebundener Arbeit, und daß es sich bei uns nicht anders will thun lassen, als daß wir in größeren Massen nachholen müssen, was uns im kleinen versagt ist, wie denn auch hier weniger von einem körperlichen Heilmittel die Rede ist, als davon, daß die unmittelbare geistige Abspannung, die nur zu leicht eintritt bei unserer Lebensweise, gehoben werden soll, indem eine freiere Thätigkeit an die Stelle einer gebundenen tritt. Dabei also kann ich mich noch wohl befinden, wenn der Prozeß der Thätigkeit eine



Zeit lang nicht im Treibhaufe geht sondern im freien, wo alles besser wurzelt und bleibt, und viel besser dünke ich mich daran zu sein, als wer sich unterdeß der Heilung wegen in den Bädern, diesen *νοοροσφαισ* Krankheitsmäätereien, wie sie Platon gewiß würde genannt haben, unter dem gesündheitlichen Auswurf der Generation herumtreibt, wo jeder sich nicht nur unthätig verhält, sondern gar nichts anderes ist als — denn ich muß es sein ausdrücken, weil es hier vornehm hergeht — der dienstthuende Kammerherr seiner Krankheit, die er überall hingeleitet und ihre Plaz und Ehrfurchtsbezeichnungen verschafft, selbst aber auch so von Ehrfurcht gegen sie erfüllt ist, daß wo zwei solche sich begegnen sie auch, recht wie leidenschaftlich treue Diener, von nichts anderem und lieberem reden als von ihrer hohen Herrschaft und von deren guten oder schlimmen Launen. So daß man kaum begreift, wie einer, der noch etwas auf sich hält, einen andern überreden oder sich selbst überreden lassen kann zu einer solchen Darstellung des menschlichen Lebens, wie dort geliefert wird, seinen Beitrag zu geben; und nur die große Anzahl solcher edlen Naturen, welche ihre Schuld an das Gemeinwesen nur dadurch abtragen, was sie in der feinem Geselligkeit sind, und der Wetteifer, den diese in andern erregen, machen die weit verbreitete freiwillige Theilnahme an diesen Anstalten, in denen die feinere Geselligkeit sich nach einer besondern Gesetzgebung ausbildet, einigermaßen begreiflich.

Indessen gegen die platonische Maxime, der Arzt solle weder in langwierigen Krankheitszuständen noch in erst muthmaßlichen und noch unentschiedenen seine Kunst so ausüben, daß er die Geschäftsthatigkeit suspendirt, welche der Zustand noch übrig läßt, gegen diese wird viel häufiger gefehlt

als nur durch unsere Bade- und Brunnen-Curen, und der weichliche Gehorsam der Kranken ist fast überall und unter allen Ständen mit Ausnahme derer, die von der Hand in den Mund leben, derselbe, so daß sich die Frage aufdrängt, aus welchen Gründen doch diese unsittliche Praxis so allgemein geworden ist, daß man zweifelhaft sein muß, ob mehr durch die Bereitwilligkeit der Kranken die Ärzte sich verleiten lassen über ihr Gebiet hinauszugreifen, oder ob mehr durch die willkürliche Gewalt der Ärzte die sittliche Richtung der Kranken ist gebändigt worden? Hierüber glaube ich zwei Geheimnisse ausplaudern zu können, deren eines ich unbedenklich mittheile, weil es wol jeder schon weiß, nur daß es keiner ausspricht; vom andern aber würde ich nicht reden, wenn es nicht doch im Platon stände. Das laute Geheimniß ist dieses, daß nichts in der Welt verführerischer ist als dieses, was Platon die Krankheitsfütterung nennt, gefüttert aber wird sie mit geschäftiger Unthätigkeit. Denn jedermann hält etwas auf seine Pflicht, nicht nur wie sie ihm der Buchstabe des Gesetzes oder Vertrages anweist, sondern auch wie er selbst sie sich absteckt; wenn also der kunstverständige irgend auf dringende Weise sagt, es sei nothwendig um seiner Erhaltung willen die Pflicht auf eine Zeit lang bei Seite zu legen, die Geschäfte würden sich desto besser dabei stehen, wenn er ihnen erhalten würde: so fängt diese leere Rede nur gar zu leicht, und ich möchte sagen, wer nur Einmal sich überreden lasse einen Tag unnütz im Bette zu bleiben, der sei in dieser Hinsicht verloren; und hier heißt es besonders beim ersten Mal, Nur heute heute nur laß dich nicht fangen, so bist du hundertmal entgangen. Das zweite aber, was ich nur gebe wie es im Platon steht, ist

diefes, daß ein Künftler felten die Kunnſt allein übe, nach der wir ihn benennen, ſondern die meiſten üben außer dieſer noch eine andere, nämlich die Geldmacherkunnſt, von dieſer aber ſei ein großer Theil die Schmeichelei, welche am beſten das Geld aus dem Beutel des einen in den des andern zaubere. Dieſe alſo fehleiche auf ſolche Weiſe ein in die meiſten Künſte und verderbe nicht nur die Werke, ſondern wenn man aus den Werken guter Meiſter dann die Regeln der Kunnſt abmerken wolle, ſo verderbe ſie auch die Regel. Nun ſei jene Rede, welche ermahnt, daß man ſich von der Thätigkeit loſſagen ſolle um ſich ſelbſt zu ſchonen und zu erhalten, weil ſie einen großen Werth auf die Fortdauer der Perſon lege, eine Schmeichelrede und als ſolche ganz trefflich und alſo auch für den Erwerb unvergleichlich; aber weil dergleichen die Aerzte nicht als Aerzte ſagen, ſo ſinde auch hier der Gehorſam keine Anwendung, welchen überall der Laie dem Künftler zu leiſten habe. Daher es denn auch gewöhnlich ſo geſchehe, daß die weichen ſich ſolche Aerzte auffuchen, welche jene Schmeichelreden üben, und ſo nehme auch dieſe falſche Uebung der Heilkunde überhand mit der Weichlichkeit. Diejenigen Aerzte aber, welche neben ihrer Kunnſt die Erwerbskunnſt nur üben, ſofern es geſchehen könne ohne ihre Kunnſt zu verderben, und daher den kranken zureden und ſie auch wol mit harten Worten ermahnen, wenn ſie etwa ſich mehr nachſehn wollen als billig, dieſe werden auch nur von doriſch geſtimmten Gemüthern geſucht, wie Platon's Rede lauten würde, und beide wären dann einig darüber, daß der Geiſt nicht dürfe geſtört werden um des Leibes willen. Ein joniſcher Arzt aber und ein

doriſcher kranker oder umgekehrt würden nicht lange zuſammen ſtimmen.

Wenn aber auch dieſes alles klar genug vor Augen liegt: ſo ſind doch noch bedeutende Einwendungen zu machen gegen die platonische Lehre. Denn einmal will er dem Arzt überall keine Verbote geſtatten, auch nicht dietetiſche, denn das ſagt er mit Berufung auf die homeriſchen Aſklepiaden, die dem verwundeten Helden keine Vorſchriften gemacht über Eſſen und Trinken, ſondern er habe ſeinen pramniſchen Wein genommen wie immer; und doch möchte ohne dieſes Recht dietetiſcher Vorſchriften jezt niemand wollen Arzt ſein. Ja zweitens wegen des oſſenbaren Einflusses der geiſtigen Thätigkeiten auf die organiſchen Verrichtungen würde auch niemand wollen Arzt ſein, wenn er nicht dürfe auch die Seele behandeln mit dem Leihe.

Was nun das erſte betrifft, oder vielmehr beides, denn dietetiſcher Natur werden ja die psychiſchen Behandlungen des Arztes auch immer ſein: ſo dürfen wir freilich nicht vergeſſen, daß Platon aus ſeinem Staat heraus redet, in welchem ſchon vorher und in gefunden Tagen die Lebensweiſe ſo einfach iſt, daß es was Eſſen und Trinken betrifft nichts mehr zu verbieten giebt, und daß unſere Aerzte zufrieden ſein würden, wenn ſie ihre Kranken ſchon immer bei der alltäglichen platonischen Diät fänden, und ihnen gern nichts weiter verbieten, ſofern es nicht etwa die Krankheit ſelbſt verbietet durch inſtinetartige Abneigung. Daß aber bei einer künstlichen Lebensweiſe den kranken dietetiſche Vorſchriften nothwendig ſind, wenn anders nicht auch die Mittel vergeblich gebraucht werden ſollen, ſagt Platon ſelbſt. Eben ſo ſind auch dort die Gemüther ſo geregelt durch jene doriſche Muſik, und ſo in Ordnung gehalten durch die damit zuſammen-

ftimmenden Sitten, daß heftige Leidenschaften, die Stoff zu einer mitleidigen Fabel oder einer Tragödie geben könnten, dort ganz fremd find, und der kranke folche Vorſchriften, wie daß er ſich vor Schreck und Ärger hüten und ſich nicht aufregenden Fantaſien hingeben ſolle, als überflüſſig belacheln würde, und zwar gleichviel ob es ein Mann iſt oder eine Frau. Daher nun müßten wol unfere kranken froh ſein, wenn die Aerzte ſie könnten während der Krankheit in die Gemüthsſtimmung eines platonifchen Bürgers hinein heilen. Und auch Platon dürfte nichts dagegen haben, wenigleich die Behandlung der Seele nicht das Geſchäft des Arztes iſt, ſondern des Philoſophen. Denn ſein Sokrates ſagt oft genug, daß im Staate die Aerzte herrſchen über die kranken, und zugleich behauptet er, alles Heil beruhe darauf, daß die herrſchenden müßten philoſophiren. So darf er demnach nicht wehren, daß auch die Aerzte philoſophiren, und dann als ſolche unternehmen auch die Seele zu behandeln. Auch wird er es nicht, nur fürchte ich, er werde ſagen, Sie werden es doch nicht können, cure treſſlichen Aerzte, wie eifrig ſie auch leſen und die Weiſheit treiben im Wagen zwiſchen den Kranken beſuchen, ihre Mäßigkeit auf die Probe ſtellen und erziehen bei Tafel, und ſich Abends in Beharrlichkeit und Geduld in Gemüthsruhe und Beſonnenheit üben am Spieltiſch. Denn ſie werden zwar wiſſen herrliche Vorſchriften zu geben für die Seele, aber nicht auch machen, daß ſie befolgt werden und ihre Wirkung thun. Denn die Beſprechungen für die Seele, nämlich die wahrhaftigen Reden und die ihnen angemessenen unverdorbenen Dichtungen, ſagt er, wirken nicht plötzlich wie die für das Fieber oder die Roſe, ſondern nur durch lange Übung und Gewöhnung; daher es auch keine andere Be-

handlung der Seele giebt, als im großen durch die Geſetzgebung und die Sitte, im einzelnen aber durch die Unterweiſung und Erziehung. In dem beſchränkten Zeitraum einer Krankheit aber könnt ihr nicht eine ordentliche Behandlung an der Seele üben, ſondern nur Kunſtſtückchen mit ihr verſuchen auf Gerathewohl, und das möegt ihr denn immer thun, wenn ihr einen könnt mit gutem Gewiſſen für einen Karier erklären.

Um aber die Sache ganz auf das reine zu bringen, müſſen wir noch einmal auf einen Unterſchied zurückkommen, den wir ſchon früher geltend gemacht und der ſichtlich auch dem Platon vorgeſchwebt hat, den wir aber wenigſtens beſtimmter ausſprechen können, wenigleich wir uns wegen des näheren auf die Aerzte ſelbſt berufen müſſen. Das iſt der zwiſchen acuten Krankheiten und chroniſchen. Daß er dieſen im Sinne gehabt, iſt mir klar aus dem Ausdruck, man dürfe nicht Zeit haben auf ſolche Weiſe krank zu ſein, daß man ſeine Geſchäfte lange müſte im Stich laſſen. Denn was iſt in Bezug auf Krankheit lang und kurz, wenn wir nicht kurz nennen wollen was ſeinen Verlauf hat in einer beſtimmten Zeit, möegen es nun drei Tage ſein oder acht und zwanzig, lang aber was ſich auf unbeſtimmte Art hinzieht? In den acuten nun iſt der Menſch einmal auf eine beſtimmte Zeit der Krankheit verfallen, und alſo auch dem Arzt, und wenn Platon dieſem nicht vergönnen will ſeine Operationen über dieſen ganzen Zeitraum auszudehnen: ſo ſoll er Unrecht haben ohne weiteres. Nun aber iſt der Arzt auf dieſem Gebiet allerdings wenn auch kein Wahrſager doch ein Zeichendenter, und kann aus Erfahrung eine Wahrſcheinlichkeit aufſtellen, durch was für Thätigkeiten, wenn ſie nicht vermieden werden, ein ungünstiger Ausgang, ſei es nun unmittelbar der Tod oder ſei es Umwand-

lung in eine chronische Krankheit, herbeigeführt werden könne. Giebt er nun auch dergleichen Rathschlage: so hat Platon immer Recht, wenn er sagt, daß wir sie gar nicht als Verordnungen anerkennen sollen, denn nur Einwirkungen auf die körperlichen Functionen gehören zu der Herrschaft des Arztes; auch jene aber als Verordnungen ansehen heißt immer den Grundfatz aufstellen, daß das Leben um jeden Preis müßte erhalten werden. Daher nun hier nicht das Ansehen des Arztes, sondern das Gewissen des kranken den Ausschlag geben muß, und es kann dringende Fälle genug geben, wo jederkranke, der nicht ganz darauf verzichten will für tapfer gehalten zu werden, den Arzt nicht zwar geradezu gehen läßt aber doch seinen Rath zurückweist und ihm anheimstellt, was etwa verdorben werden könne durch eine Thätigkeit, die sich nicht ablehnen läßt, in der Folge durch verstärkte ärztliche Behandlung wo möglich wieder gut zu machen, wo aber nicht, so wolle der kranke den Schaden selbst tragen und den Arzt von aller Schuld entbinden. Gäbe es nun solcher tapferen viele: so würden auch die Aerzte — denn welcher wollte nicht lieber einen tapferen heilen als einen feigen — mehr auf ihre eigentliche Aufgabe zurückkommen, nämlich den ihrer Gewalt doch nicht untergebenen innern Einwirkungen des Geistes auf den Körper lieber durch die ihnen zu Gehot stehenden äußeren Einwirkungen auf den Körper entgegen zu arbeiten. Wogegen es auf der andern Seite eine Donquixoterie der Pflicht oder der Arbeitsamkeit wäre, da sich ja leicht übersehen läßt, was in einem solchen Zeitraum versäumt werden kann, wenn wir nicht, wo keine dringende Noth entgegentritt, auch hierin dem Arzt folgen wollten, da wir ja doch bei gefunden Tagen mit gutem Erfolg für uns und das ge-

meine Wohl je weniger unsere Berufsthätigkeit mechanisch ist um so mehr die Regel des Dichters wahrnehmen, Drum beze dich nicht zur schlimmen Zeit, denn Füll und Kraft sind nimmer weit: laßt in der besten 5 Stund' geruht, ist dir die gute doppelt gut.

Ganz anders aber ist es mit den chronischen Krankheiten überhaupt, und auch um bei dem letzten anzufangen was diese Regel betrifft. Denn da müssen wir auf alle Weise danach streben, daß die Zeit der Krankheit nicht noch für den Geist zur besten Stunde gehöre, und müssen auf alle Weise suchen den Einfluß des Leibes auf den Geist um so mehr zu vermindern, je mehr der Leib selbst schon seinem Untergange entgegen geht, nicht aber den Geist um so mehr von dem Leibe beherrschen lassen, je schlechter dieser schon geworden ist. In solchen Zuständen also hat Platon vollkommen Recht, daß der Arzt nicht zu hören ist mit allen Rathschlägen, welche ein wenn auch nur theilweises Aufgeben der noch möglichen Geschäftigkeit enthalten. Und nicht nur schreiet der Arzt dadurch über seine Befugniß hinaus, sondern auch als Arzt hat er Unrecht, weil am meisten durch das Bewußtsein einer auch mit Anstrengung durchgesetzten Thätigkeit ein heiterer Einfluß des Geistes auf den Leib erhalten werden kann. Nur das eine wird auch Platon zugeben, daß so wie jeder sich seine Thätigkeit im Staate doch wählt mit Rücksicht auf seine körperlichen Anlagen, so auch einer durch einen gänzlich veränderten Gesundheitszustand genethiget werden kann seiner bisherigen Berufsthätigkeit zu entsagen und eine andere an ihre Stelle zu setzen, wie auch Sokrates selbst von seinem Freunde Theages ohne Tadel erzählt, daß eine in seinem Körper sich hegende Kränklichkeit ihn gehindert habe sich den Staatsgeschäften zu widmen, obnerachtet dies ganz

auf seinem Lebenswege gelegen. Allein nicht Rückficht auf die Gefundheit foll eigentlich dergleichen Entfchlüffe hervorbringen, fondern rein die Fürforge für die Sache felbft, daß fie nicht, wenn wir als fehlechte Arbeiter daran gehen, durch uns Schaden leide.

Diefes alfo fei über diefen Gegenftand platonifch gefabelt oder gelehrt, wie jeder es anfehn will. Gefabelt aber werden es alle finden, welchen die heutige Weichlichkeit fehon fo zur Natur geworden ift, daß fie es natürlich finden auch bloß vegetirend fortleben zu wollen, und follten auch Aerzte und Wärter in großer Anzahl ihre ganze

Zeit zum Opfer bringen, um Ein folches gehaltlofes Leben hinzuhalten. Wenn nur diejenigen etwas von richtiger Lehre darin wahrnehmen, welchen auf der einen Seite am Herzen liegt, daß wir in wichtigen Dingen fo wenig als möglich auf Gerathewohl handeln, fondern die Kunft des richtigen Lebens auch im einzelnen mehr auf etwas feftes gebracht werde, und welche auf der andern Seite einfehen, daß wir uns weit mehr von denjenigen Übeln, welche aus der weichen und nachgelassenen Stimmung entfpringen, als vor den entgegengesetzten zu hüten haben.

---

## AUS GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGELS WISSENSCHAFT DER LOGIK.

---

*Nach der zweyten Ausgabe.*

---

### ALLGEMEINE EINTHEILUNG DER LOGIK.

In dem, was über den Begriff diefer Wiſſenſchaft, und wohin ſeine Rechtfertigung falle, gefagt worden ift, liegt daß die allgemeine Eintheilung hier nur vorläufig feyn, gleichfam nur in fo fern angegeben werden kann, als der Verfaßer die Wiſſenſchaft bereits kennt, daher hiſtoriſch hier zum Voraus anzuführen im Stande ift zu welchen Hauptunterſchieden ſich der Begriff in ſeiner Entwicklung beſtimmen wird.

Doch kann verſucht werden das, was zum Eintheilen erforderlich ift, zum Voraus im Allgemeinen verſtändlich zu machen, obgleich auch dabei ein Verfahren der Methode in Aufpruch genommen werden muß das ſeine volle Verſtändigung und Rechtfertigung

erſt innerhalb der Wiſſenſchaft erhält. Zu- vörderſt alfo ift zu erinnern daß hier vorausgeſetzt wird, die Eintheilung müße mit dem Begriffe zuſammenhängen, oder vielmehr in ihm ſelbſt liegen. Der Begriff ift nicht unbeſtimmt, ſondern beſtimmt an ihm ſelbſt; die Eintheilung aber drückt entwickelt dieſe ſeine Beſtimmtheit aus: ſie ift das Urtheil deſſelben, nicht ein Urtheil über irgend einen äußerlich genommenen Gegenſtand, ſondern das Urtheilen d. i. Beſtimmen des Begriffs an ihm ſelbſt. Die Rechtwinklichkeit Spitzwinklichkeit u. ſ. f. wie die Gleichfeitigkeit u. ſ. f., nach welchen Beſtimmungen die Dreyecke eingetheilt werden, liegt nicht in der Beſtimmtheit des

Dreyecks selbst, d. h. nicht in dem, was der Begriff des Dreyecks genannt zu werden pflegt; eben so wenig als in dem, was für den Begriff des Thieres überhaupt, oder des Säugethiers Vogels u. s. w., die Bestimmungen liegen nach welchen jenes in Säugethiere Vogel u. s. w. und diese Classen in weitere Gattungen eingetheilt werden. Solche Bestimmungen werden anders woher, aus der empirischen Anschauung, aufgenommen; sie treten zu jenem sogenannten Begriffe von außen hinzu. In der philosophischen Behandlung des Eintheilens muß der Begriff selbst sich als ihren Ursprung enthaltend zeigen.

Der Begriff der Logik aber selbst ist in der Einleitung als das Resultat einer jenseits liegenden Wissenschaft, damit hier gleichfalls als eine Voraussetzung angegeben worden. Die Logik bestimmte sich danach als die Wissenschaft des reinen Denkens, die zu ihrem Princip das reine Wissen habe; die nicht abstracte, sondern dadurch concrete lebendige Einheit, daß in ihr der Gegensatz des Bewußtseyns von einem subjectiv für sich seyenden und einem zweyten solchen Seyenden, einem objectiven, als überwunden, und das Seyn als reiner Begriff an sich selbst, und der reine Begriff als das wahrhafte Seyn gewußt wird. Dieß sind sonach die beiden Momente welche im Logischen enthalten sind. Aber sie werden nun als untrennbar seyend gewußt, nicht wie im Bewußtseyn jedes auch als für sich seyend; dadurch allein, daß sie zugleich als unterschiedene, jedoch nicht für sich seyende, gewußt werden, ist ihre Einheit nicht abstract, todt, unbewegend, sondern concret.

Diese Einheit macht das logische Princip zugleich als Element aus, so daß die Entwicklung jenes Unterschiedes, der sogleich in ihm ist, nur innerhalb dieses Elementes

vor sich geht. Denn indem die Eintheilung, wie gesagt worden, das Urtheil des Begriffs, das Setzen der ihm schon immanenten Bestimmung und damit seines Unterschiedes ist, so darf dieß Setzen nicht als ein Wiederauflösen jener concreten Einheit in ihre Bestimmungen, wie sie als für sich seyend gelten sollen, gefaßt werden; was hier ein leeres Zurückgehen auf den vorigen Standpunct, den Gegensatz des Bewußtseyns, wäre: dieser ist vielmehr verschwunden; jene Einheit bleibt als Element, und aus ihr tritt jenes Unterscheiden der Eintheilung und überhaupt der Entwicklung nicht mehr heraus. Damit sind die früher, auf dem Wege zur Wahrheit, für sich seyenden Bestimmungen, wie ein Subjectives und Objectives, oder Denken und Seyn, oder Begriff und Realität, wie sie in irgend einer Rückficht bestimmt worden seyn mögen, nun in ihrer Wahrheit d. i. in ihrer Einheit zu Formen herabgesetzt. In ihrem Unterschieden bleiben sie daher selbst an sich der ganze Begriff, und dieser wird in der Eintheilung nur unter seinen eigenen Bestimmungen gesetzt.

So ist es der ganze Begriff, der das eine Mal als seyender Begriff, das andere Mal als Begriff zu betrachten ist: dort ist er nur Begriff an sich, der Realität oder des Seyns; hier ist er Begriff als solcher, für sich seyender Begriff; wie er es, um concrete Formen zu nennen, im denkenden Menschen, aber auch schon, freylich nicht als bewußter, noch weniger als gewußter Begriff, im empfindenden Thier, und in der organischen Individualität überhaupt ist: Begriff an sich ist er aber nur in der unorganischen Natur. Die Logik wäre hiernach zunächst in die Logik des Begriffs als Seyns, und des Begriffs als Begriffs, oder indem wir uns der sonst gewöhnlichen, obgleich der unbestimm-

testen und darum der vieldeutigsten Ausdrücke bedienen, in die objective und subjective Logik einzutheilen.

Nach dem zu Grunde liegenden Elemente aber der Einheit des Begriffs in sich selbst und damit der Untrennbarkeit seiner Bestimmungen müssen diese ferner auch, insofern sie unterschieden, der Begriff in ihrem Unterschiede gesetzt wird, wenigstens in Beziehung auf einander stehen. Es ergiebt sich daraus eine Sphäre der Vermittelung, der Begriff als System der Reflexionsbestimmungen d. i. des zum Inlichseyn des Begriffs übergehenden Seyns, der auf diese Weise noch nicht als solcher für sich gesetzt ist, sondern mit dem unmittelbaren Seyn als einem ihm auch Äußeren zugleich behaftet ist. Dieß ist die Lehre von dem Wesen, die zwischen der Lehre vom Seyn und der vom Begriff inmitten steht. Sie ist in der allgemeinen Eintheilung dieses logischen Werks noch unter die objective Logik gestellt worden, insofern, ob das Wesen zwar bereits das Innere, dem Begriffe der Character des Subjects ausdrücklich vorzubehalten ist.

Kant hat in neueren Zeiten dem, was gewöhnlich Logik genannt worden, noch eine, nämlich eine transcendente Logik gegenübergestellt. Das, was hier objective Logik genannt worden, würde zum Theil dem entsprechen, was bei ihm die transcendente Logik ist. Er unterscheidet sie von dem, was er allgemeine Logik nennt, so, daß sie *a*) die Begriffe betrachte die sich *a priori* auf Gegenstände beziehen, somit nicht von allem Inhalte der objectiven Erkenntniß abstrahiere, oder daß sie die Regeln des reinen Denkens eines Gegenstandes enthalte, und *β*) zugleich auf den Ursprung unserer Erkenntniß gehe, insofern sie nicht den Gegenständen zugeschrieben werden könne.

Diese zweyte Seite ist es, auf die das philosophische Interesse Kants ausschließlich gerichtet ist. Sein Hauptgedanke ist die Kategorien dem Selbstbewußtseyn als dem subjectiven Ich zu vindicieren. Vermöge dieser Bestimmung bleibt die Ansicht innerhalb des Bewußtseyns und seines Gegenstandes stehen, und hat außer dem Empirischen des Gefühls und der Aufschauung noch etwas das nicht durch das denkende Selbstbewußtseyn gesetzt und bestimmt ist, ein Ding-an-sich, ein dem Denken fremdes und äußerliches, übrig bleiben; obgleich leicht einzusehen ist daß ein solches Abstractum wie Ding-an-sich selbst nur ein Product des, und zwar nur abstrahirenden, Denkens ist. Wenn andere Kantianer sich über das Bestimmen des Gegenstandes durch Ich so ausgedrückt haben, daß das Objectivieren des Ich als ein ursprüngliches und notwendiges Thun des Bewußtseyns anzusehen sey, so daß in diesem ursprünglichen Thun noch nicht die Vorstellung des Ich selbst ist, als welche erst ein Bewußtseyn jenes Bewußtseyns, oder selbst ein Objectivieren jenes Bewußtseyns sey: so ist dieses von dem Gegenfätze des Bewußtseyns befreyte objectivierende Thun näher dasjenige, was für Denken als solches überhaupt genommen werden kann. Dieses Thun sollte aber nicht mehr Bewußtseyn genannt werden: Bewußtseyn schließt den Gegenfatz des Ich und seines Gegenstandes in sich, der in jenem ursprünglichen Thun nicht vorhanden ist. Die Benennung Bewußtseyn wirkt noch mehr den Schein von Subjectivität auf daselbe als der Ausdruck Denken, der aber hier überhaupt im absoluten Sinne als unendliches, mit der Endlichkeit des Bewußtseyns nicht behaftetes Denken, kurz Denken als solches zu nehmen ist.

Indem nun das Interesse der Kantischen Philosophie auf das sogenannte Transcendentale der Denkbestimmungen gerichtet war, ist die Abhandlung derselben selbst leer ausgegangen; was sie an ihnen selbst find, ohne die abstracte, allen gleiche Relation auf Ich, ihre Bestimmtheit gegen und ihr Verhältniß zu einander ist nicht zu einem Gegenstande der Betrachtung gemacht worden: die Erkenntniß ihrer Natur hat sich daher durch diese Philosophie nicht im geringsten gefördert gefunden. Das einzige Interessante was hierauf Beziehung hat kommt in der Kritik der Ideen vor. Für den wirklichen Fortschritt der Philosophie aber war es nothwendig, daß das Interesse des Denkens auf die Betrachtung der formellen Seite des Ich, des Bewußtseyns als solchen, d. i. der abstracten Beziehung eines subjectiven Wissens auf ein Object, gezogen, daß die Erkenntniß der unendlichen Form d. i. des Begriffs auf diese Weise eingeleitet wurde. Um jedoch diese Erkenntniß zu erreichen mußte jene endliche Bestimmtheit, in der die Form als Ich Bewußtseyn ist, noch abgestreift werden. Die Form, so in ihre Reinheit herausgedacht, enthält es dann in sich selbst, sich zu bestimmen d. i. sich Inhalt zu geben, und zwar denselben in seiner Nothwendigkeit als System der Denkbestimmungen.

Die objective Logik tritt damit vielmehr an die Stelle der vormaligen Metaphysik, als welche das wissenschaftliche Gebäude über die Welt war, das nur durch Gedanken aufgeführt seyn sollte. Wenn wir auf die letzte Gestalt der Ausbildung dieser Wissenschaft Rücksicht nehmen, so ist erstens unmittelbar die Ontologie, an deren Stelle die objective Logik tritt, der Theil jener Metaphysik, der die Natur des *Ens* überhaupt erforschen sollte: das *Ens* begreift

sowohl Seyn als Wesen in sich; für welchen Unterschied unsere Sprache glücklicher Weise den verschiedenen Ausdruck gerettet hat. Alsdann aber begreift die objective Logik auch die übrige Metaphysik in so fern in sich, als diese mit den reinen Denkformen die besondern, znnächst aus der Vorstellung genommenen Substrate, die Seele, die Welt, Gott, zu fassen suchte, und die Bestimmungen des Denkens das Wesentliche der Betrachtungsweise ansuchten. Aber die Logik betrachtet diese Formen frey von jenen Substraten, den Subjecten der Vorstellung, und ihre Natur und Werth an und für sich selbst. Jene Metaphysik unterließ dieß, und zog sich daher den gerechten Vorwurf zu sie ohne Kritik gebraucht zu haben, ohne die vorgängige Untersuchung ob und wie sie fähig seyen Bestimmungen des Dings-an-sich, nach Kantischem Ausdruck, oder vielmehr des Vernünftigen, zu seyn. Die objective Logik ist daher die wahrhafte Kritik derselben; eine Kritik die sie nicht nach der abstracten Form der Apriorität gegen das Aposteriorische, sondern sie selbst in ihrem besondern Inhalte betrachtet.

Die subjective Logik ist die Logik des Begriffs, des Wesens das seine Beziehung auf ein Seyn oder seinen Schein aufgehoben hat, und in seiner Bestimmung nicht äußerlich mehr, sondern das freye, selbstständige, sich in sich bestimmende Subjective, oder vielmehr das Subject selbst ist. Indem das Subjective das Mißverständniß von Zufälligem und Willkürlichem so wie überhaupt von Bestimmungen die in die Form des Bewußtseyns gehören, mit sich führt, so ist hier auf den Unterschied von Subjectivem und Objectivem, der sich späterhin innerhalb der Logik selbst näher entwickeln wird, kein besonderes Gewicht zu legen.



Die Logik zerfällt also zwar überhaupt in objective und subjective Logik; bestimmter aber hat sie die drey Theile:

- I. die Logik des Seyns,
- II. die Logik des Wefens, und
- III. die Logik des Begriffs.

## FRIEDRICH KARL VON SAVIGNY

### VOM BERUF UNSRER ZEIT FÜR GESETZGEBUNG UND RECHTSWISSENSCHAFT.

#### II. ENTSTEHUNG DES POSITIVEN RECHTS.

Wir befragen zuerst die Geschichte wie sich bei Völkern edler Stämme das Recht wirklich entwickelt hat: dem Urtheil was hieran gut, vielleicht nothwendig, oder aber tadelnswerth seyn möge, ist damit keinesweges vorgegriffen.

Wo wir zuerst urkundliche Geschichte finden, hat das bürgerliche Recht schon einen bestimmten Character, dem Volk eigenthümlich, so wie seine Sprache Sitte Verfassung. Ja diese Erscheinungen haben kein abgefordertes Daseyn: es sind nur einzelne Kräfte und Thatigkeiten des einen Volkes, in der Natur untrennbar verbunden, und nur unserer Betrachtung als besondere Eigenschaften erscheinend. Was sie zu einem Ganzen verknüpft ist die gemeinsame Überzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit, welches allen Gedanken an zufällige und willkürliche Entstehung ausschließt.

Wie diese eigenthümlichen Functionen der Völker, wodurch sie selbst erst zu Individuen werden, entstanden sind, diese Frage ist auf geschichtlichem Wege nicht zu beantworten. In neueren Zeiten ist die Ansicht

hergehend gewesen daß alles zuerst in einem thierähnlichen Zustand gelebt habe, und von da durch allmähliche Entwicklung zu einem leidlichen Daseyn, bis endlich zu der Höhe gekommen sey, auf welcher wir jetzt stehen. Wir können diese Ansicht unberührt lassen, und uns auf die Thatfache jenes ersten urkundlichen Zustandes des bürgerlichen Rechts beschränken. Wir wollen versuchen einige allgemeine Züge dieser Periode darzustellen, in welcher das Recht wie die Sprache im Bewußtseyn des Volkes lebt.

Diese Jugendzeit der Völker ist arm an Begriffen: aber sie genießt ein klares Bewußtseyn ihrer Zustände und Verhältnisse, sie fühlt und durchlebt diese ganz und vollständig; während wir in unfrem künstlich entwickelten Daseyn von unfrem eigenem Reichthum überwältigt sind anstatt ihn zu genießen und zu beherrschen. Jener klare naturgemäße Zustand bewährt sich vorzüglich auch im bürgerlichen Rechte; und so wie für jeden einzelnen Menschen seine Familienverhältnisse und sein Grundbesitz durch eigene Würdigung bedeutender werden, so ist aus gleichem Grunde möglich daß die Regeln des Privatrechts selbst zu den Gegenständen des Volksglaubens gehören. Allein jene gei-

ftigen Functionen bedürfen eines körperlichen Daleyns um feftgehalten zu werden. Ein folcher Körper ift für die Sprache ihre ftäte ununterbrochene Uebung; für die Verfaßung find es die fichtbaren öffentlichen Gewalten; was vertritt aber diefe Stelle bei dem bürgerlichen Rechte? In unfren Zeiten find es ausgefprochene Grundfätze, durch Schrift und mündliche Rede mitgetheilt. Diefe Art der Fefthaltung aber fetzt eine bedeutende Abstraction voraus, und ift darum in jener jugendlichen Zeit nicht möglichen. Dagegen finden wir hier überall fymbolifche Handlungen, wo Rechtsverhältniffe entftehen oder untergehen follten. Die finnliche Anfchaulichkeit diefer Handlungen ift es, was äußerlich das Recht in beftimmter Geftalt fefthält, und ihr Ernft und ihre Würde entfpricht der Bedentfamkeit der Rechtsverhältniffe felbft, welche fehon als diefer Periode eigenthümlich bemerkt worden ift. In dem ausgedehnten Gebrauch folcher förmlichen Handlungen kommen z. B. die germanifchen Stämme mit den altitalifchen überein; nur daß bei diefen letzten die Formen felbft beftimmter und geregelter erfeheinen, was mit den ftädtifchen Verfaßungen zufammenhängen kann. Man kann diefe förmlichen Handlungen als die eigentliche Grammatik des Rechts in diefer Periode betrachten, und es ift fehr bedeutend, daß das Hauptgefchäft der älteren Römifchen Juriften in der Erhaltung und genauen Anwendung derfelben beftand. Wir in neueren Zeiten haben fie häufig als Barbarey und Aberglauben verachtet, und uns fehr groß damit gedünkt, daß wir fie nicht haben, ohne zu bedenken daß auch wir überall mit juriftifchen Formen verforgt find, denen nur gerade die Hauptvortheile der alten Formen abgehen, die Anfchaulichkeit nemlich und der allgemeine Volksglaube, während die unfrigen von jedem als etwas

willkürliches und darum als eine Laft empfunden werden. In folchen einfeitigen Betrachtungen früher Zeiten find wir den Reifenden ähnlich, die in Frankreich mit großer Verwunderung bemerken daß kleine Kinder, ja ganz gemeine Leute recht fertig franzöfifch reden.

Aber diefer organifche Zufammenhang des Rechts mit dem Wefen und Character des Volkes bewährt fich auch im Fortgang der Zeiten, und auch hierin ift es der Sprache zu vergleichen. So wie für diefe giebt es auch für das Recht keinen Augenblick eines abfoluten Stillftandes: es ift derfelben Bewegung und Entwicklung unterworfen wie jede andere Richtung des Volkes, und auch diefe Entwicklung fteht unter demfelben Gefetz innerer Nothwendigkeit wie jene frühefte Erfcheinung. Das Recht wächst alfo mit dem Volke fort, bildet fich aus mit diefem, und fteht endlich ab, fo wie das Volk feine Eigenthümlichkeit verliert. Allein diefe innere Fortbildung auch in der Zeit der Cultur hat für die Betrachtung eine große Schwierigkeit. Es ift nemlich oben behauptet worden, daß der eigentliche Sitz des Rechts das gemeinfame Bewußtfeyn des Volkes fey. Diefes läßt fich z. B. im Römifchen Rechte für die Grundzüge defelben, die allgemeine Natur der Ehe, des Eigenthums u. f. w. recht wohl denken: aber für das unermeßliche Detail wovon wir in den Pandecten einen Auszug befitzen, muß es jeder für ganz unmöglich erkennen. Diefe Schwierigkeit führt uns auf eine neue Anficht der Entwicklung des Rechts. Bei fteigender Cultur nemlich fondern fich alle Thätigkeiten des Volkes immer mehr, und was fonft gemeinfchaftlich betrieben wurde fällt jetzt einzelnen Ständen anheim. Als ein folcher abgefonderter Stand erfeheinen nunmehr auch die Juriften. Das Recht bildet fich nunmehr in

der Sprache aus; es nimmt eine wissenschaftliche Richtung, und wie es vorher im Bewußtseyn des gesammten Volkes lebte, so fällt es jetzt dem Bewußtseyn der Juristen anheim, von welchen das Volk nunmehr in dieser Function repräsentiert wird. Das Dafeyn des Rechts ist von nun an künstlicher und verwickelter, indem es ein doppeltes Leben hat, einmal als Theil des ganzen Volkslebens, was es zu seyn nicht anhoert, dann als besondere Wissenschaft in den Händen der Juristen. Aus dem Zusammenwirken dieses doppelten Lebensprincips erklären sich alle spätere Erscheinungen, und es ist nunmehr begreiflich, wie auch jenes ungeheure Detail ganz auf organische Weise, ohne eigentliche Willkür und Absicht, entstehen konnte. Der Kürze wegen nennen wir künftig den Zusammenhang des Rechts mit dem allgemeinen Volksleben das politische Element, das abgefonderte wissenschaftliche Leben des Rechts aber das technische Element desselben.

In verschiedenen Zeiten also wird bei demselben Volke das Recht natürliches Recht (in einem andern Sinn als unser Naturrecht) oder gelehrtes Recht seyn, je nachdem das eine oder das andere Princip überwiegt; wobei eine scharfe Gränzbestimmung von selbst als unmöglich erseheint. Bei republicanischer Verfassung wird das politische Princip länger als in monarchischen Staaten unmittelbaren Einfluß behalten können, und besonders in der Römischen Republik wirkten viele Gründe zusammen diesen Einfluß noch bei steigender Cultur lebendig zu erhalten. Aber in allen Zeiten und Verfassungen zeigt sich dieser Einfluß noch in einzelnen Anwendungen, da wo in engeren Kreisen ein oft wiederkehrendes gleiches Bedürfnis auch ein gemeinsames Bewußtseyn des Volkes selbst möglich macht. So wird sich in den meisten Städten für

Dienstboten und Miethwohnungen ein besonderes Recht bilden und erhalten, gleich unabhängig von ausdrücklichen Gesetzen und von wissenschaftlicher Jurisprudenz; es sind dieses einzelne Überreste der früheren allgemeinen Rechtsbildung. Vor der großen Umwälzung fast aller Verfassungen, die wir erlebt haben, waren in kleineren Deutschen Staaten diese Fälle weit häufiger als jetzt, indem sich Stücke altgermanischer Verfassungen häufig durch alle Revolutionen hindurch gerettet hatten.

Die Summe dieser Ansicht also ist daß alles Recht auf die Weise entsteht, welche der hersehende, nicht ganz passende Sprachgebrauch als Gewohnheitsrecht bezeichnet, d. h. daß es erst durch Sitte und Volksglauben, dann durch Jurisprudenz erzeugt wird, überall also durch innere stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers. Dieser Zustand ist bis jetzt nur historisch aufgestellt worden: ob er läblich und wünschenswerth ist, wird die folgende Untersuchung lehren. Aber auch als historische Ansicht bedarf dieser Zustand noch einiger näheren Bestimmungen. Zuerst ist dabei eine ganz ungefeuerte einheimische Entwicklung vorausgesetzt worden: der Einfluß früher Berührung mit fremdem Rechte wird weiter unten an dem Beispiel von Deutschland klar werden. Eben so wird sich zeigen daß allerdings ein theilweiser Einfluß der Gesetzgebung auf bürgerliches Recht, bald läblich, bald tadelswerth, Statt finden kann. Endlich finden sich große Verschiedenheiten in den Gränzen der Gältigkeit und Anwendung des Rechts. Wie nämlich daselbe Volk sich in viele Stämme verzweigt, Staaten sich vereinigen oder zerfallen, so muß bald daselbe Recht mehreren unabhängigen Staaten gemein seyn, bald in verschiedenen Theilen desselben Staates neben gleichen

Grundzügen des Rechts eine große Mannichfaltigkeit einzelner Bestimmungen gelten.

Unter den Deutschen Juristen hat Hugo das große Verdienst in den meisten seiner Schriften die herrschenden Ansichten gründlich bekämpft zu haben. Hohe Ehre gebührt auch hierin dem Andenken Meßers, der mit großartigem Sinn überall die Geschichte zu deuten suchte, oft auch in Beziehung auf bürgerliches Recht: daß dieses Beispiel den Juristen größtentheils unbemerkt geblieben ist, war zu erwarten, da er nicht zünftig war, und weder Vorlesungen gehalten noch Lehrbücher geschrieben hat.

#### VI. UNSER BERUF ZUR GESETZGEBUNG.

Von den Gründen auf welche das Bedürfnis eines Gesetzbuchs für Deutschland gebaut zu werden pflegt ist im vorigen Abschnitt gesprochen worden: wir haben jetzt die Fähigkeit zu dieser Arbeit zu untersuchen. Sollte es an dieser fehlen, so müßte durch ein Gesetzbuch unser Zustand, den wir bessern wollen, nothwendig verschlimmert werden.

Baco foderte daß die Zeit in welcher ein Gesetzbuch gemacht werde an Einsicht die vorhergehenden Zeiten übertrefse; wovon die nothwendige Folge ist daß manchem Zeitalter, welches in aaderer Rückficht für gebildet gelten mag, gerade diese Fähigkeit abgesprochen werden muß. In den neuesten Zeiten haben sich besonders die Gegner des Römischen Rechts über solche Ansichten nicht selten entrüstet: denn die Vernunft sey allen Völkern und allen Zeiten gemein, und da wir überdem die Erfahrung voriger Zeiten benutzen können, so müße unfehlbar was wir verfertigen besser als alles vorige werden. Aber eben diese

Meinung daß jedes Zeitalter zu allem berufen sey ist das verderblichste Vorurtheil. In den schönen Künften müssen wir wohl das Gengtheil anerkennen: warum wollen wir uns nicht daselbe gefallen lassen wo von Bildung des Staates und des Rechts die Rede ist?

Sehen wir auf die Erwartungen der Nichtjuristen von einem Gesetzbuch, so sind diese sehr verschieden nach den verschiedenen Gegenständen des Rechts, und auch hierin zeigt sich das zweyfache Element alles Rechts, welches ich oben das politische und das technische genannt habe. An einigen Gegenständen nehmen sie unmittelbar lebhaften Antheil; andere werden als gleichgültig der juristischen Technik allein überlassen: jenes ist mehr im Familienrecht, dieses mehr im Vermögensrecht der Fall, am meisten in den allgemeinen Grundlagen desselben. Wir wollen als Repräsentanten dieser verschiedenartigen Gegenstände die Ehe und das Eigenthum wählen: was aber von ihnen gesagt werden wird, soll zugleich für die ganze Classe gelten wozu sie gehören.

Die Ehe gehört nur zur Hälfte dem Rechte an, zur Hälfte aber der Sitte, und jedes Eherecht ist unverständlich welches nicht in Verbindung mit dieser seiner nothwendigen Ergänzung betrachtet wird. Nun ist in neueren Zeiten aus Gründen die mit der Geschichte der christlichen Kirche zusammenhangen die nichtjuristische Ansicht dieses Verhältnisses theils flach, theils in höchstem Grade schwankend und unbestimmt geworden, und jene Flachheit wie dieses Schwanken haben sich dem Recht der Ehe mitgetheilt. Wer die Gesetzgebung und das practische Recht in Ehefachen aufmerksam betrachtet, wird darüber keinen Zweifel haben. Diejenigen nun, welche glauben daß jedes Übel nur auf ein abhelfendes Gesetz warte um dann auf der Stelle zu verschwinden, werden diesen trau-

rigen Zustand gern anerkennen um dadurch das Bedürfniß einer kräftigen durchgreifenden Gesetzgebung in helles Licht zu fetzen. Aber eben die Hoffnung die sie hierin auf Gesetze bauen halte ich für ganz grundlos. Ist einmal in der allgemeinen Ansicht eine bestimmte und lebhafte Richtung sichtbar, so kann diese durch Gesetzgebung kräftig unterstützt werden; aber hervorgebracht wird sie durch diese nicht, und wo sie gänzlich fehlt wird jeder Versuch einer erschöpfenden Gesetzgebung den gegenwärtigen Zustand nur noch schwankender machen und die Heilung erschweren.

Wir betrachten ferner diejenigen Gegenstände, welche, wie das Eigenthum, im nichtjuristischen Publicum mit Gleichgültigkeit betrachtet werden, und wovon selbst Juristen urtheilen daß sie unter allen Umständen dieselben seyn können, so daß sie lediglich der juristischen Technik anheim fallen. Daß wir diese Ansicht von ihnen haben ist eigentlich selbst schon Zeichen eines öffentlichen Zustandes welchem die rechtsbildende Kraft fehlt: denn wo diese lebendig ist, werden alle diese Verhältnisse nichts weniger als gleichgültig, sondern vielmehr ganz eigenthümlich und nothwendig seyn, wie die Geschichte jedes ursprünglichen Rechts beweist. Jenen Zustand aber als den unfrühen vorausgesetzt, wird unsre Fähigkeit zur Gesetzgebung von dem Werthe und der Ausbildung unsrer juristischen Technik abhängen, und auf diese muß demnach unsre Untersuchung zunächst gerichtet seyn.

Unglücklicher Weise nun ist das Ganze achtzehnte Jahrhundert in Deutschland sehr arm an großen Juristen gewesen. Fleißige Männer zwar fanden sich in Menge, von welchen sehr schätzbare Vorarbeiten gethan wurden; aber weiter als zu Vorarbeiten kam es selten. Ein zweyfacher Sinn ist dem Juristen unentbehrlich, der historische um das

eigenthümliche jedes Zeitalters und jeder Rechtsform scharf aufzufassen, und der systematische um jeden Begriff und jeden Satz in lebendiger Verbindung und Wechselwirkung mit dem Ganzen anzusehen, d. h. in dem Verhältniß, welches das allein wahre und natürliche ist. Dieser zweyfache wissenschaftliche Sinn findet sich ungemein wenig in den Juristen des achtzehnten Jahrhunderts, und vorzüglich ein vielfältiges flaches Bestreben in der Philosophie wirkte sehr ungunstig. Über die Zeit in welcher man selbst lebt ist ein sicheres Urtheil sehr schwer: doch wenn nicht alle Zeichen trügen, ist ein lebendiger Geist in unsre Wissenschaft gekommen, der sie künftig wieder zu einer eigenthümlichen Bildung erheben kann. Nur fertig geworden ist von dieser Bildung noch sehr wenig, und aus diesem Grunde läugne ich unsre Fähigkeit ein lebliches Gesetzbuch hervorzubringen. Viele megen dieses Urtheil für übertrieben halten; aber diese fordere ich auf mir unter der nicht geringen Zahl von Systemen des Römisch-deutschen Rechts eines zu zeigen welches nicht etwa bloß zu diesem oder jenem besondern Zwecke nützlich dienen könne; denn deren haben wir viele; sondern welches als Buch vortrefflich sey: dieses Lob aber wird nur dann gelten können, wenn die Darstellung eine eigene selbstständige Form hat, und zugleich den Stoff zu lebendiger Anschauung bringt. So z. B. im Römischen Rechte würde es darauf ankommen, daß die Methode der alten Juristen, der Geist der in den Pandecten lebt erkennbar wäre, und ich würde mich sehr freuen dasjenige unsrer Systeme kennen zu lernen, worin dieses der Fall seyn möchte. Hat nun diese Arbeit bei vielem Fleiße und guten Talenten bis jetzt nicht gelingen wollen, so behaupte ich daß in unsrer Zeit ein gutes Gesetzbuch noch nicht möglich ist: denn für

dieses ist die Arbeit nicht anders, nur fehler-  
 rer. Es giebt noch eine andere Probe  
 für unsre Fähigkeit: vergleichen wir unsre  
 juristische Literatur mit der literarischen  
 Bildung der Deutschen überhaupt, und sehen  
 wir zu ob jene mit dieser gleichen Schritt  
 gehalten hat: das Urtheil wird nicht günstig  
 ausfallen, und wir werden ein ganz anderes  
 Verhältniß finden als das der Römischen  
 Juristen zur Literatur der Römer. In dieser  
 Ansicht liegt keine Herabsetzung: denn unsre  
 Aufgabe ist in der That sehr groß, ohne  
 Vergleichung schwerer als die der Römischen  
 Juristen war. Aber eben die Größe  
 dieser Aufgabe sollen wir nicht verkennen  
 aus Bequemlichkeit oder Eigendünkel; wir  
 sollen nicht am Ziel zu feyn glauben, wenn  
 wir noch weit davon entfernt sind.

Haben wir nun in der That nicht was  
 nöthig ist, damit ein gutes Gesetzbuch ent-  
 stehe, so dürfen wir nicht glauben daß das  
 wirkliche Unternehmen eben nichts weiter  
 feyn würde als eine fehlgefehlagene Hoff-  
 nung, die uns im schlimmsten Fall nur nicht  
 weiter gebracht hätte. Von der großen Ge-  
 fahr die unvermeidlich eintritt, wenn der  
 Zustand einer sehr mangelhaften unbegrün-  
 deten Kenntniß durch äußere Autorität fixiert  
 wird, ist schon oben gesprochen worden; und  
 diese Gefahr würde hier um so größer feyn,  
 je allgemeiner die Unternehmung wäre, und  
 je mehr sie mit dem erwachenden National-  
 interesse in Verbindung gebracht würde. Nahe  
 liegende Beispiele geben in solchen Dingen  
 oft ein weniger deutliches Bild: ich will also  
 um anschaulich zu machen was auf solche  
 Weise entstehen kann, an die Zeit nach der  
 Auflesung des weströmischen Reichs erin-  
 nern, wo eben so ein unvollkommner Zustand  
 der Rechtskenntniß fixiert worden ist. Der  
 einzige Fall der hier eine Vergleichung dar-  
 bietet ist das Edict des Ostgothischen Theo-

derich, weil hier allein das vorhandene Recht  
 in einer eigenen neuen Form dargestellt wer-  
 den sollte. Ich bin weit entfernt zu glau-  
 ben daß was wir hervorbringen könnten die-  
 sem Edict völlig gleich sehen würde: denn  
 der Unterschied der Zeiten ist in der That  
 sehr groß: die Römer im Jahr 500 hatten  
 Mühe zu sagen was sie dachten: wir verste-  
 hen gewissermaßen zu schreiben; ferner gab  
 es damals gar keine juristische Schriftsteller:  
 wir haben daran keinen Mangel. Allein darin  
 ist die Ähnlichkeit unverkennbar, daß dort  
 ein historischer Stoff dargestellt werden sollte  
 den man nicht überseh und nicht regieren  
 konnte, und den wir Mühe haben in dieser  
 Darstellung wieder zu erkennen. Und darin  
 ist der Nachtheil entschieden auf unsrer Seite,  
 daß im Jahr 500 nichts zu verderben war.  
 In unsrer Zeit dagegen ist ein lebendiges  
 Bestreben nicht abzulugnen, und niemand  
 kann wissen wie viel besseres wir der Zu-  
 kunft entziehen, indem wir gegenwärtige  
 Mängel beseitigen. Denn *ut corpora lente  
 aufeunt, cito extinguuntur, sic ingenia  
 studiisque opprefferis facilius quam revoca-  
 veris.* (Tacitus Agricola c. 3.)

Ein wichtiger Punct ist noch zu bedenken,  
 die Sprache nämlich. Ich frage jeden der  
 für würdigen angemessenen Ausdruck Sinn  
 hat, und der die Sprache nicht als eine ge-  
 meine Geräthenschaft, sondern als Kunstmittel  
 betrachtet, ob wir eine Sprache haben in  
 welcher ein Gesetzbuch geschrieben werden  
 könnte. Ich bin weit entfernt die Kraft  
 der edlen Deutschen Sprache selbst in Zwei-  
 fel zu ziehen: aber eben daß sie jetzt nicht  
 dazu taugt ist mir ein Zeichen mehr daß wir  
 in diesem Kreise des Denkens zurück sind.  
 Kommt nur erst unsre Wissenschaft weiter,  
 so wird man sehen wie unsre Sprache durch  
 frische ursprüngliche Lebenskraft förderlich  
 feyn wird. Noch mehr, ich glaube, wir sind

in diesem Stücke noch in neueren Zeiten rückwärts gegangen. Ich kenne aus dem achtzehnten Jahrhundert kein Deutsches Gesetz welches in Ernst und Kraft des Ausdrucks mit der peinlichen Gerichtsordnung Karls des fünften verglichen werden könnte.

Ich weiß was man auf diese Gründe antworten kann, selbst wenn man sie alle zugiebt: die Kraft des menschlichen Geistes sey unendlich, und bei redlichem Streben könne auch jetzt plötzlich ein Werk her-

vorgehen woran von allen diesen Mängeln keiner verführt würde. Wohl! der Verfuhr steht jedem frey, an Aufmerksamkeit fehlt es unsrer Zeit nicht, und es hat keine Gefahr daß das wirkliche Gelingen übersehen werde.

Ich habe bis jetzt die Fähigkeit unsrer Zeit zu einer allgemeinen Gesetzgebung unterfuhr, als ob dergleichen noch nicht unternommen worden wäre. Ich wende mich jetzt zu den Gesetzbüchern welche die neueste Zeit wirklich hervorgebracht hat.

## LUDWIG ACHIM VON ARNIM.

### ARMUTH REICHTHUM SCHULD UND BUSSE DER GRÄFINN DOLORES.

#### ZWEYTE ABTHEILUNG. NEUNZEHNTES CAPITEL.

#### DER DICHTER WALLER UND SEINE FRAU, TRAUGOTT UND ALONSO.

Er hatte kaum ein Paar Minuten hinausgesehen, als er seine Frau auf eine Gruppe aufmerksam machte die den hohen Weg vorüber unter den palmenartigen Weiden wie ein Schattenpiel fortführt. Ein wohlgekleideter Mann fuhrte ein Pferd, auf welchem eine Frau in Betten eingepackt saß; zwey Kinder ritten auf großen langgehörnten Ziegen nebenher. Unfre beiden Zuschauer eilten herunter die Leute näher zu betrachten, und sie wurden von dem Manne, der in einem sehr ausgearbeiteten faltigen verbrannten haarichten Gesichte viel Geist verrieth, angeredet. Er klagte daß seine Frau, der diese Luftreise zur Gesundheit empfohlen, immer kränker würde; zugleich bat er um ein Unterkommen. Der Graf erbot ihm alle seine

Dienste, und fuhrte selbst das Pferd nach einem Gartenhause, wo die Kranke keine Stufen zu steigen brauchte, und doch aller Annehmlichkeit der Gegend genoß. Als sie sich auf dem Sopha eingerichtet, erhob sie den Schleyer, und zeigte ein so reizend sterbendes Gesicht, etwa in der Art wie wir auf einigen altdeutschen Bildern von der Sterbenden Maria sehen; sie sprach wenig, aber dieses Wenige beschäftigte sich nach dem ersten Danke ganz mit Sorge für Mann und Kinder: daß sie die Zeit nicht ihretwegen verflümmen möchten; sie möchten ihre gewohnten Arbeiten vornehmen. Nachdem dieses wenigstens von den Kindern gesehen, und beide einige landschaftliche Skizzen auszuzeichnen begonnen hatten, redete sie zuerst die Wirthe an, und versicherte ihnen mit einer Art innerer Zufriedenheit daß ihre Milde dießmal wohl angewendet sey, da ihr Haus durch die Gegenwart des großen Waller gefegnet werde, den als ihren Mann zu nennen ihr höchster Stolz

sey. Jetzt begannen allerley Complimente: der Graf mochte nicht sagen daß er seine meisten Gedichte für falsche Münze halte, welche die Eitelkeit in mancherley tönenden Worten ausgeprägt hatte; die Gräfinn mochte nicht eingestehen wie hoch sie ihn verehere; Waller entwickelte dabei in hoher Vollendung seine Manier das Ernste spafhaft, das Spafshafte ernst zu nehmen, durch Sondernbarkeit zu verwirren, seine Vortrefflichkeiten als zu leicht auszuwerfen, und war bald so laut, als er vorher einsylbig gewesen. Seine Frau durfte ihrer Brufft wegen wenig reden: sie legte zu ihrer Unterhaltung eine Ræthelzeichnung von der Ansicht an die alle umgab. Bald gieng ein Knabe hinaus eine der Ziegen zu melken, und brachte ihr die Milch, die sie mit Luft austrank; dann gab sie beiden Kindern, dem Traugott und dem Alonso, die Freyheit umherzulaufen. Ohne eines Menschen zu achten, immer mit einander beschäftigt, holten die Knaben mancherley Spielzeug aus den Taschen, und begannen im Schloße ein Durchsuchen, ein Umklettern, wie eine Diebesbande, oder wie ein Paar neuangekaufte Hofhunde; die Leute des Grafen wollten es ihnen wehren: er aber gönnte ihnen dieses Vergnügen, was ihm sehr natürlich in jedem Kinde vorkam, aber wunderbar, insofern sie sich ihm ganz unbeforgt überließen, als wäre die Welt ihre. Küche und Garten plünderten sie durch wie die Affen, nur in dem Bedürfnisse des Augenblicks, ohne der Zukunft zu achten. Etwas von allen Thieren hatten sie auch wirklich in ihrer Bildung und in der Art ihrer Bewegung; vielerley Fertigkeit, wenig Überlegung. Ihr Vater sagte mit Recht „Es sind Menschen wie die künftige Zeit sie brauchen kann, mit jeder Noth vertraut, in Arbeit und Mühe und jeder Witterung abgehärtet.“ Da Frau Waller Ruhe bedurfte, so ließ sich

Waller mit seinen neuen Bekannten in ein Gespräch ein, wußte so schnell in alle Besonderheiten des Hauses einzudringen und sich darin zu fügen, daß er in einer Stunde mehr Herr darin zu seyn schien als der Graf. Für die Vertraulichkeiten die er ihnen entlockt hatte forderten sie gleiche Vertraulichkeit von ihm, und er sprach mit einer Art Überlebung von sich. Seine Frau sey früher an einen reichen Kaufmann verheirathet gewesen; er habe sich in dem Geldmangel worin er sich seit seiner Jugend befunden auch an dieses Haus gewendet, und sey wegen seiner Spafshaltigkeit Tischgenosse geworden; die Frau, die älter als er, habe sich in ihn verliebt, und um sie nicht unglücklich zu machen, ungeachtet sie ihm immer fatal gewesen, habe er drein willigen müssen, daß sie sich scheiden lassen und ihn geheirathet. Wir wollen hier seine lange Erzählung zusammenziehen. Waller war des Herumtreifens müde: er beredete seine Frau ihr Haus in der Stadt zu verkaufen um ganz der Kunst in einem abgelegenen Landhause zu leben, das ihn einmal auf einer Reise in der Mitte eines Tannenwaldes entzückt hatte. Sie willigte in alles: seit ihrer Scheidung lebte sie ganz ihrem Manne und der Malerey; er reiste in die romantische Gegend, kaufte das Haus sehr theuer, weil eine Familie die dort geboren und groß gezogen, nicht aus gleichem Sinn an der Natur, sondern aus Gewohnheit sich nur großer Vortheile wegen davon trennen mochte. In wenigen Tagen richtete er sich alles nach seinem Geschmacke ein, konnte die angekommenen Betten, stellte Blumentöpfe in die Fenster, wand eine Ehrenpforte an der Thüre aus Birken mit Bärenklau und Feldblumen, setzte sich in den Garten, und schrieb dieser Ehrenpforte eine Inschrift.

Hier fielen Druck und Sorgen  
Von eines Menschen Herz:



Er kann euch wieder borgen  
Von feinem eignen Scherz.

Nur einmal Herr der Erde,  
Nur einmal Herr der Luft:  
Dann weicht die Befehverde,  
Dann füllet sich die Kluft.

Die offenen Augen tragen  
Wohin der Fuß mich trägt,  
Bis zu dem Sonnenwagen,  
Der hoch am Himmel wegt.

Nach einem andern Wagen  
Horch hier im Sand sein Ohr:  
Der soll die Fremdlinge tragen  
Durchs hohe Gartenthor.

Er konnte still im Garten  
Die Betten ganz allein;  
Er mußte lange warten:  
Sie tritt ins Haus herein.

Und an der Ehrenpforte  
Vielbuntem Bogenzug  
Lieft sie die frohen Worte:  
Die Eine mir genug.

Er hatte es sich aber bloß eingebildet, daß sie gekommen: sie war durch ein gebrochenes Rad auf dem Wege aufgehalten; er wurde immer ungeduldiger, hatte für alles geforgt, nur nicht fürs Essen: er mußte sich mit Brot und Milch begnügen; aus Ärger warf er endlich die Ehrenpforte zusammen, setzte die Blumen aus den Zimmern, und empfing die Frau, die dazu ankam, mit heftigen Vorwürfen wie sie ihm jedes Vergnügen verderbe. Sie suchte ihn zu beschwichtigen, und er war wieder vergnügt. Am andern Morgen wollte er eine gewaltige Arbeit machen, zu der er sich lange einen recht schönen Tag gewünscht. Wirklich war das Wetter hell: er gieng auf sein Studierzimmer; aber es wollte ihm nichts gelingen: er war zerstreut; ein Paar Wälfche Häme die sich im Hofe hisen zogen alle Aufmerksamkeit an sich; dann sah er einer dicken Magd zu die im

Garten arbeitete; dann wurde es ihn zu heiß. Es ward Mittag, und er hatte nichts gethan, und fand darüber alle Lieblings Speisen schlecht, die ihm seine Frau zubereitet hatte. Jeder 3 Tag hatte seine eigne wunderbare Geschichte, insbesondre seit er sich darauf legte, die Natur recht zu genießen: da zog er seine Frau halbe Nächte durch nebelbelegte Wiesen und kühlte Waldungen herum den Sonnenaufgang 10 zu sehen, und gemeiniglich, ehe es dazu kam, mußte einer von ihnen aus irgend einer Unbequemlichkeit nach Hause gehen, und sie hatten nichts als Schnupfen und Fieber davon gehabt. Wallern war es ganz erstaunungswürdig, daß er die Natur ganz anders 15 gefunden, als er sie beschrieben: aber die Landleute entsprachen noch weniger seinen Erwartungen: seine ländlichen Gedichte verstand keiner; sie hatten alle den Eulenpiegel 20 viel lieber. Diese Erfahrungen machte er im Sommer: aber im Winter hatte er noch viel mehr zu lernen: vergebens schrieb er an alle Bekannte in der ganzen Gegend daß sie ihn besuchen möchten: keiner mochte die gefährlichen Wege in Schneewetter machen. Der 23 Unmuth darüber erzeugte manches Lied, unter andern auch dieses.

#### WINTERURRUHE.

50 Ich räume auf für Gäste:  
Sie hält mich auf dem Neste;  
Die Wege sind beschneyt,  
Und keiner kommt so weit.  
Wie Espenlaub mein Herz hat keine Ruh:  
53 O wäre früher ich geboren, oder später Du!  
Ich sitz bei ihr: sie spinnet;  
Mein Herz in mir, es sinnet;  
Es treibt mich durch den Wald:  
Wie ist der Wald so kalt!  
40 Wie Espenlaub mein Herz hat keine Ruh:  
O wäre früher ich geboren, oder später Du!

Die Tanne sagt vom Schmaufe,  
 Mich braufend jagt nach Haufe;  
 Zu Haufe bei dem Heerd,  
 Da werd' ich fo beſchwert:  
 Wie Eſpenlaub mein Herz hat keine Ruh: 5  
 O wäre früher ich geboren, oder ſpäter Du!

In ihrem Haar ich ſpiele,  
 Der Träume Schaar ich fühle  
 In ihrer Locken Nacht:  
 Doch bald bin ich erwacht:  
 Wie Eſpenlaub mein Herz hat keine Ruh:  
 O wäre früher ich geboren, oder ſpäter Du!

«Lieben Leute!» rief hier Waller aus,  
 «hätte meine Frau nicht ein Kind bekom-  
 men, den Alonſo, ich wäre aus Langeweile 18  
 toll geworden: da bekam ich doch was zu  
 ſprechen mit all dem närrischen Volke von  
 Ärzten und Weifemüttern. Das hielt doch  
 auch nicht länger vor als bis zum Frühling;  
 da ſagte ich daß ich auf die Leipziger Meſſe 20  
 gehen müſſe um ein Manuſcript zu verkauf-  
 en, und lief über Berg und Thal als wenn  
 ich gehetzt würde. Denkt euch, in Leipzig  
 ſitze ich in guter Ruhe bei Mainoni und ebe  
 Stengelroſinen und Kaackmandeln: da bringt 25  
 mir der Burſche aus der Buchhandlung einen  
 poetiſchen Brief von meiner Frau:

Der Liebe Furcht iſt Fackel meiner  
 Liebe,

Die meinen Traum mit Stralen Nachts 30  
 erfrent,

Damit mich nicht die Einfamkeit betrübe,  
 Mir Sterne auf die dunkle Erde ſtreut,  
 Und meiner Liebe Flamme höher treibt,  
 Daß dir ein Zeichen bleibt. 35

In Liebesfurcht ich ſeh die Wolken  
 jagen

Dort überm Mond, daß er zu wanken  
 ſehint.

Wohin, wohin will euch der Sturmwind 40  
 tragen?

Zu meinem Lieben, der es freundlich meint.

Der Blume Blätter werf' ich in den Wind:  
 Er bringt ſie dir geſchwind.

Der Liebe Furcht durchbebet mich fo  
 ſachte

Zu ſchauen ob mein Kind noch athmen  
 kann:

Es ſah mich an und drehte ſich und lachte;  
 Ich ſah es ſchon wie dich, wenn es ein  
 Mann:

10 So ſchauet aus der Liebe ædem Haus  
 Ein frommer Geiſt voraus.

Wird Liebe Furcht, ſo laß die Furcht  
 mich lieben,

Und liebe mich, dieweil ich furchtſam bin:  
 So kann die Furcht die Liebe nie be-  
 trüben,

Und Furcht und Liebe haben gleichen Sinn;  
 Es wächſt die Furcht der Liebe zum Ge-  
 winn

In deiner Liebe Sinn.

Fragen Sie Sich ſelbſt ob ich länger von  
 ihr bleiben konnte nach ſolcher Einladung;  
 denken Sie Sich, mir zu Liebe hatte die  
 liebe Frau die erſten Verſe in ihrem Leben  
 gemacht. Ich trat denſelben Tag noch mei-  
 nen Rückmarſch an: mein Buch wurde nicht  
 fertig gedruckt.

Damals hab' ich eine ſchöne Zeit mit ihr  
 gelebt; leider daß uns die allergeſteinte Ur-  
 ſache bald in Verlegenheit ſetzte. Ich hatte  
 ein Landgut gekauft, und war kein Land-  
 wirth, und meine Frau verſtaud bei dem  
 beſten Willen eben ſo wenig davon; ich hatte  
 viel bezahlt, verzehrte noch mehr, und nahm  
 nichts ein: die Summe gezogen, mußte ich den  
 Hof meinen Schulduern überlaſſen, und in die  
 Stadt ziehen. Da jubelte mein ganzes Herz:  
 meine Frau war aber betrübt; ſie machte  
 mir ſo rührende Vorſtellungen, daß ich ihr  
 zuſchwor recht fleißig zu werden; ſie ſelbſt  
 ſieng an Kupferſtiche zu meinen Gedichten  
 recht artig zu radieren, und die waren meiſt

schon fertig, wenn das Gedicht erst zur Hälfte gelangte. Dann weckte sie mich immer früh auf, hatte schon mein Zimmer geheizt, mir Kaffee gekocht, und da sollte ich nun arbeiten. Das war eine Sache zum Einfchlafen: in meinem Ärger über diese Behandlung, und doch im Gefühle wie es nicht anders gehen könne, schrieb ich eine Elegie vom Weber, den ich vorstellte, und von der Spinnerinn, die meine Frau bezeichnet; welche ich Ihnen mit der rechten Betonung vorlesen will. Macht sie Ihnen Langeweile, so ist es meine Schuld.

ZWANZIGSTES CAPITEL.

Mit Sorge erkundigte sich der Graf nach Wallers Umständen, ob er wirklichen Mangel leide, und erbot ihm seine Hülfe. Waller versicherte ihm, er lebe recht gut von Schriftstellerey und Schulden, und werde auch seine Hülfe noch ansprechen; nachher berichtete er daß seine Frau nach dieser Elegie sich entschlossen habe ihn auf den Fußreisen zu begleiten die er schon lange zur Einfammlung poetischen Stoffes projectiert gehabt; doch diese Märche hätten statt ihr vortheilhaft zu seyn, wie er erst gehofft, ihre schwache Brust vernichtet; endlich habe er ihr ein Pferdchen anschaffen müssen, und fürchte sehr daß sie bald auf Charons Nachen in das allerpoetischste Land der Welt, in die Hölle, fahren werde: denn selig könne sie aus Mangel an wahrer Religiosität nimmermehr werden; aber das sey auch eben ihr Verdienst, daß sie für sich bestehen könne ohne Gott, wenn sie nur einen Mann hätte. Ehe sich nach irgend jemand nach dem eigentlichen Sinne solcher Voraussetzung fragen konnte, hatte er sich schon wieder durch einen geschickten Sprung zum Allerfremdartigsten hingewor-

fen: er hatte ganz die Art trostlosen Verstandes der Etymologen, die mit wenigen lächerlichen Übergangstönen die verschiedenlautendsten Worte aus Einer Wurzel ableiten; der Zuhörer wußte nie ob er einem mehr gab oder mehr nahm: er fachte nämlich seinen eignen Verstand jedem aufzudringen, indem er jedem den eignen nahm oder verkümmerte. Unfern beiden Landleuten, denen niemand leicht widersprach, war diese Methode ein wahres Fest: sie hetzten ihn immer mehr, mußten über alles lachen; er schüttete ihnen den ganzen Vorrath seiner Einfälle und Geschichten an Einem Abende aus, die ihm sonst Monate vorgehalten. Es ist eigentlich ein Überfluß davon unter den Deutschen: aber es fehlen ihnen die Menschen wie Waller, die unter Frauozosen so häufig sind, die einen Einfall der Mühe werth halten zu bewahren, oder das Geschick haben ihn gut nachzuerzählen; überhaupt wird in Deutschland aus einer gewissen Trägheit und Besorgniß zu wenig gesprochen. Würde er eitel mit Unrecht deswegen genannt, so sagte er: Eitelkeit ist die Tugend der Kindheit; viele bleiben ewige Kinder, und ich bin es nicht; aber ich mag es gern seyn. Von Mädchen wird nie Wahrheit gefordert: darum werden ihnen bedeutende Staatsämter verfaßt; doch findet sich von je unter ihnen viel Wahrfagerey: ich halts mit den Mädchen, und gebe die Wahrheit gern für die Wahrfagerey. Wäre ich nicht eitel um gelobt zu loben, wäre ich wahr, so fragte ich euch: ihr bildet euch viel auf eure Liebe zu einander ein: aber die Liebe läßt sich nicht einbilden, wie der Schwindel nicht mit der Vorstellung wegzubringen ist daß man die Stufen eines Thurmes auf ebener Erde ohne Beschwerde aufsteigen könne; ihr schwindelt einander aber täglich von ewiger Treue vor: ihr werdet euch auch, wie Schwin-

delude aus bloßer Furcht zu fallen sich übers  
 Geländer stürzen, über die Treue stürzen.  
 Sie machen ein lustiger Gesicht, lieber Graf:  
 das ist noch recht, daß es Ihnen wenigstens  
 ernst ist: die meisten würden über meine  
 Gotteslästerung lachen. Ob ich wirklich got-  
 teslästerlich bin? Nein, das ist unmöglich:  
 ein gotteslästerlicher Mensch kann nichts Gu-  
 tes denken; der Gedanke ist ein Prüfstein  
 der Menschen: das Thun ist selten zu durch-  
 schauen: es wird wie ein Gedärme durch-  
 schlungen; das Herz schlägt drein, und ge-  
 hört doch nicht dazu; auch kann niemand  
 bei Thaten sehen was er hervorbringt: denn  
 er wird selbst erst darin, wie ein Vogel, der  
 sich durchs Ey picht, weil ihm das Freßen  
 fehlt, und statt des Freßens aufs Licht trifft,  
 das ihm statt ins Maul in die Augen fällt.  
 In diesem Gauge einer Springmaus, die bloß  
 darnum ungeheure Sätze machen muß, weil  
 ihr die Vorderfüße zu kurz und die Hinter-  
 füße zu lang geschaffen, kam der Abend,  
 und er wurde erinnert seine Frau zu besuchen.  
 Er gieng hin: aber bald wurden alle durch  
 einen ungemein lauten Zank erschreckt: er  
 wüthete und tobte daß sie ein Paar Äpfel  
 die ihm auf der Reise von einer Dame ver-  
 ehrt worden, den Kindern übergeben; die  
 Kinder versteckten sich hinter der Mutter,  
 und was diese zu schwach war zu sagen, das  
 schrien sie mit der unerbogensten Stimme.  
 Die Gräfinn wollte alles veröhnen: aber  
 Waller sagte ihr sachte in die Ohren,  
 er sey weiter gar nicht aufgebracht: doch  
 halte er es für nothwendig, seine Meinung  
 durchzuführen; auch wäre dieß eine gute

Uebung für die Kinder. Und dann riß er  
 sich wieder in den Haaren, und rief »Wer  
 einmal das Zutrauen gebrochen, ein theuer  
 anbefohlenen Unterpand entwendet, wo find  
 da Grenzen? Es ist so arg als Simson im  
 Schlafe die Haare abzuschneiden.« Die gute  
 kranke Frau Waller weinte still vor sich,  
 und Waller wendete sich sachte zur Gräfinn  
 um: »Hat sie nicht etwas von einer weinen-  
 den Mutter Gottes? Sie ist wundersehn!«  
 Bei diesen Worten flog er um ihren Hals,  
 und sprach ihr so traulich, so herzlich, bat  
 so sehn um Verzeihung, daß sie gerne alles  
 verzieh, und mehr. Den Grafen verdroß  
 doch diese widrige Gefühlsfabrik: er sehwr  
 dem Dichter, seine Gedichte würden nichts  
 schlechter seyn, wenn er statt mit lebenden  
 Menschen mit bloß gedachten dergleichen  
 Geschichten aufführte. Dieß rührte Waller  
 zu Thränen: »Freund, Sie treffen mein tief-  
 stes Innere: ja, ich fühle es, keine Wahr-  
 heit ist darin, und selbst indem ich Ihnen  
 dieß bekenne, ist es zum Theil Lüge: denn  
 ich will etwas anderes damit, mir ihr Mit-  
 leiden statt des Zutrauens zuzichern, das ich  
 verloren.« Der Graf versicherte umsonst,  
 daß wenn man sich so einer Betrachtung  
 über die Wahrheit überlasse, immer noth-  
 wendig ein Stück fehlen müße, nämlich das  
 betrachtende: es würde dann immer nur zur  
 Wahrheit einer dritten Person, die uns nichts  
 angeht, nimmer unfre eigne. Waller sehien  
 durch diesen Scharfsinn überrascht, und weil  
 er selten lobte, so war sein Lob schmei-  
 chelhaft.

## HEINRICH VON KLEIST.

## DAS BETTELWEIB VON LOCARNO.

Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien befand sich ein altes, einem Marchese gehoriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst auf Stroh, das man ihr unterfchüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig aus dem Winkel in welchem sie lag aufzustehen und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glittete mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und hesehädigte sich auf eine gefährliche Weise das Kreuz dergestalt, daß sie zwar noch mit unfaglicher Mühe aufstand, und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer gieng, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Ächzen niederfank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumstände gerathen war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß seiner seehenen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf den Fremden in dem oben erwähnten leerstehenden Zimmer, das sehr sehen und prächtig eingerichtet war, unterzubringen.

Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verftört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und theuer versichernd daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas das dem Blick unsichtbar gewesen mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernachlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Ächzen niedergefunken sey.

Der Marchese, erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter hat um die Gefälligkeit ihm zu erlauben daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachtete; und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich, und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab, dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgefinde befremdend und unbegreiflich das Gerücht erhob daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen beschloß die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschla-

gen, und erharrete ohne zu schlafen die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schläge der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm: es war als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer gieng, und hinter dem Ofen unter Gefelz und Geräusch niederfiel. Die Marquise am anderen Morgen, da er herunter kam, fragte ihn wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit sehnen und ungewissen Blicken umfah, und nachdem er die Thüre verriegelt, versicherte daß es mit dem Spak seine Richtigkeit habe, so erschrak sie wie sie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verklauden ließe, sie noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hielten aber sammt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der That in der nächsten Nacht daselbe unbegreifliche gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden vermochte sie das Entsetzen das sie ergriff in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzusehen. Am Abend des dritten Tages, da beide um der Sache auf den Grund zu kommen mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thüre desselben ein, dergestalt, daß beide ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht außer sich selbst noch etwas drittes Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwey Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese

Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzten sich gegen eilf Uhr jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen so gut sie vermögen zu unterhalten suchten, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengeklaart, in der Mitte des Zimmers nieder, und schlief ein. Drauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören: jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, heht sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm raucht; und mit dem ersten Schritt, tapp! tapp! erwacht der Hund, heht sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad' als ob ein Mensch auf ihn eingestritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marchese, der den Degen ergriffen, Wer da? ruft, und da niemand antwortet, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt, und nach Zusammenfassung einiger Sachen aus dem Thore herausgeraselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und daselbe, überall mit Holz getafelt wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein den Unglücklichen zu retten: er war auf die elendigste Weise bereits umgekommen; und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

## JOHANN PETER HEBEL.

## AUS DEM RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND.

## KANNITVERSTAN.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdarn, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauhen für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksburche in Amsterdarn durch den Irthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderchaft von Dattlingen bis nach Amsterdarn noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung die kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen einen Vorübergehenden anzureden. »Guter Freund! redete er ihn an, »könnt Ihr mir nicht sagen wie der Herr heißt dem dieses wundersehene Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen Sternblumen und Levkojen?« Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz

und schnauzig »Kannitverstan«, und schnurrte vorüber. Dieß war nun ein holländisches Wort, oder drey, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als »Ich kann euch nicht verstehen.« Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes nach dem er gefragt hatte. »Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan« dachte er, und gieng weiter. Gaß' aus, Gaß' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt Het Ei, oder auf deutsch das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht wie er es mit seinen zwey einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten; bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäßer voll Zucker und Kaffe, voll Reis und Pfeffer, und salveni Maudbreck darunter. Als er aber lange zugeh'n hatte, fragte er endlich einen der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. »Kannitverstan« war die Antwort. Da dachte er »Haha! sehauts da heraus? Kein Wunder: wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwenmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherley Tulipanen vor die Fen-

fter in vergoldeten Scherben.“ Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sey unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte „Wenn ichs doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverftan es hat!“ kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz verummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenzug, langsam und traurig als ob sie wüßten daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einfaches Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um 10 Gulden aufschläge, ergriff ihn fachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excuse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen seyn“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?“ „Kannitverftan“ war die Antwort. Da fielen unsern guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht uns Herz. „Armer Kannitverftan!“ rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch; und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken be-

gleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverftan hinabfenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverftan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

---

 DER GEHEILTE PATIENT.
 

---

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel manchmal auch allerley Laften und Krankheiten anzusehen von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß: denn es giebt Krankheiten die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Seßeln und seidenen Betten; wie jenér hautreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnseßel und rauchte Taback, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, als aber zu Mittag doch wie ein Dreher, und die Nachbarn sagten manchmal „Windets draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ Den ganzen Nachmittag ab und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile, bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte wo das Mittagessen aufberte und wo das



Nachteßen anfang. Nach dem Nachteßen legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Malterfack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank: wenn man aber ihn selber huerte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte die in Amsterdam sind mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneyer so groß, und man nannte ihn zuletzt feherzweise nur die zweybeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts: denn er folgte nicht was ihm die Ärzte befahten, sondern sagte »Fouder! wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht gesund machen für mein Geld?« Endlich heerte er von einem Arzt, der 100 Stund weit weg wohnte, der sey so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschane, und der Tod geh' ihm aus dem Weg wo er sich sehen laße. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nämlich nicht Arzneu, sondern Meßigkeit und Bewegung, und sagte »Wart, dich will ich bald curiert haben!« Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: »Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand: doch wird Euch zu helfen seyn, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bees Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs Erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein rei-

ten, sondern auf des Schuhmachers Rappen: sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwey. Fürs Andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweymal des Tages einen Teller voll Gemüs, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Nachts ein Ey, und am Morgen ein Fleischfüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr eset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzusehen, aber der Schreiner. Dieß ist mein Rath; und wenn Ihr mir nicht folgt, so heert Ihr im andern Frühjahr den Guckuck nimmer sehreyen. Thut was Ihr wollt!« Als der Patient so mit ihm reden heerte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel falben, und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag gieng es so langsam, daß perfect eine Schnecke hätte können sein Vorreiter seyn, und wer ihn gräste, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweyten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute die ihm begegneten sahen so freundlich aus, und er auch; und alle Morgen wenn er aus der Herberge ausgieng war schener, und er gieng leichter und munterer dahin; und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte »Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doctor soll. Wenns mir doch nur ein wenig in den Ohren braulte, oder das Herzwaßer lief mir!« Als er zum Doctor kam,

nahm ihn der Doctor bei der Hand, und sagte ihm „Jetzt erzählt mir denn von Grund aus was Euch fehlt.“ Da sagte er „Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seyd wie ich, so solls mich freuen.“ Der Doctor sagte „Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr haht noch Eyer im Leib: deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß es niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eyer nicht ausfehlpen: so könnt Ihr ein alter Mann werden“, und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte „Herr Doctor, Ihr seyd ein feiner Kanz, und ich versteh' Euch wohl“, und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Waßer so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

---

DER SCHNEIDER IN PENSA.

---

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Befehl empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke auf welchen die ewige Vorsehung für die Hälfte sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vor-trefflicher Menschen, sie megen doch auch stecken fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechszwanzig Gefellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und

mitten in Aßen deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Strafen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Aßen, wenn man aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Aßen hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wens nicht einer gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages, mit Franzosen meliert, auch sechzehn rheinländische Herren Lefer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermat-tet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost, in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden?“ oder „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen? und wer wird den letzten begraben?“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“ und es stand vor ihnen auf zwey nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der

Schneider von Penfa, Franz Anton Egetmeyer, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, weuns ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Cavallerie-Regiment als Regimentschneider engagieren, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anderst ist, nach Penfa, bald mit der Nadel stehend, bald mit dem Schwert. In Penfa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schiekt er zu dem deutschen Schneider in Penfa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt; und hat auf 30 Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Penfa an: er findet bei ihm was ihm fehlt, Trost Rath Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenerndte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Ehle weg, und war der erste auf dem Platz, und -Sind keine Deutsche da? war seine erste Frage. Denn er holte von einem Tag zum andern unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich wie er ihnen Gutes

thun wollte, und liebte sie schon zum Voraus ungefehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brey geben kann, ehe sie es hat. -Wenn sie nur so oder so aussehen! dachte er. -Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann! Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere, hineinrief -Sind keine Deutsche da? — er mußte zum zweytenmal fragen: denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton; und als er herte -Deutsche genug, und von jedem erfragte woher er sey — er war mit Mecklenburgern oder Kurachsen auch zufrieden gewesen: aber einer sagte -von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte wo Mannheim liegt, der andere sagte -von Bruchsal, der dritte -von Heidelberg, der vierte -von Goehsheim: da zog es wie ein warmes auflösendes Thauwetter durch den gauzen Schneider hindurch. -Und ich bin von Bretten, sagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeyer von Bretten, wie Joseph in Egypten zu den Söhnen Israels sagte -Ich bin Joseph, euer Bruder; und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsiebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuern Landsleute im Triumph in

feine Wohnung, und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade daß er seine Landsleute in Penfa behalten dürfe. „Anton“ sagte der Statthalter, „wann hab' ich Euch etwas abgefragt?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste einen nach dem andern. „Herr Landsmann“ sagte er zu einem, „mit einem Weiszeug siehts windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neue Hemder forgen.“ „Ihr braucht auch ein neues Röcklein“ sagte er zu einem andern. „Euers kann noch gewendet und ausgebeßert werden“ zu einem dritten. Und so zu allen; und augenblicklich wurde zugesehnt, und alle 26 Gefellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder auffändig ausgestattet. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nothen ist, mißbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit: deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht! Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht wie wir Euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den übrigen an.“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblüht. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt

und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth giebt ohne es zu wissen bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gefinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug alles Gute zu rühmen was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Aſien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch in Aſien mit Gastmal, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten; nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliirten in Deutschland an, der Schneider war der erste der sie wußte, und seinen Kindern (er nannte sie nur noch seine Kinder) mit Freudenthränen zubrachte, darum daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war die erste Sorge ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder“ sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht!“ „Vater Egetmeyer“ sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen: aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gefellte sich zur Freude ohne Maaß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem

bittern Schmerz die Noth. Denn es fehlte an allem was zur Nothdurft und zur Vor-  
 forge auf eine so lange Reise in den Schreck-  
 nissen des rufischen Winters und einer un-  
 wirthbaren Gegend nöthig war; und ob  
 auch auf den Mann, so lange sie durch  
 Rußland zu reifen hatten, täglich 13 Kreuzer  
 verabreicht wurden, so reichte doch das  
 Wenige nirgends hin. Darum gieng in  
 diesen letzten Tagen der Schneider, sonst  
 so frohen leichtes Muthes, still und nach-  
 denklich herum, als der etwas im Sinn hat,  
 und war wenig mehr zu Haufe. 'Es geht  
 ihm recht zu Herzen' sagten die rheinlän-  
 difchen Herren Hausfreunde, und merkten  
 nichts. Aber auf einmal kam er mit großen  
 Freudenschritten, ja mit verklärtem Ant-  
 litz zurück: 'Kinder, es ist Rath. Geld  
 genug!' Was wars? Die gute Seele hatte  
 für zweytausend Rubel das Haus verkauft.  
 'Ich will schon eine Unterkunft finden'  
 sagte er; 'wenn nur Ihr ohne Leid und Man-  
 gel nach Deutschland kommt.' O du heiliges,  
 lebendig gewordenes Sprüchlein des  
 Evangeliums und seiner Liebe: 'Verkaufe  
 was du hast, und gib es denen, die es  
 bedürftig sind: so wirft du einen Schatz im  
 Himmel haben.' Der wird einst weit oben  
 rechts zu erfragen seyn, wenn die Stimme  
 gesprochen hat 'Kommt, ihr Gefegneten!  
 Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich  
 gespeist; ich bin nackt gewesen, und ihr  
 habt mich gekleidet; ich bin krank und ge-  
 fangen gewesen, und ihr habt euch meiner  
 angenommen.' Doch der Kauf wurde zu  
 großem Trost für die edeln Gefangenen  
 wieder rückgängig gemacht. Nichts desto  
 weniger brachte er auf andere Art auch  
 einige hundert Rubel für sie zusammen, und  
 nöthigte sie was er hatte von kostbarem  
 rufischem Pelzwerk mitzunehmen um es  
 unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes

bedürftig waren, oder einem ein Unglück  
 widerführe. Den Abschied will der Haus-  
 freund nicht beschreiben. Keiner der dabei  
 war vermag es. Sie schieden unter tausend  
 Segenswünschen und Thränen des Dankes  
 und der Liebe, und der Schneider gestand  
 daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag  
 seines Lebens sey. Die Reisenden aber  
 sprachen unterwegs unaufhörlich, und noch  
 immer von ihrem Vater in Penfa; und  
 als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten  
 ankamen, und Geld antrafen, schickten sie  
 ihm dankbar das vorgefchoßene Reisegeld  
 zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton  
 Egetmeyer, Schneidermeister in Aflen. Der  
 Hausfreund wird im künftigen Kalender  
 noch ein freudiges Wort von ihm zu reden  
 wissen, und es wäre nimmer der Mühe werth,  
 einen Kalender zu schreiben, wenn sich  
 die geneigten Leser nicht auf sein Bildniß  
 freuen wollten, was er ihnen zu stiften  
 verspricht.

---

DER ACKERBAU EINE VORZÜGLICHE SCHULE  
 DER RELIGIOSITÄT.

---

Der Ackerbau hat von jeher seine Lobredner  
 gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher  
 vom Landbau, nicht die gepriesene Ode des  
 Horatius, ich will Keinen nennen. Denn wer  
 preift nicht die Wichtigkeit und Wohlthä-  
 tigkeit dieser Beschäftigung aus eigener Über-  
 zzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir  
 die Grundlage aller bürgerlichen Gefelligkeit  
 und Ordnung; in ihm die sicherste, wenn  
 auch nicht immer die reichste Quelle des  
 Wohlstandes im Staat und in den Fami-  
 lien; in ihm die treue Hut vaterländischer  
 Tugenden; in ihm endlich eine vorzügliche

Schule einer frommen gottesgegebenen Gefinnung, die wir unter dem fehönen Namen der Religiofität begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei diefer Seite des Gegenftandes, weil fie vielleicht diejenige ift, die man fonft am wenigften ins Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiofität, weil diejenigen, welche fich mit ihm befchäftigen, mit den mannigfaltigften und erhabenften Denkmalen des Dafeyns und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und näher als Andere umgeben find, und weil fie durch ihren Beruf öfter und unausweichbar an ihre Verhältniffe zu ihm erinnert werden.

Bald durch Gefchäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß, und unaufhörlich durch wechfelnde Erfcheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen und in fich felbft getheilt, bedarf das menfchliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte fagen, Anfchauung deffen, was in allen Zerftreuungen ihm nie verloren gehen und allen feinen Gefinnungen und Handlungen Einheit Würde und Adel ertheilen, was den Geift über fich felbft und über die Erde erheben foll. Man erzählt daß ein Bifchof von Mainz (er war eines armen Wagners Sohn) um in feiner höhern geiftlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren hin und wieder in feinem Palaft Wagenräder habe malen laffen, die ihn an feine Herkunft unaufhörlich erinnerten. Und wir wiffen daß gewiffe Leute um die Sterblichkeit nie zu vergeffen ftatt des Blumentopfes den Totenkopf in ihr Arbeitszimmer aufftellten; und felbft an den Wänden der einfamen Kloftermauern fehlen das *memento mori* nicht überflüßig.

Wenn aber jene Gefinnung, die wir mit dem Namen der Religiofität bezeichnen, nichts anderes als ein ftattes Andenken an

Gott ift; wenn fie wenigftens aus ihm unaufhörlich neues Leben, neue Nahrung, neue Kraft gewinnt, und ohne dasfelbe nicht denkbar ift; fie die den Geift in allen Zerftreuungen und Verfuchungen fich felbft und feiner Beftimmung bewahrt, fie die alle himmlifche Tugenden in fich vereinigt und verklärt, fie die allen Wünfchen Vorfätzen und Grundlagen Einheit Würde und Adel giebt: dann darf ich böhn die Frage ausprechen welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch ftäte Erinnerung im Andenken an das höchfte Wefen zu erhalten geeignet fey?

Zwar der Ewige, deffen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat fich keinem feiner vernünftigen Gefchöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiofes feyn, ehe es weiß daß es foll. Die Vernunft felbft ift eine innere lebendige und unerfchöpfliche Quelle feiner Erkenntniß; und der aufmerkfame Beobachter deffen, was ihn umgiebt, hat nicht nöthig Landwirth zu feyn und den Pflug zu führen um im Auftauchen der Sonne, im Sternheer das die Nacht durchfchimmert, im Gewitterfturm, in der Blume des Feldes, in dem weiffen Zufammenhang aller Dinge den zu fehaun, zu bewundern, anzubeten, den das Herz fo geheimnißvoll ahnet, und die Vernunft fo unausweichbar erkennt. Allein es ift doch nicht zu läugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Gefchäften in welche fich das bedürfnifsreiche Gefchlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anfchauung der großen herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder Andere in ihm feftgehalten werde. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller

Dinge, an den Allmächtigen Allweisen Allessehenden erinnert, und seiner unsichtbaren Gegenwart nahe gestellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte die ihn in allen Tageszeiten, in allen Jahreszeiten, vom Morgenroth des ersten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbstabend, in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Gefang der Lerche, im Säufeln des Abendwinds, im Rollen der Gewitter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schickfal ruht. Welche andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältnisse zwischen dem Sterblichen und ihm?

Zwar gestehen wir gerne zu daß jeder Mensch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf seine Gefahren achten will, seiner Ohnmächtigkeit sich bewußt zu werden, und den Lenker seiner Schicksale über den Sternen zu suchen und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der ersten Frage zurückgehen: Wem verdankt der König wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenhinder sein Daseyn? Aber wen flehen wir alle um Genesung an, wenn Schmerz und Krankheit in unsern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thrauenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in seinen Schicksalen eine unzerstörbare Verflechtung in

dem großen Zusammenhang aller Dinge, der nur von der guten Vorsehung geboten ist? Wahrlich, der Unglückliche stände nicht mehr hoch über dem Gottesläugner, wenn er nicht in seinem Glück und in seinem Mißgeschick, in seinen erfüllten und in seinen vereitelten Hoffnungen das Walten einer höhern Macht erkannte.

Eben so wenig läßt es auf der andern Seite sich läugnen, daß oft genug auch das Wünscheln Streben und Hoffen des Landmanns von menschlicher Willkür und Übermacht durchkreuzt wird. Auch er ist Mensch wie alle, und Bürger wie alle, und allen Gesetzen und Bedingungen unterworfen von denen alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das feinnige; der Dieb findet auch zu seiner Thüre den Eingang; Hader und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dächern der Dörfer; und der Krieg zerstückt seine blühende Saaten, die Frucht seiner Arbeit, wie er die Werkstätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert, und die Paläste der Fürsten veredelt. O, er wäre glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menschlicher Willkür, über allen Zwang der Umstände erhaben, nur mit seinem Gott in unmittelbarer Verbindung stände.

Alein dieß alles zugestanden, steht doch die ackerbauende Volksklasse noch in einem besonderen Verhältniß zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glückes ersehnen; er bedarf keiner Laune eines Königes dazu. Sie ist durch das ewig wirk-

fame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerfchöpflich, und wartet nur auf feine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren blauen Himmel herauf, daß fie die Keime feiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit feine Pflanzung begieße? Oder wer weigert Beides, und bleibt stumm zu feinen Bitten? Oder wer zerftört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelhehlagen den Tag vor der Erndte? Nennt mir einen Menschen der einen Regentropfen in dem Dunstkreis zufammenzieht, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder fammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künstlers, da alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Sæmann beten, wenn er feine Saat auf den Acker trägt; nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche schwere Halme unter der Sichel fallen; nur demuthsvoll und vertrauensvoll sprechen »Dein Wille geschehe!« wenn alle seine Hoffnungen er vernichtet sieht. So wahr ist es, wenn wir sagen daß der Landmann unaufhörlich an Gott und an seine Verhältnisse zu ihm erinnert werde; und so ist sein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere eine Schule der Religiofität.

---

#### VOM TABACKRAUCHEN.

---

Es ist eine eigene Sache um das Tabackrauchen. Taufende rauchen, und wissen nicht warum; müßen rauchen, und wissen nicht warum. Der heurtheilt gerade hin als Gewohnheit; ein Anderer sucht das Delicate und Vergnügliche im Geruche des Rauches;

was wohl nur eine Nebenfache ist. Andere richtig im Gefehmacke. Aber auch von diesen weiß sich fast keiner Rechenschaft zu geben was der Sinn des Gefehmackes Angenehmes dabei empfinde, wie ihm der stinkende Rauch dieses Krautes Bedürfnis sey. Es scheint unbegreiflich, wie Jemand hat mögen anfangen Taback zum Vergnügen zu rauchen. Vielleicht liegt in Folgendem einige Aufklärung. Ein Sinn des Menschen, das Auge, ist, solange er wacht, unaufhörlich beschäftigt, durch irgend einen Gegenstand der sich in ihm spiegelt einigermaßen gereizt. Sey es nun die gegenüber stehende Wand oder Mauer; fie soll durchaus nichts haben das die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Auges auf sich zieht: es ist genug, solange fie dem offenen Auge gegenübersteht, hält fie diesen Sinn in einer kleinen Spannung, so wenig wir daran denken, und dessen auch nur bewußt find, daß wir etwas sehen. Wie langweilig und lästig ist uns gänzliche Finsternis, das heißt ein Zustand, in welchem das Auge durchaus nichts zu sehen hat! wie unnatürlich und selten ist es, daß ein Mensch muthwillig und absichtslos eine halbe Stunde lang bei hellem Tag durch Schließung der Augen sich in diesen Zustand versetzte! Nicht anders ist es mit dem Ohre. Ein unaufhörliches Geräusch giebt ihm den ganzen Tag über Beschäftigung, sey es auch nur unser eigener Fußtritt, unsers Athmens Raufen, ob wir gleich theils kein positives Vergnügen bei den Schällen empfinden, uns des Hörens nicht einmal bewußt find. Unwillkürlich klimpern wir eher mit den Fingern, rauchen mit einem Papierchen, schleppen, wo wir einsam gehen, den Stock auf dem Boden nach, damit er rafele, oder sehwingen ihn etwa einmal in der Luft herum, daß er faufe, sprechen ein paar laute Worte,



thun einem einem lauten Seufzer ähnlichen Athemzug, fingen oder pfeifen, wecken irgend einen Schall in der Luft, und fühlen ein dunkles Wohlbehagen dabei.

So das Gefühl. Am ganzen Körper ausgebreitet, muß es unaufhörlich irgendwo berührt und beschäftigt seyn, ist es auch durch Kleider Luft und Reibung der körperlichen Theile an einander selbst. Wäre es auch nicht, so kommen wir ihm abermals durch unwillkürliches Reiben oder Streichen der Hand, durch sanften Druck und Kratzen zur Hülfe. Das gilt selbst noch von dem Geruch. Es giebt in der allgemeinen Atmosphäre und in der besondern, die uns und andere Körper umgiebt, immer etwas zu riechen. Sey auch die Empfindung davon so schwach und stumpf als sie will, es ist immer etwas. Nur der Sinn des Geschmacks macht eine Ausnahme.

Nur für eine eingefchränkte Art von Gegenständen reizbar, nur reizbar durch unmittelbare Berührung derselben, nur auf einen kleinen Raum der empfindsamen Oberfläche des Körpers eingefchränkt, und noch überdieß an einer zurückgezogenen verhorgenen eingefchloßenen Stelle des Körpers angebracht, ist er im Fall oft Stunden und halbe Tage lang allein seyn zu müssen, wenn die andern Sinnen alle etwas zu thun und zu spielen haben. Aber wie der Mensch dem Ohr durch selbstgeweckte Töne, dem Gefühl durch Druck und Reiben, dem Geruch durch Blumen und Lavendelwasser zu Hülfe zu kommen weiß, so fand er auch etwas für den Geschmack. Ob die Natur den Kopf dazu nickte oder schüttelte, ist hier einerley: kurz, er suchte und fand etwas für ihn.

Cajus ist und trinkt unaufhörlich, nur um den Geschmack zu beschäftigen. Der nüchterne Titus kaut wenigstens an einem

Baumblatt auf seinem Spaziergange. Es ist nicht süß, ist nicht würzhaft, ist nicht fett, ist nicht angenehm bitter oder süß, gewährt ihm durchaus keine positiv angenehme Empfindung. Aber genug, er hat etwas zu schmecken. Sollte nicht hieher auch das Rauchen des Tabacks gehören? Ich zweifle gar nicht. Und dann wäre die Frage geleset. Was hat die seltsame Gewohnheit Angenehmes? Positiv in nichts. Es ist dem Geschmacke das, was dem Auge der Anblick einer Mauer, eines Ziegeldaches, eines Weidenstockes; was dem Ohr das Summen und Rauschen und Klüppern und Pfeifen womit wir dasselbe unterhalten; was dem Gefühl Kratzen Reiben und Druck. Wir können ohne es zu wissen Stunden lang den Rauch einfangen und ansblafen, wie wir ohne es zu wissen Stunden lang eine Wand, eine Thür, einen Tisch im Auge haben, das ferne Rauschen des Wassers oder der Fußstritte auf der benachbarten Straße &c. hören, den Druck über einander gelegter Glieder oder sanft geißelter Lippen &c. fühlen. Aber wenn wirs eine Zeit lang entbehren, so wird uns die Leere des Gefühls so lästig als lange Finsterniß und eede Stille. Hiezu kommt noch daß bei dieser Beschäftigung eines Sinnes mehrere mit beschäftigt sind: der Geruch durch das, was von dem Rauch der Nase zu Theil wird; das Auge durch die in tausenderley Gestalt schwimmenden und wirbelnden und zerfließenden Wölkchen; selbst, wiewohl sehr schwach, das Ohr durch jene wiederholte Aufsehnung der Lippen, und das Gefühl durch das Herumfahren der Pfeife in Hand und Mund.

STANDREDE ÜBER DAS GLÜCKLICHE LOOS  
DES SCHNEIDERS,

GEHALTEN BEI EINWEIHUNG DER NEUEN ZUNFT-  
LADE VON JACOB OESTERLIN, SCHNEIDERMEISTER.

Es ist nichts damit gesagt, womit unsere  
Altvordern sich viel zu gut thaten, daß kein  
geringeres Wesen als der Urheber des Welt-  
alls selbst der Erfinder unserer Kunst ge-  
wesen sey, weil er nach dem ältesten Buch  
das wir haben den ersten Menschen die  
ersten Toile verfertigt hat. Denn fürs erste  
waren es nur Felle, und ich verlange mit  
meinem Gvatter, dem Säckler, keinen Ver-  
druß. Sprechen ihn nicht fürs zweyte alle  
Gelehrten und arbeitenden Kasten und Zünfte  
mit gleichem Recht als ihren obersten und  
ersten Zunft Herrn an? Ist er ja doch auch  
der erste Baumeister und der erste Gärt-  
ner, der erste Physiker und Astronom, der  
erste Theolog auf alle Fälle, und zugleich  
der heiligste und ehrwürdigste, und der  
erste Beichtvater des ersten Sünders. Aber  
um ein Wort des Ernstes in den sittigen  
Scherz zu mischen: wenn der Schöpfer  
überall den menschlichen Verstand zum Er-  
finden nur weckt, wie die Gelehrten sagen,  
nie ihm zuvoreilt, und ihm es überläßt, die  
gegebene Idee zu bearbeiten, und wenn es  
gelungen ist, seines Werkes sich zu freuen:  
wahrlich, so muß man den Schneider loben,  
der den Wink verstanden, und den ersten  
Rock von Ziegenfell bis zum künstlichen  
Gallarock veredelt hat, indess noch kein  
irdischer Baumeister einen schöneren Welt-  
bau aufgeschlagen, als der erste ist, noch  
kein Astronom einen neuen Fixstern ange-  
zündet, noch kein Theolog die Geheimnisse  
der Gottheit erforscht, und noch kein Beicht-  
vater so tief in das Herz seines Beichtkin-  
des gefehant und den Schmerz seiner Wun-  
den so väterlich geheilt hat als der erste.

Doeh, wir wollten ja nicht von dem hohen  
Rang des Schneiders, sondern von seinem  
glücklichen Leben reden, und ihn nicht  
mit dem Unvergleichbaren vergleichen, vor  
welchem der König nur Staub ist, sondern  
feinen irdischen Brüdern, die wie er im  
Schweiß ihres Angefichts, oder auch ohne  
denselben, ihr Brot essen, ihn gegenüber  
stellen.

Ich will ein Paar Beithaten zu diesem  
glücklichen Leben, die jedoch nichts weni-  
ger als unbedeutend sind, nur flüchtig be-  
rühren, z. B. daß der Geweibte unserer  
Kunst mit wenig Aufregung seiner Kräfte,  
fast ruhend wie die Glücklichen des goldenen  
Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten  
Werkzeugen seine Arbeit verrichten kann,  
keinen Beinbruch und keinen Leibschaden  
zu fürchten hat, nicht davon zu reden, daß  
nach aller Menschen Urtheil der Weiseste  
der ist, der mit dem geringsten Aufwand  
von Mitteln, wie mit Scheere und Nadel,  
die größten Zwecke erreichen kann, von  
welchen nachher. Sprecht mir nichts von  
den Nachtheilen der sitzenden Lebensart!  
Fürs erste sitzt die Lebensart nicht, sondern  
der Schneider. Fürs andere ist er eben  
dadurch glücklich, daß er sitzen kann, und  
nicht laufen muß, außer ins Kundenhaus. Ich  
meines Orts ziehe der sitzenden Lebensart  
nur noch die liegende vor, an den Feyer-  
tagen, und für einen großen Herren die  
reitende. Die trinkende läßt sich mit der  
sitzenden vereinen.

Denn welcher Zunftgenosse kann mehr  
als wir seine Tage im lieben wirthlichen  
und gefelligen Zimmer leben, wo doch dem  
Menschen allein wohl ist? Wahrlich, wenn  
nach dem Ausspruch aller Weisen nur ein  
stilles häusliches Leben ein glückseliges Le-  
ben heißen kann, so genießt es vor allen  
andern Zunftgenossen der unfrige in hohem

Grade. In dem nämlichen Zimmer ißt und verdient er sein Brot, und genießt noch lange nach der Mahlzeit die erquickenden und nährenden Dünfte derselben mit Wohlbehagen; wie man den verklingenden Tönen eines Glockenspiels lauscht, und des entflohenen Sommers sich zum zweytenmal im mildern Nachsommer freut. Im Schooße seiner Familie lebt und genießt sein Dafeyn der glückliche Mann, angelächelt von der freundlichen Gattinn, umgankelt von den frechlichen Kindern, für deren Ernährung und Wohlstand er arbeitet, und wird durch ihren beständigen Anblick zum unverdroßenen Fleiß, wie einst die alten Deutschen in der Schlacht durch die Gegenwart ihrer Gattinnen und Kinder zur unbefleglichen Tapferkeit, angefeuert.

Doch laßt uns nicht vergeßen daß aller Lebensgenuß ohne ein gewisses Gefühl eigener Wichtigkeit nur ein sechaler Genuß sey; und wer hätte zu diesem Gefühl ein näheres Recht als unser Zuftgenosse? Ihm froht willig die ganze Natur. Für seine Scheere und Nadel reißt die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollenstaude; ihm liefern von Albions Ebenen und von Andalusiens Hügeln, von Tibets Alpen und von Americas Gebirgen das Schaf und die Vicugna ihre Wolle, von Jonien herüber die fromme Kameelziege ihre Haare; ihm spinnt durch ganz Frankreich und Italien und bis nach China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten auf allen Triften und in allen Fabriken tausend Hände des Landmanns, des Scheerers, des Webers, des Färbers, in Damascus, in Genna und Pforzheim. Mit sinnender Miene wirft er die Ballen aus einander; zerfchneidet mit kühner Scheere in einem Nu was Minervas Söhne mit sorglicher Hand in Tagen verbanden, setzt es mit künstlicher Nadel in neue Verbindungen

zusammen; gefaltet das Formlose; macht schöpferisch Kinder zu Knaben, Greise zu Jünglingen, Weife zu Gecken um; verhehert die Schönheit, verfehleyert die Häßlichkeit; macht, über alle Eindrücke des Schickfals erhaben, wie das Schickfal selber Brantgewande und Todtenkleider mit der nämlichen Nadel; giebt Uniformen und Ordenssterne; ist immer neu und unerfchöpflich; und wenn selbst weife und gelehrte Männer, wie man sagt, hinter dem Jahrhundert zurückbleiben, so schwebt er, fortbreitend wie ein Gott, auf der Höhe des Zeitalters und der neuesten Mode.

Mit stolzer Zufriedenheit sieht er nun, wohin er sich wendet, die Gestalten die er schuf um sich schweben, und mit Bewunderung und Beifall wird in den Palästen, auf den Theatern, auf den Paradeplätzen, und in den Kirchen sein Name, nur sein Name genannt: das ist unser Mann im Staate; und diese Wichtigkeit und Allmacht, und etwa der leichte Anflug einer organischen Blüte der Hautgefäße, gleichsam die perennierenden Monatsweslein des menschlichen Körpers, die bei uns am besten gedeihen, erhalten ihn unaußerlich in einem regen wohlthatigen Selbstgefühl, dessen Verlust schon so manchen Sterblichen in das Verderben geführt hat. Die Welt erkennt seinen Werth, und die Mächtigen derselben seine Überlegenheit. Wer darf ungestrast die Hand an die geheiligte Person des Königs legen? Der Schneider. Wer darf ihn messen mit kühnem Blicke und Maaf? Derfelbe. Darum sitzt er auch, seines Werthes bewußt, nicht wie ein gemeiner Mensch, sondern wie die mächtigen Sultane des Orients mit über einander geschlagenen Beinen *in officio*, noch größer und in seinem Stande souveräner als sie. Denn alle Schneider kleiden sich selber: aber wenige Sultane beherzhen sich selber.

## JOHANN ERNST WAGNERS

### REISEN AUS DER FREMDE IN DIE HEIMAT.

---

#### NEUNTER BRIEF.

---

AUF DEM ASCHBERGE BEI LIEBENSTEIN

AM 30. JULI 1805.

. . . . .

Ja, Sehen und Lieben, das ist die einzige  
 Lofung des Kindes; darum drehen sich alle  
 schönen Genüße, und diese alle sind auch  
 ewig bleibend. Essen und trinken wollte ich  
 stets nur aus Hunger und Durst, oder aus  
 jener angeborenen gemeinen Begierde, bei der  
 ich mich aber nie ergötzte, die man auch  
 immer nur schon verdorbne Kinder mit wah-  
 rem Vergnügen und *con amore* befriedigen  
 sehen wird. Aber ein Aufenthalt auf dem  
 moosigen Backofendach am Garten, an wel-  
 ches das höher emporlaufende Stalldach an-  
 gebaut war; ein Ritt auf dem hohen Forste  
 desselben, wo ich auf einer Seite Dorf und  
 Flur, auf der andern den großen Garten  
 überfah, im Rücken das Haus mit dem wer-  
 then luftigen Taubenschlag, unter und neben  
 mir die auf dem Dache selbst festliegenden  
 Zweige und Trauben vieler herrlichen Blat-  
 tennushecken, und besonders die Äste eines am  
 Stall emporstehenden alten Birnbannes, des-  
 sen liebliche Frucht ich an dieser Höhe in  
 der geheimsten Andacht und Nähe betrach-  
 ten konnte; eine Wohnung und gänzliche  
 Verbergung unter diesen kühlen Zweigen: o  
 welche süße Luft! Ich glaubte mich hier  
 in der verborgnen Werkstätte der Natur,  
 wo die Birnen entstanden, wiederzufinden,  
 und streckte meine Hand nach den rathlichen

Früchten aus, nicht um sie zu brechen: sie  
 waren mir in solchen Augenblicken viel zu  
 heilig; sondern um sie zu herühren, und mit  
 leisen Küssen zu bedecken.

5 So hatte ich eine andere Lieblingswohnung  
 auf einem hohen Kirchbaume, der mitten  
 im Garten an dem langen breiten Wege  
 stand und späte Saariotten trug. Wenn ich  
 auf seinen obern Zweigen saß, öffnete sich  
 10 mir nach unten zu eine Aussicht ins Ge-  
 birge, und oben an dem Berg auf dem die  
 Kirche lag sah ich das hohe Haus vor mir,  
 in welchem mein Vetter Christian C. wohnte.  
 Dieser besaß da oben ein schönes rathlich  
 15 tapeziertes Stübchen, war mein Lehrmeister  
 im Zeichnen, hielt sich immer vornehm und  
 reinlich gekleidet, und hatte unter andern  
 Stücken einen Schweizerfelsen mit Rothel  
 gezeichnet, über welchen an der hohen Straße  
 20 eben ein Reiter unter einem gefährlichen lu-  
 schigen Abhange ruhig hinzog; ein Stück  
 welches ich zu meinem Ideale machte, als  
 ich es sah, aber nie mit meiner Kunst er-  
 reichen konnte. Die Schweiz kannte ich schon  
 25 aus einer Überfetzung von Moores Reisen.  
 Sobald ich nun auf der Höhe meines Ban-  
 nemes angekommen war, glaubte ich wirklich  
 in der Schweiz zu seyn, und blickte oft  
 Stunden lang still begeistert in das Blau  
 30 über mir. Moore lag unten im Gras aufge-  
 schlagen da, und dort oben saß, wie ich  
 glaubte, der vornehme elegante Vetter im

röthlichen Hintergrunde ganz reinlich und emsig und zeichnete immer an seinem Reifenden und dem fehlenden Felsen weiter. Ach! es ist unmöglich, glücklicher zu seyn, als ich war. Hier aß ich einmal eine schwarze überzeitige Kirsche, wohlfeuchender als ich jemals wieder eine gefunden habe. Denn ich war in jenem Augenblick der Reifende selbst, welcher in seiner heißen Høhe die köstliche Frucht fand, und mit durstigen Lippen zerdrückte. Es ist sonderbar, daß ich mir noch jetzt die Schweiz nie ohne eine zwischen ihren Bergen herfchende erschreckliche Sommerhitze denken kann.

Jeder Baum im Garten, ja selbst jede Stelle des grünen Gartenzaunes erregte andere und eigene Ideen im Gemüthe des Knaben. Jeder Baum, jede besteißbare Nußhecke fehlten mit verschiedenen Träumen, mit eignen Bildern und mit einer besondern Häuslichkeit umgeben, oder bevölkert, möchte ich sagen; welches alles in jedem Frühling mit dem grünen Laube auch ewigfrisch wieder aufgrünte. In der Gartenlaube von Hainbuchen, die für mich einen Schatz von fehlenden Maykäfern, Siebenpuncten und Johannisknechten barg, faß ich oft schon früh um vier Uhr und las in Meißners Skizzen, welche mir in dieser Laube besonders zusagten; vor allen Bianca Capello und der Hund des Melai. Aber oben, über dieser Laube, unter einem großen herrlichen Elsbeerbaume, der im Zaune stand, hatte ich eine kleine Bank von Holz errichtet, und diesen Sitz ausschließlich Gebners, des sanftflötenden Dichters, Gefängen geweiht. Diesen reizenden Baum, welcher Morgenthan und Kühlung länger hielt als alle übrigen, liebten vorzüglich die Grasmücken, welche unten im Zaune meiner Hut einige Nester anvertrauten, und an heißen Tagen das Finkenvolk. Ach, in welcher Seligkeit habe ich dort das Bild der kommenden Morgen-

sonne, rückstralend aus tausend glänzenden Thaupearlen, gefchaut; wie oft, knieend auf jenem zarten Moose zwischen Sterablumen und Vergißmeinnicht, aus dem Dunkel meines Baumes zum Schöpfer aufgeblickt! wie oft ist meine Seele in Kinderträumen dort schon tief durch die heiligsten gefehmücktesten Goldpforten der Liebe eingedrungen, wann Gebners schönere Natur und der zertliche Daphnis und der heißliebende erste Schiffer und so manche liebliche Gestalt feiner Idyllen mich leise umspielten! Ja, sagt was ihr wollt, diese Gefänge des schönen Gebners die ich hier genannt, sie sind unsterblich. Fragt nur jedes Kind, und fragt es wieder wann es zum Greife geworden ist Er athmet und singt die reinste wärmste Liebe.

Auch dem Schlummer in der Hitze hatte ich einen besondern Baum geweiht. Es war eine starke thurmhohe Efehe, von der Kunt fehlank emporgetrieben, der ganze Stamm überall mit dichten Zweiglauben geziert, worinn man von unten die Singvögel fitzen sah. Im hohen Kopfe nistete alljährlich ein Elftern paar. Wenn ich, so gemüthlich auf dem Rücken liegend und schon halb eingedämmert, an dem schönen Riefen emporfah, dann lispelte ich immer das kleine Lied was mich einst ein fremder Knecht lehrte, und welches so anfieng:

«Wenn ich a Vögel wær,  
Flög i zum Waßer und fess;  
Dann setz i mi de ganze Tog  
Dort uf die Afehen und pfeß;  
Und s untreu Liebli høert mei Stimm,  
Und ihr blau Ängeli troeff.»

Schöner Baum, du bist längst unter den Streichen der Axt gefallen. Wie sanft schlummerte ich in deinem dichten Schatten ein; wie lieblich erwachte ich wieder in deinem gellenden Vogelgefchrey!

Selbst an Blumengerüchen liebte ich mehr die Idee als den sinnlichen Genuß. Unter allen Gerüchen fehlte mir der Duft des gelben Schlüsselblümchens der küßteste. Es war mir ein Fest, wenn ich im Frühlinge die erste Schlüsselblume fand. Aber ich hielt sie, wenn ich es ja wagte, das Kind des jungen Jahres zu pflücken, erst lange fern von mir hin um mir ihren Geruch recht lebhaft zu denken; und wann ich nun wieder die alten süßgewohnten Düfte einfog, dann blickte ich entzückt in die Wolken.

Von meinem und Wilhelms hochliegenden Gärten an senkte sich ein weites Feld sauft in die Thäler hinab. Dieß war uns fast den ganzen Sommer durch wegen der Früchte unzugänglich. Aber wann endlich die Schnitter es geleert hatten, und nun auf einmal in der Frühe überall Hirten Kühe Schafe und Ziegen mit Schellenklang durchhin zogen, dann kündigte mir Wilhelm, dessen Garten zwischen dem meinigen und der Kirche lag, die eingetretne Freyheit des Feldes mit Jauchzen an: wir nahmen wieder feyerlich Besitz von unserm großen Raum, indem wir ihn langsam zum erstenmal umwanderten, Betrachtungen über die eilende Erndte anstellten, und elegisch nach den Fernen der blauen Gebirge hinschauten. Von dieser Zeit an wurden uns gewöhnlich die Gärten zu eng, und doch auch die herbftlichen Felder zu weit.

Das üppigste Fest im elterlichen Hanse war der Tag an welchem man die Schweine schlachtete. Wir bekamen dann gute Bissen, kleine Würfte, und einmal zum Frühstück sogar das Kesselfleisch noch in Gänsfchnalz gebraten, und hinterher obendrein zur Stärkung des Magens jeder einen vortrefflichen Pfefferkuchen und einige Tropfen starken Liqueur. Alles das wußten die ältern Geschwister besser zu schätzen als ich. Ge-

wöhnlich flüchtete ich mich aus diesem mir ängstlichen Überflusse mit meinem Schlitten in die am Kirchberge gelegnen Gärten um in der frischen Winterlandtschaft das Herz wieder muthig zu toben; wobei ich immer mit einer gewissen Unlust an das warme Zimmer und die ganze Schlachtgeschichte zurückdachte.

So ist es mir noch jetzt ein herrlicher Genuß, mich in die am Abende des letzten Weihnachtstages sonpierende Familie zurück zu verzetzen, wo eine mit Borstforfer Äpfeln gefüllte gebratene Gans nebst ihrer kräftigen Brühe und einem geschmoorten Weißkohl dastand auf dem Tische stand, und wo vom Claviere herüber noch ein mit Äpfelschnitten belegter, mit Rosinen bedeckter und weißgezuckerter Steinkuchen nach dem Vordergrund zu lächelte. Aber jeder Moment des sinnlichen Genußes (und gewiß hat alles vortrefflich geschmeckt) ist längst verwirft: desto lebendiger sehe ich noch das Gesicht meines Vaters vor mir, welcher die Festpredigten nun sämtlich überstanden hatte, und mit einer gewissen Fremdlichkeit, die ihm sonst bei Tische nicht eigen war, auf all die guten Sachen hernieder sah; und desto besser weiß ich noch daß draußen ein fürchterliches Schneegestöber raste, daß wir alle sehr froh waren, und ich mich kosend an meine Schwester schmiegte. Ach, der göttliche Abend!

Welch einen Himmel schloß mir die Adventszeit auf! Wenn am ersten Advents-sonntage das neue Kirchenjahr bei schwarzgedecktem Altare durch die vollen vierundzwanzig Register der prächtigen Orgel mit dem helltenenden himmlischen Jubelgesange eröffnet ward:

«Nun jauchzet, all ihr Frommen,  
In dieser Gnadenzeit!  
Denn euer Heil ist kommen»

da sah ich in den Höhen der Unendlichkeit eine diamantene Pforte auffpringen, und das göttliche Kind allmählich der Welt wieder näher schweben; in seiner Hand sah ich dann nicht den heiligen Christ den es mir brachte: nein, das Heil der Welt stralte aus seinem Sternenkranze wie süße Morgenrothe in mein seliges Herz. Und wann nun zum erstenmal wieder das Kanzellied der Guadenzeit ertönte:

«Gelobet sey der da kommt

Im Namen des Herrn!

Hosianna in der Höhe!»

und nun der fromme Priester so freudig hervortrat: Vater, Vater! ach verzeih, Demüthiger! da hielt ich Dich für den heiligen Engel der Verkündigung. Wem ist aber nicht wie mir die Adventszeit wie ein himmlischer Brautmonat erschienen?

Einst fiel das Weihnachtsfest an einem Montage ein. Das gab schon, da die dritten Festtage noch existierten, die herrlichste Aussicht auf vier Feiertage, und hier war noch dazu der erfuchte Tag, dessen Abenddämmern die glanzvollsten Freuden und Reichtümer verhieß, ein Sonntag. Als mein Vater in der Frühkirche die Kanzel betrat, sehwiieg er länger als sonst, und rief dann in die erwartungsvolle Stille der Gemeinde mit heiterm Schalle hinaus: «Rüffet euch auf morgen! morgen ist des Herrn Fest.» Es lief ein heiliger Schauer durch meine Gebeine, und sichtbarlich durch die Nerven des ganzen Volks. Zum Schluß des Nachmittags-gottesdienstes sang man

«Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,  
Weil es nun Abend worden ist.»

Wirklich brachen die Dunkel schon ein, die den Kinderhimmel erleuchteten sollten: mein Vater mußte sich ja unmittelbar nach dem Gottesdienste zum Empfange des heiligen Christkinds in der obern Stube rüften:

die ganze Adventszeit war jetzt vorüber, der Augenblick wo Alles auf dem Spiele stand war gekommen: ich betete innigst zum heiligen Christ nicht in dieser meiner höchstn 5  
Wonneth nicht zu verlassen. Abends nach Tifch, als jeder längst seinen bestimmten Schatz befaß, und ihn schon zehnmahl aus dem Schranke zur Verfammlung und von dieser wieder zum Schranke getragen hatte, da gieng noch die schönste Zeit an. Im 10  
Kämmerchen, welches an die Wohnstube stieß, und immer offen stand, saßen die Schwestern und schnitten den Braunkohl zum morgenden Feste. Bruder Fritz suchte alle 15  
seine wärmsten Kleidungsstücke zusammen, weil er schon ein Mitglied des Chors war, welcher in der heiligen Christmitternacht auf allen Kreuzwegen des Orts sang und musicierte. Für beide Zimmerchen und für die 20  
so bequem mit beiden verbundene Schlafkammer, worin die Mutter eben ein Stündchen Dämmerung für ihre schwachen Augen genoß, intonierte jetzt mein Vater zum heutigen Abendliede, welches immer die ganze 25  
Familie mitsingen mußte, den Gesang  
«Gottes Sohn ist kommen.»

Aber das Lied war zu kurz für den heutigen großen Abend. Daher fieng er am Schluß mit höherer Stimme ein neues an:

«Warm willst du draußen stehen,  
Du Gefegneter des Herrn?»

Und Alles fiel mit heller Kehle ein, und ich sehlich singend auf den Zehen aus einem erleuchteten Stühchen ins andere über den 35  
weißen feinen Festtagsband hin mit dem alle bestreut waren: aber mein Geist flatterte zwischen den Sternen und der Erde umher. Es gieng auch damals ein Gerücht unter uns Kindern herum, als ob Fritz heute einen kleinen Kupferstich, der auf eins von seinen Geschenken aufgeklebt gewesen, erhalten habe, und als ob dieser das Schönste sey

was man noch jemals gesehen. Allein jene Sache ist mir immer ein Geheimniß geblieben: Fritz sprach nicht einmal gern davon; und noch jetzt spüre ich eine so geheime Luft in mir hinter diese Myſterie zu kommen, daß ich sehr wohl begreife wie ich an gedachtem Abende noch meiner älteren Schwester die Hälfte aller meiner geliebten Pfefferkuchen aus lauter Jubel darüber ſchenken konnte, daß ſie mir das Verſprechen that alles anzuwenden um den Bruder zur öffentlichen Vorzeigung des Kunstwerks zu bewegen; welches aber leider nie geſchehen iſt. Daß dieß nachher von meinen Geſchwistern dem Grabe der Vergeſſenheit übergeben ward, und zweitens daß mir Niemand auf dieſer Erde den Namen und die Geſtalt einer gewiſſen Säßen und würzigen Birne, die ich ſo oft unter dem alten morſchen Baum im Goldglanze des Morgenthaues fand, wieder verſchaffen kann, das ſind zwey Dinge die ich noch immer zuweilen mit einer rührenden Wehmuth betraure. War ich denn der Au-

ſchauung jenes herrlichen Bildes unwerth, daß es nun ſo ganz und ewig für mich verloren ſeyn muß? und nahm denn etwa eine Götterhand ſie ins Paradies zurück, jene köſtliche Frucht, in deren glühender Röthe und himmlischer Süßigkeit noch jetzt meine ganze Seele ſich berauſcht? Endlich ſchmeichelte mich die ſanfte Rede der Mutter zur Ruhe; und unter einer lieblichen Erzählung aus ihrer eignen Weihnachtszeit, in welche vom hohen Hauſe des Cantors aus der dortigen Muſikprobe zuweilen der Schall von den Waldhörnern und dem ungeheuern Contrabaſſe herabfiel, und unter ihrem Verſprechen mich ſicherlich beim erſten Tönen der mitternächtlichen Muſik zu wecken ſchlummerte ich ein. Sie hatte Wort gehalten: aber nur halb erwacht, glaubte ich um Mitternacht die Stimmen vieler tauſend Engel und den Schall ihrer Instrumente zu vernehmen. Schöne wunderfelige Nacht!

.....

---

## HENRICH STEFFENS WALSETH UND LEITH.

---

### ANFANG DES DRITTEN BUCHES.

---

Es war zwey Stunden nach Mitternacht im Junimonat 1742. Ein Boot mit drey kleinen Maſten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel verſehen (ein Ottring), war mit acht Mann beſetzt. Dieſe waren in kurze, meiſt wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet; die Beinkleider von Segeltuch, ſteif und glänzend gefchwärzt durch Thran, die Hüte, den Kopf eng um-

ſchließend, mit breiten Rändern, aus grober 25  
 zuſammengekneter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und ſchwarz wie jene. Die meiſten waren junge rüſtige Burſchen; zwey ältere mit langem ſtruppigem röthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Ausſehen das Gepräge der Rohheit ihrer Lebensweiſe: 30  
 aber eine gewiſſe derbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herſchender Zug.



Das unabsehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche schien spiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe schaukelten es. Hier wechselte, wie die Farbe, so das Ansehen der See. Strömungen kräufelten das Wasser, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite dunklere Straßen, die sich in grader Richtung, meist von Norden nach Süden, erstreckten, und in derselben Richtung sich in sich bewegten. In fernem Westen erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth; weit in Osten zuckten einzelne Stralen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelstreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchschnitt, bezeichnete die fernem felsigen Ufer der Heimat. Rings umher herrschte eine feyerliche Stille: selten flog eilig ein Vogel durch die Luft; nur schwarze Delphine in Menge wälzten sich, und das Plätschern tonte in die Meeresstille hinein. Ein unermeßliches Meer durchsichtiger gallertartiger Medusen, größere und kleinere, sah man den runden scheibenförmigen Leib wechselnd ausdehnen und zusammenziehen: man glaubte schwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig saßen die Männer auf der Mitte des Königsrandes (Kongseggen), einer großen Tiefe in der Nordsee, zwölf Meilen von Haram in Søndmør, und blickten gespannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzelne Töne und kurze Befehle der Ältern wurde das Stillschweigen unterbrochen, wenn sie mit den mächtigen Fischsehnüren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Dihlaagn), einen Kabeljau anzogen, und mühsam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken, getrocknet, einen delikaten Leckerbissen der Einwohner abgiebt; oder wenn sie jubelnd einen Haysfisch lie-

gen, dem sie die Leber aus schnitten, und dann das getödtete Thier dem Meere überließen. Bei solchen Gelegenheiten entstand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu seiner früheren Beschäftigung zurück, und blickte stillschweigend und aufmerksam in die Tiefe. Es wird als ein besonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieser Untiefe völlig ruhig ist. Dann hangen die starken Fischsehnüre senkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deswegen war jeder aufmerksam, emsig bemüht den Augenblick zu benutzen, dessen Vortheile sie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herrscht über der Untiefe ein starker Strom, der besonders in der Mitte selten nachläßt, so daß er eben das Zeichen ist, daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieser zeigte sich jetzt, und trieb die Schnur mit sich, daß diese den Grund nicht finden konnte, und die Fischer ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fische zu fangen: aber der Strom nahm so stark zu, daß sie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieser Richtung entfernten sie sich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Osten umbiegt.

•Wir müssen aus dem Strom heraus!• sagte Ola.

•Ei freylich!• antwortete Thorwald, •und dann ausruhen!•

Mit Anstrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber; das ganze Meer, auf dessen unermeßlicher Fläche das Boot schwamm, noch immer ruhig, die Segel zusammengerollt; die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fischer verzehrten als Frühstück getrocknete Fische, etwas alten Käse und flaches trocknes Gerstenbrod. Ihr Trank

war eine Mischung von Waſer und ſaurer Milch.

«Als wir geſtern früh ausfahren» ſiegt Thorwald an, «ſah ich in dem dicken Nebel den Seedron leibhaftig am Seehaufe ſtehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen; ich gieng zurück die Ruder zu holen: da ſtand er, als Seemann gekleidet, in der Thüre, und war verſchwunden als ich hinkam.»

«Da du das erzählſt» unterbrach ihn Ola, «ſo will ich dir auch ſagen daß ich den Drouſpeichel als einen Schaum in dem Boote ſah, nachdem wir einige Meilen gefegelt waren. Svend ſah es auch: wir wollten aber nicht daß ihr es wiſſen ſolltet.»

«Gott ſtehe uns bei! das iſt ein ſchlimmes Zeichen» antwortete Thorwald.

«Ei nun» ſagte jetzt Svend, ein ſchöner junger Fiſcher, «der Dron bedeutet zwar Unglück: aber ob es uns gilt können wir nicht wiſſen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich ſage euch, in einer Stunde haben wir Südenwind; jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.»

Die Fiſcher blickten ängſtlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

«Wir werden ſo bald nicht nach Hauſe kommen» fuhr Svend fort.

«Wenn wir überhaupt Søndmør je wiederſehen» ſagte Ola trübe.

«Warum nicht?» erwiederte Svend, verdrießlich, wie es ſchien, über den Kleinmuth des Alten; «noch geht ja Alles wohl; das Boot iſt tüchtig, es fehlt uns nicht an Speiſe und Trank: wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben?»

Sie ergriffen die Ruder, und ſuchten völlig aus dem Strome heraus und ſo viel mög-

lich gegen Süden zu kommen. Während ſie alle mit großer Anſtrengung ruderten, die Richtung des Boots durch den Compaß beſtimmend, bewölkte ſich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die ſchwarze Meeresfläche kräufelte ſich immer mehr, und ein Wind blies aus Südoften. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgeſpannt, und ſie ſuchten, den Wind bis auf wenige Grade durchſchneidend, und ſo hin und her kreuzend, die Höhe die ſie erreicht hatten zu behaupten, und zu verhindern daß ſie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indeſſen erhob ſich der Wind immer ſtärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd ſtrebten die kühnen Fiſcher dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen ſpielten an dem Rande des ſchieffegeldnen Boots, überſtrömten es oft, und als der Wind ſich bis zum Sturme ſteigerte, ſpritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Waſerfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements ſchwer zu erkennen. Nur die Worte «Schöpft das Waſer aus!» «Reef die Segel ein!» «Das Ruder nach der Leeſeite (Rør i Læe)!» tönten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe ver-rathen haben daß hier ein offnes Boot in dem wüſten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tohten immer furchtbarer: es bildeten ſich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe ſich verengten. Auf dieſer Schärfe brachen ſich die Wellen, ſich zerſplitternd in ſchneeweißen Schaum, der hoch in die Luft ſpritzte, während ein Theil des Waſers von dieſer Höhe auf die geneigte Fläche wie auf eine feſte abſchüßige Wand herabſiel. Aber die große rieſenhafte

Wassermasse hob sich indem sie sank, sank während sie sich hob, und so fohien sie, betrachtete man die einzelnen Wellen, immer die nämliche Gestalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Haft von dem Oceane gepreßt, nach Norden gejagt wurde. Die Fischeer eilten, als der Sturm sich so gewaltig erhob, die Segel, die Masten herunterzuziehen; schnell griff jeder nach seinem Ruder, nur bemüht dem Boote eine solche Richtung zu geben, daß es die immer wachsenden Wellen durchschneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtssteigenden Wellen das Wasser neben dem Boote abwärts lief, wurde dieses selbst von der mächtigen Woge an welcher es schwebte, wie an einen schroffen Hügel hinauf, nach der schäumenden Spitze getragen um wieder mit Blitzschnelle herunter zu stürzen. Die Hälfte der Mannschaft ruderte ohne Unterlaß, während Einer steuerte, und die Übrigen, die Ruder in Bereitschaft, aufmerksam da saßen um die Rudernden, wenn sie ermüdeten, abzuklefen. So gespannt waren sie auf das Nächste, auf das Nothwendigste, daß die Furcht keine Gewalt über sie erhielt. Der Himmel ward immer kosterer, das Meer, die braufenden Wellen immer schwärzer; der Sturm heulte; der Regen goß in Strömen herunter, und füllte das Boot: zwey Männer mußten ununterbrochen das Wasser ausschöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, schwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Mast trug das eine mächtige Segel aufgerieft. Aber nur einen Augenblick erblickten sie das Schiff: der nächste tauchte es in die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verschlungen. Plötzlich erschien es wieder, und jetzt sah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung schwe-

bend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilschnell vorüber, und sie sahen wie das Schiffervolk das Entsetzen auf mannichfaltige Weise äußerte, als sie Fischeer in einer so gefährlichen Lage mitten im Meere den todbenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erscheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannschaft vorüber: bald sahen sie es in der düstern Ferne wie einen dunklen Punkt auf der Schaumpitze tauzend verschwinden, und fühlten sich doppelt verlassen.

Mehre Stunden waren schon verfloßen, die Mannschaft erschöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen sich, einzeln Wassermassen erhoben sich kugelförmig mit schäumendem Gipfel, und von der regellosen Bewegung der Wogen ergriffen, schwankte das Boot unbestimmt in allen Richtungen. Schon war es spät geworden, noch immer mußten sie mit Anstrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte daß der Wind sich in Nordwest erhob. Dieser nahm fortdauernd zu: die Wellen ließen allmählig an eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Masten wurden aufgerichtet, die Segel ausgespannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fischeer, die sich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr der sie entgangen waren kaum erwähnend, theils Hunger und Durst stillten, theils einschliefen.

‘Der Wind ist zwar gut’ sagte Ola, ‘aber wir sind noch weit vom Lande; und da der Süd Sturm sich gegen Abend legte, so können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und so alles verlieren was wir gewonnen haben. Der Drou ist nicht umsonst erschienen. Ich sehe ihn noch wie er drohend vor mir stand, und darauf verschwand.’

‘Ich erblicke jetzt etwas Besseres, Ola’ erwiderte Svend: ‘erkennt du dort nicht

die drey Schwestern? Wir haben den richtigen Cours gehalten, und gehen grade auf das Land zu.'

Ola strengte sich an. Nur das geübte Auge der Fischer konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drey schwarze Punkte wahrnehmen.

Indessen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob sich allmählig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig setzten die Fischer sich hin, entbleßten die Häupter, und stimmten mit rauhen Kehlen einen geistlichen Gesang an, dessen harte Töne sich mit dem Brausen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hinein schallten. Ola sprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in welchem in fehlichen Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt, und er um fernere gnädige Hilfe angefleht wurde. Die Fischer murmelten das allen wohlbekannte Gebet leise nach, und die zwar stumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil sie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht. Der Cours gieng nun immer mehr gegen Süden; der Mittag war vorüber; das Land lag mit den rauhen Felsen spitzen und Inseln, die wie chaotisch unter einander geworfene, mannigfaltig zerrißene Riesenmassen sich darstellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

«Erkennst du Godøe? siehst du, Ola, wie der Nebel sich an den nördlichen Abhang gelagert hat? Wir werden guten Wind behalten, und diesmal mit Gottes Hilfe nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.»

«Sprich nicht so!» erwiederte verdrießlich Ola: «du kannst den Wind besprechen, daß er umschlägt. Bis der Fischer in dem Hafen ist, muß er fürchten ohne furchtsam zu seyn

Die Jugend wird immer tollkühner: sie will nicht mehr erkennen wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüsten Meeres sind, wenn wir uns seinen Wellen mit so zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vor Zeiten sah dieß jeder ein, und nahm's zu Herzen. Wenn unsere Väter, von solcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, sehten sie sich auch die gemeinsten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in so ungewohnter unsicherer Lage. Das war der alte stille Ernst: doch jetzt sieht jeder leicht darüber hinweg.»

«Du hast wohl nicht Unrecht» erwiederte Svend; «wenn nicht oft auch eine trübselige Angst daraus entstände, daß der Seemann unmännlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubische Regel verletzt. Aber wo starrst du so hin, Thorwald?»

«Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere» erwiederte dieser. «Erst erschien es als ein kleiner schwarzer Punkt, der immer wieder verschwand, daß ich mich zu täuschen glaubte: aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?»

Lange suchten sie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens: endlich entdeckten sie es nach und nach alle; und in der That trat es immer deutlicher hervor.

«Es ist ein Wrack» rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerksam hingesehen hatte. «Wir müssen darauf zu: vielleicht ist dort noch etwas zu retten.»

«Und zu verdienen» riefen Andre, Svend beistimmend.

Sie steuerten grade auf den Punkt zu. Da glaubten sie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von diesem Punkte ausfahren zu sehen, der Rauch wirbelte kaum wahrnehmbar über das Wasser empor, und bald darauf glaubten sie nun auch einen kaum hörbaren Schuß zu vernehmen.

•Ein Nothschuß\* sagte Ola, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgten sie den ihnen jetzt so wichtigen Gegenstand. Immer entschiedener wurde Svends Vermuthung bestätigt. Man war schon einig daß es eine Brigg seyn müßte: man erkannte den abgebrochenen Pockmast, den fast verschwundenen Besgspriet, und sah wie die zerrissenen Taue um den einen kahlen Mast herumflatterten. Jetzt kam man immer näher; die Mannschaft des Schiffs hatte das Boot erkannt: alle bewegten sich lebhaft, streckten die Arme wie um Hilfe flehend heraus, während das Schiff, den Wellen preisgegeben, unsicher hin und her schwankte. Früher hätten sie es schon erreicht, wenn es sich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als sie näher kamen, sahen sie das Ruder zerbrochen, das Hintereastell zerstört, und hörten das Jammergeschrey der Männer. Endlich legten sie an das Schiff an. Es war schwer, weil die unnütze Bewegung desselben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es schien von äußerst kraftlosen Armen. Svend war der Erste der sich durch den Strick auf das Schiff hinauf schwang. Andere folgten, und Alle erschrakten, als sie den Jammer erblickten der auf diesem halbzerrümmerten Fahrzeuge berohete. Zehn bis zwölf Menschen schwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen starr und tief in den blaßen abgemagerten Gesichtern liegend. Kaum vermochten sie zu reden. Ein einziger junger Mensch schien mehr Kräfte als die Übrigen behalten zu haben. Er sprach demisch. Man erfuhr durch ihn daß sie Gröenlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendste Noth der furchtbarste Hunger ware. Kaum hatte Svend dieses gehört, als er sich eilig in das Boot schwang. Alles was dort an Lebensmitteln übrig war und

eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fische wurden auf das Schiff gebracht; dann eine kleine Tonne frisches Waßer. Wie grimelige Thiere stürzten die Matrosen über die rohen Fische her. Vergebens befehlor man sie zu warten, bis sie gekocht waren.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochschwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenbläße hatte sich über das hagere Antlitz verbreitet: aber die zarte Haut, die feinen Züge bewiesen daß sie bessere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geschlossen, da. Eine einfache weiße Mütze schloß sich dicht an den Kopf an; ein weißes breites leinenes Band gieng quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch; ein weißes leinenes Tuch war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Brust. Neben ihr lag ein ältlicher Mann mit starken Gesichtszügen, wie es schien dem Tode nah. Er trug eine runde ungeputzte Perücke, und der braune Rock mit breiten Schößen, die Ärmel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um diesen war ein schwarzfeidenes Tuch eng gefehlungen, so daß die Enden weit über den Rock herunter hingen. Svend eilte zuerst auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden selten. Man führte ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erschöpfung mit sich, und die rüstigen Fischer hatten es noch nicht nöthig gefunden, zu diesem kostbaren und seltenen Mittel zu greifen, obgleich ein jeder ein kleines Fläschchen bei sich trug. Mit Waßer verdünnt, stieß Svend der Frau einige Tropfen ein. Sie erholte sich

etwas, und ihr erster Blick war nach dem Manne gewandt der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann versuchte Svend durch dieses Mittel zu stärken.

Während er hier beschäftigt war, hatten einige Fischer die Fische gekocht: diese und Gerstenbrot ward den Hintälligen geboten. Sie genoßen gierig, und schauderhaft erschien es dem guten jungen Manne, als er diese seine edle Gestalt von einem fast thierischen Heißhunger ergriffen sah. Die Frau richtete sich auf, und fühlte sich sichthar gestärkt. Sie schien weniger als die Übrigen gelitten zu haben, und bald erfuhr man daß der Mann der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weise die Frau getäuscht hätte um von den feinen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu spät gemerkt, und daher war der Mann früher schon als die meisten Übrigen von dem Hunger ergriffen worden. Es schien ihnen ein Räthsel, daß er noch lebte. So elend die Mannschaft auch war, so wurden sie doch durch die frohe unerwartete Kostung aufgerichtet.

„Schnell hinunter in das Boot!“ rief Ola, und Svend setzte schon zwey Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man sowohl Segel als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe sichthar erschüttert.

„Mein Gott“ rief er ungeduldig, „wie langsam geht es!“

In der That gieng das Schiff sehr langsam nach der noch neun bis zehn Meilen entfernten Küste zu. Während die Fischer mit großer Aufregung ruderten, und schon zweifelten daß sie Kräfte genug haben würden um das Schiff so weit zu schleppen,

entdeckten sie in der Ferne zwey Boote. Man rief der Mannschaft zu daß sie eine Kanone laden sollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer stark: sie schienen den Ruf nicht zu verstehen. Man war genöthigt wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend bestieg es; er sah nur flüchtig die Frau die erschöpft da lag, den Mann der mit dem Tode zu ringen schien, und eilte die drey Kanonen, die hinten standen, zu laden und alle drey abzufeuern. Mit Vergnügen bemerkte er daß die fernern Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot; die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden sich mit dem ersten, und das Schiff gieng jetzt schon schneller nach dem Lande zu.

Indessen neigte sich der Tag, der Wind hörte auf, in der stillen Nacht tenten die vereinigten Ruderfchläge, die Wellen brachen sich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger suchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hören.

Auf Godæe erhob sich der hohe Berg gegen Norden. Sie neberten sich dem Ufer immer mehr, und als sie gegen Morgen in Breese hineinruderten, erblickten sie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete sich schnell: Boote streiften von allen Seiten zu: die Anzahl derer die das Schiff hinfischlepten konnte vermehrt werden, die erschöpften Fischer wechselten mit andern ab, und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalvestad, dicht unter einer steilen, drohend herunterhängenden Felsenwand fest aufgehunden.

Am Ufer war eine große Menge Menschen versammelt; mehrere von der Mannschaft des Schiffes hatten sich so weit erholt, daß sie ohne Hilfe das Schiff verlassen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten sich wechselseitig, stürzten auf die Knie, und die gewaltfamen Äußerungen der Freude ergriffen die Zuschauer, die sie neugierig umgaben.

„Unser Schiffer verließ gefährlich krank Grönland“ erzählte einer an die sich zudrängenden Zuschauer, die sie mit Fragen bestürmten, -und war schon gestorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unseren großen Mast zerplitterte; auch unser Steuermann, jetzt todt, lag krank in seiner Koye, und wir anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her; das Steuerruder war, ehe wir es uns verschafen, zerfchmettert; und seit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten sicher Hilfe: aber es eilte uns mit gutem Winde pfeilschnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel so ab, daß wir den Hungertod vor Augen sahen; in den drey letzten Kaneten wir das Leder, und schon siengen Einige an das Schauerhafteste vorzuschlagen, als wir durch euch gerettet wurden.“

Man umringte nun die Frau; Syend näherte sich, und sie erkannte den jungen Mann der sie so freundlich unterstützt hatte. Aber sie sprach deutsch, und keiner verstand sie. Sie pflegte mit angstvoller Sorge ihren Mann, kniete neben seinem Lager hin, und hetete. Jede Hilfe wurde versucht: allein sie kam zu spät. Mit einem matten Blicke nach seiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in stilles Gebet versunken, athmete er zum letzten Male. Die Frau war ohnmächtig

auf das harte Lager hingestürzt. Nach einiger Zeit schlug sie die großen Augen auf: sie sehien ganz in innere Betrachtung vertieft; sie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten sich; ein klares Licht sehien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude spielte um die blaßen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme sang sie:

„Er wird es thun, der gute fromme Gott:  
Er läßt nicht ohne Maß versichert werden;  
Er bleibet noch ein Vater in der Noth,  
Sein Trost erleichtert seines Kinds Befwerden.“

Ei, here nur wie er so freundlich spricht:  
Verzage nicht!

Und also bricht das Herz ihm gegen dich;  
Er spricht: Ich muß mich über dich erbarmen;

Du armes Kind hast niemand außer mich:  
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen;

Sey gutes Muths! die Hilf' ist dir schon nah,  
Der Trost ist da.“

Die Fischer hatten sich mit ihren Frauen Söhnen Töchtern und Magden um die Leiche und um die trauernde Frau gestellt, und als sie zu singen anfeng, waren ihnen freylich die Töne der fremden Sprache unverständlich: aber die rührende Andacht, die sich durch die Stimme und mehr noch durch die verklärten Züge aussprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entbläßen die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Gefanges heerte man nichts als ein tiefes Schluchzen in der Versammlung.

Lange dauerte die feyerliche Stille. Die fremde Frau hatte sich gefast aufgerichtet: die rührende Andacht die alle Zuschauer

zeigten schien das Vertrauen gestärkt zu haben; sie blickte mild um sich her, reichte mit Threnen in den Augen den Nächsttenden die Hände, und es war ihr als fühlte sie sich heimatlich unter diesen wohlwollenden Menschen, die ihren Kummer theilten, obgleich sie nicht vermochte sich ihnen verständlich zu machen. Noch einmal kniete sie, betete über der Leiche des Mannes, und sprach »Du hast dich für mich und dein Kind geopfert, treu bis in den Tod.«

Alle Frauen drängten sich um sie herum, jede bot ihr Hilfe Pflege Herberge an, und die Schiffleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

»Sie ist die Frau des deutschen frommen Predigers, dessen Tod sie beweint. Sie waren nach Grønlaud gegangen um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben sie wie eine Heilige angebetet: denn allen erschien sie hilfreich, und verschmähte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen schmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war sie ein treffender Engel, wenige Männer so muthig wie sie, und wenn die Noth wilde Leidenchaften unter uns erregte, so war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend um die Wildeften zum Stillsehweigen zu bringen.«

Während die Fremde so alle Theilnahme der Umstehenden beschäftigte, während die kundigen Frauen unter sich murmelten daß ihr Zustand baldige Ruhe und Pflege forderte, sah man von Norden her ein stattliches Boot sich nähern. Im Hintergrunde stand ein ansehlicher Herr, der das Ruder führte, und ein Knabe an seiner Seite.

»Da kömmt der Herr von Gidskøe« rief das Volk: »er wird schon für die Frau Sorge tragen.«

Er näherte sich dem Schiffe, bestieg es, und gieng auf die Fremde, die, wie er sah,

der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, mit einem vornehmen Anstande zu.

Es war ein kleiner breitschultriger Mann, der einen dunkeln Überrock trug, sich aber besonders durch eine wohlfrisierte gepuderte Perücke auszeichnete; diese war mit einem Haarbeutel besetzt, von welchem breite schwarzeleidne, an den Rändern gezähnte Bänder um den Hals lose und zierlich nach vorn liefen, wo sie sich über der feinen Hemdkraufe vereinigten. Die Perücke bedeckte ein dreyeckiger, wie die Weste mit goldenen Treffen gezielter Hut.

Der höchst einfache Anzug der fremden Frau ließ ihn vermuthen daß sie von geringem Stande sey, und er redete sie in dieser Voraussetzung etwas herrisch auf Dänisch an, sie auffodernd ihm über ihre Lage Bericht abzufatteln.

»Ich bin« antwortete sie im reinsten Französisch »nicht so glücklich, mein Herr, Ihre Sprache zu verstehen«; und als sie merkte daß er aufhorchte, und sie zu verstehen schien, sprach sie weiter.

»Ich komme von Grønland; wir trieben zehn Wochen, als unser Schiff zertrümmert wurde, unstat auf dem Meere herum; der Hungertod drohte uns, und leider mein Mann, ein Millionar aus der Brüdergemeinde, der im Begriffe war nach Deutschland zurückzukehren, ist eben ein Opfer der Noth geworden. Die braven Einwohner haben uns gerettet, haben uns unterstützt, und so weit ich sie verstehe, will ein Jeder mir Hilfe und Herberge anbieten. Ich danke Gott der mich in einer so hilflosen verlassenen Lage zu einem wohlwollenden christlichen Volke führte; und Sie, mein Herr, werden mir Hilfe, Rath nicht versagen, wo ich dessen so dringend bedarf. Ohne irgend eine freundliche Stütze — die letzte theuerste



habe ich auf immer verloren" sagte sie, indem sie die Thränen zu verbergen suchte — mehrere ich mich Ihnen, mein Herr, mit vollem Vertrauen.\*

Während sie sprach, hatte das ganze Benehmen des Herrn sich auffallend verändert: er entblühte den Kopf, nahm die Stellung eines gebildeten Mannes an, welcher die Bitte einer Dame mit verbindlicher Aufmerksamkeit anhörte. Er hatte ihre amüthigen, ja auf einen höhern Stand deutenden Züge betrachtet, bewunderte die Feinheit ihrer Rede, die Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache, und wollte seinen Ohren nicht trauen, da sie sich selbst als die Wittve 10 des eben verstorbenen Missionars angab.

„Wahrlich, Sie können unbedingt über mich befehlen" antwortete er; „Sie bedürfen weibliche Hilfe, und meine Frau und Schwester werden sich glücklich schätzen Ihnen 20

diese leisten zu können. Ich ersuche Sie mich nach meiner Wohnung zu begleiten, die freylich einige Meilen entfernt ist; und es sollte mir lieb seyn, wenn Sie sich stark 5 genug fühlten mein Boot zu besteigen und die kleine Reise zurückzulegen.\*

Der Mann zeigte so viel wohlwollende Theilnahme, er hatte so viel Vertrauen erweckendes, und die Hoffnung in ihrer Lage in einer wohlgeordneten Wohnung die Hilfe von Frauen zu genießen denen sie sich verständlich machen könnte, wirkte so mächtig, daß sie sich stark genug fühlte das Anerbieten anzunehmen. Der goldlockige Knabe hatte sich indeffen von den Umstehenden, die ihn zu kennen und zu lieben schienen, Alles erzählen lassen, trat auf die Frau zu, und redete sie freundlich und ermunternd ebenfalls auf Französisch an.

## KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE.

### AUS DER LEBENSDESCHEIBUNG BLÜCHERS.

Blücher war von großer schlanker Gestalt, von wohlgebildeten starken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärtsgebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Scheuheit welche das Alter, das so viele nimmt, 25 noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke gekrümmte Nase, scharfe heftigrollende und doch im Grunde sanftblickende hellblaue Augen, dunkel geröthete Wangen, ein feiner, aber vom starken herabhängenden Schnurrbart fast über-

schatteter Mund, ein wohlgeformtes starkes Kinn: alles dieß stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Character erkennen ließen. Sein ganzes Ansehn trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollstreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths, einer persönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen eigen blieben. Seine Sprache war rau und dumpf,

wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfasser der Feldzüge des Schlefischen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: „Mit einem scharfen durchdringenden Verstande war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben: allein in dem Umgange mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Tact sich bewegend, erwarben ihm seine unerfchöpfliche Heiterkeit und anspruchslose gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber er übersehätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerfrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück, und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtseyn seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Überzeugung geworden, daß es keine militärische Verlegenheit gebe aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier der nicht diese Ansicht theilte hatte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militärischen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiseste Besorgniß ein daß ein Rückzug oder eine verlorne Schlacht ihm den feigen nehmen könnte. So war der Wunsch große Heere zu befehligen ihm völlig fremd: er setzte sich als Feldmarschall eben so gut vor eine Schwadron als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren seiner

Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt: dann aber, und wenn sie dieß Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt, und die Disposition unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rath an, und keine geäußerten Besorgnisse machten den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee welche er gut geheißen hatte ganz wie seine eigne aus. Es ist dagegen nicht zu läugnen, daß er in Folge seines Temperaments in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, so konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Es war nicht rathsam, ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entscheidung auf den Abend berechnet war. Sein Character verlangte schnellere Entscheidung. Die Reiterey war seine Lieblingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der übrigen: allein eine Schlacht in welcher die Reiterey nicht entschieden hatte schien ihm für sie ein Vorwurf zu seyn, und er erwähnte ihrer nicht gern. Dieß wird es erklären, warum er von dem Gefecht bei Hainau, welches doch nicht zu den entscheidenden Kriegsbegebenheiten gehörte, lieber sprach als von seinen großen Schlachten.“ Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Character des Eifers und der Kühnheit: sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Verteidigung zu weit aus einander; er selbst wird häufig überfallen. Aber sein unaufhaltbarer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für

sich allein, oder verbunden mit andern Feldherren, mit eignen oder mit fremden Truppen, selbstständig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische wie keine persönliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt.

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hinein sprengte, ist schon bei mehreren Gelegenheiten hemerkt worden. So hatten seine Umgebungen immer alle Mühe ihn von der persönlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurück zu halten; besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel: dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterey alles wieder umlenken, und indem er etwa sagte »Ich werde sie gleich mal anders fassen« oder »Na, ich will schon machen: laßt mich nur erst unter sie kommen!« sah er sich eifrig nach der nächsten Reiterey um, rief die Anführer herbei, denen er das meiste zutraute, und war oft kaum zu verhindern seinen für das Ganze vielleicht schon zwecklosen, für die Truppen aber selbst im Gelingen verderblichen Anschlag auszuführen. Diese Unerfahrenheit und dieser Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt um die Meldung zu vernehmen daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähmend »Da kann er die feinsten Schmiere kriegen«, gab einige für den Fall nöthige Befehle, und drehte sich gelassen auf die an-

dere Seite zum Weitereschlafen. Durch solche Art zu seyn und die Dinge zu nehmen hatte Blücher eine unwiderfeldliche Wirkung auf das Volk: der gemeine Mann war ihm überall wo er sich zeigte sogleich zugehan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die sich freylich, sobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzugsweisen Aneidung, die gleichwohl den tieferen Antheil in sich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbesondre die Gabe eigen mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther. Einst wollt er kurz vor einem Sturme seine Truppen anreden: da fiel ihm ihr schmutziges Aussehn auf, und sogleich an diesen Eindruck seine Worte anknüpfend, rief er in seiner Kraftsprache »Kerls, ihr seht aus wie die Schweine. Aher ihr habt die Franzosen geschlagen. Damit ist's aber nicht genug. Ihr müßt sie heut wieder schlagen: denn sonst sind wir alle — verloren (seinen eigentlichen Ausdruck erlaubt die Schriftsprache nicht): also frisch druff, Kinder!« Eine Auredede welche von der größten Redekunst nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte: sie ist, trotz der gemeinen Worte, wahrhaft erhaben und begeisternd. Eben so glücklich trafen oft seine Scherzworte; z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch sehr gelitten hatte, und in ernster, fast düst'rer Haltung einherzog, vertrauensvoll zurief »Nun, Kinder, sollt ihr auch so lang in Frankreich bleiben, bis ihr alle franzoesch könnt.« Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune versetzt. Mit seinen Offizieren gieng er eben so vertraulich, ja ganz kameradschaftlich um. Man erzählt

daß er in Pommern, als er wegen der Krankheit die ihn dort befiehl oft früh zu Bette gehn mußte, einft unter feinen Offizieren, die den Abend gefellig verbrachten, noch fpät unvermuthet wieder eingetreten fey, im Hemde, auf einen Knüppel geftüzt; er wollte an der Unterhaltung Theil nehmen, gieng um den Tifch herum, und fieng an die Spitze feines Holzes einem feiner Lieb- linge feherzend ins Fleifch zu bohren; die- 5 fer fprang auf, und verbat fich lebhaft bei Seiner Excellenz den nicht gar fauffen Scherz: doch Blücher, gutmüthig polternd, verfezte »Na, was denkt Ihr denn? meint Ihr, weil ich krank bin, werd' ich Euch ungehudelt laßen?“ und war in feinem wilden Aufzuge noch eine ganze Weile nicht aus der traulichen Genoffenfchaft wegzubringen. Ein folch gefelliges Zufammenfeyn mit 10 Kriegskameraden und andern guten Leuten die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachen, einem Glafe Wein Befcheid thaten, und mancherley erzählen und anheren konnten, war immer fein beftes Vergnügen. Er liebte befonders den Cham- 20 pagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demfelben in Namur bei Tifch eine Lobrede, indem er das Glas erhob, und in tiefe Betrachtung ausbrach: »Ift es nicht Jammerfehade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen das einen fo herrlichen Trank braut? Man follte denken, das müßten die allerbeften Menfchen feyn: aber — o Gott, o Gott!“ Nichts war merkwürdiger als wenn er von feinen Kriegs- 25 ereigniffen erzählte. Am liebften fprach er, wie fehon bemerkt, von den Vorfällen in Schlefien, von dem Gefechte bei Hainau, und befonders von der Schlacht an der Katzbach; wenn er die einzelnen Umftände lebendig und anmüthig vortrug, glaubte man darauf fehweren zu müßen, daß die

Sachen fo gewesen, wie er fie darftellte, und doch war meiftens alles falfeh. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte feyn können, und am meiften nach feinem Sinne würde gewe- 5 fen feyn, und diefen folgte er dann unbedenklich. Die größten Feldherrn, auch Friedrich der Große fagt man, waren von diefer Übertragung nicht frey, daß fie die Macht mit welcher fie auf die Ereigniffe felbft wirkten, auch fpäterhin auf die Erzählung davon zuweilen ausdehnten. Hierher mag folgendes Gefchichtchen gehören, 10 welches wir an mehreren Orten aufgezeichnet finden. Ein fremder Offizier war zu Tifehe bei Blücher, und bat ihn inftändigft von der Schlacht an der Katzbach zu erzählen. Erft wollte er nicht; darauf wandte er fich an Gneifenau, der ihm gegenüber am andern Ende der Tafel faß: »Gneifenau, 15 das müßen Sie doch fagen, daß ich die allein gewonnen habe? Ich fah mir die Gegend an: fie fehien mir geeignet die Franzofen erft über die Katzbach herüber zu laßen, und dann wieder hinein zu werfen. »Gneifenau, ich dächte hier.“ »Nein, das geht nicht“ meint Gneifenau. Ich dachte, er muß es verftehn, und wandte mein Pferd um weiter zu reiten. Aber kaum bin ich 20 zehn Schritt geritten, fo muß ich das Pferd wieder umdrehen, muß mir die Gegend anfehn; ich reite an Gneifenau: der will aber gar nicht. Wir reiten weiter bis Jauer, und bleiben da die Nacht. Ich werfe mich aufs Stroh, und wollte fehlafen, hatte aber keine Ruhe: die Hügel ftanden immer noch vor meinen Augen. Ich gieng noch zu Gneifenau, und fagte, wir müßten da fehla- 25 gen: wir würden ficher fiegen. »Wenn Sie's durchaus haben wollen“ antwortet der, »fo mag's gefchehen: es wird am Ende wohl gehn.“ Die Brigaden brachen auf. Und

ich hatte diesmal Recht: denn es gieng auch.\* Wir wissen jedoch daß die Schlacht nicht so ganz auf diese Art hervorgieng. Ein andermal sprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne und von Champaubert, und seine ganze Erzählung setzte als unzweifelhafte Thatfache voraus daß der letztere Vorfall dem ersteren vorgegangen; ein Adjutant bemerkte ihm den Irrthum mit bescheidener Bescheidenheit: das war aber Blüchern ein schlechter Dienst: «Warum nicht gar?» brummte er mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger; «das werd' ich doch wohl heber wissen? Wollen mich wohl noch confuse machen?» Hier mag auch noch erwähnt werden daß auch die Namen der Örter und Personen in seiner Einbildungskraft leicht Umgestaltungen erlitten, die er dann hartnäckig fest hielt: so hieß der Montmartre bei ihm unwiderrufflich Sanct Märten, der Marschall Marmont eben so sicher Marmotte; ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in dergleichen wird auch von Napoleon erzählt. Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er besonders in den letzteren Zeiten, durch so manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, so gieng seine Ausdrucksweise nicht sowohl auf gedrungene Stärke als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Ansichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einst so allgemein an der Zeit waren, nicht verschmähend, und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung das Ganze rettend. Der Fluß seiner Rede war alsdann wie sein Selbstvertrauen bewundernswerth; sein Anlauf schlug hier wie im Felde wohl bisweilen um: aber niemals blieb er stecken; die Sprachlehre machte ihm keine Sorge: er sprach sein gutes ver-

ständliches Deutsch, zwischen der Umgangssprache und der Mundart des Volks in der Mitte schwelend, mit einem starken Hange jedoch zu den Eigenheiten des letztern in Redensarten und Aussprache. Die oben bezeichnete Empfindungsweise war im Grunde seinem Wesen tiefer angehörig, als auf den ersten Anblick scheinen könnte; sie war überhaupt der späteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen: das Milde, das Menschliche drängte sich überall hervor, und wollte sich jeder Kraftäußerung heigefellen. Von Blücher sind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grausamkeit (die Geschichte mit dem katholischen Priester in Polen hat wenigstens ihre zwey Seiten), keine Handlung unmenfchlicher Härte, keine freche Luft an heßer Gewaltthatigkeit bekannt. Während der höchsten Aufreizung vergaß er in dem Feinde nie den Menschen; der Tapfre konnte stets auf seine Achtung, der Besiegte, der Verwundete auf seinen Schutz, auf seinen Beistand rechnen. In den leidenschaftlichsten Ausbrüchen seiner Unzufriedenheit machte er sich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luft. Seine Gutmüthigkeit zeigte sich in allen seinen Lebensverhältnissen; es wurde ihm in den meisten manches geboten, was er ohne vielen Harm gut seyn ließ.

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen freudigen Anerkennung des Verdienstes Anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des feinigern lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Personlichkeit oder in dem Namensansehen entgegentraten, die ihren Werth ihm verständ-

lich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eigenes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an: auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigne Meinung, so lange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbstständigkeit aufdrangen, die er dann freylich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung gieng sein Character rein und groß hervor in den Verhältnissen welche, einzig in ihrer Art, erst zu Scharnhorft und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem letzteren, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntniß unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen als seine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermissen konnten. Scharnhorft wurde früh von seiner Seite gerissen: Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn; und welcher Antheil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. Schon im Früheren ist manches dieser Art erwähnt worden. Hicher gehoert aber noch das große Wort durch welches Blücher einst die Lobreden die man ihm zum Überdruße vorgegetragen, ungeduldig unterbrach: 'Was ist das ihr rühmt?' rief er wie begeistert; 'es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Befonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit.' Ein andermal, in einer großen Versammlung, als bei Tisch viele Trinksprüche schon ausgebracht, und Sinn und Streben auf Selbstfames und Wunderliches gerichtet war, verhiess Blücher, Alle überbietend, er

wolle thun was ihm kein Anderer nachmachen könne: er wolle seinen eignen Kopf küssen; das Ræthsel blieb nicht lange ungeleßt: er stand auf, gieng zu Gneisenau hin, und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offne Bekenntniß, er selbst sey im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das leitende Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis ans Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Theilung und Sondierung dessen herbei, was durch das Lehen selbst vereint worden, und nur also vereint in seinem vollen Werthe besteht.

Bei aller hiederen Gradheit und unbefangenen Treuerzigkeit hatte Blücher eine Eigenschaft die jenen zu widersprechen scheint, aber in bedeutenden Characteren sich gar wohl mit ihnen verbündet, ja dem Wesen des Feldherrn nie ganz fremd seyn kann. Er verband nämlich mit jenen Eigenschaften zugleich die listigste Schlaueit und die durchtriebenste Verfehmitztheit. Sein scharfer Verstand hatte in den vielfachen und langdauernden Erfahrungen die ihm zu Theil wurden einen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß geschöpft, den seine Urtheilskraft klug zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel Überblick und Gewandtheit verliehen um das, wozu die Natur ihn gemacht hatte, was er ursprünglich war, nicht auch oft mit Bewußtseyn und Absicht seyn zu wollen. Die Stellung welche er durch seine Persönlichkeit hatte, die Wirkungen welche er durch seine Eigenart hervorbrachte, waren ihm wohlbekannt: es war seiner Verstellungskunst die bequemste Aufgabe, noethigenfalls nur sich selber zu spielen, wenn er seiner etwa mehr bedurfte, als er dem Anlaße grade vorhanden war. Manchen Auftritten seines späteren Lebens, besonders mit Personen

oder bei Gelegenheiten welche ihm gering dünkten, weil sie keinen höheren sittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein solches Spiel zum Grunde, in welchem es schwer gewesen seyn dürfte, das Unechte von dem Wahren jedesmal genau zu unterscheiden: denn dieß letztere durfte nie ganz fehlen. So sah er manche Vortheile gar nicht zu beachten, die er sehr wohl schätzte, und gefiehet zu erstreben wußte. So verstand er Ansehn und Gunst, sey es der Großen oder des Volkes, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf sich einstören zu lassen schien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht selten mit besondern Zwecken verknüpft; er wußte genau wo er damit etwas ausrichten, und hinwider alles verderben könnte; es gab Verhältnisse die er fortdauernd mit zartester Schonung behandelte, in denen er sich nie vergaß, dagegen andre in welchen er, weil er feinen Boden kannte, sich alles erlaubte, und keine Rücksicht mehr gelten ließ. In die Umstände und Lagen, deren Übergewicht er nicht bemerken konnte, wußte er sich recht gut zu schicken, oder ihre Schwächen auszuspähen, und vermittelst dieser sich heraus zu ziehen. Weit aussehende Ränke durchzuführen wäre gleichwohl seine Sache nicht gewesen: sein Ungestüm hätte sich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherrschen lassen, seine Verstellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Arglist von Einigen beigegeben worden, so kann dieß doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint seyn, in welchen irgend ein besondrer Ingrimm diesen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbstsucht, die unerfättliche Begier nach Gewinn, lassen sich leicht auf

mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie soll das starke Persönlichkeitsgefühl, das in der Welt als selbstständig erscheint, von der Heldenzuverficht, welche die Last einer Welt auf sich nimmt, getrennt werden? wie die Geringschätzung irdischer Habe, die der Krieg täglich in ganzen Massen hin und her wirft, von dem Ansprüche in so Geringem nicht immer gleich wieder die engsten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechsel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfnis nach dem Besitze großer Mittel, auf die er stets zu wenig Werth legte um sie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch kann man sagen daß das Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt. Man darf nach der treffenden Bemerkung eines nahen Beobachters nicht unerwogen lassen, wenn man Blüchern heurtheilt, daß die Zeit seiner Jugend, in welcher seine Begriffe und Gewohnheiten sich zu bilden anhiengen, an Sitten und Denkart sehr verschieden von der seines späteren Alters war. In dem Sinne jener Zeit war manche Weise des Benehmens und Handelns an welcher das jüngere Geschlecht das ihm umgab Aufstoß nehmen konnte, keinem Tadel ausgesetzt. Die übereinkömmliche Ueblichkeit liefert allein den Maßstab nach welchem sich die Bedeutung derselben Handlung in verschiedener Zeit verschieden darstellt: wie Götz von Berlichingen hätte kein General des siebenjährigen Krieges versehen dürfen; ein Feldherr aus diesem letzteren mußte gegen manche neuere Zartheit verstossen, die sich ihm ungekannt gebildet hatte. Blücher liebte sehr wie mündlich so auch schriftlich seine Gedanken und Meinungen

mitzuthellen. Seine Handschrift hatte starke, eckige, genugsam leserliche Züge. Zwar er selbst führte die Feder selten: aber er setzte desto häufiger Andre in Bewegung. Die Gelegenheit einen Anruf, eine Kundmachung oder einen gewichtigen Brief ausgeben zu lassen war ihm stets willkommen. Seine Aufrufe Tagesbefehle und Berichte wurden zwar von Andern, aber doch stets nach seiner Angabe verfaßt, und in keiner dieser Schriftarbeiten möchte das ihm eigengehörige ganz vermist werden. Daselbe ist der Fall mit seinen Briefen: in allen die nur einigermaßen von Bedeutung sind findet sich ein Gepräge seines Wesens. Sein Briefwechsel war sehr ausgebreitet, hauptsächlich während seines Aufenthalts in Münster und in seiner letzten Lebenszeit. Aber auch die Luft zu eignen schriftlichen Ausarbeitungen wandelte ihn mehrmals an. Von seinen Denkwürdigkeiten aus dem Revolutionskriege ist schon die Rede gewesen. Zu Anfang des Jahres 1805 schrieb er in Münster eigenhändig „Gedanken über der Formirung einer preussischen Nationalarmee“, worin manches Zweckmäßige gesund und billig ausgedrückt ist: daß jeder Preusse Soldat seyn solle, die Dienstzeit verkürzt, der Sold erhöht, die Behandlung verbessert werden müsse u. dgl. m. Von der späteren Unparteylichkeit, in welcher ihm der Bürgerstand mit dem Kriegerstande vereint und gleichgestellt erschien, findet sich in diesem und einigen Aufsätzen der nächstfolgenden Zeit noch keine Spur. Im Gegentheil, er dringt auf entschiedenen Vorzug des Kriegerstandes, und äußert bitter sein Mißvergnügen daß die Civilbeamten im Ganzen nach seiner Meinung verhältnißmäßig so viel reichlicher bedacht waren. Gleichfalls von Blüchers eigener Hand ist ein Aufsatz der wahrscheinlich in der Zwischenzeit von

1807 bis 1813 geschrieben worden, und den Titel führt „Bemerkungen über der Instruction, der einzelnen Ausarbeitung und des Exercirens der Kavallerie betreffend“, eine Reihe von Sätzen denen practische Richtigkeit beiwohnen mag, aber schwerlich sonst ein Vorzug, auch nicht der Neuheit oder Eigenheit: diese Blätter sind nur in so fern bemerkenswerth, als Blücher einen unverhältnißmäßigen Werth auf sie legte, gleichsam als sey darin ein Schatz kriegskundiger Einsicht und Erfahrung niedergelegt; er that sich auf diese Arbeit viel zu Gute, sprach davon mit Bedeutung, und genoß, wahrscheinlich in diesem einzigen Bezug, einen Vorschmack des Vergnügens auch den Regionen des gelehrten Offiziers nicht so ganz fremd zu seyn. Doch die Welt ist billiger, und hat dem Manne der That die Forderung theoretischer Meisterhaft wohl keinen Augenblick aufgebürdet. Bei diesem Anlaße sey hier noch ein Zug angeführt, der sogleich mit Einem Blick auch im ganzen Umfange das Verhältniß überschauen läßt in welchem Blücher zu den Landkarten stand, diesem in der neueren Kriegskunst so überaus wichtig gewordenen Artikel. Er besaß eine kleine Nürnberger Karte, auf welcher nach alter Sitte die Städte stark mit Roth bezeichnet waren: diese Karte zog er dann bei Gelegenheit hervor, und suchte sich auf ihr zurecht zu finden. Einemals hatte ein Adjutant ihm eine etwas verwickelte Truppenbewegung anzugeben: Blücher wußte sich Rath, und legte die Karte auf den Tisch; dem einen alsbald gefundenen Ort auf den es ankam drückte er den einen Finger des Adjutanten zum Zeichen auf um während weiteren Suchens jenen nicht zu verlieren; ein zweyter Finger desselben mußte den zweyten Ort festhalten: aber es war noch ein dritter



Punct anzumerken, und der erste Finger wollte schon auf diesen überpringen: doch kaum nahm Blücher das wahr, als er eiligst denselben auf der alten Stelle zurückhielt, und indem er die Worte brumpte: Will er

wohl still halten! — seine schon in größter Gefahr schwebende Orientierung rettete. Es wird niemand läugnen daß in diesem und ähnlichen Zügen für Blüchers Wesen die anmuthigste Bezeichnung liegt.

---

## AUS BARTHOLD GEORG NIEBUHRS ROEMISCHER GESCHICHTE.

---

### ANFANG UND ART DER ÄLTESTEN GESCHICHTE.

.....  
Zweyerley gab in den arithmetischen Umriss der königlichen Zeit, ehe gradezu erdichtet ward, Ereignisse und Inhalt: die Formen des Staats, seines Rechts, und Einrichtungen welche den einzelnen Königen zugeschrieben wurden; und Sagen von ihren Thaten. Jene haben die frühesten Annalisten wohl nur sehr wenig beschäftigt, wie reich auch der Stoff für die späete Zeit ward. Um so viel älter sind die Sagen: ihr Ursprung geht weit über die Herstellung der Annalen hinaus.

Daß sie in Liedern von Geschlecht auf Geschlecht überliefert wurden, daß ihr Inhalt nicht urkundlicher seyn kann als der eines jeden andern durch Gesang erhalten Gedichts von den Thaten der Vorzeit, ist kein neuer Gedanke. Bald sind anderthalb Jahrhunderte verlossen, seitdem Perizonius ihn aussprach, und darthat daß hey den alten Römern die Sitte gewesen wäre, am Gastmahl das Lob großer Männer zur Flöte zu singen: welches Cicero nur aus Cato wußte,

der, wie es scheint, davon als einem nicht mehr bestehenden Gebrauch redete. Die Gäste selbst fangen der Reihe nach; also ward erwartet daß die Lieder, als Gemeingut der Nation, keinem freyen Bürger unbekannt waren. Nach Varro, der sie alt nennt, fangen sittsame Knaben, bald zur Flöte, bald ohne Musik. Der eigenste Beruf der Camenen war das Lob der Alten zu singen: und unter diesen auch der Könige. Denn nie hat das republikanische Rom sich selbst um ihr Andenken verarmt, so wenig als es ihre Statuen aus dem Capitol entfernte; in den schönsten Zeiten der Freyheit war ihr Andenken ehrwürdig und gefeyert.

Wir sind durchgehends so abhängig von der Zeit der wir angehören, bestehen so in und durch sie als Theile eines Ganzen, daß der nämliche Gedanke einmal hinreicht um Geist, Tiefe und Kraft des Mannes zu messen, in dem er erwachte, — und zu einer andern Zeit allen nahe gebracht ist, und nur zufällig einer vor Andern veranlaßt wird ihn zu äußern. Perizonius wußte von Heldenliedern nur aus Büchern; daß er von noch lebenden, oder aus dem Munde des Volks

niedergeschriebenen, jemals gehört haben sollte, ist für sein Zeitalter gar nicht denkbar: — er erlebte es noch, vernahm es vielleicht auch, aber es war schon ein Vierteljahrhundert seit der Erscheinung seiner Forschungen verlossen, als Addison die stumpf gewordenen Gebildeten weckte, in Chevychace das ächte Gold eines Gedichts mit dem Volk zu erkennen. Für uns waren die Heldenlieder Spaniens, Schottlands und Scandinaviens schon längst Gemeingut; es war unfer nationales episches Gedicht schon wieder in die lebendige Litteratur zurückgekehrt: und jetzt, da wir die ferbischen, und, den Schwanengefang der hingemordeten Nation, die griechischen Lieder, vernehmen; jetzt, wo jeder weiß wie Poesie in jedem Volk lebt bis metrische Formen, fremde Vorbilder, ein tägliches Leben voll mannichfaltiger Wichtigkeit, allgemeine Muthlosigkeit oder Üppigkeit, sie so ersticken, daß eben von den dichterischen Geistern nur ganz wenige sich Luft machen: vielmehr undichterische mit analogen Geschicklichkeiten sich manchmal der Kunst bemächtigen: — jetzt bedarf der Antworten auf leere Einreden gar nicht mehr. Wer in dem Epischen der römischen Geschichte die Lieder nicht erkennt, der mag es: er wird immer mehr allein stehen: hier ist Rückgang für Menschenalter unmöglich.

Eine von den mannichfachen Formen der römischen Volksdichtung waren die Nenen, das Lob der Hingefchiedenen, bey den Leichenbegängnissen zur Flöte gesungen, wie es in den Gedenkreden erzählt ward. An griechische Threnen und Elegien ist hier nicht zu denken: in Roms alter Zeit galt es nicht sich weich zu stimmen, und den Todten zu beweinen; sondern ihn zu ehren. Wir haben also dabey Gedächtnißlieder zu denken, wie sie bey den Gastmählern gesungen wurden:

ja vielleicht waren die letztern keine andern, als die am Ehrentage des Todten zuerst gehört worden. Und so möchten wir, ohne es zu beachten, im Besitz solcher Lieder seyn, die Cicero für ganz verloren achtete: denn es wird doch wohl kaum ein Zweifel gegen den Gedanken erhoben werden können, daß die in Versen gefaßten Inschriften auf den ältesten Särgen in der Gruft der Scipionen nichts anderes sind als, sey es die ganze Nenie, oder der Anfang derselben. In diesen Gedenkschriften zeigt sich eine Eigenthümlichkeit jeder Volkspoesie, die vor allen in der neugriechischen auffallend stark hervortritt. Ganze Verse und Gedanken werden Elemente der dichterischen Sprache wie einzelne Worte: sie gehen aus allgemein verbreiteten älteren Stücken hinüber in neu entstehende; geben ihnen, wenn auch der Sänger einem großen Stoff nicht genügt, dichterische Farbe und Haltung. So las Cicero auf dem Grab des Calatinus: *hunc plurimae consentiunt gentes populi primarium fuisse virum*; wir auf dem des L. Scipio, des Barbatus Sohn: *hunc unum plurimi consentiunt R(omani) bonorum optimum fuisse virum*.

Verschieden von diesen in Form, und von großem Umfang, theils zu einem Ganzen verbunden, theils einzelne nicht nothwendig zusammenhängende Lieder, waren die, woraus in profaische Erzählung aufgelöst ist, was für uns Geschichte der römischen Könige heißt. Die von Romulus bildet für sich eine Epopöe; von Numa können nur kurze Lieder gewesen seyn. Tullus, die Geschichte der Horatier und der Zerstörung von Alba, dies bildet ein episches Ganzes wie das Gedicht von Romulus; ja hier hat Livius (I. 26.) ein Bruchstück des Gedichts unverfehrt erhalten, in den lyrischen Numeri des altrömischen Verfes. Hingegen was von Aeneas erzählt wird, hat keinen Anflug von poeti-

feher Farbe. Dann aber beginnt mit L. Tarquinius Priscus ein großes Gedicht, und endigt mit der Schlacht am Regillus; und dieses Lied der Tarquinier ist noch in seiner profaischen Gestalt unbefehrblich dichterisch; eben so eigentlicher Geschichte ganz unähnlich. Tarquinius Ankunft zu Rom als Lucumo: seine Thaten und Siege: sein Tod: dann Servius Wundergeschichte: Tullias Frevelhochzeit: des gerechten Königs Mord: die ganze Geschichte des letzten Tarquinius: die vorbereitenden Wahrzeichen seines Falls: Lucretia: Brutus Verstellung: sein Tod: Porfennas Krieg: endlich die völlig homerische Schlacht am Regillus; bilden eine Epopöe, die an Tiefe und Glanz der Phantafie alles weit zurückläßt was das spätere Rom hervorbrachte. Sie theilt sich, fremd der Einheit des vollkommensten griechischen Gedichts, in Abschnitte welche den Aventüren des Nibelungenlieds entsprechen: und hätte je einer die Kühnheit sie als Gedicht herstellen zu wollen, so würde er sehr fehlen wenn er eine andre Form erwählte als diese höchst edle Gestalt.

Diese Lieder sind viel älter als Ennius, welcher sie in Hexameter umformte, und in ihnen Stoff für drey Bücher fand: er, der ernsthaft glaubte Roms erster Dichter zu seyn, weil er die alte einheimische Poesie ignorierte, verachtete und mit Erfolg unterdrückte. Ich werde an einem andern Orte von dieser, und ihrem Untergang reden: hier ist nur noch eine Bemerkung nöthig. So alt wie der epischen Lieder Grundstoff unstreitig war, so scheint die Form worin sie bestanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, verhältnismäßig jung. Wenn die pontificischen Annalen die Geschichte für die Patricier verfälschten, so herrscht in dieser ganzen Dichtung plebejischer Sinn, Haß gegen die Unterdrücker, und sichtbare Spu-

ren daß, als sie gefungen ward, plebejische Geschlechter schon groß und mächtig waren. Nomas, Tullus, Ancus und Servius Landanweisungen sind alle in diesem Sinn verstanden: alle Lieblingskönige begünstigten die Freyen: der plebejische Servius ist nächst dem heiligen Numa der vortrefflichste: als Mitfehdliche an seiner Ermordung erscheinen die Patricier gräßlich: Tarquinius, des Vaters, römische Gattin Gaja Caecilia ist Plebejerinn, den Metellern verwandt: der Gründer der Republik und Mucius Scaevola sind Plebejer: unter den Andern stehen nur die Valerier und Horazier edel da; der Gemeinde befremdete Geschlechter. Auch möchte ich diese Gedichte, wie wir ihren Inhalt kennen, nicht über die Herstellung der Stadt nach dem Gallischen Unglück, und dieses als den frühesten Zeitpunkt, hinauffetzen. Die Mitte des fünften Jahrhunderts konnte, wie die goldne Zeit der Kunst, so auch die der Dichtung seyn. Auf solche Zeit deutet auch die Befragung des pythischen Orakels. Die Erzählung, wie der letzte König seinen Sohn symbolisch angewiesen habe die vornehmen Gabiner wegzufchaffen, ist ein griechisches Märchen bey Herodot: eben so findet sich Zopyrus List wiederholt: also muß man Kenntniß griechischer Sagen annehmen, warum nicht des Herodot unmittelbar?

#### DIE SAGE VON CORIOLANUS.

Cnaeus Marcius war mit dem Lager vor Corioli als die Völker von Antium kamen die Stadt zu entsetzen. Während sie mit den römischen Völkern stritten, fielen die Belagerten aus der Stadt: Marcius widerstand diesen, und da sie sich wandten, drang er mit ihnen durch das Thor, und gewann den Ort. Das Jammergefchrey der Wehrlosen,

und die auflodernde Flamme verkündete den Heeren die Entscheidung, und die Antiater wichen von der zwecklosen Schlacht. Beyde Siege des nämlichen Tags verdankte Rom dem Coriolanus; welchen Beynamen die Meynung der Nachkommen von jener Erhebung ableitete: von der Zeit an war sein Ansehen groß vor dem Senat und den Bürgern, aber sein Hochmuth beleidigte die Gemeinde. Als einst die Tribunen den Consul gewehrt hatten Kriegsvolk auszuheben, bot er seine eigenen Hærrigen auf, und lud Freywillige ein; mit diesen fiel er in die Landchaft der Antiater, gewann große Beute, und theilte sie unter sein Gefolge. So fürchteten ihn die Plebejer, und verweigerten ihm das Consulat: darüber zürte er unverföhnlich.

Darnach begab es sich daß Hungersnoth herrschte: viele von der Gemeinde verkauften sich mit ihren Kindern, andere stürzten sich in den Fluß, manche wanderten in die Fremde: die Geschlechter litten nicht, und versorgten auch ihre Hærrigen. Endlich kam Getreide über das Meer aus Sicilien; ein Theil gekauft, ein Theil Gabe des griechischen Königs: da rathschlagten sie im Senat ob es der Gemeinde umsonst gereicht, oder verkauft werden sollte: Coriolanus rieth die Vorräthe verschloßen zu halten, wofern sie nicht dem Tribunat entzagten. Das ward laut, und der Grimm des Volks entbrannte: der Schuldige wäre zerrissen worden, wenn die Tribunen ihn nicht vor das Gericht der Tribus geladen hätten; so war er frey unter dem gemeinen Frieden bis zum dritten Markttag. Er selbst trotzte und höhnte: Vettern und Blutsfreunde flehten um seine Begnadigung: mancher ließ sein Herz erweichen, manchen jammerten die ritterlichen Thaten: neun Tribus erließen die Strafe, zwölf sprachen die Verurtheilung aus.

Coriolanus wandte sich nach Antium, zu seinem Gattfreund, Attius Tullius, dem König der Volkker, um dort als Municeps im Exilium zu leben. Er verbieth ihnen seinen Arm gegen die Römer, und sie verliehen ihm die höchsten Bürgerrechte. Siz im Rath jeder Stadt, und ernannten ihn zum Feldherrn. Zuerst erschien er vor Circeji: die Tyrrhener öffneten ihre Thore, die romischen Colonen mußten weichen: Volkker nahmen ihre Stellen ein, die Einheimischen blieben unbeeinträchtigt. Im nächsten Feldzug überzog er die latinischen Orte zwischen der See und der nachmaligen appischen Straße: Satricum, Longula, Polusea, Corioli, Mugilla: jede Stadt vor der er erschienen ward überwältigt, oder ergab sich: auch Lavinium, die heilige Stadt der Latiner. Dann führte er sein Heer gegen die Städte an der Latina, auf den Querwegen welche sie nachher mit der Appia verbanden, und das latinische Land durchschneiden: dort fielen Corbio, Vitellia, Trebia, Lavici, Pedum vor seinen Waffen: das gesammte Latium schloß sich ihm an. Da waren die Römer ohne einigen Genossen in der weiten Welt, und unter sich voll Argwohn und Zorn, neben dem alten Hader; die Patres warfen den Plebejern vor, daß sie Coriolanus gezwungen hätten dem Vaterland feind zu werden, die Plebejer jenen daß sie ihm Vorsehuh thaten und verriethen. Er nahm sein Lager wo die Marana die latinische Straße durchschneidet, fünf Millien von der Porta Capena, wó die Horatier mit den Curiatern gekämpft hatten, wo der Umgang der Ambarvalien gehalten ward. Innerhalb dieser alten inauguirten Gränze von Rom und Alba lag das Landeigenthum seiner Standesgenossen: jenseits derselben hatte er die Hefe der Plebejer niederbrennen lassen, die patrieischen geschützt. Dem Populus hatte er noch nicht abgefast.

Es war unmöglich ein Heer gegen ihn zu bilden: die Plebejer schrien laut, man wolle sie nur dem Landesfeind überliefern: eben so wenig hielten redliche Bürger den weitläufigen Umfang der Stadt gegen trennlose Öffnung einer Pforte sicher. Der Senat beschloß, die Curien befestigten, seine Herstellung als römischer Bürger: die Zustimmung der Gemeinde fehlte nicht: wie streng immer das erwartete Gericht seyn mochte, die meisten von der Menge konnten hoffen ihm zu entgehen, aber das Schicksal einer mit dem Schwerdt gewonnenen Stadt drohte auch dem Geringsten. Fünf Consulare überbrachten den Befehl. Doch Coriolanus dachte nicht an sich allein. Er forderte für die Völker Zurückgabe der ihnen entrienen Landschaften, und Abrufung der dort angesiedelten Colonen, Bündniß und Municipium. Sich zu entschließen gestattete er den Römern die fetialischen Fristen von dreißig und drey Tagen: waren diese verlaufen, ohne daß die Forderung gewährt war, so lag es in seiner Brust sich zu entscheiden; wie, wenn ein Staat Fetialen ausgesandt hatte, alsdann die Alten im Senat Rath pflügen, ob sie das Unrecht sofort ahnden, oder noch Langmuth üben wollten.

Die Forderung ist, wie die Folge zeigen wird, nichts anders als eben das Opfer wodurch Rom im Jahr 295 den Frieden mit den Völkern zu erkaufen die Weisheit hatte: es ist unmöglich sich des Unwillens gegen Dionysius und ähnliche Rhetoren zu erwehren welche, überzeugt daß Rom nur diese Bedingungen durch erniedrigendes Betteln abzuwenden gestrebt habe, in der Hartnäckigkeit Eroberungen nicht anzugeben sogar Großartigkeit sehen; die ein verständiger Beurtheiler nicht einmal dann darin finden würde, wenn sie mit dem Entschluß lieber umzukommen verbunden wäre. Eben so we-

nig hätte Coriolanus von der Nachwelt als ein gerechter und heiliger Mann gefeyert werden können, weil er sich bewegen lassen an dem Volk welches ihn aufgenommen untreu zu werden, indem er die Römer mit Erfüllung einer billigen Forderung verschonte; sie hätten allenfalls dem guten Glück der Stadt danken mögen. Allein es war ein ganz anderes Unglück welches drohte: ein solches daß die Republik ohne Schmach dem verfeindeten Sohn süßfällig sehn konnte es nicht über sie zu bringen: die Geschichte hat es, geflissentlich oder zufällig, verschwiegen. Das größte, nach feindlicher gewaltfamer Einnahme, war die siegende Rückkehr der aus einer freyen Stadt Verbannten, welche ihr veräußertes Eigenthum, und Rache als ein gebührendes Recht forderten. Die allermeisten waren in langjährigem äußerstem Elend zu wahren Banditen geworden, deren Benennung aus solchem Schlag entstanden ist: weshalb sie ausgestoßen worden, war vergessen: der Ghibellin und der Bianco standen unter denselben Fahnen; und der landflüchtige Schuldner oder Verbrecher ward nicht verschmeht wenn er rüftig war. Daß Rom damals viele Verbannte zählte zeigt das Abentheuer des Ap. Herdonius: Söhne der Tarquinischen, verwegene Patricier und Plebejer, hant gemischt. Für diese Unglücksgefährten forderte Coriolanus Herstellung wie für sich selbst: das ist so unzweifelhaft gewiß als ob es von allen Zeugen berichtet würde. Eine schreckliche Forderung für Alle in der Stadt, die nicht Zerstörung wünscheten, ohne Unterschied der Parthey: warme Anhänger, die ihm, wenn Senat und Curien in ihrem Ansehen erhalten, die plebejischen Freyheiten vertilgt waren, königliche Gewalt gern übertragen haben würden, hätten ihn nur mit Zittern als Haupt einer Bande einziehen sehen können, die mit glei-

cher Verachtung auf Bürgerchaft und Gemeinde blickte; die sich, wenn er sein Leben wagen wollte, nicht von Missethaten hätte zurückhalten lassen wie Rom bestimmt war sie von den Schaaren des Marius und Cinna zu erleiden. Sie waren aber sein Volk geworden: wie konnte er sich von ihnen trennen?

Ihn zu Erbarmen zu bewegen kamen die zehn Ersten des Senats, als die dreißigtägige Frist um war, vor sein Tribunal. Sie wurden mit Bedrohungen fortgeschickt wenn sie wiederkamen ohne unbedingte Unterwerfung zu bringen. Am folgenden Tage erschienen die Flamines, die Pontifices, die Angurn, alle andre Priestercollegien, im Ornat ihrer Ämter: auch sie stellten vergebens im Namen von Allem was ihnen und ihm heilig war. Wenn nun am dritten Tag die Sonne unterging ohne daß er seinen Sinn geändert hatte, so führte er am folgenden Morgen sein Heer über die noch nicht betretene Gränze, gegen die hülflose und verrathene Stadt.

Da ward Rom zum zweytenmal durch die Frauen gerettet. Als die letzte Gefandtschaft zogen die edelsten Matronen, geführt von Coriolanus betagter Mutter Veturia und seinem Ehegemahl Volturnia, ihre Kindlein an der Hand, in sein Lager. Ihre Wehklagen, der Mutter gedrohter Fluch, beugten seinen Sinn: er entsagte der Heimkehr, die er den Genossen nicht gewähren konnte. Mutter, sprach er unter heißen Thränen, du hast gewählt zwischen Rom und dem eigenen Sohn: mich siehst du nimmer wieder: mögen sie es dir danken! — Als die Frauen geschieden waren brach er auf und entließ das Heer. Er lebte unter den Volkern bis zu einem hohen Alter; man hat ihn oft klagen hören, erst der Greis fühle wie elend das Leben in der Fremde sey. Als ihn der Tod erläßt hatte, haben die Matronen ein ganzes Jahr um ihn Leid getragen wie um Brutus und Publicola: die Nachwelt hat ihn als einen heiligen und gerechten Mann geehrt, und billig: er hat die Schuld seiner Jugend tausendfach verlohnt.

## FRIEDRICH LUDWIG GEORG VON RAUMERS

### GESCHICHTE DER HOHENSTAUFEN.

AUS DES ACHTEN BUCHES ZEHNTEN HAUPTSTÜCK.  
HENRICHUNG CONRADINS.

Der Pabst, welcher sich über die Niederlage Couradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert

habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmüthe, und führten hochstens zu dem boshaften Versuche Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteyischem leidenschaftsloſem rechtlichem Wege, ſo hieß es jetzo, müſſe über das Schickſal der Gefangenen von Aſtura entſchieden werden: deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reichs nach Neapel kommen, welche unterſuchen und das Urtheil ſprechen ſollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beſtimmen, Conradin ſey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an ſeinem rechtmäſſigen Könige, und gleich allen ſeinen Freunden und Mitgefangenen des Todes ſchuldig. Als die Richter dieſe Anklage hörten, erſchraken ſie ſehr, wagten aber, der wilden Graufamkeit Karls eingedenk, lange nicht ihre entgegengeſetzte Anſicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und ſagte mit lauter und feſter Stimme: „Conradin iſt nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, ſondern im Glauben und Vertrauen auf ſein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er verſuchte ſein angeſtammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er iſt nicht einmal im Angriff, ſondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene ſchonend zu behandeln gebietet göttliches wie menſchliches Recht.“ Erſtaunt über die unerwartete Erklärung, wandte König Karl, das niedrige Geſchäft eines Anklagers ſelbſt übernehmend, und ſeine Behandlung Benevants vergebend, hiegegen ein daß Conradins Leute fogar Klöſter angezündet hätten; worauf aber Guido ungeſchreckt erwiederte: „Wer kann beweifen daß Conradin und ſeine Freunde dieß anbefohlen haben? Iſt nicht Ähnliches von andern Heeren geſchehen? Und ſteht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ Alle Richter hiſ auf einen, den unbedeutenden, knecht-

lich gefinnten Robert von Bari, ſprachen itzt Conradin und ſeine Gefährten frey; welches preiswürdige Benehmen den König indeſſ ſo wenig zur Mäßigung und Befonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht zerſtörte, und frech jener einzelnen Knechtesſtimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen ausſprach.

Als Conradin dieſe Nachricht beim Schachſpiel erhielt, verlor er die Faßung nicht, ſondern benutzte gleich ſeinen Unglücksgefährten die wenige ihnen gebliebene Zeit um ſein Teſtament zu machen und ſich mit Gott durch Beichte und Gebet auszuföhnen.

Unterdeſſ errichtete man in aller Stille das Blutgeräſt dicht vor der Stadt, nahe bei dem ſpäter ſo genannten Neuen Markte und der Kirche der Carmeliter. Es ſchien als ſey dieſer Ort boſhaft ausgewählt worden um Conradinen alle Herrlichkeit ſeines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier ſo ſchönen als friedlichen Meeres dringen nämlich hiſ dahin, und der dieſen herrlichſten aller Meerbuſen einſchließende Zauberkreis von Portici Caſtellamare Sorrento und Maffa ſtellt ſich, durch den blendenden Glanz ſüdlich reiner Lüfte noch verkläert, dem erſtaunten Beobachter dar. Auf ſurchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken ſich erhebende ſchwarze Haupt des Veſuv, und rechts hegränzen den Gefichtskreis die ſchroffen zackigen Felſen der Inſel Capri, wo einſt Tiberius, ein würdiger Genoße Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwey Monate nach der Schlacht bei Scurecola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgefcreif-

ten Ärmeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: 5  
 »Verfammelte Männer! Dieser Conradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ärndten und mit Unrecht rechtmäßige 10  
 Herseher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Befiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden 15  
 vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weifen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitgehuldi- 20  
 gen als Räuber Empörer Aufwiegler Verwrether das Todesurtheil gesprochen, und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch fogleich vor Aller Augen vollzogen.»

Als die Gegenwärtigen dieß sie größten- 25  
 theils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafteste Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherfchte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler 30  
 Mann, sprang seinem gerechten Zorne freyen Lauf lassend hervor, und sprach zu Robert von Bari »Wie darfft du frecher ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen 35  
 Ritter zum Tode verurtheilen?“ und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweg getragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah daß die französischen Ritter des Grafen 40  
 That billigten; das Urtheil aber blieb un- geändert. Hierauf hat Conradin daß man

ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung »Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage 5  
 alle die Getreuen, für welche meine Verfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde ob der 10  
 des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte verteidigt? Und wenn auch ich schuldig ware, wie darf man die 15  
 Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhiengen?“ Diese Worte erzeugten 20  
 Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand 25  
 Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. Da warf Conradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde daß er ihm 30  
 alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Wald- burg nahm den Handschuh auf, und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Änderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine 35  
 Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus, und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: »Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König 40  
 der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich 45  
 empor richtend, aus »O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines



Fremdes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewalttham auf, daß Alle anfiengen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; auch das des Grafen Gerhard von Pifa. Vergeblich hatte Graf Galvan Laucia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Leichensumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habgucht. Denn er befahl itzt ausdrücklich daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getödtet werde. Nach diesen mordete man noch mehre: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt daß über tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in gewöhn-

ter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verseparrt.

Zu all diesen herzerreißenden Thatfachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt was den fehsenen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, sehoß nach Conradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut, und erhob sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thranenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben.

---

## KARL FRIEDRICH VON RUMOHR.

---

### AUS DER ABHANDLUNG ÜBER DEN GEMEINSCHAFTLICHEN URSPRUNG DER BAUSCHULEN DES MITTELALTERS.

*Im dritten Theil der Italienischen Forschungen.*

---

VORGERMANISCHE UND GERMANISCHE  
BAUART. 1100—1450.

In der hersehenden Banart des zwölften Jahrhunderts hatten wir nur etwa die Kuppeln über der Durchkreuzung der Schiffe aus byzantinischen Vorbildern ableiten kön-

nen, darin keinen ausreichenden Grund gefunden die neu aufgekommene Benennung Byzantinische Architectur, welche falschen Deutungen unterliegt, anzuerkennen. Treffender und minder bedenklich ist ohne Zweifel der früher übliche Name Vorgotthische Bauart, insofern er nemlich das Wesen der-

felben, welches in der Tendenz besteht, aus der um wenig später die sogenannte Gothische Architectur ganz ausgebildet hervorgegangen ist, ganz richtig bezeichnet. Nach dem oben gemachten Vorschlage die in der ganzen Christenheit vom Jahr 1200 bis gegen 1500 herrschende Bauart, welche man bisher die Gothische genannt, die Germanische zu nennen, möchte jene vorangehende daher dem entsprechend am fehiclichsten als die Vorgermanische bezeichnet werden können.

Ihren mittelbaren Ursprung aus der alten christlich-römischen Baukunst haben beide Style nie so ganz verläugnet. Der erste bewahrt noch gar manches römische Giebel und Capitel; beide aber bleiben im Hauptentwurfe den Basiliken Rotunden und regelmäßigen Polygonformen der antiken Baukunst getreu. Die allmähliche Umgestaltung ergab sich aus climatischen Forderungen, oder aus veränderten Lebensgewohnheiten. Gewiß war der offene hölzerne Dachstuhl der alten Basiliken, mit welchem man auch im Norden sich lange beholfen, hier dem Clima nicht angemessen, mußte daher zeitig durch Gewölbe ersetzt werden. Diese wurden in den älteren Zeiten über mächtigen Grund- und Widerlagen und etwas niedrig angelegt. Der Wunsch die schwererdrückenden Gewölbe zu erheben ergab sich aus dem Gefühle. Bei steigender Bildung fand die Kunst in der Theorie, oder doch in der Erfahrung, Mittel die Fülle die gewölbte Decke der Kirchen höher und höher zu legen ohne deshalb die Mauern und Stützen, denen man früherhin eine mehr als erforderliche Stärke gegeben, noch schwerfälliger und massiger anzulegen. So sehen wir während des elften, noch mehr im zwölften Jahrhundert die Schiffe der Kirchen immer schlanker in die Höhe sich erheben; bis sie

zuletzt Verhältnisse erreichen welche die nachfolgende, sogenannte Gothische Architectur nur in einzelnen Fällen bemerklich überlegen hat.

Die veränderten Verhältnisse machten denn auch veränderte Zierden unerlässlich. In Italien, besonders in Toscana, hatte man, von antiken Mustern umgeben, versucht die Außenseiten der Kirchen gleichsam in verschiedene Pläne zu theilen. Die nordischen Architecten hingegen entwarfen ihre Zierden unabhängig von beschränkenden und irreleitenden Vorbildern, entwickelten sie vielmehr aus den Motiven welche die Verhältnisse und die Construction ihrer Gebäude darboten. Wenn jene die Höhe der Kirchen in verschiedene Pläne theilten, suchten diese im Gegentheile das Dach und das deckende Gewölbe mit dem Sockel des Gebäudes in unmittelbaren anschaulichen Zusammenhang zu bringen. Diesen Zweck erreichten sie im Inneren der Kirchen durch schmale, wenig erhobene Pilaster, welche im Mittelschiffe vom Fußgestelle der Säulen, diese theilend, sogar ihr Capital durchschneidend, bis zur Gewölbedecke hinlaufen, und hier bald scheinbar, bald auch wirklich dem Ansatze des Gebäudes eine Stütze darbieten. An den Außenseiten schlossen sich flache, etwas haudeauartige Pilaster, wo sie die Höhe der Mauer gewannen, an eine Reihe bogenförmig verbundener, gleich flacher Tragsteine, welche längs dem Dache ein ganz hübsches Gebälke bilden.

Die Bauart des zwölften Jahrhunderts ist demnach in ihren schlanken Verhältnissen, in ihrer ganz sinnreichen Verknüpfung des Sockels der Hauptmauern mit dem Gebälke, der Basamente von Säulen und Pilastern mit den Anfätzen der Hauptgewölbe, gleichsam der erste allgemeinste Entwurf der germanischen; diese nur etwa deren weitere Aus-

bildung ins Einzelne und Mannichfaltige. Verfolgen wir die allmählich fortfortschreitende Entwicklung der germanischen Architectur von ihren ersten, noch furchtsamen erprobenden Versuchen bis zur Höhe ihrer vollendeten Ausbildung.

Wie die vorgermanische Bauart durch ihre schlanken Verhältnisse, durch ihre Verknüpfungen entlegener Theile der Construction der erste, so war der zweyte Schritt zur Begründung des neuen architectonischen Systemes unstreitig die Anwendung des spitzen oder aus Segmenten zusammengesetzten Bogens.

Alle strengeren Forscher stimmen darin überein, daß nicht früher als innerhalb der ersten Decennien des dreyzehnten Jahrhunderts der spitze Bogen systematisch in Anwendung gesetzt, ernstlich begünstigt worden ist. Als Nothbehelf brachte man ihn allerdings schon ungleich früher, doch nur höchst selten in Anwendung; wie man denn überhaupt voraussetzen darf daß die Möglichkeit dieser Constructionsart, deren einfachste Formen bei den alten Völkern bekanntlich dem runden Bogen und demselben entsprechenden Gewölbe vorangegangen sind, jedem Baukundigen stets klar eingeleuchtet habe. Also wird man dem dreyzehnten Jahrhundert nicht etwa die Erfindung, vielmehr nur die systematische Anwendung des Spitzbogens beimessen können.

Die frühesten Beispiele nicht mehr nothgedrungenener, sondern absichtlicher Anwendung des spitzen Bogens zeigen sich meines Wissens an den Giebelseiten einiger vorgothischen Kirchen mit noch zurückgezogenen Glockenthürmen; zwar in dem mittlen unter den drey langen Fenstern, welche man eben damals dem Schiffe Licht zu geben an den Giebelseiten der Kirchen anzubringen pflegte. Verschiedenes kann beigetragen haben den

Gedanken daß jenes weitere Mittelfenster durch einen Spitzbogen gefälliger sich beschließen möge zu zwecken und auszubilden. Offenbar schloß diese Figur dem spitzen nordischen Giebel sich ungleich besser an, verminderte sie um einige Maße den schwerfälligen Eindruck der weitläufigen Mauermaße über den Fenstern, erweiterte sie die beleuchtende Fensteröffnung. Die schmalen Seitenfenster, bei welchen diese Beweggründe fehlten, ließ man noch beim Alten. Indefs mußte es nach diesem ersten Versuche und vermöge desselben sehr bald klar werden, daß der Spitzbogen überhaupt der pyramidalen Hauptform, welche im Norden die vielleicht unnothig hohen, doch nun einmal so üblichen Dächer allen größeren Gebäuden nothwendig ertheilten, gefälliger sich anschmiege als der übliche halbkreisförmige; hiedurch von Hand zu Hand der Wunsch erweckt werden zuwechst alle Thür- und Fensteröffnungen, alle Säulenabstände durch spitze Bögen zu überspannen, in der Folge auch die Construction der Gewölbe auf eine entsprechende Weise einzurichten.

In der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts nahm die Ausbildung dieser neuen Constructionsart die Architecten nothwendig ganz in Anspruch. Daher zeigen die ältesten Bauwerke im sogenannten Gothischen Geschmacke nicht selten bei schon spitzen Bögen in ihren noch sehr sparsamen Gesimfen und Schmucktheilen aller Art häufig ganz die alten, zum Theil antiken Motive. Allmählich jedoch neigen sich auch diese letzten mehr und mehr zum kantigen Gespitzten und Scharfen, schließen sich dem Entwurfe der Strebepfeiler, der vorspringenden Kapellen, der Thürme an, welche um diese Zeit begiennen, ihre alte Stellung verlassend, ganz mit den Giebelseiten der Kirchen sich zu verschmelzen, oder wie man sagt in ihnen aufzugehen.

Diese Übergänge an deutschen und ausländischen Bauwerken nachzuweisen ist nach den Arbeiten der englischen Architecten und Alterthumsforscher, oder Möllers, Boifféré's und Anderer, zwar nicht mehr schwierig, liegt indess nicht in meiner Aufgabe.

Das Princip der gotischen Bauart kann angegriffen, ihre Anwendung auf die Forderungen unserer Zeit bestritten werden. Niemand indess wird läugnen wollen daß sie nach dem Verfall der alten Bildung die erste ganz eigenthümliche, daß sie eine systematisch durchgebildete Bauart sey, welche (mag man es billigen oder tadeln) Mittel aufgefunden hatte die römische Construction aus schwereren Werkstücken zu entlehren, den Mauerfuß an deren Stelle zu setzen, die Arbeit des Steinmetzen auf solches einzuschränken, was in den Bauwerken zu Tage

liegt. Wenn nun ungeachtet dieser und anderer hiechst ausgesprochenen Eigenthümlichkeiten in ihren Grundrißen noch immer die Hauptzüge der alten römischen, selbst in ihren Verzierungen nicht sogar selten Reminiscenzen aus dem classischen Alterthume bemerklich werden; so bestätigt sich hierin von Neuem daß alle Bauschulen des Mittelalters durch allmähliche Übergänge an das classische Alterthum sich anknüpfen, ungeachtet der Modificationen welche besondere Verhältnisse herbeigeführt haben, sämmtlich in ihrer Wurzel zusammenstoßen. Durch die Entwicklung ihres geschichtlichen und gleichsam organischen Zusammenhanges bezweckte sich Ansichten zu verdrängen welche einem blödsinnigen Nachahmungstribe beimeßen was nur aus Nothwendigkeiten Absichten und Zwecken abzuleiten ist.

## SCHULE DER HOEFLICHKEIT FÜR ALT UND JUNG.

### VIERTES BUCH. DRITTES CAPITEL.

#### VOM ERHEBLICHEN NUTZEN DER GROBHEIT IM ALLGEMEINEN.

Nicht bloß um des Contrastes willen habe ich unternommen nun auch von der Grobheit zu handeln, gleichsam auf daß mein Hauptgegenstand, die Höflichkeit, durch ein kräftiges Dunkel mehr hervorgehoben werde, noch selbst um meiner Billigkeit hiedurch ein Genügen zu leisten, sondern aus Überzeugung vom nicht zu berechnenden Vortheil und Nutzen genannter Kunst.

Schon zum Schluß des vorangehenden dritten Buches hatte ich darauf hingedeutet,

20 daß im Leben Fälle eintreten in welchen die Grobheit gewissermaßen unentbehrlich wird. Sie dient zuerst als Schutzmittel gegen die Grobheit Anderer, welche nach den Umständen sie bald anticipieren, bald wenigstens erwiedern soll. Sie dient ferner vor der Welt den beliebten Character einer rückfichtlosen Offenheit anzunehmen, welche so ganz ungemein hehüßlich ist eine absichtvolle berechnete Thätigkeit den Blicken sogar scharfsichtiger Beobachter ganz zu verhehlen. Denn in neun von zehn Fällen wird der Grobian von den Leuten als ein offenerziger Biedermann aufgefaßt und hochgeschätzt werden; was denn nothwendig über dessen mögliche und denkbare böse Ränke keinen Arg-

wohn dürfte aufkommen laßen. Sie dient endlich bei vieler Eile, oder nur Eiligkeit, durch ein dichtes Gedränge zu Pässen Audienzen und Ähnlichem mehr zu gelangen, oder auch mit sehr langwierigen Leuten früher abzumachen, wenn letztes überhaupt möglich ist. Es ist nichts so geringes, einige Stunden und Tage aus jenem großen Zeitbancrutt zu retten, dem bei gewöhnlichem Umlauf der Dinge so viele einflußreiche Männer und reizbare weibliche Seelen auf die Länge gar nicht entgehen können.

Nicht minder kann durch wohlangebrachte und klug ermäßigte Grobheit oftmals eine schon lebhaft, stark entzündete Streitigkeit sehr glücklich vermittelt und beigelegt werden. Denn es behalten sehr gereizte Personen, obwohl längst schon unempfindlich ge-

gen Rath und Gründe, doch für die Grobheit immer noch einiges Gefühl und Schmerz, kommen daher bisweilen über den neuen schmerzlichen Eindruck zur Befinnung und Reflexion über den älteren.

Diese nützliche und förderliche Grobheit kann nun beliebig durch alle Grade und Stufen hinauf gesteigert werden bis zur Bravade, und von der Bravade wiederum zu den Thätlichkeiten. Allein bevor man den Leuten ins Gesicht schlägt, ihnen Fußstritte giebt, und so fort, erwäge man doch stets die möglichen Folgen seiner Handlungen, und erspare sich überhaupt diesen Endpunct der Steigerung für die großartigen Situationen und Katastrophen, von welchen so wenig als vom Tode eine Rückkehr noch möglich ist.

---

## JACOB LUDWIG KARL UND WILHELM KARL GRIMM.

### RINDER- UND HAUSMERCHEN.

#### VORREDE DER ZWEYTEN AUSGABE.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück das der Himmel schickt eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen die am Wege stehen ein kleiner Platz sich gesichert hat, und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern; aber im Spätommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände die sie suchen; und Ähre

an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden, und hoher geachtet als sonst ganze Garben, werden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen haben wie von so vielem was in früherer Zeit geblüht nichts mehr übrig geblieben selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als unter dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen, und diese unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeyert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasia sind die

Hecken gewesen die sie gefiebert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollten, immer feltner werden. Freylich die sie noch wissen, wissen gemeinlich auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen: aber die Sitte selber nimmt immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fort-dauerten, dem stätigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht womit man von diesen Hausmärchen spricht, welches vornehm aussieht, und doch wenig kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder für geschickte Leute abgeschmackt: man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte; ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichlichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt seyn muß. Leicht wird man übrigens bemerken daß sie nur da gehaftet hat, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie, oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasia vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne hier diese Märchen nicht rühmen, oder gar gegen eine entgegen-gesetzte Meinung verteidigen: ihr bloßes Daseyn reicht hin sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich, und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben behaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt hat, doch in dem ersten Morgengroth schimmernd.

Darum auch geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben blaulich-weißen mackellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach, und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. Das ist der Grund warum wir durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich Absicht war, daß die Poesie selbst die darin lebendig ist wirke und erfreue wen sie erfreuen kann, also auch daß es als ein Erziehungsbuch diene. Wir suchen für ein solches nicht jene Reinheit, die durch ein ängstliches Ausfeiden alles dessen, was Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse hat, wie sie täglich vorkommen, und auf keine Weise verborgen bleiben können und sollen, erlangt wird, und wobei man in der Täuschung ist, daß was in einem gedruckten Buche ausführbar, es auch im wirklichen Leben sey. Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit und geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht passenden Ausdruck in dieser Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze, und ihnen ansteßig vorkomme, so daß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge begründet seyn, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen: im Ganzen, das heißt für einen gefunden Zustand, ist sie gewiß unnöthig. Nichts besser kann uns verteidigen als die Natur selber, welche diese Blumen und Blätter in solcher Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zu-träglich sind nach besonderen Bedürfnissen.

der kann nicht fordern daß sie deshalb anders gefährdet und geschnitten werden sollen. Oder auch, Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab was auf der Erde steht: wer seine Pflanzen nicht hinauszustellen getraut, weil sie zu empfindlich sind und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube mit abgefchrecktem Wasser begießt, wird doch nicht verlangen daß Regen und Thau darnu ansbleiben sollen. Gedeihlich aber kann alles werden was natürlich ist, und dauern sollen wir trachten. Übrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch welches das Volk erbaute hat, wenn wir die Bibel obenau stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in möglich größern Maas eintreten: der rechte Gebrauch aber findet nichts Beses heraus, sondern, wie ein selbnes Wort sagt, ein Zeugniß unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während Andere nach dem Volksglauben die Engel damit beleidigen.

.....  
 Was die Weise betrifft in der wir gesammelt haben, so ist es uns zuerst auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, keinen Umstand und Zug der Sage selbst verbesenert, sondern ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen; daß der Ausdruck großentheils von uns herrührt versteht sich von selbst: doch haben wir jede Eigenthümlichkeit die wir bemerkten zu erhalten gesucht um auch in dieser Hinsicht der Sammlung die Mannigfaltigkeit der Natur zu lassen. Jeder der sich mit ähnlicher Arbeit befaßt, wird es übrigens begreifen, daß dieß kein sorgloses und unachtsames Auffassen kann genannt werden: im Gegentheil ist Aufmerksamkeit und ein Tact nöthig der sich erst mit der Zeit erwirbt, um das Einfachere Reimere und doch in sich voll-

kommere von dem Veräffelten zu unterscheiden. Verschiedene Erzählungen haben wir, sobald sie sich ergänzten, und zu ihrer Vereinigung keine Widersprüche wegzufchneiden waren, als Eine mitgetheilt; wenn sie aber abwichen, wo dann jede gewöhnlich ihre eigenthündlichen Züge hatte, der besten den Vorzug gegeben, und die andern für die Anmerkungen aufbewahrt. Diese Abweichungen nämlich erscheinen uns merkwürdiger als denen, welche darin bloß Abänderungen und Entstellungen eines einmal dagewesenen Urbildes sehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Versuche sind einem im Geist bloß vorhandenen unerfchöpflichen auf mannigfachen Wegen sich zu nähern. Wiederholungen einzelner Sätze Züge und Einleitungen sind wie epische Zeilen zu betrachten, die, sobald der Ton sich rührt der sie anschlegt, immer wiederkehren, und in einem andern Sinne eigentlich nicht zu verstehen.

Eine entschiedene Mundart haben wir gerne beibehalten. Hätte es überall gefchehen können, so würde die Erzählung ohne Zweifel gewonnen haben. Es ist hier ein Fall wo die erlangte Bildung Feinheit und Kunst der Sprache zu Schanden wird, und man fühlt daß eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem übrigen seyn mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden, und nicht mehr so fest dem Kerne sich anschließe. Schade daß die niederhessische Mundart in der Nahe von Cassel, als in den Gränzpunkten des alten sächsischen und fränkischen Hessengaus, eine unbestimmte und nicht reinlich aufzufassende Mischung von Nieder-sächsischem und Hochdeutschem ist.

In diesem Sinne giebt es unseres Wissens sonst keine Sammlung von Märchen in Deutschland. Entweder waren es nur ein paar zufällig erhaltene, die man mittheilte, oder man betrachtete sie als bloßen rohen Stoff

um größere Erzählungen daraus zu bilden. Gegen solche Bearbeitungen erklären wir uns geradezu. Zwar ist es unbezweifelnd, daß in allem lebendigen Gefühl für eine Dichtung ein poetisches Bilden und Fortbilden liegt, ohne welches auch eine Überlieferung etwas Unfruchtbares und Abgestorbenes wäre; ja eben dieß ist mit Ursache warum jede Gegend nach ihrer Eigenthümlichkeit, jeder Mund anders erzählt. Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen jenem halb unbewußten, dem stillen Forttreiben der Pflanzen ähnlichen und von der unmittelbaren Lebensquelle getränkten Entfalten, und einer absichtlichen, alles nach Willkür zusammenknüpfenden und auch wohl leimenden Umänderung: diese aber ist es, welche wir nicht billigen können. Die einzige Richtschnur wäre dann die von feiner Bildung abhängende, gerade vorhersehende Ansicht des Dichters, während bei jenem natürlichen Fortbilden der Geist des Volkes in dem Einzelnen waltet, und einem besondern Gefallen vorzudringen nicht erlaubt. Räumt man den Überlieferungen wissenschaftlichen Werth ein, das heißt giebt man zu daß sich in ihnen Anschauungen und Bildungen der Vorzeit erhalten, so versteht sich von selbst daß dieser Werth durch solche Bearbeitungen fast immer zu Grunde gerichtet wird. Allein auch die Poesie gewinnt nicht dadurch: denn wo lebt sie wirklich als da, wo sie die Seele trifft, wo sie in der That kühlt und erfrischt, oder wärmt und stärkt? Aber jede Bearbeitung dieser Sagen welche ihre Einfachheit Unschuld und prunklose Reinheit wegnimmt, reißt sie aus dem Kreise welchem sie angehören, und wo sie ohne Überdruß immer wieder gelehrt werden. Es kann seyn, und dieß ist der beste Fall, daß man Feinheit, Geist, besonders Witz, der die Lächerlichkeit der Zeit mit hineinzieht, ein zartes

Ausmalen des Gefühls, wie es einer von der Poesie aller Völker genährten Bildung nicht allzu schwer fällt, dafür giebt: aber diese Gabe hat doch mehr Schimmer als Nutzen: sie denkt an das einmalige Ansehen oder Lesen, an das sich unsere Zeit gewöhnt hat, und sammelt und spitzt dafür die Reize. Doch in der Wiederholung ermüdet uns der Witz, und das Dauernde ist etwas Ruhiges Stilles und Reines. Die geübte Hand solcher Bearbeitungen gleicht doch jener ungleichlich begabten, die alles was sie anrührte, auch die Speisen, in Gold verwandelte, und kann uns mitten im Reichthum nicht sättigen und tränken. Gar wo aus bloßer Einbildungskraft die Mythologie mit ihren Bildern soll angefaßt werden, wie kahl, innerlich leer und gestaltlos sieht dann trotz den besten und stärksten Worten alles aus! Übrigens ist dieß nur gegen sogenannte Bearbeitungen gesagt, welche die Märchen bloß zu verhöhnern und poetischer auszustatten vorhaben, nicht gegen ein freyes Auffassen derselben zu eigenen, ganz der Zeit angehörenden Dichtungen: denn wer hätte Luft der Poesie Grenzen abzustecken?

Wir übergeben dieses Buch wohlwollenden Händen: dabei denken wir an die segnende Kraft die in diesen liegt, und wünschen daß denen, welche solche Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verbergen bleiben möge:

Cassel am 3 Julius 1819.

---

#### DIE ZWEY BRÜDER.

---

Es waren einmal zwey Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldschmied, und hoer von Herzen; der arme nährte sich davon, daß er Besen hand. und



war gut und redlich. Der Arme hatte zwey Kinder; das waren Zwillingbrüder, und sich so ähnlich wie ein Tropfen Waßer dem andern. Die zwey Knaben giengen in des Reichen Haus ab und zu, und erhellten von dem Abfall manchmal etwas zu essen. Es trug sich zu, daß der arme Mann, als er in den Wald gieng Reifig zu holen, einen Vogel sah der ganz golden war, und so sehen wie ihm noch niemals einer vor Augen gekommen war. Da hob er ein Steinchen auf, und warf nach ihm, und traf ihn auch glücklich: es fiel aber nur eine goldene Feder herab, und der Vogel flog fort. Der Mann nahm die Feder, und brachte sie seinem Bruder; der sah sie an, und sprach »Es ist eitel Gold«, und gab ihm viel Geld dafür. Am andern Tag stieg der Mann auf einen Birkenbaum, und wollte ein paar Äste abhauen: da flog derselbe Vogel heraus, und der Mann suchte und fand ein Nest, und ein Ey lag darin, das war von Gold. Er nahm das Ey mit heim, und als er es seinem Bruder brachte, sprach dieser wiederum »Es ist eitel Gold«, und gab ihm was es werth war. Zuletzt sagte der Goldschmied »Den Vogel selber möcht' ich wohl haben.« Der Arme gieng zum drittenmal in den Wald, und sah den Goldvogel wieder auf dem Baum sitzen: da nahm er einen Stein, und warf ihn herunter, und brachte ihn seinem Bruder; der gab ihm einen großen Haufen Geld dafür. »Nun kann ich mir forthelfen« dachte er, und gieng zufrieden nach Haus.

Der Goldschmied war klug und listig, und wußte wohl was das für ein Vogel war. Er rief seine Frau, und sprach »Brat mir den Goldvogel, und forge daß nichts davon weg kommt: ich habe Luft ihn ganz allein zu essen.« Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, sondern so wunderbarer Art, daß

wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen fand. Die Frau machte den Vogel zurecht, flechte ihn an einen Spieß, und ließ ihn braten. Nun geschah es, daß während er an Feuer stand, und die Frau anderer Arbeiten wegen nothwendig aus der Küche gehen mußte, die zwey Kinder des armen Besenbinders hereinfliefen, sich vor den Spieß stellten, und ihn ein paarmal herumdrehten. Und als da grade zwey Stücklein aus dem Vogel in die Pfanne herabfielen, sprach der eine »Die paar Bißchen wollen wir essen: ich bin so hungrig; es wird ja niemand daran merken.« Da aßen sie beide die Stückchen auf; die Frau kam aber dazu, und sah daß sie etwas aßen, und sprach »Was habt ihr gegessen?« »Ein paar Stückchen die aus dem Vogel herausgefallen sind« antworteten sie. »Das ist Herz und Leber gewesen« sprach die Frau ganz erschrocken; und damit ihr Mann nichts vermifste, und nicht hese ward, schlachtete sie geschwind ein Hähnchen, nahm Herz und Leber heraus, und legte es zu dem Goldvogel. Als er gar war, trug sie ihn dem Goldschmied auf, der ihn ganz allein verzehrte, und nichts übrig ließ. Am andern Morgen aber, als er unter sein Kopfkissen griff, und dachte ein Goldstück hervor zu holen, war so wenig wie sonst etwas zu finden.

Die heiden Kinder aber wußten nicht was ihnen für ein Glück zu Theil geworden war. Am andern Morgen, wie sie aufstanden, fiel etwas auf die Erde und klingelte, und als sie es anhoben, da warens zwey Goldstücke. Sie brachten sie ihrem Vater: der wunderte sich, und sprach »Wie sollte das zugegangen seyn?« Als sie aber am andern Morgen wieder zwey fanden, und so jeden Tag, da gieng er zu seinem Bruder, und erzählte ihm die seltsame Geschichte. Der Goldschmied

merkte gleich wie es gekommen war, und daß die Kinder Herz und Leber von dem Goldvogel gegeben hatten; und um sich zu rächen, und weil er neidisch und hartherzig war, sprach er zu dem Vater «Deine Kinder sind mit dem Biesen im Spiel: nimm das Gold nicht, und schick sie fort: denn er hat Macht über sie, und kann dich sonst auch noch ins Verderben bringen.» Der Vater fürchtete den Biesen, und so schwer es ihm ankam, führte er doch die Zwillinge hinaus in den Wald, und verließ sie da mit traurigem Herzen.

Nun liefen die zwey Kinder im Wald umher, und suchten den Weg nach Haus, konnten ihn aber nicht finden, sondern verirrten sich immer mehr. Endlich begegneten sie einem Jäger; der fragte «Wem gehört ihr Kinder?» «Wir sind des armen Biesens Jungen» antworteten sie, und erzählten ihm daß sie ihr Vater verlassen hätte, weil alle Morgen ein Goldstück unter ihrem Kopfkissen läge. Nun war der Jäger ein guter Mann, und weil ihm die Kinder gefielen, und er selbst keine hatte, nahm er sie mit nach Haus, und sprach «Ich will euer Vater seyn, und euch groß ziehen.» Sie lernten da bei ihm die Jägerey, und das Goldstück das ein jeder beim Aufstehen fand, das hob er ihnen auf, wenn sie's einmal nothig hätten.

Als sie herangewachsen waren, nahm sie ihr Pflegevater eines Tags mit in den Wald, und sprach «Heute sollt ihr euren Probe schuß thun, damit ich euch frey sprechen und zu Jägern machen kann.» Sie giengen mit ihm auf den Aufsand, und warteten lange: aber es kam kein Wild. Da sah der Jäger über sich, und sah eine Kette von Schneegänfen in der Gestalt eines Dreyecks fliegen, und sagte zu dem einen «Nun schief von jeder Ecke eine herab.» Der thats, und

vollbrachte seinen Probe schuß. Bald darauf kam noch eine Kette angefliegen, und hatte die Gestalt der Ziffer Zwey: da hieß der Jäger den andern gleichfalls von jeder Ecke eine herunterholen, und dem gelang sein Probe schuß auch. Nun sagte der Pflegevater «Ich spreche euch frey: ihr seyd ausge lernte Jäger.» Darauf giengen die zwey Brüder zusammen in den Wald, rathschlagten mit einander, und verabredeten etwas. Und als sie Abends sich zum Essen niedergesetzt hatten, sagten sie zu ihrem Pflegevater «Wir rühren keinen Bissen an, bis ihr uns erst eine Bitte gewährt habt.» Sprach er «Was ist denn eure Bitte?» Sie antworteten «Wir haben nun ausgelernet; wir müssen uns auch in der Welt versuchen: so erlaubt daß wir fortziehen und wandern.» Da sprach der Alte mit Freuden «Ihr redet wie brave Jäger; das hab' ich selbst gewünscht: zieht aus! es wird euch wohl ergehen.» Darauf aßen und tranken sie fröhlich zusammen.

Als der bestimmte Tag kam, schenkte der Pflegevater jedem eine gute Büchse und einen Hund, und ließ jeden von seinen gesparten Goldstücken nehmen so viel er wollte. Darauf begleitete er sie ein Stück Wegs, und beim Abschied gab er ihnen noch ein blankes Meßer, und sprach «Wann ihr euch einmal trennt, so stoßt dieß Meßer am Scheideweg in einen Baum: daran kann einer, wenn er zurückkommt, sehen wie es seinem abwesenden Bruder ergangen ist: denn die Seite, nach welcher dieser ausgezogen ist, rostet wenn er stirbt; so lange er aber lebt, bleibt sie blank.» Die zwey Brüder giengen fort, und kamen in einen Wald, so groß, daß sie unmöglich in einem Tag heraus konnten. Also blieben sie die Nacht darin, und aßen was sie in die Jäger tasche gesteckt hatten; sie giengen aber

nach noch den zweyten Tag, und kamen nicht heraus, und hatten nichts zu eßen. Sprach der eine ‚Wir müßen uns etwas schießen: sonst leiden wir Hunger‘, lud seine Büchse, und sah sich um. Und als ein alter Hase daher gelaufen kam, legte er an: aber der Hase rief

‚Lieber Jäger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‘ Da sprang er ins Gehüsch, und brachte zwey Junge; die Thierlein spielten aber so munter, und waren so artig, daß die Jäger es nicht übers Herz bringen konnten, sie zu tödten. Sie behielten sie also bei sich, und die kleinen Hasen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Bald darauf kam ein Fuchs: den wollten sie nun schießen: aber der Fuchs rief

‚Lieber Jäger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‘ Und er brachte auch zwey Fuchlein, und die Jäger mochten sie auch nicht tödten, gaben sie den Hasen zur Gesellschaft, und sie folgten ihnen auch nach. Nicht lange, so kam ein Wolf: der sollte gefchoßen werden: aber er rettete sich das Leben, und rief

‚Lieber Jäger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‘ Die zwey jungen Wölfe thaten die Jäger zu den andern Thieren, und sie folgten ihnen nach. Darauf kam ein Bär: der wollte noch länger herum traben, und rief

‚Lieber Jäger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‘ Die zwey jungen Bären thaten die Jäger auch zu den andern. Endlich, wer kam? Ein Löwe kam daher. Nun zielte einer von ihnen: aber der Löwe sprach gleichfalls

‚Lieber Jäger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‘ Nun hatten die Jäger zwey Löwen, zwey

Bären, zwey Wölfe, zwey Füchse, und zwey Hasen, die ihnen nachzogen und dienten. Indessen war der Hunger noch nicht gestillt worden: da sprachen sie zu den Fuchsen ‚Hört, ihr Schleiher, schafft uns etwas zu eßen: ihr seyd so listig und verflagen.‘ Sie antworteten ‚Nicht weit von hier liegt ein Dorf, wo wir schon manches Huhn geholt haben: den Weg dahin wollen wir euch zeigen.‘ Da giengen sie ins Dorf, kauften sich etwas zu eßen, und ließen auch ihren Thieren Futter geben, und zogen dann weiter. Die Füchse aber wußten guten Bescheid in der Gegend wo die Hühnerhefe waren, und konnten die Jäger überall zu recht weisen.

Nun zogen sie eine Weile herum, konnten aber keinen Dienst finden wo sie zusammen geblieben waren: da sprachen sie ‚Es geht nicht anders, wir müßen uns trennen.‘ Und nachdem sie die Thiere getheilt hatten, so daß jeder einen Löwen, einen Bären, einen Wolf, einen Fuchs und einen Hasen bekam, nahmen sie Abschied, versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod, und stießen das Meßer das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben in einem Baum; worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog.

Der jüngste aber kam mit seinen Thieren in eine Stadt; die war ganz mit schwarzem Flor überzogen. Er gieng in ein Wirthshaus, und fragte den Wirth ob er nicht seine Thiere herbergen könnte. Der Wirth gab ihnen einen Stall, wo in der Wand ein Loch war; da kroch der Hase hinaus, und holte sich ein Kuhlhaupt, und der Fuchs holte sich ein Huhn, und als er das gefressen hatte, auch den Hahn dazu: der Wolf aber, der Bär und der Löwe konnten nicht hinaus. Da ließ sie der Wirth hinbringen, wo eben eine Kuh auf dem Rasen lag, daß sie sich satt fraßen. Und als der Jäger für seine Thiere

geforgt hatte, fragte er erst den Wirth warum die Stadt so mit Trauerflor ausgehängt wäre? Sprach der Wirth »Weil morgen unseres Königs einzige Tochter sterben wird.« Fragte der Jäger »Ist sie sterbenskrank?« »Nein« antwortete der Wirth, »sie ist ganz gesund; aber sie muß doch sterben. Draußen vor der Stadt ist ein hoher Berg; darauf wohnt ein Drache: der muß alle Jahre eine reine Jungfrau haben: sonst verwüftet er das ganze Land. Nun sind ihm schon alle Jungfrauen gegeben, und ist niemand mehr übrig als die Königstochter; dennoch ist keine Gnade, sie muß ihm überliefert werden; und das soll morgen geschehen.« Sprach der Jäger »Warum wird der Drache nicht getödtet?« »Ach« antwortete der Wirth, »so viele Ritter habens versucht, aber alle sammt ihr Leben eingehüßt; der König hat dem, der den Drachen besiegt, seine Tochter zur Frau versprochen, und daß er nach seinem Tode das Reich erben solle.«

Der Jäger sagte dazu weiter nichts, aber am andern Morgen nahm er seine Thiere, und stieg mit ihnen auf den Drachenberg. Da fand er oben eine kleine Kirche, und auf dem Altar standen drey gefüllte Becher, und dabei war die Schrift »Wer die Becher austrinkt wird der stärkste Mann auf Erden, und wird das Schwert führen das vor der Thürschwelle vergraben liegt.« Der Jäger trank da nicht, gieng hinaus, und suchte das Schwert in der Erde, vermochte aber nicht es von der Stelle zu bewegen. Da gieng er hin und trank die Becher aus, und war nun stark genug das Schwert aufzunehmen, und seine Hand konnte es ganz leicht führen. Als die Stunde kam wo die Königstochter dem Drachen sollte abgeliefert werden, führte sie der König, der Marschall und die Hoffleute hinaus. Sie sah von wei-

tem den Jäger oben auf dem Drachenberg, und meinte, der Drache stände oben und erwartete sie, und wollte nicht hinaufgehen: endlich aber, weil die ganze Stadt sonst wäre verloren gewesen, mußte sie sich dazu entschließen. Der König und die Hoffleute kehrten voll großer Trauer heim: des Königs Marschall aber sollte stehen bleiben und sehen wie der Drache die Jungfrau wegführe.

Als diese aber auf den Berg kam, stand da oben nicht der Drache, sondern der junge Jäger: der sprach ihr Trost ein, und sagte, er wolle sie retten, und führte sie in die Kirche, und verließ sie darin. Gar nicht lange, so kam mit großem Gebräus der siebenköpfige Drache gefahren. Als er den Jäger da stehen sah, verwunderte er sich, und sprach »Was hast du hier auf dem Berge zu schaffen?« Der Jäger antwortete »Ich will mit dir kämpfen.« Sprach der Drache »So mancher Rittersmann hat hier sein Leben gelassen: mit dir will ich auch fertig werden«, und athmete Feuer aus seinen sieben Rachen: das sollte das Gras rings anzünden, und der Jäger sollte in der Glut und dem Dampf ersticken: aber die Thiere kamen herbei gelaufen, und traten das Feuer gleich aus. Da fuhr der Drache gegen den Jäger: aber er schwang sein Schwert, daß es in der Luft sang, und schlug ihm drey Köpfe ab. Da ward der Drache erst recht wüthend, erhob sich in die Luft, spie die Feuerflammen über den Jäger aus, und wollte sich auf ihn stürzen: aber der Jäger zuckte nochmals sein Schwert, und hieb ihm wieder drey Köpfe ab. Nun wurde das Unthier matt, und sank nieder, und wollte doch wieder auf den Jäger los: aber er schlug ihm mit der letzten Kraft den Schweif ab; und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er seine Thiere herbei:

die zerrissen es noch in Stücke. Als der Kampf zu Ende war, schloß der Jäger die Kirche auf, und fand die Königstochter auf der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor Angst und Schrecken bei dem Streit vergangen waren. Er trug sie heraus, und als sie wieder zu sich selbst kam, und die Augen aufschlug, zeigte er ihr den zerrissenen Drachen, und sagte ihr daß sie nun erlöst wäre; und sie freute sich, und sprach »Nun wirst du mein liebster Gemahl werden: denn mein Vater hat mich demjenigen versprochen, der den Drachen tödtet.« Darauf hing sie ihr Halsband von Korallen ab, und vertheilte es unter die Thiere, und der Læwe erhielt das goldene Schloßchen davon. Ihr Taschentuch aber, in dem ihr Namen stand, schenkte sie dem Jäger: der gieng hin, und schnitt aus den sieben Drachenköpfen die Zungen aus, wickelte sie in das Tuch, und verwahrte sie wohl.

Als das geschehen war, weil er von dem Feuer und dem Kampf so matt und müde war, sprach er zur Jungfrau »Wir sind beide so matt und müde: wir wollen ein wenig schlafen.« Da sagte sie Ja, und sie ließen sich auf die Erde nieder, und der Jäger sprach zu dem Læwen »Du sollst wachen, damit uns niemand im Schlaf überfällt«, und beide schliefen ein. Der Læwe legte sich neben sie um zu wachen: aber er war vom Kampf auch müde, daß er den Bären rief, und sprach »Lege dich neben mich: ich muß ein wenig schlafen; und wenn was kommt, so wecke mich auf!« Da legte sich der Bär neben ihn: aber er war auch müd, und rief den Wolf, und sprach »Lege dich neben mich: ich muß ein wenig schlafen; und wenn was kommt: so wecke mich auf!« Da legte sich der Wolf neben ihn: aber er war auch müd, und rief den Fuchs, und sprach »Lege dich neben

mich: ich muß ein wenig schlafen; und wenn was kommt, so wecke mich auf!« Da legte sich der Fuchs neben ihn: aber er war auch müde, rief den Hasen und sprach »Lege dich neben mich: ich muß ein wenig schlafen; und wenn was kommt, so wecke mich auf!« Da setzte sich der Hase neben ihn: aber der arme Has war auch müde, und hatte niemand den er zur Wache herbeirufen konnte, und schlief ein. Da schlief nun die Königstochter, der Jäger, der Læwe, der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Has, und schliefen alle einen festen Schlaf.

Der Marschall aber, der von weitem hatte zuschauen sollen, als er den Drachen nicht mit der Jungfrau fortliegen sah, und alles auf dem Berg ruhig ward, nahm sich ein Herz, und stieg hinauf. Da lag der Drache zerstückt und zerrissen auf der Erde, und nicht weit davon die Königstochter und ein Jäger mit seinen Thieren; die waren alle in tiefen Schlaf versunken. Und weil er böes und gottlos war, so nahm er sein Schwert und hieb dem Jäger das Haupt ab, und faste die Jungfrau auf den Arm und trug sie den Berg hinab. Da erwachte sie und erschrak: aber der Marschall sprach »Du bist in meinen Händen: du sollst sagen daß ich es gewesen, der den Drachen getödtet hat.« »Das kann ich nicht!« antwortete sie: »denn ein Jäger mit seinen Thieren hats gethan.« Da zog er sein Schwert, und drohte sie zu tödten, wo sie ihm nicht gehorchte, und zwang sie damit daß sie es versprach. Darauf brachte er sie vor den Kœnig, der vor Freuden nicht wußte was er anfangen wollte, als er sein liebes Kind wieder sah, das er schon vom Unthier zerrissen glaubte. Der Marschall sprach zu ihm »Ich habe den Drachen getödtet, und die Jungfrau und das ganze Reich befreyt:

darum fordere ich sie zur Gemahlinn, so wie es versprochen ist.\* Der König fragte die Jungfrau »Ist das wahr, was er spricht?«  
 »Ach ja!« antwortete sie; »aber ich halte mir aus daß erst über Jahr und Tag die Hochzeit gefeyert wird!«: denn sie dachte in der Zeit etwas von ihrem lieben Jäger zu hören.

Auf dem Drachenberg aber lagen noch die Thiere neben ihrem todten Herrn und schliefen: da kam eine große Hummel, und setzte sich dem Hasen auf die Nase: aber der Hase wifchte sie mit der Pfote ab, und schlief weiter. Die Hummel kam zum zweytenmal: aber der Hase wifchte sie wieder ab, und schlief fort. Da kam sie zum drittenmal, und stach ihm in die Nase, daß er aufwachte; und alsbald weckte er den Fuchs, und der Fuchs weckte den Wolf, und der Wolf den Bär, und der Bär den Löwen. Und als der Löwe aufwachte, und sah daß die Jungfrau fort war, und sein Herr todt, fieng er fürchterlich an zu brüllen, und rief »Wer hat das vollbracht? Bär, warum hast du mich nicht geweckt?« Der Bär fragte den Wolf »Warum hast du mich nicht geweckt?« und der Wolf den Fuchs »Warum hast du mich nicht geweckt?« und der Fuchs den Hasen »Warum hast du mich nicht geweckt?« Der arme Hase wußte allein nichts zu antworten, und die Schuld blieb auf ihm hangen. Da wollten sie über ihn herfallen: er aber bat und sprach »Bringt mich nicht um: ich will unserm Herrn das Leben wieder verschaffen: ich weiß einen Berg, da wächst eine Wurzel: wer die im Mund hat, der wird von aller Krankheit und allen Wunden geheilt. Aber der Berg liegt zweyhundert Stunden von hier.« Sprach der Löwe »In vier und zwanzig Stunden mußt du hin und her gelaufen seyn, und die Wurzel mitbringen.« Da sprang der Hase fort, und in vier und zwanzig Stunden war er zurück, und

brachte die Wurzel mit. Der Löwe setzte dem Jäger den Kopf wieder an, und der Hase steckte ihm die Wurzel in den Mund: alsbald fügte sich alles wieder zusammen, und das Herz schlug, und das Leben kehrte zurück. Da erwachte der Jäger, und erschrak als er die Jungfrau nicht mehr sah, und dachte »Sie ist wohl fortgegangen, während ich schlief, um mich los zu werden.«  
 Der Löwe hatte in der großen Eile seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt: der aber merkte es nicht bei seinen traurigen Gedanken an die Königstochter: erst zu Mittag, als er etwas eben wollte, da sah er daß ihm der Kopf nach dem Rücken zu stand, konnte es nicht begreifen, und fragte die Thiere was ihm im Schlaf widerfahren wäre? Da erzählte ihm der Löwe daß sie auch alle aus Müdigkeit eingeschlafen waren, und beim Erwachen hätten sie ihn todt gefunden, mit abge schlagenem Haupte; der Hase hätte die Lebenswurzel geholt, er aber in der Eil den Kopf verkehrt gehalten: doch wollte er seinen Fehler wieder gut machen.  
 Dann riß er dem Jäger den Kopf wieder ab, drehte ihn herum, und der Hase heilte ihn mit der Wurzel fest.

Der Jäger aber war traurig, zog in der Welt herum, und ließ seine Thiere vor den Leuten tanzen. Es trug sich zu, daß er gerade nach Verlauf eines Jahres wieder in dieselbe Stadt kam, wo er die Königstochter vom Drachen erlöst hatte, und die Stadt war dießmal ganz mit rothem Scharlach ausgehängt. Da sprach er zum Wirth »Was will das fagen?« vorm Jahr war die Stadt mit schwarzem Flor überzogen, heute mit rothem.\* Der Wirth antwortete »Vorm Jahr sollte unsers Königs Tochter dem Drachen ausgeliefert werden; aber der Marschall hat mit ihm gekämpft und ihn getödtet, und da soll morgen ihre Vermählung gefeyert

werden: darnum war die Stadt damals mit schwarzem Flor zur Trauer, und ist heute mit rothem Scharlach zur Freude ausgehängt.\*

Am andern Tag, wo die Hochzeit feyn follte, sprach der Jäger um Mittagszeit zum Wirth: «Glaubt Er wohl, Herr Wirth, daß ich heut Brot von des Königs Tisch hier bei Ihm eben will?» «Ja» sprach der Wirth, «da wollt ich doch noch hundert Goldstücke dran setzen, daß das nicht wahr ist.» Der Jäger nahm die Wette an, und setzte einen Beutel mit eben so viel Goldstücken dagegen. Dann rief er den Hafen, und sprach: «Geh hin, lieber Springer, und hol mir von dem Brot das der König isst.» Nun war das Häslein das Geringste, und konnte es keinem andern wieder auftragen, sondern mußte sich selbst auf die Beine machen. «Ei» dachte es, «wenn ich so allein durch die Straßen springe, da werden die Metzgerhunde hinter mir drein feyn.» Wie es dachte, so geschah es auch, und die Hunde kamen hinter ihm drein, und wollten ihm sein gutes Fell licken. Es sprang aber, haßt du nicht gesehen! und flüchtete sich in ein Schilderhaus ohne daß es der Soldat gewahr wurde. Da kamen die Hunde, und wollten es heraus haben: aber der Soldat verstand keinen Spaß, und schlug mit dem Kolben drein, daß sie schreyend und heulend fortliefen. Als der Hafe merkte daß die Luft rein war, sprang er zum Schloß hinein, und gerade zur Königs-tochter, und setzte sich unter ihren Stuhl, und kratzte sie am Fuß. Da sagte sie: «Willst du fort!» und meinte es wäre ihr Hund. Der Hafe kratzte sie zum zweytenmal am Fuß: da sagte sie wieder: «Willst du fort!» und meinte es wäre ihr Hund. Aber der Hafe ließ sich nicht irren machen, und kratzte zum drittenmal: da guckte sie herab, und erkannte den Hafe an seinem Halsband. Nun nahm sie ihn auf ihren Schooß, trug ihn in ihre Kam-

mer, und sprach: «Lieber Hafe, was willst du?» Antwortete er: «Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier, und fehlet mich: ich soll um ein Brot bitten wie es der König isst.» Da war sie voll Freude, und ließ den Bäcker kommen, und befahl ihm ein Brot zu bringen wie es der König aß. Sprach das Häslein: «Aber der Bäcker muß mirs auch hintragen, damit mir die Metzgerhunde nichts thun.» Der Bäcker trug es ihm bis an die Thüre der Wirthsstube: da stellte sich der Hafe auf die Hinterbeine, nahm alsbald das Brot in die Vorderpfoten, und brachte es seinem Herrn. Da sprach der Jäger: «Sieht Er, Herr Wirth? die hundert Goldstücke sind mein.» Der Wirth wunderte sich: aber der Jäger sagte weiter: «Ja, Herr Wirth, das Brot hätte ich: nun will ich aber auch von des Königs Braten essen.» Der Wirth sagte: «Das möcht ich sehen»: aber wetten wollte er nicht mehr. Rief der Jäger den Fuchs, und sprach: «Mein Füchlein, geh hin und hol mir Braten wie ihn der König isst.» Der Rothfuchs wußte die Schliche beßer, gieng an den Ecken und durch die Winkel ohne daß ihn ein Hund sah, und setzte sich unter der Königs-tochter Stuhl, und kratzte an ihrem Fuß. Da sah sie herab, und erkannte den Fuchs am Halsband, und nahm ihn mit in ihre Kammer, und sprach: «Lieber Fuchs, was willst du?» Antwortete er: «Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier, und fehlet mich: ich soll bitten um einen Braten wie ihn der König isst.» Da ließ sie den Koch kommen: der mußte einen Braten wie ihn der König aß anrichten, und dem Fuchs bis an die Thüre tragen: da nahm ihn der Fuchs die Schüssel ab, und brachte sie seinem Herrn. «Sieht Er, Herr Wirth?» sprach der Jäger, «Brot und Fleisch ist da: nun will ich auch Zugemüs essen wie es der König isst.» Da

rief er den Wolf, und sprach «Lieber Wolf, geh hin und hol mir Zugemüs wie's der König ist.» Da gieng der Wolf geradezu ins Schloß, weil er sich vor niemand fürchtete; und als er in der Königstochter Zimmer kam, da zapfte er sie hinten am Kleid, daß sie sich umsehauen mußte. Sie erkannte ihn am Halsband, und nahm ihn mit in ihre Kammer, und sprach «Lieber Wolf, was willst du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier: ich soll bitten um ein Zugemüs wie es der König ist.» Da ließ sie den Koch kommen: der mußte ein Zugemüs bereiten wie es der König aß, und mußte es dem Wolf bis vor die Thüre tragen: da nahm ihm der Wolf die Schüffel ab, und brachte sie seinem Herrn. «Sicht Er, Herr Wirth?» sprach der Jäger, «nun hab' ich Brot Fleisch und Zugemüs: aber ich will auch Zuckerwerk essen wie es der König ist.» Rief er den Bären, und sprach «Lieber Bär, du leckst doch gern etwas Süßes: geh hin und hol mir Zuckerwerk wie's der König ist.» Da trachte der Bär nach dem Schloße, und gieng ihm jedermann aus dem Wege; als er aber zu der Wache kam, hielt sie die Flinten vor, und wollte ihn nicht ins königliche Schloß laßen. Aber er hob sich in die Höhe, und gab mit seinen Tatzen links und rechts ein paar Ohrfeigen, daß die ganze Wache zusammenfiel, und darauf gieng er gerades Wegs zu der Königstochter, stellte sich hinter sie, und brummte ein wenig. Da schaute sie rückwärts, und erkannte den Bären, und hieß ihn mit gehn in ihre Kammer, und sprach «Lieber Bär, was willst du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier: ich soll bitten um Zuckerwerk wie's der König ist.» Da ließ sie den Zuckerbäcker kommen: der mußte Zuckerwerk backen wie's

der König aß, und dem Bären vor die Thüre tragen: da stellte sich der Bär aufrecht, nahm ihm die Schüffel ab, und brachte sie seinem Herrn. «Sicht Er, Herr Wirth?» sprach der Jäger, «nun habe ich Brot Fleisch Zugemüs und Zuckerwerk: aber ich will auch Wein trinken wie ihn der König trinkt.» Er rief seinen Löwen herbei, und sprach «Lieber Löwe, du trinkst dir doch gern einen Raufch: geh und hol mir Wein wie ihn der König trinkt.» Da schritt der Löwe über die Straße, und die Leute liefen vor ihm; und als er an die Wache kam, wollte sie den Weg sperren: aber er brüllte einmal: da sprang alles fort. Nun gieng der Löwe vor das königliche Zimmer, und klopfte mit seinem Schwelf an die Thüre. Da kam die Königstochter heraus, und wäre fast über den Löwen erschrocken: aber sie erkannte ihn an dem goldenen Schloß von ihrem Halsbande, und hieß ihn mit in ihre Kammer gehen, und sprach «Lieber Löwe, was willst du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier: ich soll bitten um Wein wie ihn der König trinkt.» Da ließ sie den Mundfchenk kommen: der sollte dem Löwen Wein gehen wie ihn der König tränke. Sprach der Löwe «Ich will mit gehen, und sehen daß ich den rechten kriege.» Da gieng er mit dem Mundfchenk hinab; und als sie unten hin kamen, wollte ihm dieser von dem gewöhnlichen Wein zapfen, wie ihn des Königs Diener tranken: aber der Löwe sprach «Halt ein! ich will erst den Wein versuchen», zapfte sich ein halbes Maäß, und schluckte es auf einmal hinab. «Nein» sagte er, «das ist nicht der rechte.» Der Mundfchenk sah ihn schief an, gieng aber, und wollte ihm aus einem andern Faß gehen, das für des Königs Marschall war. Sprach der Löwe «Halt! erst



will ich den Wein versuchen\*, zapfte sich ein halbes Maaß, und trank es. »Der ist beßer, aber noch nicht der rechte.« Da ward der Mundfchenk böse, und sprach »Was so ein dummes Vieh vom Wein verstehen will!« Aber der Löwe gab ihm einen Schlag hinter die Ohren, daß er unfauft zur Erde fiel; und als er sich wieder aufgemacht hatte, führte er den Löwen ganz stillschweigens in einen kleinen besondern Keller, wo des Königs Wein lag, von dem sonst kein Mensch zu trinken bekam. Der Löwe zapfte sich erst ein halbes Maaß, und versuchte den Wein: dann sprach er »Das kann von dem rechten seyn«, und ließ den Mundfchenk sechs Flaschen füllen. Nun stiegen sie herauf; wie der Löwe aber ins Freye kam, schwaukte er hin und her, und war ein wenig trunken, und der Mundfchenk mußte ihm den Wein bis vor die Thüre tragen: da nahm er den Korb, und brachte ihn seinem Herrn. Sprach der Jäger »Sicht Er, Herr Wirth? da hab' ich Brot Fleisch Zugemüs Zuckerwerk und Wein, wie es der König hat: nun will ich mit meinen Thieren Mahlzeit halten«, und setzte sich hin, aß und trank, und gab dem Hasen, dem Fuchs, dem Wolf, dem Bar und dem Löwen auch davon zu eßen und zu trinken, und war guter Dinge: denn er sah daß ihn die Königstochter noch lieb hatte. Und als er Mahlzeit gehalten, sprach er »Herr Wirth, nun hab' ich gegeben und getrunken wie der König ist und trinkt: jetzt will ich an des Königs Hof gehen, und die Königstochter heirathen.« Fragte der Wirth »Wie soll das zugehen, da sie schon einen Bräutigam hat, und heute soll vermählt werden?« Da zog der Jäger das Tafchentuch heraus das ihm die Königstochter auf dem Drachenberg gegeben, und worin die sieben Zungen des Unthiers ein-

gewickelt waren, und sprach »Dazu soll mir helfen was ich da in der Hand halte.« Da sah der Wirth das Tuch an, und sprach »Wenn ich alles glaube, so glaube ich das nicht, und will wohl Haus und Hof dran setzen.« Der Jäger aber nahm einen Beutel mit tausend Goldstücken, stellte ihn auf den Tisch, und sagte »Das setze ich dagegen.«

10 Nun sprach der König an der königlichen Tafel zu seiner Tochter »Was haben die wilden Thiere alle gewollt, die zu dir gekommen und in mein Schloß ein und ausgegangen sind?« Da antwortete sie »Ich darfs nicht sagen: aber schickt hin, und laßt den Herrn dieser Thiere holen: so werdet Ihr wohl thun.« Der König schickte einen Diener ins Wirthshaus, und ließ den fremden Mann einladen, und der Diener kam gerade wie der Jäger mit dem Wirth gewettet hatte. Da sprach er »Sicht Er, Herr Wirth? da schickt der König einen Diener, und läßt mich einladen: aber ich gehe so noch nicht.« Und zu dem Diener 25 sagte er »Ich laße den Herrn König bitten daß er mir königliche Kleider schickt, einen Wagen mit sechs Pferden, und Diener die mir aufwarten.« Als der König die Antwort hörte, sprach er zu seiner Tochter 30 »Was soll ich thun?« Sagte sie »Laßt ihn holen wie es verlangt: so werdet Ihr wohl thun.« Da schickte der König königliche Kleider, einen Wagen mit sechs Pferden, und Diener die ihm aufwarten sollten. Als 35 der Jäger sie kommen sah, sprach er »Sicht Er, Herr Wirth? nun werde ich abgeholt wie ich es verlangt habe«, und zog die königlichen Kleider an, nahm das Tuch mit den Drachenzungen, und fuhr zum König. Als ihn der König kommen sah, sprach er 40 zu seiner Tochter »Wie soll ich ihn empfangen?« Antwortete sie »Geht ihm entge-

gen: so werdet Ihr wohl thun.' Da gieng ihm der König entgegen, und führte ihn herauf, und seine Tochter folgte ihm nach. Der König wies ihm einen Platz an neben sich und seiner Tochter; der Marschall saß auf der andern Seite als Bräutigam: aber der kannte ihn nicht mehr. Nun wurden gerade die sieben Häupter des Drachen zur Schau aufgetragen, und der König sprach: **Die sieben Häupter hat der Marschall dem Drachen abgeschlagen: darum geh' ich ihm heute meine Tochter zur Gemahlin.** Da stand der Jäger auf, öffnete die sieben Rachen, und sprach: **Wo sind die sieben Zungen des Drachen?** Da erschrak der Marschall, ward bleich, und wußte nicht was er antworten sollte; endlich sagte er in der Angst: **Drachen haben keine Zungen.** Sprach der Jäger: **Die Lügner sollten keine haben: aber die Drachenzungen sind das Wahrzeichen des Siegers,** und wickelte das Tuch auf: da lagen sie alle sieben darin; und dann steckte er jede Zunge in den Rachen, in den sie gehörte, und sie paßte genau. Darauf nahm er das Tuch, in welches der Name der Königstochter gestickt war, und zeigte es der Jungfrau, und fragte sie wem sie es gegeben hätte: da antwortete sie: **Dem, der den Drachen getödtet hat.** Und dann rief er sein Gethier, nahm jedem das Halsband und dem Löwen das goldene Schloß ab, und zeigte es der Jungfrau, und fragte wem es angehörte. Antwortete sie: **Das Halsband und das goldene Schloß waren mein: ich habe es unter die Thiere vertheilt die den Drachen besiegen halfen.** Da sprach der Jäger: **Als ich nach dem Kampf müde und matt war, und geruht und gefehlafen habe, da ist der Marschall gekommen, und hat mir den Kopf abgehauen, und hat die Königstochter fortgetragen, und vorgege-**

ben er sey es gewesen, der den Drachen getödtet habe; und daß er gelogen hat beweise ich mit den Zungen, dem Tuch und dem Halsband.' Und dann erzählte er wie ihn seine Thiere durch eine wunderbare Wurzel geheilt hätten, und daß er ein Jahr lang mit ihnen herumgezogen, und endlich wieder hierher gekommen wäre, wo ihm der Betrug des Marschalls vom Wirth sey erzählt worden. Da fragte der König seine Tochter: **Ist es wahr, daß dieser den Drachen getödtet hat?** Da antwortete sie: **Ja, es ist wahr: nun darf ich auch die Schandthat des Marschalls offenbaren, weil sie ohne mein Zuthun an den Tag gekommen ist: denn er hat mir das Versprechen zu schweigen abgezwungen. Darum aber habe ich mir aus gehalten daß erst in Jahr und Tag die Hochzeit sollte gefeyert werden.** Da ließ der König zwölf Rathsherrn rufen: die sollten über den Marschall Urtheil sprechen; und die urtheilten daß er müßte von vier Ochsen zerrissen werden. Also ward der Marschall gerichtet; der König aber übergab seine Tochter dem Jäger, und der wurde zum Statthalter des Königs im ganzen Reich ernannt. Die Hochzeit wurde mit großen Freuden gefeyert, und der junge König ließ seinen Vater und Pflegevater holen, und überhäufte sie mit Schätzen. Den Wirth vergaß er auch nicht, und ließ ihn kommen, und sprach zu ihm: **Sieh Er, Herr Wirth? die Königstochter habe ich geheirathet, und sein Haus und Hof sind mein.** Sprach der Wirth: **Ja, das ware nach den Rechten.** Der junge König aber sagte: **Es soll nach Gnaden gehen: Haus und Hof soll Er behalten, und die taufend Goldstücke schenke ich Ihm noch dazu.'**

Nun waren der junge König und die junge Königinn guter Dinge, und lebten vergnügt

zusammen. Er zog oft hinaus auf die Jagd, weil das seine Freude war, und die Thiere mußten ihn begleiten. Es lag aber in der Nähe ein Wald; von dem hieß es, er wäre nicht gehener, und wär' einer erst darin, so kam' er nicht leicht wieder heraus. Der junge König hatte aber große Lust darin zu jagen, und ließ dem alten König keine Ruhe bis er es ihm erlaubte. Nun ritt er mit einer großen Begleitung aus, und als er zu dem Wald kam, sah er eine schnee-weiße Hirschkuh darin, und sprach zu seinen Leuten: *Haltet hier, bis ich zurück komme: ich will das schöne Wild jagen*\*, und ritt ihm nach in den Wald hinein, und nur seine Thiere folgten ihm. Die Leute hielten und warteten bis Abend: aber er kam nicht wieder: da ritten sie heim, und erzählten der jungen Königin: *Der junge König ist im Zauberswald einer weißen Hirschkuh nachgejagt, und ist nicht wieder gekommen*\*. Da war sie in großer Beforgnis um ihn. Er war aber dem schönen Wild immer nachgeritten, und konnte es niemals einholen; wenn er meinte, es wäre schlußrecht, so wars gleich wieder in weiter Ferne, und endlich verschwand es ganz. Nun merkte er daß er tief in den Wald hinein gerathen war, nahm sein Horn und blies: aber er bekam keine Antwort: denn seine Knechte konnten nicht hören. Und da auch die Nacht einbrach, sah er daß er diesen Tag nicht heim kommen könnte, stieg ab, machte sich bei einem Baum ein Feuer an, und wollte dabei übernachten. Als er bei dem Feuer saß, und seine Thiere sich auch neben ihn gelegt hatten, dünchte ihn eine menschliche Stimme zu hören: er schaute um sich, konnte aber nichts bemerken. Bald darauf hörte er wieder ein Ächzen wie von oben her: da schaute er in die Höhe, und sah ein altes Weib auf dem Baume sitzen;

das jammerte in einem fort: *Hu hu hu, was mich friert!*\* Sprach er: *Steig herab und wärme dich, wenn dich friert!*\* Sie aber sagte: *Nein, deine Thiere heißen mich*.\*  
 5 Antwortete er: *Sie thun dir nichts, altes Mütterchen: komm nur herunter!*\* Sie war aber eine Hexe, und sprach: *Ich will dir eine Ruthe von dem Baum herabwerfen: wenn du sie damit auf den Rücken schlagst, thun sie mir nichts*.\*  
 10 Da warf sie ihm ein Rüthlein herab, und er schlug sie damit: alsbald lagen sie still, und waren in Stein verwandelt. Und als die Hexe vor den Thieren sicher war, sprang sie herunter, und rührte ihn auch mit einer Ruthe an, und verwandelte ihn in Stein. Darauf lachte sie, und schleppte ihn und die Thiere in einen Graben, wo schon mehr solcher Steine lagen.  
 20 Als aber der junge König gar nicht wieder kam, ward die Angst und Sorge der Königin immer größer. Nun trug sich zu daß gerade in dieser Zeit der andere Bruder, der bei der Trennung gen Osten gewandert war, in das Königreich kam. Er hatte einen Dienst gesucht, und keinen gefunden, war dann herumgezogen hin und her, und hatte seine Thiere tanzen lassen. Da fiel ihm ein, er wollte einmal nach dem  
 30 Meßer sehen, das sie bei ihrer Trennung in einen Baumstamm gestoßen hatten, um zu erfahren wie es seinem Bruder gienge. Wie er dahin kam, war seines Bruders Seite halb verrostet, und halb war sie noch blank.  
 35 Da erschrak er, und dachte: *Meinem Bruder muß ein großes Unglück zugestoßen seyn: doch kann ich ihn vielleicht noch retten: denn die Hälfte des Meßers ist noch blank*\*, und zog mit seinen Thieren gen Westen.  
 40 Als er in das Stadthor kam, trat ihm die Wache entgegen, und fragte ob sie ihn bei seiner Gemahlin melden sollte; die junge

Königinn wäre schon seit ein paar Tagen in großer Angst über sein Ausbleiben, und fürchtete er wäre im Zaubervald umgekommen: denn die Wache glaubte nicht anders, als es wäre der junge König selbst: so ähnlich sah er ihm, und hatte auch die wilden Thiere hinter sich laufen. Da merkte er daß von seinem Bruder die Rede war, und dachte: «Es ist das beste, ich gebe mich für ihn aus: so kann ich ihn wohl leichter retten.» Also ließ er sich von der Wache ins Schloß begleiten, und ward mit großen Freuden empfangen. Die junge Königinn meinte nicht anders, als es wäre ihr Gemahl. Er erzählte ihr daß er sich in dem Wald verirrt hätte, und nicht eher wieder sich heraus finden könnte. Abends ward er in das königliche Bette gebracht: aber er legte ein zweyfelneidiges Schwert zwischen sich und die Königinn: sie wußte nicht was das heißen sollte, getraute aber nicht zu fragen.

Da blieb er ein paar Tage, und erforschte derweil alles, wie es mit dem Zaubervald war; endlich sprach er «Ich muß noch einmal dort jagen.» Der König und die junge Königinn wollten es ihm ausreden: aber er bestand darauf, und zog mit großer Begleitung hinaus. Als er an den Wald kam, sah er, wie sein Bruder, eine weiße Hirschkuh, und sprach zu seinen Leuten «Bleibt hier und wartet bis ich wiederkomme: ich will das schöne Wild jagen», ritt in den Wald hinein, und seine Thiere liefen ihm nach. Nun erging es ihm nicht anders als seinem Bruder: die Hirschkuh konnte er nicht einholen, und gerieth so tief in den Wald, daß er darin übernachten mußte. Und als er ein Feuer angemacht hatte, hörte er über sich ächzen «Hu hu hu, wie mich friert!» Da schaute er hinauf, und es saß dieselbe Hexe oben im Baum. Sprach er

«Wenn dich friert, so komm herab, altes Mütterchen, und wärme dich!» Antwortete sie «Nein, deine Thiere beißen mich.» Er aber sprach «Sie thun dir nichts.» Da rief sie «Ich will dir eine Ruthe hinabwerfen: wenn du sie damit schlagst, so thun sie mir nichts.» Wie der Jäger das hörte, traute er der Alten nicht, und sprach «Meine Thiere schlag' ich nicht; komm du herunter, oder ich hol dich.» Da rief sie «Was willst du wohl? du thust mir noch nichts.» Er aber antwortete «Kommst du nicht, so schief' ich dich herunter.» Sprach sie «Schieß nur zu! vor deinen Kugeln fürchte ich mich nicht.» Da legte er an, und schoß nach ihr: aber die Hexe war fest gegen alle Bleykugeln, lachte daß es gelte, und rief «Du sollst mich noch nicht treffen.» Aber der Jäger wußte Befcheid, riß sich drey silberne Knöpfe vom Rock, lud sie in die Büchse: denn dagegen war ihre Kunst umsonst; und als er losdrückte, stürzte sie gleich mit Gefehrey herab. Da stellte er den Fuß auf sie, und sprach «Alte Hexe, wenn du nicht gleich gestehst wo mein Bruder ist, so pack' ich dich auf und werfe dich ins Feuer.» Sie war in großer Angst, und bat um Gnade, und sagte «Er liegt mit seinen Thieren versteinert in einem Graben.» Da zwang er sie mit hinzugehen, und sprach «Alte Meerkatze, jetzt machst du meinen Bruder und alle Gefchöpfe die hier liegen lebendig, oder du kommst ins Feuer.» Sie nahm eine Ruthe, und rührte die Steine an: da wurde sein Bruder mit den Thieren wieder lebendig, und viele andere, Kaufleute Handwerker Hirten, standen auf, dankten für ihre Befreyung, und zogen heim. Die Zwillingbrüder aber, als sie sich wiederfanden, küßten sich und freuten sich von Herzen. Dann griffen sie die Hexe, banden sie, und legten sie ins Feuer; und als sie verbrannt war, da that sich der Wald

von selbst auf, und war licht und hell, und man konnte das königliche Schloß auf drey Stunden Wegs sehen.

Nun giengen die zwey Brüder zusammen nach Haus, und erzählten einander auf dem Weg ihre Schicksale. Und als der jüngste sagte, er wäre an des Königs Statt im ganzen Lande, sprach der andere «Das hab' ich wohl gemerkt: denn als ich in die Stadt kam, und für dich angefehen wurde, da geschah mir alle königliche Ehre; die junge Königin hielt mich für ihren Gemahl, und ich mußte an ihrer Seite eßen, und in deinem Bett schlafen.» Wie das der andere hörte, ward er so eiferfüchtig und zornig, daß er sein Schwert zog, und seinem Bruder den Kopf abhug. Als dieser aber todt da lag, und er sein rothes Blut fließen sah, reute es ihn gewaltig, und er sprach «Mein Bruder hat mich erlöst, und ich habe ihn dafür getödtet!» und jammerte laut. Da kam sein Hase, und sagte er wollte von der Lebenswurzel holen, sprang fort, und brachte sie noch zur rechten Zeit; und der Todte wurde wieder lebendig, und merkte gar nichts von der Wunde.

Darauf zogen sie weiter, und der jüngste sprach «Du siehst aus wie ich, hast königliche Kleider an wie ich, und die Thiere folgen dir nach wie mir: wir wollen zu den

entgegenesetzten Thoren eingehen, und von zwey Seiten zugleich beim alten König anlangen.» Also trennten sie sich, und bei dem alten König kam zu gleicher Zeit die 8 Wache von dem einen und dem andern Thore, und meldete, der junge König mit seinen Thieren wäre von der Jagd angelangt. Sprach der König «Es ist nicht möglich: die Thore liegen eine Stunde weit aus einander.» Indem aber kamen von zwey Seiten die beiden Brüder in den Schloßhof hinein, und stiegen beide herauf. Da sprach der König zu seiner Tochter «Sag' an, welcher ist dein Gemahl? Es sieht einer aus wie der andere: ich kanns nicht sagen.» Sie war da in großer Angst, und wußte es nicht; endlich fiel ihr das Halsband ein das sie den Thieren gegeben hatte, und sah an dem Löwen ihres Gemahls das goldene Schloßchen: da sprach sie vergnügt «Dieser ist mein rechter Mann.» Da lachte der junge König, und sagte «Ja, das ist der rechte»; und sie setzten sich zusammen zu Tisch, aßen und tranken und waren fröhlich. Abends, als der junge König zu Bett gieng, sprach seine Frau «Warum hast du die vorigen Nächte immer ein zweysehneidiges Schwert in unser Bett gelegt? ich habe geglaubt, du wolltest mich todtschlagen.» Da erkannte er wie 30 treu sein Bruder gewesen war.

## DEUTSCHE SAGEN.

---

### ANFANG DER VORREDE.

---

I. WESEN DER SAGE. **E**s wird dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen wenn er die Grenze des Vaterlands übersehretet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthatige Begleitung ist das unersehöpffliche Gut der Märchen Sagen und Geschichten, welche neben einander stehen, und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht heinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannichfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geschichte geficherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Haufe seyn könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden seyn würde. Kaum ein Flecken wird sich in ganz Deutschland finden wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche an denen die Volksfagen bloß dünn und sparsam gefast zu seyn pflegen. Diese ansehnende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigen-

thümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder fonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten haugen geblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung so zu sagen in einem Zuge zu uns überfetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der frühesten Poesien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es fogar die übrig gebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märchen Theile der urdeutschen Heldenfage erhalten haben, ohne Namen, außer wo diese allgemein und in sich selbst bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand; während in den Liedern und Sagen unseres Volks so viele einzelne, beinahe trockene Namen Örter und Sitten aus der ältesten Zeit festhaften. Die Märchen also sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu faßen; sie nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedener Farbe tragen, und mehr Ernst und Nachdenken fodern. Über den Vorzug beider zu streiten wäre ungeheicht; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinshaftliches übersehen, noch gelehnet werden daß sie in unendlichen Mischungen

und Wendungen in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das Sinnlichnatürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzufuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen; aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegehenden Unterlagen genug bewiesen: d. h. das unlegbar nahe und sichtlich Dafeyn der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingebensehaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt, und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlecht durchlebten tritt, dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt: einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit der dieses Erfordernis abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagenhaften, die ihm in rechter Ferne nachrücken, und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht, und nicht anders als mit einer gewissen, zu allen rechtshchallenen Dingen nothigen Andacht,

bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volksagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der **5** trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen ungewöhnliche was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihm die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und **10** Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen Seen Trümmern Bäumen Pflanzen entspringt bald **15** eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sey **20** zeigt an natürlichen Menschen jenes herzerreißende Heimweh. Ohne diese sie hegleitende Poesie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem was sie befäßen **25** eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volksage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen **30** Händen austheilt. Noch geht sie an Örter und Stellen die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann: vielmahl aber fließen sie beide zusammen und unter einander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen **35** das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag.

## I. DIE DREY BERGLEUTE IM KUTTENBERG.

In Böhmen liegt der Kuttenberg; darin arbeiteten drey Bergleute lange Jahre, und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wenn sie Morgens in den Berg giengen, so nahmen sie dreyerley mit: erstens ihr Gebethuch, zweytens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel versehen, drittens ihr Bißchen Brot: das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott daß er sie in dem Berge bewahren möchte, und darnach fiengen sie getroßt und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten, und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel, und der Eingang verfehüttet wurde. Da meinten sie begraben zu seyn, und sprachen »Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben: wir haben nur einen Tag Brot zu essen und einen Tag Oel auf dem Licht.« Nun befahlen sie sich Gott, und dachten bald zu sterben: doch wollten sie nicht müßig seyn solange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort, und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahr brannte, und ihr kleines Bißchen Brot, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie sich nicht ihr Haar seluciden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten sie würden sie nimmermehr wiedersehen, und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geschah es, daß Einer von den dreyen unter der Erde so recht aus Herzensgrund wünschte »Ach! könnt' ich noch einmal

das Tageslicht sehen, so wollt' ich gerne sterben.« Der Zweyte sprach »Ach! könnt' ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollt' ich gerne sterben!« Da sprach auch der Dritte »Ach! könnt' ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt' ich gerne sterben.« Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig, und sprang von einander. Da gieng der Erste hin zu dem Ritz, und schaute hinauf, und sah den blauen Himmel; und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward: da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf, und kamen endlich heraus. Sie giengen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser, und suchten ihre Weiber: aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen »Habt ihr denn keine Männer gehalt?« »Ja« antworteten jene, »aber die sind schon sieben Jahre todt, und liegen im Kuttenberg begraben.« Der Zweyte sprach zu seiner Frau »Ich bin dein Mann: aber sie wollt' es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte, und ganz unkenntlich war. Da sagte er »Hol mir das Bartmesser, das oben in dem Wandfehrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu.« Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich; und als er fertig war, sah sie daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin, und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war, und eben den letzten Bißen Brot gegessen hatte, da fiel er um, und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau



zusammen: als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hatte Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

259. DER FRAUENSAND.

Westlich im Südersee wachsen mitten aus dem Meer Gräser und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchthürme und stolzen Häuser der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Flut begraben liegen. Der Reichthum hatte die Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maaß ihrer Übelthaten erfüllt war, giengen sie bald zu Grunde. Fischer und Schiffer am Strand des Südersees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermögendste aller Insaßen der Stadt Stavoren war eine sichere Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menschen, strebte sie bloß ihre Schätze immer noch zu vermehren. Flüche und gotteslästerliche Reden hörte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieser unmaßig reichen Stadt, zu deren Zeit man Amsterdam noch nicht nannte, und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlassen.

Eines Tags rief diese Jungfrau ihren Schiffmeister, und befahl ihm auszufahren und eine Ladung des edelsten und besten mitzubringen was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann, gewohnt an pünctliche und bestimmte Aufträge, nähere Weisung: die Jungfrau bestand zornig auf ihrem Wort, und ließ ihn alsbald in die See stechen. Der Schiffmeister fuhr unsehlüßig und unsicher ab; er wußte nicht

wie er dem Geheiß seiner Frau, deren besten strengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte, und überlegte hin und her was zu thun. Endlich dachte er 'Ich will ihr eine Ladung des köstlichsten Weizen bringen: was ist schöneres und edlers zu finden auf Erden als dieß herrliche Korn, dessen kein Mensch entbehren kann?' Also steuerte er nach Danzig, befrachtete ein Schiff mit ausgesuchtem Weizen, und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtsam vor dem Ausgang, wieder in seine Heimat zurück. 'Wie, Schiffmeister?' rief ihm die Jungfrau entgegen, 'du bist schon hier? Ich glaubte dich an der Küste von Africa um Gold und Elfenbein zu handeln. Laß sehen was du geladen hast.' Zögernd, denn an ihren Reden sah er schon wie wenig sein Einkauf ihr behagen würde, antwortete er 'Meine Frau, ich führe euch zu den köstlichsten Weizen der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden.' 'Weizen?' sprach sie, 'so elendes Zeug bringst du mir?' 'Ich dachte, das wäre so elend nicht, was uns unser tägliches und gesundes Brot gibt.' 'Ich will dir zeigen wie verächtlich mir deine Ladung ist. Von welcher Seite ist das Schiff geladen?' 'Von der rechten Seite (Stuurhoordszyde)' sprach der Schiffmeister. 'Wohlan! so befehl' ich dir daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite (Bakhoord) in die See schüttest. Ich komme selbst hin und sehe ob mein Befehl erfüllt worden.'

Der Seemann zauderte einen Befehl auszuführen der sich so greulich an der Gabe Gottes verfündigte, und berief in Eile alle arme und dürftige Leute aus der Stadt an die Stelle wo das Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrinn zu bewegen hoffte. Sie kam und frag 'Wie ist mein Befehl ausgerichtet?' Da fiel eine Schaar von

Armen auf die Knie vor ihr, und baten daß sie ihnen das Korn austheilen möchte, lieber als es vom Meer verfehlen zu lassen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein, und sie erneuerte den Befehl die ganze Ladung schleunig über Bord zu werfen. Da bezwang sich der Schiffmeister länger nicht, und rief laut «Nein, diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt lassen, wenn es wahr ist, daß der Himmel das Gute lohnt und das Böse straft: ein Tag wird kommen wo ihr gerne die edlen Körner, die ihr so verspielt, eins nach dem andern auflesen möchtet euren Hunger damit zu stillen.» «Wie?» rief sie mit höllischem Gelächter, «ich soll dürftig werden können? ich soll in Armuth und Brotmangel fallen? So wahr das geschieht, so wahr sollen auch meine Augen diesen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe.» Bei diesem Wort zog sie einen kostbaren Ring vom Finger, und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen, der darauf war, wurde also in die See ausgeschüttet.

Was geschieht? Einige Tage darauf gieng die Magd dieser Frauen zu Markt, kaufte einen Schellfisch, und wollte ihn in der Küche zureichten; als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring, und zeigte ihn ihrer Frauen. Wie ihn die Meisterinn sah, erkannte sie ihn sogleich für ihren Ring, den sie neulich ins Meer geworfen hatte. erleichte, und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewißen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demselben Augenblick die Bottschaft eintraf, ihre ganze aus Morgenland kommende Flotte wäre geftrandet! Wenige Tage darauf kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf sie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall

einiger Kaufhändler, worin sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück; und kaum war ein Jahr verfloßen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiffmeisters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, sank sie je länger je mehr in Noth und Elend; hungrig bettelte sie Brot vor den Thüren, und bekam oft keinen Bißen; endlich verkümmerte sie, und starb verzweifeld.

Der Weizen aber, der in das Meer geschüttet worden war, sproß und wuchs das folgende Jahr: doch trug er taube Ähren. Niemand achtete das Warnungszeichen, allein die Ruchlosigkeit von Stavoren nahm von Jahr zu Jahr überhand: da zog Gott der Herr seine schirmende Hand ab von der bösen Stadt. Auf eine Zeit schöpfte man Hering und Butt aus den Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete sich die See und verschwalg mehr als drey Viertel der Stadt in rauschender Flut. Noch beinah jedes Jahr versinken einige Hütten der Infaßen, und es ist seit der Zeit kein Segen und kein wohlhabender Maan in Stavoren zu finden. Noch immer wächst jährlich an derselben Stelle ein Gras aus dem Waßer, das kein Kräuterkenner kennt, das keine Blüte trägt, und sonst nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch; die Ähre gleicht der Weizenähre, ist aber taub und ohne Körner. Die Sandbank worauf es grünt liegt entlang der Stadt Stavoren, und trägt keinen andern Namen als den des Frauensands.

---

287. DER GRENZLAUF.

---

Über den Kluspafs und die Bergscheide hinaus vom Schächenthale weg erstreckt sich das Urner Gebiet am Fletschbache fort und

in Glarus hinüber. Einft stritten die Urner mit den Glarnern bitter um ihre Landesgrenze, beleidigten und schädigten einander täglich. Da ward von den Biedermännern der Ausspruch gethan, zur Tag- und Nachtgleiche solle von jedem Theil früh morgens, sobald der Hahn krähe, ein rüstiger kundiger Felsgänger ausgesandt werden, und jedweder nach dem jenfeitigen Gebiet zulaufen, und da, wo sich beide Männer begegneten, die Grenzscheide festgesetzt bleiben, das kürzere Theil möge nun fallen diesseits oder jenseits. Die Leute wurden gewählt, und man dachte besonders darauf, einen solchen Hahn zu halten, der sich nicht verkrähe, und die Morgenstunde auf das allerfrühste ansetze. Und die Urner nahmen einen Hahn, setzten ihn in einen Korb, und gaben ihm sparsam zu essen und zu laufen, weil sie glaubten, Hunger und Durst werde ihn früher wecken. Dagegen die Glarner fütterten und mästeten ihren Hahn, daß er freudig und hoffärtig den Morgen grüßen könne, und dachten damit am besten zu fahren. Als nun der Herbst kam, und der bestimmte Tag erschien, da geschah es, daß zu Altorf der schwächende Hahn zuerst erkrankte, kaum wie es dämmerte; und froh brach der Urner Felsenklimmer auf, der Marke zulaufend. Allein im Liutthal drüben stand schon die volle Morgenröthe am Himmel, die Sterne waren verblichen, und der fette Hahn schlief noch in guter Ruh. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde: aber es galt die Redlichkeit, und keiner wagte es, ihn aufzuwecken; endlich schwang er die Flügel, und krähte. Aber dem Glarner Läufer wirts schwer seyn, dem Urner den Vorsprung wieder abzugewinnen! Ängstlich sprang er, und schaute gegen das Scheideeck: wehe! da sah er oben am Giebel des Grats den Mann schreiten und schon hergahwärts niederkommen: aber

der Glarner schwang die Fersen, und wollte seinem Volke noch vom Lande retten so viel als möglich. Und bald stießen die Männer auf einander, und der von Uri rief: «Hier ist die Grenze!» «Nachbar» sprach betrübt der von Glarus, «sey gerecht und gib mir noch ein Stück von dem Weidland das du errungen hast!» Doch der Urner wollte nicht: aber der Glarner ließ ihm nicht Ruh, bis er barmherzig wurde und sagte: «So viel will ich dir noch gewähren, als du mich an deinem Hals tragend bergan laufft.» Da faßte ihn der rechtschaffene Sennhirt von Glarus, und klomm noch ein Stück Felsen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch: aber plötzlich verfiel ihm der Athem, und todt sank er zu Boden. Und noch heutiges Tags wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einsinkende Glarner den siegreichen Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinnes: aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre, und bewahrten seine große Treue in steter Erinnerung.

---

#### 439. KARLS HEIMKEHR AUS UNGERLAND.

---

König Karl, als er nach Ungarn und Walacheey fahren wollte die Heiden zu bekehren, gelobte er seiner Frauen in zehn Jahren heimzukehren; wäre er nach Verlauf derselben ausgeblieben, so solle sie seinen Tod für gewiß halten. Würde er ihr aber durch einen Boten sein golden Fingerlein zusenden, dann möge sie auf alles vertrauen was er ihr durch denselben entbieten laße. Nun geschah es, daß der König schon über neun Jahre aus gewesen war: da hob sich zu Aachen an dem Rhein Raub und Brand über alle Länder. Da giengen die Herren

zu der Koenigin, und baten daß sie sich einen andern Gemahl auswählte, der das Reich behüten könnte. Die Frau antwortete: «Wie möcht' ich so wider Koenig Karl sündigen und meine Treue brechen! So hat er mir auch das Wahrzeichen nicht gefandt, das er mir kund thät, als er von hinnen fehied.» Die Herren aber redeten ihr so lange zu, weil das Land in dem Krieg zu Grund gehen müße, daß sie ihrem Willen endlich zu folgen versprach. Darauf wurde eine große Hochzeit angestellt, und sie soltte über den dritten Tag mit einem reichen Koenig vermählt werden.

Gott der Herr aber, welcher dieß hindern wollte, fandte einen Engel als Boten nach Ungerland, wo der Koenig lag, und schon manchen Tag gelegen hatte. Als Koenig Karl die Kundtschaft vernommen, sprach er: «Wie soll ich in dreyen Tagen heimkehren, einen Weg der hundert Raste lang ist und funfzehn Raste dazu, bis ich in mein Land komme?» Der Engel versetzte: «Weist-du nicht? Gott kann thun was er will: denn er hat viele Gewalt. Geh zu deinem Schreiber; der hat ein gutes starkes Pferd, das du ihm abgewinnen mußt: das soll dich in einem Tage tragen über Moos und Haide bis in die Stadt zu Raab: das sey deine erste Tagweide. Den andern Morgen sollt du früh ausreiten, die Donau hinauf bis gen Paßau: das sey deine andere Tagweide. Zu Paßau sollt du dein Pferd lassen; der Wirth hei dem du einkehrst hat ein fehen Füllen; das kauf ihm ab: es wird dich den dritten Tag bis in dein Land tragen.»

Der Kaiser that wie ihm geboten war, handelte dem Schreiber das Pferd ab, und ritt in einem Tag aus der Bulgarey bis nach Raab; ruhte über Nacht, und kam den zweyten Tag bei Sonnenfehin nach Paßau, wo ihm der Wirth gutes Gemach sehnf. Abends

als die Viehheerde einging, sah er das Füllen, griffß bei der Mähne, und sprach: «Herr Wirth, gebt mir das Rofs! ich will es morgen über Feld reiten.» «Nein» sagte dieser, «das Füllen ist noch zu jung: ihr seyd ihm zu schwer, als daß es euch tragen könnte.» Der Koenig bat ihn von neuem: der Wirth sagte: «Ja, wenn es gezäumt oder geritten wäre.» Der Koenig bat ihn zum dritten Mal; und da der Wirth sah daß es Karl so lieb wäre, so wollte er das Rofs ablassen; und der Koenig verkaufte ihm dagegen sein Pferd, das er die zwey Tage geritten hatte, und von dem es ein Wunder war, daß es ihm nicht erlag.

Also machte sich der Koenig des dritten Tages auf, und ritt schnell und unaufhaltfam bis gen Aachen vor das Burgthor; da kehrte er bei einem Wirthe ein. Überall in der ganzen Stadt heerte er großen Schall von Singen und Tanzen. Da fragte er was das wäre. Der Wirth sprach: «Eine große Hochzeit soll heute ergehen: denn meine Frau wird einem reichen Koenig anvermählt; da wird große Kost gemacht, und Jungen und Alten, Armen und Reichen Brot und Wein gereicht, und ungemessen Futter vor die Roffe getragen.» Der Koenig sprach: «Hier will ich mein Gemach haben, und mich wenig um die Speise bekümmern die sie in der Stadt austheilen: kauft mir für meine Guldenpfennige was ich bedarf, schaffst mir viel und genug.» Als der Wirth das Gold sah, sagte er bei sich selbst: «Das ist ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten.» Nachdem die Speise köstlich und reichlich zugerichtet, und Karl zu Tisch gefesen war, forderte er einen Wächter vom Wirth der sein des Nachts über pflege, und legte sich zu Bette. In dem Bette aber liegend, rief er den Wächter, und mahnte ihn theuer: «Wann man den Singoß im Dom

läuten wird, sollst du mich wecken, daß ich das Läuten höre: dieß gülden Fingerlein will ich dir zu Miethe geben.\* Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er ans Bette vor den schlafenden König: »Wohlau, Herr, geht mir meine Miethe! eben läuten sie den Singoß im Dom.\* Schnell stand er auf, legte ein reiches Gewand an, und bat den Wirth ihn zu geleiten. Dann nahm er ihn bei der Hand, und gieng mit ihm vor das Burghthor: aber es lagen starke Riegel davor. »Herr\* sprach der Wirth, »ihr müßt unten durchschließen: aber dann wird euer Gewand kothig werden.\* »Daraus mach' ich mir wenig, und würde es ganz zerrissen.\* Nun schlossen sie unter dem Thor hinein; der König, voll weisen Sinnes, hieß den Wirth um den Dom gehen, während er selber in den Dom gieng. Nun war das Recht in Franken, wer auf den Stuhl im Dom saß, der mußte König seyn: das dünchte ihm gut: er setzte sich auf den Stuhl, zog sein Schwert, und legte es baar über seine Knie. Da trat der Mefner in den Dom, und wollte die Bücher vortragen: als er aber den König sitzen sah mit baarem Schwert und stillschweigend, begann er zu zagen, und verkündete eilends dem Priester »Da ich zum Altar gieng, sah ich einen greifen Mann mit bloßem Schwert über die Knie auf dem gesegneten Stuhl sitzen.\* Die Domherren wollten dem Mefner nicht glauben: einer von ihnen griff ein Licht, und gieng unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit sah, wie der greife Mann auf dem Stuhle saß, warf er das Licht aus der Hand, und floh erschrocken zum Bischof. Der Bischof ließ sich zwey Kerzen von Knechten tragen; die mußten ihm zu dem Dom leuchten: da sah er den Mann auf dem Stuhle sitzen, und sprach furchtsam »Ihr sollt mir sagen was Mannes

ihr seyd, geheuer oder ungeheuer, und wer euch ein Leids gethan, daß ihr an dieser Stätte sitzet.\* Da hob der König an »Ich war euch wohl bekannt, als ich König Karl hieß; an Gewalt war keiner über mich.\* Mit diesen Worten trat er dem Bischof naeh, daß er ihn recht ansehen könnte. Da rief der Bischof »Willkommen, liebster Herr! eurer Kunft will ich froh seyn\*, umfieng ihn mit seinen Armen, und leitete ihn in sein reiches Haus. Da wurden alle Glocken geläutet, und die Hochzeitgäste frugen was der Schall bedeute. Als sie aber hörten daß König Karl zurückgekehrt wäre, stoben sie aus einander, und jeder suchte sein Heil in der Flucht. Doch der Bischof bat daß ihnen der König Friede gäbe, und der Königin wieder hold würde: es sey ohne ihre Schuld geschehn. Dem gewährte Karl der Bitte, und gab der Königin seine Huld.

---

#### 435. DER KAISER UND DIE SCHLANGE.

---

Als Kaiser Karl zu Zurich in dem Hause, genannt zum Loch, wohnte, ließ er eine Säule mit einer Glocke oben und einem Seil daran errichten, damit es jeder ziehen könne der Handhabung des Rechts fordere, so oft der Kaiser am Mittagsmahl sitze. Eines Tages nun geschah es, daß die Glocke erklang, die hinzu gehenden Diener aber niemand beim Seile fanden. Es fehlte aber von neuem in Einem weg. Der Kaiser befahl ihnen nochmals hin zu gehen, und auf die Ursache Acht zu haben. Da sahen sie nun daß eine große Schlange sich dem Seile naherte, und die Glocke zog. Bestürzt hinterbrachten sie das dem Kaiser: der alsbald auffand, und dem Thiere, nicht

weniger als den Menschen, Recht sprechen wollte. Nachdem sich der Wurm ehrerbietig vor dem Fürsten geneigt, führte er ihn an das Ufer eines Waßers, wo auf seinem Nest und auf seinen Eiern eine übergroße Kröte saß. Karl untersuchte und entschied der beiden Thiere Streit dergestalt, daß er die Kröte zum Feuer verdamnte, und der Schlange Recht gab. Dieses Urtheil wurde gesprochen, und vollstreckt. Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an Hof, neigte sich, wand sich auf den Tisch, und hob den Deckel von einem darauf stehenden Becher ab. In den Becher legte sie aus ihrem Munde einen kostbaren Edelstein, verneigte sich wiederum, und gieng weg. An dem Orte, wo der Schlangen Nest gestanden, ließ Karl eine Kirche bauen, die nannte man Waßerkilch; den Stein aber schenkte er aus besonderer Liebe seiner Gemahlinn. Dieser Stein hatte die geheime Kraft in sich, daß er den Kaiser beständig zu seinem Gemahl hinzog, und daß er abwesend Trauern und Sehnen nach ihr empfand. Daher barg sie ihn in ihrer Todesstunde unter der Zunge, wohl wissend daß, wenn er in andere Hände komme, der Kaiser ihrer bald vergeßen würde. Also wurde die Kaiserinn sammt dem Stein begraben: da vermochte Karl sich gar nicht zu trennen von ihrem Leichnam, so daß er ihn wieder aus der Erde graben ließ, und achtzehn Jahr mit sich herum führte, wohin er sich auch begab. Inzwischen durchsuchte ein Hœffling, dem von der verborgenen Tugend des Steines zu Ohren gekommen war, den Leichnam, und fand endlich den Stein unter der Zunge liegen, nahm ihn weg, und steckte ihn zu sich. Alsbald kehrte sich des Kaisers Liebe ab von seiner todten Gemahlinn und auf den Hœffling, den er nun gar nicht von sich lassen wollte. Aus

Unwillen warf einmal der Hœffling auf einer Reise nach Köln den Stein in eine heiße Quelle; seitdem konnte ihn niemand wieder erlangen. Die Neigung des Kaisers zu dem Ritter hörte zwar auf, allein er fühlte sich nun wunderbar hingezogen zu dem Orte wo der Stein verborgen lag; und an dieser Stelle gründete er Aachen, seinen nachherigen Lieblingsaufenthalt.

---

 466. OTTO MIT DEM BART.
 

---

Kaiser Otto der Große wurde in allen Ländern gefürchtet: er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen rothen Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster um die feyerliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmal die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe; sein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten weißen Händen, nahm es auf, und wollte essen; wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun einen Theil des weißen Brotes abbrach, gieng da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte: der sehlug zornig den Knaben auf

Haupt, so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder, und weinte heiße Thränen daß es der Truchseß gewagt hätte, es zu schlagen. Das erfah ein anserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten; der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen, und dessen Zuchtmeister: heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig gefchlagen hatte, und fuhr den Truchseßen seiner Unzucht wegen mit harten Worten an. Der Truchseß sagte daß er Kraft seines Amtes allen ungefügigen Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und spaltete des Truchseßen Schädel, daß er wie ein Ey zerbrach, und der Mann tod zu Boden sank.

Unterdesen hatten die Herren Gotte gediet und gefungen, und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte, und vernahm was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief -Daß mein Truchseß hier erschlagen liegt schwöre ich an Euch zu rächen, sam mir mein Bart!' Als Heinrich von Kempten diesen theuren Eid ausgesprochen hörte, und sah daß es sein Leben galt, saßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los, und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel, und zuckte, als die Fürsten den Kaiser von diesem wüthenden Menschen zu befreyen herzusprangen, sein Meßer, indem er laut ausrief -Keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt todt hier!' Alle traten hinter sich; Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach -Kaiser, wollt Ihr das Leben haben, so

thut mir Sicherheit daß ich genesse.' Der Kaiser, der das Meßer an seiner Kehle stehen sah, bot alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren daß ihm das Leben geschenkt seyn solle.

Heinrich, sobald er diese Gewisheit hatte, ließ er den rothen Bart aus seiner Hand, und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart, und redete in diesen Worten: -Ritter, Leib und Leben hab' ich Euch zugesagt; damit fahrt eurer Wege: hütet Euch aber vor meinen Augen, daß sie Euch nimmer wieder sehn, und raumet mir Hof und Land! Ihr seyd mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar euer Scheermeßer meiden!' Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlob, und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Leben trug, lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte jenseit des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, solle ihm schnell zu Hülfe eilen, bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute, und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. -Ach, edler Herr, was wollt Ihr thun?' antwortete der Ritter; -Ihr wißt doch daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich Euch meine zwey Söhne hin, und laß sie mit Euch ziehen.' -Ihr aber seyd mir nöthiger als sie beide zusammen' sprach

der Abt; «ich darf Euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe ener Land andern, die es besser zu verdienen wissen.» «Traun» antwortete der edle Ritter, «ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiel stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergehn.»

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälfchland zu der Stadt wo die Deutschen lagen: jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Theilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List erfonnen: denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn stengen und schlugen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord gesehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte sie alle flüchtig. Darauf legte er den Kaiser seiner Bande, und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heer wieder gelangte, wollte erkundigen wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl, und sprach

«Ich war verrathen, wo mir nicht zwey ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfangt: kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo.»

Nun wußten wohl Einige daß es Heinrich von Kempten gewesen war: doch fürchteten sie den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. «Mit dem Ritter» antworteten sie «steht es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet: möchte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen.» Da nun der Kaiser sprach, und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben seyn, nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befehl daß er alfbald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfangen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gehärdete der Kaiser sich zornig und sprach: «Wie getrauet Ihr mir unter Augen zu treten? Ihr wißt doch wohl warum ich euer Feind bin, der Ihr meinen Bart gerauft und ohne Scheermeßer geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hochfärtiger Übermuth hat Euch jetzt daher geführt?» «Gnade, Herr!» sprach der kühne Degen; «ich kam gezwungen hierher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sey mein Zeuge wie ungeru ich diese Fahrt gethan: aber meinen Diensteid mußte ich lassen; wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat.» Da begann Otto zu lachen: «Seyt mir tausend Mal willkommen, Ihr auserwählter Held! Mein Leben habt Ihr gerettet: das mußte ich ohne eure Hülfe verloren haben, seliger Mann!» So sprach er



auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweyer Feindschaft war dahin, und eine lautere Sühne gemacht; der hochgeborne

Kaiser lich und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn zu Ehren deren man noch gedenket.

## JACOB LUDWIG KARL GRIMM.

### VORREDE ZUR ERSTEN AUSGABE DER DEUTSCHEN GRAMMATIK.

Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat, sind zwar schon bis auf Adelong eine gute Zahl Bücher, und von Adelong an bis auf heute eine noch fast größere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will, so muß ich gleich vorweg erklären warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gutgeheißenen für verwerflich, ja für thöricht halte. Man pflegt allmählig in allen Schulen aus diesen Werken Unterricht zu ertheilen, und sie selbst Erwachsenen zur Bildung und Entwicklung ihrer Sprachfertigkeit anzurathen. Eine unsägliche Pedanterey, die es Mühe kosten würde einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen; die meisten mitlebenden Völker haben aber hierin so viel gefunden Blick vor uns voraus, daß es ihnen schwerlich in solchem Ernste beigefallen ist, ihre eigene Landesprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen. Den geheimen Schaden den dieser Unterricht wie alles Überflüssige nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als

daß dadurch gerade die freye Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört, und eine herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt, und sie in dem Befang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen, ist ein unvermerktes unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einpflanzt, und unsere Sprechwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt: auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche sehnüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Obren sehallt; zugleich beruhet darauf die Unerlernbarkeit einer ausländischen Sprache, d. h. ihrer innigen und völligen Uebung. Wer könnte nun glauben daß ein so tief angelegter, nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparfankheit auftretender Wachsthum durch die abgezogenen matten und mißgegriffenen Regeln der Sprachmeister gelenkt oder gefördert würde? und wer betrübt sich nicht über unkindliche Kinder und Jünglinge, die rein und gebildet reden, aber im Alter kein Heimweh nach ihrer Jugend fühlen? Frage man einen wahr-

ren Dichter, der über Stoff Geist und Regel der Sprache gewiß ganz anders zu gebieten weiß als Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammengekommen, was er aus Adelsgelehrten habe, und ob er ihn nachgeschlagen? Vor sechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, d. h. taglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen; in den Dichtungen eines Wolframs von Eschenbach, eines Hartmanns von Aue, die weder von Declination noch von Conjugation je gehört haben, vielleicht nicht einmal lesen und schreiben konnten, sind noch Ueberschiede beim Substantivum und Verbum mit solcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Setzung befolgt, die wir erst nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müssen, aber nimmer zurückfahren dürfen: denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang. Sollte es mir nicht gelungen seyn, die früheren Eigenschaften und Schicksale unserer deutschen aus den verbliebenen Denkmälern getreu darzustellen, so zweifle ich gleichwohl nicht, würde eine noch mangelhaftere Ausführung dessen, was ich im Sinn gehabt, genug stiegende Kraft in sich tragen um die völlige Unzulänglichkeit der bisher ausgeklügelten Regeln in den einfachsten Grundzügen, aus denen alles übrige fließt, offenbar zu machen. Sind aber diese Sprachlehren selbst Täuschung und Irrthum, so ist der Beweis schon geführt welche Frucht sie in unseren Schulen bringen, und wie sie die von selbst treibenden Knospen abstoßen statt zu erschließen. Wichtig und unbestreitbar ist hier auch die von vielen gemachte Beobachtung daß Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen, und natürlicher zu wählen verstehen,

weil sie sich mehr nach dem kommenden inneren Bedürfnis bilden, die Bildsamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geistesfortschritt überhaupt sich von selbst findet und gewiß nicht ausbleibt. Jeder Deutsche der sein Deutsch fehlerhaft und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen, und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.

Gibt es folglich keine Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf, keinen feichten Auszug der einfachsten und eben darum wunderbarsten Elemente, deren jedes ein unübersehliches Alter bis auf seine heutige Gestalt zurückgelegt hat: so kann das grammatische Studium kein anderes als ein streng wissenschaftliches, und zwar der verschiedenen Richtung nach entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches seyn.

Die Philosophie hat von jeher gestrebt auch in die Natur der menschlichen Sprache zu dringen, und aus der Vergleichung der Wörter so wie ihrer merklichen Verhältnisse unter einander das Räthsel des Ursprungs und zugleich der Mannigfaltigkeit aller Zungen zu lösen. Je mehr solchen Untersuchungen eine Zuziehung lebendiger Wortstoffe und derjenigen, die unter jedem Volke alterthümliche fremdartige und halbheilige Färbung tragen, zum Grund gelegt wird (man vergleiche Plato im Cratylus): desto mehr nähern sie sich dem, was wir heutzutage unter Etymologie verstehen. Es kann nicht fehlen, daß durch die bloß zufällige Vergleichung der Begriffe, und selbst wenn geistige Abstractionen zu rohen d. h. unangefesteten Wurzeln gehalten werden, nicht schon die geistige Verwandtschaft der Wörter in einzelnen Lichtstrahlen hervorbrechen sollte. Die

Kenntnisse der Griechen von der übrigen Welt waren indessen zu befehraukt, und jedem neueren Etymolog stehen Hülfsmittel und Vorräthe zu Gebot welche sie nicht einmal ahnen konnten. Die Arbeiten der Röm<sup>er</sup> in diesem Felde leiden nicht bloß an äußerer, sondern auch an innerer Beschränkung; es sind meistens sorgfame, scharfsinnig gefponnene, aber in der Hauptansicht geistlose Sammlungen (z. B. Varros). Neuere Etymologen von Isidor an bis auf die heutigen stehen in übelm Ruf, und man pflegt ihre an kühnen lustigen Systemen verfehwendete Belesenheit und Mühe zu bedauern: es liegt in diesem Vorwurf etwas ungerechtes und zugleich natürliches. Jenes, weil in anderen Theilen der Philosophie nicht weniger gewagt aufgestellte, unsichere Behauptungen mit Beifall angenommen werden; dieses, weil Etymologien in der That die angreiflichsten Dinge von der Welt sind, und ihre fehlerhafte oder lächerliche Seite sogleich in die Augen springt. Ein gegründeter Tadel welcher die meisten und selbst die scharfsichtigen Bearbeiter des ganzen Fachs trifft, scheint mir daß sie immer zu schnell hancn und jeder für sich die Sache fertig bringen wollen. Wird man sparsamer und fester die Verhältnisse der einzelnen Sprachen ergründen, und stufenweise zu allgemeineren Vergleichen fortfehren, so ist zu erwarten daß bei der großen Menge unsern Forschungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können neben denen an Sicherheit Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen.

Außer dieser etymologischen ist noch eine andere philosophische Behandlungsart der Grammatik zu erwähen, welche viel abstracter zu Werke geht, und ohne Rücksicht auf die Wurzeln der Wörter die bloß allgemein

gedachten Formen und Formeln einer Sprache logisch erörtert. Mit welchem Geiste dergleichen Untersuchungen angestellt werden können, weist Bernhardis Sprachlehre: es kommt mir nur vor, wenn man schon von dem bisherigen historisch schwankenden Boden (der, wenn auch nicht genannt, doch von selbst die Unterlage hergibt) zu den letzten Gründen übergehn will, und gleichsam das Nahe unbekannter und ungewisser ist als die gesuchte Weite, daß zukünftig aus den geschichtlich erüllneten Quellen auch allgemeine Betrachtungen geleitet werden können die an Wahrheit Fülle und Überzeugung die vorausgehenden Versuche weit hinter sich laßen. Unausbleibliche Dürre und Verwirrung müßte aber der Erfolg seyn, insofern ausgebildete Abstractionen über Begriff und Wesen der Sprache vorläufig, bevor jene unumgängliche Grundlage zu Stande gekommen, auf irgend eine und eben unsere deutsche Sprache, wie in der That vorgeschlagen worden ist, angewendet werden sollten.

Von dieser philosophischen Richtung des grammatischen Studiums unterscheidet sich die kritische, deren Wesen auf das Practische hingeht. Sie will die sinkende oder doch sich ändernde Sprache festhalten, und setzt, weniger aus einer inneren Ergründung dieser selbst als aus den für vollkommen gegebenen besten Schriftstellern gewisser Zeiten, ein System zusammen von welchem abzuweichen ihr für fehlerhaft oder bedenklich gilt. Diese Idee hat sich in Frankreich und Italien entwickelt, aber in den übrigen Ländern Nachahmung gefunden. Wir Deutsche sollten uns dankbar erinnern daß zu Regensburg kein Gedanke an ein deutsches Reichswörterbuch aufgestiegen ist, vielmehr die späte Wiederherstellung unserer Poesie und Prosa, nachdem jene französische Ansicht schon ihr Aufsteckendes verloren hatte, als ein Glück

anselien. Denn wo sie im Einzelnen dennoch wirkte, das brachte uns weniger Schaden. Gewirkt aber hat sie, insofern z. B. die mit Lesing und Klopstock unzufriedenen darauf hinarbeiteten, Muster aus dem vorausgehenden Zeitraum, späterhin die Tadler der nepoetischen Schule Muster aus Klopstock; Höfliche Bürger und Völkchen obenhin zu stellen. Es scheint freylich noch immer zulässiger, die gegenwärtige Sprache mit dem Ansehen früherer bedeutender Schriftsteller im Zaum und Zügel zu halten, als sie mit philosophischen Abstractionen zu beherrschen; dieses ist jedoch beinahe unausführbar, jenes ausführbarer und etwa darum gefährlicher. Eine sichtlich gute Wirkung der wieder erweckten Neigung zu den altheimischen Denkmälern besteht darin, daß sie den Glanz musterhaft feinerer Sprachausbildung von der zuvor im Auge gehaltenen Zeit ab auf eine längst vergessene frühere geworfen, und durch Erregung des historischen Studiums unsere Sprache weit freyer gemacht hat. Dem die alten Autoritäten verdunkeln oder widerlegen die vorgefchützten neueren, ohne daß sie selbst so leicht zu unmittelbarer Anwendung gelangen könnten; in unserer Sprachverfassung haben wir uns vor nichts mehr zu hüten als vor dem, was sich unmittelbar und geradezu eindrängen will.

Gegen die Puristen, wie sie heutiges Tags unter uns aufgetreten sind, wird sich jeder erklären der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache gethan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Zäfer aus ihr gestoßen wissen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohlantender kräftiger und reicher machen. Die Gefinnung welcher das Ahwerfen des verhassten Fremden recht ist und an sich selbst möglich scheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden; nur sollte

man sich bescheiden daß schon zur Ausmittelung der seit allen Zeiten eingeflichenen undeutschen Wörter eine tiefe Forschung vorhergehen müßte, wenn auch die noch jetzt thunliche Entfernung derselben eingeräumt werden könnte. Sodann muß mit Dank und Vertrauen anerkannt werden wie die edle Natur unserer Sprache seit fünfzig Jahren so manches Unkraut ganz von selbst ausgejätet hat; und dieß allein ist der rechte Weg auf dem es geschehen soll: ihr sind alle Gewächse und Wurzeln in ihrem Garten aus der langen Pflege her bekannt und lieb: eine fremde Hand, die sich darcin mischen wollte, würde plump mehr gute Kräuter zerdrücken und mitreißen als schädliche ausrotten, oder würde mit stiefmütterlicher Vorliebe gewisse Pflanzen hervorziehen und andere veräußen. Der Geist aber, welcher gewaltet hat, wird auch ins künftige fühlen wie viel des Fremden bleiben könne oder dürfe, und wo die Zeit erscheine da das noch Anstößige am besten abgelegt werde, wenn wir nur selbst Herz und Sinn, was die Hauptsumme ist, der das übrige nachfolgt, unserm Vaterland getreu bewahren. Der andere Grundsatz neuer Sprachreinigung, durch Ausscheidung einzelner Buchstaben und Umlaute so wie durch gezerrte Vervielfachung gewisser Bildungsmittel Wohl laut und Wortreichthum zu vermehren, scheint mir aufs höchste verwerflich. Wollte man ihm Raum geben, so würde unsere mit Ehren zum Mannesalter heranreifende Sprache, der die früheren vollen Formen jetzt nicht mehr anstehen, einer verlebten Schenheit gleichen, die sich durch falsche Künste jugendlich, durch Flitterstaat ansehnlich machen möchte, und in welcher bald unser eigenes Bild nicht mehr zu erkennen wäre. Diese Sprachkünstler scheinen nicht zu fühlen daß es kaum eine Regel gibt die sich steif über-

all durchführen läßt; jedes Wort hat seine Geschichte, und lebt sein eigenes Leben: es gilt daher gar kein festerer Schluß von den Biegungen und Entfaltungen des einen auf die des andern, sondern erst das, was der Gebrauch in beiden gemeinschaftlich anerkennt, darf von der Grammatik angenommen werden. Es ist ein großes Gesetz der Natur, das auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln bestehen lassen will; ja es wäre ohne dieses keine Verschiedenheit und Besonderheit der aus einem Quell geflossenen Mundarten denkbar; wogegen die vollständige gleichartige Entwicklung aller Wurzeln wie jeder unnütze Reichthum wieder arm machen würde. Auf jeden Fall ist so viel einleuchtend, wenn man beabsichtigte das Gebiet der jetzt vorhandenen Wörter und Formen zu erweitern, daß die gründlichste durchdringendste Kenntniß aller Eigenschaften und Triebe der Sprache vorausgesetzt werden müßte um die vermeintlichen Lücken und Schwächen von nicht bloß einer Seite zu beleuchten, und die vorgeschlagene Ergänzung oder Besserung vernünftig zu berechnen. Was aber bisher zur Frage gebracht worden ist, scheint mir dürftig aus dem bloßen heutigen Bestand, vollends ohne alle eingehende Berücksichtigung der früheren Grundlagen hergegriffen, und man kann sich selten dabei der Bedenklichkeit erwehren, warum gerade ein oder einige Gegenstände, und nicht eben so gut viele andere angeregt werden sollen. Hunderte solcher neuen ungetauften Wörter in Schaaren zusammentreiben ist keine besondere Kunst; nach weniger Zeit wären die Wörterbücher zwar um Tausende reicher, aber der Verlust von zehn Wurzeln und Formen, die wir vor Zeiten wirklich einmal besaßen, könnte durch den unwillkommenen Zuwachs nimmermehr aus-

geglichen werden. Die Sprache hat mancherley Schaden erlitten, und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträglichste Ausgleichung steht in der Macht des unermüdetlich fechtenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eyer weggethan worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl.

Sobald die Kritik gesetzgeberisch werden will, verleiht sie dem gegenwärtigen Zustand der Sprache kein neues Leben, sondern stert es gerade auf das empfindlichste. Weiß sie sich hingegen von dieser falschen Ansicht frey zu halten, so ist sie eine wesentliche Stütze und Bedingung für das Studium der Sprache und Poesie. Unter den Griechen fanden sich gelehrte Kritiker und Grammatiker welche die größte Sorgfalt darauf verwandten, den Text der alten Dichter, vorzüglich Homers, rein zu bewahren, herzustellen und zu erläutern. Ihre Scholien schreiten häufig in zu weit getriebene Spitzfindigkeiten aus, allein sie enthalten einen Schatz von Bemerkungen ohne welche der Nachwelt vieles von dem Wort und Sinn der Quellen räthselhaft geblieben seyn würde; und das ist eine gute Weise wie man die Denkmäler der Vorzeit ehren soll durch unverrückte Festhaltung ihrer Gestalt und Erklärung ihrer Dunkelheiten, nicht durch unwürdiges Abändern und Erneuern. Auch kann es keine andere practische Richtung der Kritik geben, als die in das Wesen jedes einzelnen Schriftstellers zu dringen und ihn von den Flecken fehlerhafter Abschriften zu säubern sucht: nicht eine solche, die aus ihm oder aus mehreren allgemeine Gesetze für die übrigen, sogar für die Sprache der späteren Zeit überhaupt ziehen möchte. Den griechischen Scholasten mangelt eigentlich nur der historische

Maafstab: fonft würden fie vollendetere Arbeiten geliefert, und fich vor Abwegen gehütet haben die fie kaum umgehen konnten. Bei den lateinifchen Grammatikern, von Donat und Prifeian an zu rechnen, hat fich schon mehr gefondert was zu der bloßen Betrachtung der Sprache gehört, und was die übrigen Theile der Critik befaßt. Das Verhältniß war aber auch ganz ein anderes. Die Sprache hatte fich nicht natürlich, fondern gewaltfam und plötzlich gefenkt; fie war ausgeftorben, weil die rohe Verwirrung der romanifchen Mundarten kaum noch als ihre Fortfetzung betrachtet werden konnte: die dringendfte Sorge mußte fich auf die Ergründung ihres inneren Baues aus den bewährten Quellen der alten Zeit wenden. Diefе Männer, welche mit Befehenheit und nicht ohne Scharffinn die Aufgabe leiften aus der lateinifchen Sprache eine Schulfprache zu machen, find die Stifter der neueren Grammatik, vielmehr die Urheber der meiften bis jetzo gültigen grammatifchen Terminologien geworden. Die heutigen Grammatiker follten die Genauigkeit der lateinifchen mit dem weiteren Blick der griechifchen zu vereinigen ftreben, und fich vor allem des Vortheils bedienen der ihnen durch die unverhältnißmäßige Erleichterung der hiftorifchen Richtung faft von felbft in die Hand gegeben ift.

Man muß fich wundern wie unhiftorifch die neueren Sprachen alle und zumal die des deutichen Stammes behandelt worden find. Eine Fülle von Denkmälern war uns verliehen, und feit vier Jahrhunderten gebrauch es weder an Liebhabern noch an Herausgebern wenigftens der älteften und ehrwürdigften darunter. Die Kenntniß der Wurzeln vervollkommnete fich zwar, aber die Grammatik felbft blieb beftändig zurück; wer die alten Quellen unterfuchen konnte, las fie

theils in anderweiter Abficht, theils vernachlässigte er die Betrachtung des mittleren Zeitraums, welcher gleichfam zur Brücke dienen muß um auf den Zusammenhang der neuen mit den älteften Sprachformen zu leiten. Die Grammatiker ihrerfeits bekümmerten fich felten oder gar nicht um die Denkmäler der mittleren, gefchweige der alten Zeit, fondern achteten höchstens auf das nächft vorübergehende, indem fie gewöhnlich, von der eingebildeten Vortrefflichkeit des dormaligen Standes der Sprache befangen, aus feinem Maafstab allein alle Gefetze zu erklären, oder vielmehr ihn zum Gefetz für die Zukunft zu erheben bemüht waren. Vielleicht herfehzt in keinem andern Theil unferer Literatur eine ähnliche Leere bei aller anfehnliden Fruchtbarkeit als in der Grammatik; ohne jene vorhin getadelte unmittelbare Anwendung auf den Schulgebrauch würde das jährliche Erfcheinen immer neuer Sprachlehren völlig unbegreiflich feyn. Diefе Menge von Büchern kann jeder der auf den rechten Pfad zu treten gefonnen ift ganz ungelesen lafen.

Von dem Gedanken eine hiftorifche Grammatik der deutichen Sprache zu unternehmen, follte fie auch als erster Verfuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei forgfamen Lesen altdeuticher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Befchaffenheit unferer jetzigen Sprache erwägen; Spuren die noch in diefer trümmerhaft und gleichfam verfteint ftehen geblieben, wurden mir allmählig deutlich, und die Übergänge gelöft, wenn das Neue fich zu dem Mitteln reihen konnte, und das Mitteln dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten fich die überrafchendften Ähnlichkeiten zwifchen

allen verschwifterten Mundarten, und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortsehreitende unauflerliche Verbindung bis in das Einzelafte zu ergründen und darzuftehlen fehen von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir fo vollftändig gedacht, daß was ich gegenwärtig zu leiften vermag weit dahinten bleibt.

Kein Volk auf Erden hat eine folche Gefehichte für feine Sprache wie das deutfehe. Zweytaufend Jahre reichen die Quellen zurük in feine Vergangenheit; in diefen zweytaufenden ift kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine fo lange Reihe von Begebenheiten aufweifen? und jede, an fich betrachtet, vollkommnere, wie die indifche oder griechifche, wird fie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weife lehrreich feyn?

Ich hätte mich auf die Unterfuchung der uns in Deutfchland zunächft liegenden Überbleibfel der althochdeutfchen Mundart, für deren ficheres Verftändniß eine fefte grammatifche Behandlungsart nicht bloß wünfchenswerth, fondern unerläßlich war, befchränken können, und vielleicht zu meinem Vortheil. Inzwiſchen fand mir bald vor Augen daß ohne das Gothifche als Grundlage überhaupt nichts anzurichten wäre, und felbft die Anknüpfung der Sprache, wie fie von den hochdeutfchen Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts geredet worden, an unfre heutige mißlingen würde, wo nicht die Einfläße der niederdeutfchen Mundart in den Anſchlag kamen. Es mußte folglich auf ältere Quellen des Niederdeutfchen, fächfiſche engliſche und friefifche, Bedacht genommen werden; woran ſich wiederum die nordifchen, obnedem in Abſicht auf unverkümmerete freye Entfaltung voraus gefegneten Sprachen von felbft fügten. Der Erfolg

fehelt mir bewährt zu haben daß keine einzige diefer vielfachen Mundarten des großen deutſchen Stammes ohne merklichen Nachtheil des Ganzen hätte außer Acht gelaffen werden dürfen.

Verfüherreicher war die Vergleichung der fremden, gleichwohl unleugbare Urgemeinſchaft verrathenden Sprachen. Hat man einmal bis zu einem gewiffen Punct fort unterſucht, fo wird es ſchwer einzuhalten und ſich nicht noch weiter zu wagen. Indefſen war mir zu wenig Raum vergönnt um meine Vorſtellung von dem großen Zufammenhang beinahe aller europäifchen Zungen unter einander und mit einigen aſiatiſchen vorzulegen: bloß einzelnes ift hin und wieder, und zwar das meifte bei der Conjugation, mehr angedeutet als ausgeführt worden. An der genauen Ausführung liegt jedoch eben die Hauptſache, da man über das Allgemeine, namentlich die Bevölkerung Europas durch verſchiedene auf einander aus Aſien eingewanderte und mit den dort verbliebenen Perfern und Indiern näher, als dieſe mit andern Aſiaten ſind, verwandte Völkerſtämme längft im Reinen war. Auch ift meine Kenntniß von dem greſten Theil dieſer fremden Sprachen zu mangelhaft, als daß ich oft, geſchweige überall, ins Einzelne hätte gehen dürfen. Unterdeffen hat Rakſis treffliche, mir erſt beinahe nach Beendigung dieſes Buchs zugekommene Preisſchrift weit reichende Aufſchlüße über die vielfeitige Berührung der deutſchen mit den lettifchen flavifchen griechifchen und lateinifchen Sprachen geliefert; beſonders anziehend ift die Vermittlung deutſcher und flavifcher Formen in dem lettifchen und lithaniſchen Stamm aufgehehlt, und für die frühere Gefehichte, wo Gothen mit andern im Dunkel liegenden Völkern jene Gegenden bewohnten, von greſter Bedeutung. Derſelbe Gelehrte be-

reift gegenwärtig einen Theil des rufifchen Afien, und wird uns eine Aushente wichtiger Entdeckungen über die Sprachen der dort wohnenden Völkerschaften und ihr Verhältniß zu dem flavifchen und deutſchen Stamm zurüchbringen; frühere Reifende haben bloß nach Wurzeln fammeln können: wer des innern Baues der Sprachen kundig iſt, vermag ungleich ſicherer und fruchtbarer zu Werke zu gehn. Inſoweit ich mit Rafk Anſichten von der Beſchaffenheit der alten deutſchen Sprachen überein getroffen war, mußte mir daraus die erfreulichſte Beſtätigung der Richtigkeit meiner Unterſuchungen hervorgehen; hiſtoriſche Studien führen nothwendig zu ähnlichen Reſultaten, wie unabhängig von einander ſie auch angeſtellt geweſen ſeyn mögen. Über das Verhältniß der europaiſchen Sprachen unter einander bin ich durch die Raſkiſche Schrift beträchtlich gefördert worden; da mein Buch mehr die durchgeführte Aufſtellung des Einzelnen bezweckte, wird hoſentlich auch Raſk manche willkommene Ergänzung und Beſtätigung, zumal was die ihm größtentheils unbekannt gebliebene alt- und mittelhochdeutſche Mundart angeht, daraus ſchöpfen. Daß er die perſiſche und indifche Sprache aus der Reihe ſeiner Forſchungen abſichtlich geſchloſen hat, gereicht dieſen gewiß zum Vortheil und ihm zum Lob: denn ſich beſchränken thut jeder Arbeit wohl, wenn man von dem Innern, das heißt hier dem Einheimifchen, ausgehen will und ſoll. Die Ringe der Verwandtſchaft, welche die flavifche lateiniſche und griechiſche Sprache um unſere deutſche herum bilden, ſind engere und der Aufgabe näher gelegene als die weiteren des Perſiſchen und Indifchen. Aufſchlüſe aber wozu uns die allmählig wachſende Bekanntſchaft mit der reinſten urprünglichſten aller dieſer Sprachen, nämlich dem

Sauferit, berechtigt, erſcheinen darum nicht geringer, ſondern als Schlußſtein der ganzen Unterſuchung überhaupt, und ſie hätten keinen beſeren Händen anvertraut werden können als denen unſeres Landſmannes Bopp.

Von den Quellen und Hülfsmitteln die mir bei der Ausarbeitung zu Gebot ſtanden, gibt die Einleitung nähere Rechenſchaft; ich darf behaupten daß mir wenigſ von Bedeutung, inſofern es bis jetzt zugänglich genannt werden kann, fehlt, und daß ich ſämmtliche Hauptquellen nicht ein-, ſondern zehn- und mehrmal durchleſen habe. Alle Citate ſind von mir ſelbſt aufgefunden worden, und ich haſte dafür, wofern nicht, unter ſo großer Zahl verzeihliche, Schreib- und Druckfehler mit unterlaufen. Dreyerley Quellen habe ich leider entbehren müſſen, die in Verlauf von zehn Jahren offen ſtehen werden. Es ſind die noch zu St. Gallen vergrabenen althochdeutſchen Denkmäler des 9. und 10ten Jahrhunderts; die zu München und jetzo auch ſammt der Reinwaldiſchen Bearbeitung handſchriftlich liegende altſächſiſche Evangelienharmonie; endlich die zu Mailand in unſern Tagen wieder entdeckten gothiſchen Überbleiſel. Die erſchollene Nachricht von dieſem letzten koſtbaren Fund hätte eigentlich jeden der es gerade wagen will, über gothiſche Sprache zu ſchreiben, abſchrecken ſollen, weil durch wenige Zeilen neues Textes die mühevollſten Unterſuchungen unnöthig gemacht und über den Haufen geworfen werden können. Meine Arbeit lag indeſſen fertig; und während bis zur Bekanntmachung der neuen gothiſchen Quellen vermuthlich noch mehrere Jahre verſtreichen werden, hatte es eigenen Reiz, vorläufig aufzutreten und den Verſuch zu machen ob aus dem dormaligen immer ſchon bedeutenden Stoffe das weſentliche Bild der gothiſchen Sprache ſo zu entwerfen ſey, daß es



mit dem Zuwachs vervollständigt zu werden, nicht aber unzufallen brauche. Diese vorher kaum als möglich gedachte und nun beinahe zur Gewißheit gewordene Ergänzung der Werke des Ulfilas zeigt uns klar den guten Stern über der Geschichte deutscher Sprache waltend; wer vermag den reichen Gewinn für die Kenntniß der Wurzeln und aller grammatischen Verhältnisse nur zu übersehen, den wir aus Denkmälern ziehen werden welche mehr als zwölfhundert Jahre alt und so lange Zeit hindurch verborgen geblieben sind? Die Todten stehen gleichsam auf um die Abkunft und die Herrlichkeit unseres Volks zu bezeugen.

.....  
 Ich muß noch einige nähere Worte über die lateinische Terminologie hinzufügen. Die neuen Grammatiker suchen ein Hauptverdienst in der Verdeutschung derselben, und es ließe sich unter den vielen nach und nach vorgeschlagenen und immer wieder anders vorgeschlagenen deutschen Namen eine lange Wahl halten. Undeutlich und unbestimmt erscheinen mir aber alle diese Ausdrücke, und darum verwerfe ich sie. Die lateinischen sind uns von Kindheit an durch Schulunterricht eingepreßt, und wir denken bei ihnen nicht was sie wörtlich bedeuten mögen, sondern geradezu an den Begriff den sie bezeichnen. Es geht der Grammatik wie der Philosophie: sie muß ihre Abstractionen in der Wärme der ersten Erfindung benennen, oder es muß hernach lange Zeit und Uebung zu dem Namen kommen; jede Übersetzung und Nachahmung wird lächerlich, wenigstens unverständlich, weil wir uns bei dem neuen Wort nothwendig seiner eigentlichen sinnlichen Bedeutung erinnern: in diesem Licht sind mir Zeugfall für Genitiv, Gebfall für Dativ und alle ähnliche Verdeutschungen beständig vorgekommen: die Abstraction, folg-

lich der wahre Begriff, geht dabei jedesmal verloren. Selbst Sprachlehre für Grammatik klingt steif und falsch gegen das unfehlbare Original. Nach dem in neueren Zeiten immer weiter umgreifenden übeln Grundsatze die Dinge zu zählen statt sie zu benennen hat man auch für einen guten Ausweg gehalten statt der bedenklichen neuen Wörter den Nominativ als den ersten Fall, Genitiv als den zweyten und so fort die übrigen zu bezeichnen. Bei dem Gebrauch dieser Zahlen muß man sich daher stets gegenwärtig erhalten in welcher Rangordnung die einzelnen Casus aufgestellt worden sind; was zu offenen Irrungen Anlaß gibt; zudem man vielleicht mit Grund Einwendungen wider die bisherige Folge der Casus machen könnte, wo nicht die verjährte Gewohnheit dafür historische Untersuchung noch lange damit behelfen können. Für die Beibehaltung der lateinischen Benennungen entscheidet auch eine andere nicht zu verachtende Bequemlichkeit. Abstractionen, die durch die Länge der Zeit allgemein gangbar geworden sind, nähern sich insofern den einfachen Wurzelbegriffen wieder, als man aus ihnen mehrfache Ableitungen ziehen darf: so kann ich recht gut sagen eine grammatische, eine grammaticalische Bemerkung, das accusative, conjunctive Verhältniß; hingegen eine sprachlehreliche Bemerkung, das klagfällige, verbindendweisliche Verhältniß würde unanstehlich und ganz ungenießbar seyn: in solchen Fällen haben sich dann die Puristen mit Umschreibungen zu schleppen. Ausländische Wörter erhebt unsere Sprache dadurch zu halbdutschen, daß sie die fremdartigen Endungen und Biegungen wegnimmt, oder das Geschlecht ändert: so ist es deutscher zu setzen der Infinitiv, des Infinitivs als der Infinitivus, des Infinitivi; und ich

fehe nicht ab warum „der Syntax,“ wie ich stets von Jugend auf gelehrt habe, dem gezielten „die Syntax“ weichen sollte, da wir doch auch Tempel männlich und Fenster neutral und viele andere anders als in der Ursprache gebrauchen. Wo es aber in der deutschen Grammatik auf Begriffe ankommt die der lateinischen abgehen, und wo andere bekannte Sprachen nicht besonders aushelfen, müssen auch neue deutsche Wörter versucht werden. Für die einmal gespürte Abweichung gewisser Formen von den rein dativen in andere, wiewohl verwandte, boten slavische Grammatiken die passende Benennung Instrumental und

Localcasus dar; hingegen fallen Dativ und Ablativ überall in einer Form zusammen, und es war beinahe zufällig, welchen von beiden Namen ich wählen oder verlassen sollte. Bei dem, was ich stark oder schwach, Umlaut Rückumlaut Ablaut nenne, sind mir die genommenen Ausdrücke gleichgültig, und es kommt auf die Sache an welche sie zu bezeichnen haben, die ich aber ohne eigenthümliche Benennung unzählgemale hätte umschreiben müssen. Wer eine andere und passendere erfinden will, dem bleibt es überlassen.

.....  
Cassel den 29. September 1818.

---

## JUSTINUS RERNER.

---

### REISESCHATTEN VON DEM SCHATTENSPIELER LUCHS.

---

#### ACHTE SCHATTENREIHE. DRITTE VORSTELLUNG.

---

Durch die engen Gäßchen gieng ich nun den Weg nach der eigentlichen Universitätsstadt hin.

Bald kam mir da zu Sinne wie ich vor mehreren Jahren bei meiner Durchreise durch dieses Städtchen meinen Stock im Wirthshaus zur falzfauren Schwererde hatte stehen lassen; und als ich dem so nachdachte, kam ein langer dürrer Kerl die Straße hergeschossen; ein großes Manuscript ragte ihm aus der Rocktafche. „Gottwillkomm!“ schrie

er mir entgegen; „erkennen Sie mich nicht mehr? Betrachten Sie mich recht!“ Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich in ihm meinen Stock erkannte. „Aber um Jesu Willen!“ sprach ich — ich wußte nicht, sollte ich ihn mit Du, Sie oder Ihr anreden.

Zum Glücke fiel er mir in die Rede, und erzählte mir wie ihn ein Professor in der Ecke des Wirthshaus gefunden; wie unter den Händen dieses Mannes sein fehlumnernd Genie erwacht; wie derselbe Professor ihn in all seine Vorlesungen Jahre lang mitgenommen; wie er gänzlich das Wissen seines Herrn, der ihn während des Lebens

nach immer an den Mund zu legen pflegte, in sich gefogen; wie er nie ein Wort von den Vorlesungen, die alle über sein Haupt hin gesprochen worden seyen, verloren; wie er dann endlich, als er Kraft genug in sich gefühlt, aus der Ecke der Bibliothekstube des Professors sich geschlichen, und hinter das Studium der Alten sich heimlich gemacht, es auch durch angestrengten hölzernen Fleiß so weit gebracht, daß er in dem Examen auf das allervortrefflichste bestanden, nun Recensionen schreibe, und als *Doctor legens* auftrete.

«Denken Sie nur!» sprach er weiter: «gestern begegnete mir der Italiener, der mich an Sie verkaufte. Sie hatten mich doch immer sehr gerne; das freut mich; das waren Tage! ich sag' Ihnen, bei Gott! es waren doch selige Tage. O ihr Tage meiner Jugend! In Ihrem Geigenkasten legten Sie mich immer nieder. Ja wahrhaftig! *ille terrarum mihi prater omnes angelus videt*. Doch, Sie verstehen nicht Latein, wie ich weiß. Meine Zuhörer — Sie treten gewiß da nachst, in der falzfauren Schwererde, ah: dahin folg' ich Ihnen in einer Stunde nach.»

---

#### VIERTE VORSTELLUNG.

---

Ich hatte mich kaum von meinem Erstaunen erholt, so war der Doctor schon verschwunden. «Nein!» sprach ich bei mir, «so was ist mir noch nie vorgekommen; das geht über alle Träume.» Und doch war ich so gänzlich überzeugt daß der Mann mein Stock war.

«Es giebt ungeheuer viel Dinge unter dem Monde» dacht' ich mit Shakepeare «von denen sich unsere Recensenten nichts träu-

men laßen\*, und fachte, als es mir schwindelig zu werden anfing, mir nur alle Gedanken an den Stock aus dem Sinne zu schlagen.

Die falzfaure Schwererde war eine elende verlassene Herberge, die nicht zu meiner Zerstreuung dienen konnte; auch fürchtete ich das Zusammentreffen mit dem *Doctor legens*, der mir ganz böse machte, und mir nicht anders als wie eine bezauberte Puppe vorkam. Dagegen sah ich in ein benachbartes Haus viele junge Leute eingehen: denen gieng ich nach.

Es gieng in einen sogenannten Herfaal, allwo ein Professor Vorlesungen hielt.

Ich hatte mich mit den Andern niedergesetzt, und war schon eine geraume Zeit da, ohne daß ich den auf dem Katheder stehenden Mann sprechen herte, ob ihn gleich die Studenten mit außerordentlicher Aufmerksamkeit anfaßen, auch sein Mund sich zu bewegen schien. Endlich herte ich mehrere Worte, und vernahm daß es eine historisch-kritische Vorlesung über den Unter- gang der Welt durch Wasser war.

Der Professor wurde immer lauter und lauter, und nun tonte seine Rede gar angenehm, wie ein murmelnder Bach. Ich ward bald zum süßesten Schläfe gestimmt, und ward mir zu Muth wie einem müden Hirten der seine Glieder an einem Wald- bache geruhig zum Schläfe ausstreckt.

Den Studenten war es allen auch so: alle schliefen bereits; und doch sahen sie den Professor mit offenen starr stauenden Augen an, woraber er ins geheim eine große Freude empfand.

Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, sprach der Professor immer hin: denn derselbe nickte öfters schlafend mit dem Kopfe; welches der Professor für eine Bezeugung seines Beifalls hielt.

Der träumende Dichter aber ward in eine höchst romantische Waldgegend versetzt. Kühle Lüftchen spielten mit den Zweigen der Buchen, und der Schein des Mondes vermengte sich mit dem grünen Laube. Die Hütte einer Schäferinn blickte aus dem Gebüfche, halb im Gezweige versteckt; die Schäferinn öffnete das Fenster, und sah den lichten Wolken zu, wie sie über den Wald hinliefen.

Der Träumende wollte schon aus dem Gebüfche treten um ihr seine Liebe zu gestehen: da kommt ein junger schöner Jäger des Wegs gegangen; der nähert sich der Hütte und spricht:

Der Tag ist gegangen;  
Hier irr' ich allein:  
Wie graut mir hier außen!  
O laß mich hinein!

Die Schäferinn spricht:

Hier innen ist Dunkel,  
Die Hütte ist klein;  
Der Mond geht da draußen:  
Du bist nicht allein.

Der Jäger spricht:

Und willst du nicht öffnen,  
So geh' ich in Wald,  
Und blase mein Hörnlein,  
Das rüstig erschallt,  
Und jage die Wolken  
Vom Himmel wohl all:  
Dann tanzen die Sterne  
Zum lustigen Schall.

Die Schäferinn spricht:

Ich fühle, darfst glauben,  
Indessen kein Leid:  
Ich treibe wohl träumend  
Die Schäflein zur Weid;  
Ich laufche dem Vogel:  
Er singet von Scherz;  
Ich liege bei Blumen:  
Das bringet nicht Schmerz.

Die letzten Worte der Schäferinn hatten den furchtsamen Dichter ganz abgefchreckt, obgleich der Jäger schon tief im Walde ins Horn stieß. Er fehlte sich trauernd ins Gebüfche zurück um sich am murmelnden Bache weinend niederzulegen, stund auch wirklich im Schlafe auf, und lief bis zum Katheder vor, allwo er sich mit einem entsetzlichen Geheul niederlegte.

Die ganze schlafende Gesellschaft erwachte.

Der Professor äußerte die Beforgniß daß noch mehrere der Candidaten durch seine Vorlesung über den wahrscheinlichen Untergang der Welt durch Wasser in eine so wehmüthige Seelenstimmung verfallen könnten, und beschloß eilends die Vorlesung, indem er noch den Trost gab alle die hier aufgezählten Gründe und Meinungen anderer Philosophen über diese Sache in der morgenden Vorlesung gänzlich zu widerlegen.

#### FÜNFTHE VORSTELLUNG.

Die Studenten erhoben sich, und ich erkaunte in einem derselben meinen Vetter, den Steinfamler; worüber ich eine große Freude empfand. Er lud mich ein sein Zimmer zu besuchen. Dieses war in dem Hause das man die Teufelsmauer nannte: ein Gebäude in dem zwanzig Studenten ihr Wesen trieben.

Ich sah gar bald ein daß eine wunderfame Gesellschaft diese Mauern bewohnte: auch mein Vetter, der Steinfamler, war ein gar feltfamer Kerl. Er war dicker Leibesconstitution; sein Gesicht war wie aus einem Speckstein geschnitten; sein Rock war wie von Granit, und dabei fett anzufühlen: denn er trug ihn schon seit Erbauung der

galvanischen Säule durch Volta. Die Knöpfe auf demselben Rocke waren von verschiedenem Metall, und durch Berührung mit dem Sauerstoffe der Atmosphäre, wie sich mein Vetter ausdrückte, verkalcht.

Kein Kraut und kein Stein war in der weiten Schöpfung zu finden dessen Namen mein Vetter nicht wußte; jedem Käfer und jedem geflügelten Saamen, der durch die Luft flog, rief er mit seinem Linné'schen Namen zu.

Oft gieng er, seinen Linné unter dem Arme, mit vieler Mühe auf einem Dache hin und her und sammelte zu seinem großen Werke »von den auf alten Dächern wachsenden Pflanzen« neue Blüten. Auch mit Thiersknochen hatte er viel zu schaffen, und legte eine große Sammlung derselben an; weswegen die Fleischerhunde der Stadt seine erklärten Gegner waren.

In seinem Zimmer waren in einem Verfehlage ein Dutzend weiße Katzen; die fütterte er auf, pflegte ihrer eigentlich wie man eines Blumenbeets pflegt, und bestrich ihre Bälge täglich mit Fett, damit sie langhaaricht werden sollten: alsdann hatte er im Sinne sie alle auf einmal abzuziehen um sie zu electricischen Versuchen zu gebrauchen.

Auf dem Katzenverfehlage stunden mehrere mir unbekannte Gewächse. »Ich bemerkte« sprach mein Vetter »daß einige Pflanzen wie einige Menschen die Nähe der Katzen gar nicht ertragen können, und in ihrer Atmosphäre bald welken, und mache nun mit einer Reihe von Pflanzen bei dieser Gelegenheit Versuche.«

## SECHSTE VORSTELLUNG.

Nun fieng er an mir sein Steincabinet, seine schwache Seite, aufzuschließen, und mir einen Stein nach dem andern mit seinem Namen zu nennen, und dessen Qualitäten zu erklären; worüber ich aber bis zum Sterben Langeweile empfand, inmaßen ich die Steine Pflanzen und Thiere des Erdbodens wohl gerne ansehe, und ihrer im Stillen gedenke, aber jede Auslegung und Rede darüber nicht ertragen kann.

Zum guten Glücke wurden wir durch einen Jungen unterbrochen, den mein Vetter erst kürzlich zum Bedienten angenommen hatte, und den ich an seinem weiten Grenadiersrocke trotz eines künstlichen Schnurrbartes und eines falschen Zopfes alsbald für meinen Laternenputzer Felix erkannte.

Der Junge trat mit einem Hunde herein, der sogleich seinen Lauf nach dem Katzenverfehlage nahm. Dieß bemerkte mein Vetter, und endigte seine mineralogische Vorlesung; denn bereits hatte der Hund eine der Katzen am Schwanz gefaßt, und wollte sie durch das Gitter des Verfehlages herausziehen.

Mein Vetter lud gemächlich seine kleistifische Flasche um dem Hund einen derben Schlag zu versetzen; denn auf eine andre Art wußte er sich nie zu schlagen oder zu wehren; aber, wehe! auf einmal brach eine der hölzernen Stangen des Verfehlages, und zischend mit feurigen Augen fuhren die zwölf Katzen wie wüthend heraus auf uns zu.

»Wehrt euch mit diesen Steinen!« schrie Felix, und nahm einen Stein aus dem Cabinet meines Veters nach dem andern, und schmiß ihn den Katzen nach.

»Weh, meine Mineralienammlung!« schrie mein Vetter, und wollte den Jungen beim

Haarzöpfe faßen; als derselbe Haarzopf in feinen Händen zurückblieb, und der Junge, etwas vom Meere in den Bart brummend, die Treppen hinabsetzte.

Die Katzen waren alle schon durch eine verbrochene Fensterseibe gedrungen, und liefen über des Nachbars Dach auf dem Wetterableiter wie ein Blitz hin.

Auf dieß machte ich meinen Vetter aufmerksam; und so niedergefchlagen er war, so tröstete ihn diese Erfcheinung doch einigermaßen. Er erklärte sich den Lauf der Katzen so, indem er annahm daß durch das Reiben der Katzenfelle an der Glasseibe, die sie mit Gewalt paßierten, sich auf dem Felle Electricität in Menge müße entwickelt haben, welche Electricität die Katzen gezwungen hätte nach dem Blitzableiter ihren Lauf zu nehmen.

«Die Erfcheinung ist in der That merkwürdig» sprach mein Vetter, indem er geruhig die Steine wieder in die Fächer legte, «und erklärt einigermaßen warum die Katzen sich so gerne auf Dächern aufhalten.»

---

#### SIEBENTE VORSTELLUNG.

---

Jener Dichter, der in den Vorlesungen des Professors sich an den murrenden Bach legte, hatte auch seine Wohnung in diesem Gebäude.

Mein Vetter nannte ihn den Balladendichter Kullikeia, und lebte mit ihm in beständigem Zwist: denn mein Vetter war gar ein strenger Verteidiger des Verstandes, der Dichter aber behauptete daß Verstand bloß zufälliges Product der Blutcirculation sey.

Jetzt trat er in meines Veters Zimmer: eine thönerne Schüssel hatte er wie einen

Hut auf den Kopf gestürzt, hatte eine Art Mantel von schwarzem Zwillich an, und in der Hand eine Zither.

Er drehte sich fiegend im Zimmer umher. «Seyd ihr denn ganz vom Verstande gekommen?» wollte mein Vetter anfangen: da trat der Hausmeister des Baues hintennach, eine steife Figur mit gepudertem Haare und einer Gichtrose hinter dem Ohre.

«Herr Kullikeia» sprach er, «da draußen steht der Pedell Sie ins Career abzuholen; auch ist eine Commission schon längst auf Ihrem Zimmer versammelt, die Ihre Bücher und Schriften in Befehltag nimmt Ihnen im Vertrauen und als Freund gesagt, sind Sie wegen Ihres sonderbaren Betragens denen Herren Professoren schon längst verdächtig; auch sollen Sie, wie man sagt, Gedichte machen.»

«Eben das soll streng untersucht werden» sprach der herbeigekommene Pedell: «übergeben Sie mir nur in Güte die Schlüssel zu Ihren verschlossenen Kisten und Kästen; die Commission ist schon längst auf Ihrem Zimmer.»

«Ich habe nichts als ein Faß» sprach der Dichter: «in dem ist Alles, und das steht ohne Deckel da.»

«Die Sache wird nichts zu bedeuten haben» sprach der Pedell; «ich hoffe daß man Sie als ehrlichen Mann erfinden wird; die Gedichte werden wohl nur Stilübungen seyn.»

«Nein, es ist nur so gewiß, daß er ein Dichter ist» flüsterete der Hausmeister dem Pedell ins Ohr.

Der Dichter nahm lächelnd Abschied von uns: er wurde ins Career abgeführt; mein Vetter aber warf ihm ein schadenfrohes Gelächter nach, und zog mich mit sich nach dem Zimmer des Dichters.

---

NEUNTE SCHATTENREIHE. ERSTE VOR-  
STELLUNG.

---

Die Thüre des Zimmers war verschlossen; wir mußten uns bequemen durch das Schlüßelloch zu sehen; mein Vetter sah zuerst hinein.

«Die Commission» sprach er «besteht aus einem Praeses, einem Professor der Medicin, einem Doctor der Philosophie, einem Doctor Juris, und einem Doctor der Chirurgie.

«Das *Visum repertum* fiel freylich traurig für den Menschen aus» sprach der Doctor Philosophie: «um sein künftiges Fortkommen ist es gesehehen.»

«Hungertod spricht hier das Gesetz gewöhnlich» erwiederte der Doctor Juris. Sie lästerten noch etwas; das konnt' ich aber nicht verstehen.

Sie hatten alle Perücken auf und schwarze Mäntel an, bis auf den Doctor der Chirurgie: derselbe war ganz neuomodisch gekleidet, hatte einen Tituskopf, auch eine Brille; statt des altvaterischen Mantels aber hatte er nur einen handbreiten Streifen englischen Pflasters den Rücken hinabblattern.

Die Untersuchung schien beendigt; das Faß des Dichters stand versiegelt da; auch waren die Bilder von den Wänden herabgenommen.

Die Doctoren ließen sich alle auf Stühle nieder, und der Praeses, Professor der Medicin, dictierte dem Secretar das *Visum repertum* mit folgenden Worten in die Feder.

---

ZAHEVTE VORSTELLUNG.

---

«Die von einem hochpreislichen Senate zur Untersuchung der Kisten und Kästen des

der Dichtkunft suspecten *Stadtsi Philosophiar* Kullikeia ernannte Commission hat sich *sub dato* nach erhaltenem Befehle sogleich in das Zimmer Productens verfügt, alle *Contenta* deselbigen aufs genaueste beaugesehenigt und in Befehlag genommen, und lautet ein *Visum repertum* hierüber also:

Herr Doctor Chirurgie Siebhein war der erste (Siebhein machte eine Verbeugung) der uns, als wir dem Zimmer Productens uns naherten, auf einen verdächtigen specifischen Geruch aufmerksam machte, welcher uns aus demselben Zimmer entgegenquoll; und konnt' ich ihn mit nichts anderem vergleichen als mit dem Geruch einer *agua laurocerasi*, Kirschlorbeerwaßer; welche Vergleichung auch nach Herbeibringung einer solchen *agua* von allen Anwesenden für die füglichste erklärt wurde.

Bei Eröffnung des Zimmers nun erblickten wir nach Umschlagung der Thüre ein Kreuz mit schwarzer Farbe auf dieselbe gemalt, das sich fast, so zu sagen, auf dem ganzen Bauche der Thüre hinab als eine schwarze *linea alba* erstreckte, hie und da aber, wo die Borke der Farbe sich durch die Wärme etwas erhoben hatte, mehrere stahlgraue Puffeln zeigte.

Befagtes Kreuz endigte sich in einen natürlichen Fledermausflügel, *alam vespertilionis*, der auf die Thüre genagelt war.

Zu beiden Seiten des Kreuzes, so zu sagen auf der *regio hypochondriaca* der Thüre, erblickten wir, und zwar auf der *regione dextra*, einen drey Schuh hohen Holzschnitt, eine Weibsperson darstellend, darunter die Worte «Die vor Liebe sterbende Maria.»

Auf die *regionem sinistram* der Thüre fanden wir *detto* einen Holzschnitt genagelt, der ein ungeheuer lauges Pferd darstellte, auf welchem vier verschiedene Dragoner zu

gleicher Zeit ritten, darunter die Worte „Das Ross Bayart.“

In der Rückenegend des Zimmers, *quasi*, so zu sagen, der Thüre gegenüber, ob der Bettstelle Productens, entdeckte Herr Doctor Psychologie Zirbel zuerst (Zirbel machte eine Verbeugung) eine Menge sonderbarer Figuren mit Kohle im Umriß auf die Wand gezeichnet, *monstra per excessum et per defectum*, Nasen, Füße, Thiereschwänze, Augen, Rachen, Pferde mit Fischechwänzen und Fische mit Pferdsköpfen, Ritter, Zwerge, Riesen, Nonnen, Mönche, Könige, Teufel, auch Blumen verschiedener *generum et specierum*, unter welchen Herr Doctor Juris Hammerschlag zuerst die verdächtige Unterschrift „Träume, werdende Lieder“ bemerkte.

Andere *Contenta* und Mobilien im Zimmer erblickten wir nicht, als einen Schreibtisch, einen Stuhl, und einen ganz gewöhnlichen suspectlosen Stiefelnecht von hartem Holze.

Daher wurde jetzt zur Hauptuntersuchung, nämlich zur Zergliederung eines von uns allen schon längst bemerkten Oelfasses geschritten, das recht wie ein *Staphyloma* in einer Falte oder Ecke des Zimmers saß.

### DRITTE VORSTELLUNG.

Dem scharfsinnigen Beobachtungsgeiste Herrn Doctor Siebbeins entgieng bei Eröffnung dieses Fasses nicht eine runde warzenförmige Hervorragung, *protuberantia Siebbiniana* (Siebbein machte eine tiefe Verbeugung); an welcher er auf meinen Rath so lange zog, bis sie nachgab, und ihr noch zwanzig bis dreißig derley Tuberkeln, Wärz-

chen, oder schwarze Kügelchen folgten, die sich als ein Paternoster zu erkennen gaben, an welchem unten ein Kreuz von Marienglas hing.

Herr Doctor Siebbein stieß anjetzo auf einen Holzschnitt, den heiligen Rochus darstellend, bei dessen Auseinanderfaltung eine Menge theils gedruckter, theils geschriebener Mord- und Galgenhistorien, Gaßenhauer und Handwerksburfchenlieder über die Hände des untersuchenden Herrn Doctor Siebbeins floßen.

Nun aber stieß Herr Doctor Siebbein seiner Aussage nach auf den *Podicem* eines im Faß laufhenden suspecten Products.

Wir riefen *Podici* zu unter Erlaßung aller Strafe freywillig herauszu steigen, und wir thaten dieß zu wiederholten Malen.

Da aber weder Bewegung noch Antwort erfolgte, so zog Herr Doctor Siebbein auf meinen Rath mit Gewalt an Producten; und wir erkannten in ihm ein Paar Hofen, die mit schwarzer und weißer Wäsche völlig ausgestopft waren, und beim ersten Zufühlen sichtlich für die Leibestheile eines im Faße sich ungebührlicher Weise versteckt habenden halben *Studiost* gehalten werden konnten.

Ein harter Körper war es nun, der Herrn Doctor Siebbeinen jedes weitere Eindringen schwierig machte. Ich gab ihm den Rath denselben vor einer weitem Untersuchung zu entfernen und herauszunehmen: da zeigte sich derselbe als ein dicker in Pergament gebundener Folioband, enthaltend die Werke Hans Sachsens, welchem noch drey derley nebst einigen Quartbänden nachfolgten, betitelt: das Lied der Nibelungen, das Heldenbuch mit seinen Figuren, Historia aller Heiligen, des Knaben Wunderhorn, Altdeutsche Lieder.



Da wir jetzt nichts mehr als kleine Schriften und Blätter im Grunde des Faßes bemerkten, so stürzte Herr Doctor Siebbein das Faß um, und ließ diese *Fluida* herauslaufen; die wir theils für eigene geschriebene Lieder Productens, theils für Auszüge aus den Werken Jacob Behms, Novalis und anderer wahnwitziger Scribler, theils aber für hiechst verdächtige moralitätswidrige Schriften erkannten, die folgende Titel führten:

1) Fortunatus mit seinem Seckel und Wüfelhütlein, wie er daselbe bekommen, und ihm damit ergangen.

2) Wunderbarliche und seltsame Historien Tyll Eulenspiegels.

3) Die nützliche Unterweisung der sieben weisen Meister.

4) Historia von der unschuldig bedrängten Genovefa, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlichen Ehegemahls ergangen.

5) Historische Wunder-Beschreibung von der schönen Melusina, Königs Helmas in Albanien Tochter, welche eine Sirene und Meerwunder gewesen.

6) Historia von der schönen Magelona, eines Königs Tochter von Neapolis, und einem Ritter, genannt Peter mit den silbernen Schläßeln.

7) Kaiser Octavianus, das ist eine anmuthige Historie wie Kaiser Octavianus sein Weib sammt zweyen Söhnen ins Elend geschickt.

8) Wundersehene Historia von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Abenteuer dieser theure Ritter ausgestanden.

9) Sehene und lustige Historie von den vier Heymons-Kindern, Adelhart Riffart Wittfart und Reinold, sammt ihrem Rofs Bayard, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden begangen.

10) Historia von Marggraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel, und was sich mit ihm zugetragen.

11) Historia von dem edeln Finken-Ritter, oder vom weiterfahrenden Ritter Herrn Polycarpo von Clarissa, genannt der Finken-Ritter.

Bei Ansklopfung des Faßes folgte auf diese Schriften eine Menge Staub, mit denen Excrementen von Spinnen und Mäusen vermischt; welcher Staub sorgfältig zusammengekehrt und zu einer weitern chemischen Untersuchung in verschiedene Gläser vertheilt wurde.\*

---

#### VIERTE VORSTELLUNG.

---

Doctor Siebbein hatte die Augbraunen meines Veters wahrscheinlich durch das Schließelloch bemerkt: er öffnete die Thüre, und kam entranen wir noch die Treppe hinab seinen Blicken.

Mein Vetter schlich sich nach einer Weile auf einer Seitentreppe wieder mit mir hinauf: da war aber das Zimmer des Dichters schon versiegelt, und die Commission aus einander gegangen. Mein Vetter sah durchs Schließelloch, und bemerkte nichts als einige Sperlinge die in dem verlassenem Zimmer umherhüpften; auch sah er eine Maus in der Ecke des Zimmers sitzen; worüber er gar betrübt wurde: denn der Dichter war doch sein Freund, ob sie gleich einander immer in den Haaren lagen, und entgegengesetzte Pole darstellten, die aber eben wegen ihrer Verschiedenheit einander immer anziehen.

Er schwur beim Donner und Blitz seinen Freund zu rächen, und setzte alsbald seine Voltaische Säule in volle Thätigkeit, lud

auch seine electriche Batterie, und verfertigte Knallfilber und Vexierglefer. Der Postknecht hatte schon zu wiederholten Malen geblasen: ich wüncchte meinem Vet-

ter Glück zu seinen kriegerischen Unternehmungen, wir umarmten uns, und ich bestieg den Postwagen.

---

## ADELBERT VON CHAMISSO.

---

### PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE.

---

#### I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich sehr beschwerlichen Seefahrt erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich selbst mit meiner kleinen Habseligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, gieng ich in das nächste geringste Haus hinein vor welchem ich ein Schild hängen sah. Ich begehrte ein Zimmer: der Hausknecht maß mich mit einem Blick, und führte mich unters Dach. Ich ließ mir frisches Wasser geben, und genau beschreiben wo ich den Herrn Thomas John aufzusuchen habe. «Vor dem Norderthor, das erste Landhaus zur rechten Hand, ein großes neues Haus von roth und weißem Marmor mit vielen Säulen.» Gut. Es war noch früh an der Zeit: ich schnürte sogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten schwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine besten Kleider, steckte das Empfehlungsschreiben zu mir, und setzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne der mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich seyn sollte.

3 Nachdem ich die lange Norderstraße hinaufgestiegen, und das Thor erreicht, sah ich bald die Säulen durch das Grüne schimmern. «Also hier» dacht' ich. Ich wischte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, setzte mein Halstuch in Ordnung, und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür sprang auf. Auf der Flur hatt' ich ein Verhör zu bestehn: der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre in den Park gerufen zu werden, wo Herr John mit einer kleinen Gesellschaft sich ergieng. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze seiner wohlbeleibten Selbstzufriedenheit. Er empfing mich sehr gut, wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte sich sogar gegen mich ohne sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. «So, so! von meinem Bruder! ich habe lange nichts von ihm gehört. Er ist doch gesund? Dort» fuhr er gegen die Gesellschaft fort ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, «dort laß' ich das neue Gebäude aufführen.» Er brach das Siegel auf, und das Gespräch nicht ab, das sich auf den

Reichthum lenkte. «Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million» warf er hinein, «der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft.» «O wie wahr!» rief ich aus mit vollem überstremenden Gefühl. Das mußte ihm gefallen: er lächelte mich an, und sagte «Bleiben Sie hier, lieber Freund! nachher hab' ich vielleicht Zeit Ihnen zu fagen was ich hiezu denke»: er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. Er bot einer jungen Dame den Arm; andere Herrn bemühten sich um andere Schönen: es fand sich was sich paßte, und man wallte dem rosenumblühten Hügel zu.

Ich schlich mich hinterher ohne Jemandem beschwerlich zu fallen: denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt: es ward getändelt und geseherzt; man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich ergieng besonders der Witz über abwesende Fremde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd um von alle dem Vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt um den Sinn auf solche Räthsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne Fanny, wie es schien die Herrinn des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen: sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereigniß brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde Englisches Pflaster gesucht. Ein stiller dünner hager länglicher ältlicher Mann, der neben mir gieng, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schooßtasche seines altfränkischen grautaffentnen Rockes,

brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie, und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank: die Wunde ward verbunden, und man gieng weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermesslichen Ocean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punct erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. «Ein Fernrohr her!» rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dolond hervorgezogen, und es dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Aug bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sey das Schiff das gestern aufgelaufen, und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr gieng von Hand zu Hand, und nicht wieder in die des Eigenthümers; ich aber sah verwundert den Mann an, und wußte nicht wie die große Maschine aus der wuzigen Tasche herausgekommen war: es schien aber Niemandem aufgefallen zu seyn, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Aufwand, und richtete da zum zweyten Mal ein Wort an mich: «Eßen Sie nur! das haben Sie auf der See nicht gehabt.» Ich verbeugte mich; aber er sah es nicht: er sprach schon mit jemand anderem.

Man hätte sich gern auf den Rafen am Abhange des Hügels der ausgefpannten Landfchaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gefcheut. «Es wäre göttlich» meinte wer aus der Gefellfchaft, «wenn man türkiſche Teppiche hätte ſie hier auszubreiten.» Der Wunſch war nicht ſo bald ausgeſprochen, als ſchon der Mann im grauen Rock die Hand in der Taſche hatte, und mit beſcheidener, ja demüthiger Gebärde einen reichen gold-durchwirkten türkiſchen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müſe es ſo feyn, und entfalteteten ihn am begehrten Orte. Die Gefellfchaft nahm ohne Umſtände Platz darauf; ich wiederum ſah betroffen den Mann, die Taſche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wiſſend was ich dazu denken ſollte, beſonders da Niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufſchluß über den Mann gehabt, und gefragt wer er ſey; nur wußt' ich nicht an wen ich mich richten ſollte: denn ich fürchtete mich faſt noch mehr vor den Herrn Bedienten als vor den bedienten Herrn. Ich faßte endlich ein Herz, und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderm Anſehen ſchien als die Andern, und der öfter allein geſtanden hatte. Ich bat ihn leiſe mir zu ſagen wer der gefällige Mann ſey dort im grauen Kleide. «Dieſer, der wie ein Ende Zwirn ausſieht? der einem Schneider aus der Nadel entlaufen iſt?» «Ja, der allein ſteht.» «Den kenn' ich nicht» gab er mir zur Antwort; und, wie es ſchien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden wandt' er ſich weg und ſprach von gleichgültigen Dingen mit einem Andern.

Die Sonne ſieng jetzt ſtärker zu ſcheinen an, und ward den Damen befehwlich: die ſchöne Fanny richtete nachläßig an den grauen Mann, den, ſo viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leiſtſinnige Frage ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei ſich habe? Er beantwortete ſie durch eine ſo tiefe Verbengung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte ſchon die Hand in der Taſche, aus der ich Zeuge Stangen Schnüre Eiſenwerk, kurz alles was zu dem prachtvollſten Luftzelt gehört, herauskommen ſah. Die jungen Herrn halfen es ausſpannen, und es überhieng die ganze Ausdehnung des Teppichs; und keiner fand noch etwas Außerordentliches darin.

Mir war ſchon lang' unheimlich, ja graulich zu Muth: wie ward mir vollends, als beim nächſt ausgeſprochenen Wunſch ich ihn noch aus ſeiner Taſche drey Reitpferde, ich ſage Dir, drey ſchöne große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen ſah! Denke Dir um Gotteswillen! drey gefattelte Pferde noch aus derſelben Taſche, woraus ſchon eine Brieffaſche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Luftzelt von derſelben Größe und alle dazu gehöri-gen Stangen und Eiſen herausgekommen waren! Wenn ich Dir nicht betheuerte es ſelbſt mit eigenen Augen angeſehen zu haben, würdeſt Du es gewiß nicht glauben.

So verlegen und demüthig der Mann ſelbſt zu ſeyn ſchien, ſo wenig Aufmerkſamkeit ihm auch die Andern ſchenkten, ſo ward mir doch ſeine bloße Erſcheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, ſo ſchauerlich, daß ich ſie nicht länger ertragen konnte.

Ich beſchloß mich aus der Gefellfchaft zu ſtehlen; was bei der unbedeutenden

Rolle die ich darinnen spielte mir ein Leichtes fehlen. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder versuchen, und, wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. Wiere es mir nur so zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich schon wirklich durch den Rosenhain den Hügel hinab glücklich geföhlichen, und befand mich auf einem freyen Rasenplatz, als ich aus Furcht außer den Wegen durchs Gras gehend angetroffen zu werden einen forschenden Blick um mich warf. Wie erschrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen sah! Er nahm sogleich den Hut vor mir ab, und verneigte sich so tief, als noch Niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte ohne grob zu seyn es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder, und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an, und war wie ein Vogel den eine Schlange gebannt hat. Er selber schien sehr verlegen zu seyn: er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen Malen, trat näher, und redete mich an mit leiser Stimme, ungefähr im Tone eines Betelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannter Weise aufzufuchen: ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst“ — „Aber um Gottes willen, mein Herr!“ brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann thun der“ — Wir stutzten beide, und wurden, wie mir düncht, roth.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während

der kurzen Zeit wo ich das Glück genoß mich in ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal (erlauben Sie daß ich es Ihnen sage) wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichsam mit einer gewissen edlen Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freylich kühne Zumuthung: sollten Sie sich wohl nicht abgeneigt finden mir diesen Ihren Schatten zu überlassen?“

Er schwieg, und mir giengs wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt' ich aus dem seltsamen Antrag machen mir meinen Schatten abzukaufen? „Er muß verrückt seyn“ dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demuth des feinigsten besser paßte, erwiederte ich also: „Ei, ei, guter Freund! habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug? Das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz absonderlichen Sorte.“ Er fiel sogleich wieder ein „Ich hab' in meiner Tasche manches was dem Herrn nicht ganz unwerth seheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt' ich den höchsten Preis zu gering.“

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wußte nicht wie ich ihn hatte Guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort, und suchte es, wo möglich, mit unendlicher Heßlichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthanigsten Knecht! Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut: wie könnt' ich nur meinen Schatten“ — Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubniß hier auf der Stelle diesen edlen Schatten

aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache sey meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlasse ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien die ich in der Tasche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch das wird wohl nichts für Sie seyn: 10  
 heßer Fortunati Wüfchhütlein, neu und haltbar wieder restauriert; auch ein Glücksfeckel, wie der feine gewesen." "Fortunati Glücksfeckel?" fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Ducaten vor den Augen.

"Belieben gnädigt der Herr diesen Seckel 20  
 zu besichtigen und zu erproben." Er steckte die Hand in die Tasche, und zog einen mäßig großen festgenähten Beutel von starkem Corduanleder an zwey tüchtigen ledernen Schnüren heraus, und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein, und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn: ich hielt ihm schnell die Hand hin: "Topp! der Handel gilt: für den Beutel haben Sie meinen Schatten." Er schlug ein, kniete dann ungefaumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten vom Kopf bis zu meinen Füßen leise von dem Grafe lösen, aufheben, zusammenrollen und falten, und zuletzt einstecken. Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir, und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leise für sich 40  
 lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest; rund um mich her war die

Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Befinnung.

---

 II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold; dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest, und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße, und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu gieng, hört' ich hinter mir sehreyen "Junger Herr! he, junger Herr! hören Sie doch!" Ich sah mich um: ein altes Weib rief mir nach "Sehe sich der Herr doch vor! Sie haben Ihren Schatten verloren." "Danke, Mütterchen!" ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeynten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore muß' ich gleich wieder von der Schildwacht hören "Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?" und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen "Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!" 30  
 Das sieng an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig in die Sonne zu treten. Das gieng aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breite Straße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar zu meinem Unheil in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule giengen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrey der sämmtlichen litterarischen Straßenjugend der Vorstadt; welche sofort mich zu recensieren und mit Koth

zu bewerfen anfing: Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne giengen. Um sie von mir abzuwehren warf ich Gold zu vollen Händen unter sie, und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fieng ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten heher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben: was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden?

Ich war noch sehr verffert, als der Wagen vor meinem alten Wirthshaufe hielt: ich erschrak über die Vorstellung nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin, und befohl vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen: ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen, und verschloß mich darin sobald ich konnte.

Was denkest Du daß ich nun anfing? O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth die wie eine flackernde Feuersbrunst sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren,

und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank, und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So vergieng der Tag, der Abend: ich schloß meine Thür nicht auf; die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermaunte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir: es ward mir als stünde ich hinter der Glashüre deines kleinen Zimmers, und sehe Dich von da an deinem Arbeitstische zwischen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen; vor Dir waren Haller Humholdt und Linné aufgeschlagen; auf deinem Sopha lagen ein Band Gøthe und der Zauberring. Ich betrachtete Dich lange, und jedes Ding in deiner Stube, und dann Dich wieder: Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem: Du warst todt.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu seyn. Meine Uhr stand. Ich war wie zerfchlagen; durstig und hungrig auch noch: ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegeben. Ich stieß von mir mit Unwillen und Überdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gefättiget: nun wußt' ich verdrießlich nicht was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben: ich versuchte ob es der Beutel wieder verschlingen wollte: nein! Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen es mühsam und mit sauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Cabinet stand, zu schleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl, und erwartete daß sich Leute im Haufe zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war,

zu eßen bringen, und den Wirth zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den nähern Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe wars, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete, und mir mein düstres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schuftern Schneidern und Kaufleuten zu; ich richtete mich ein, und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine um nur Etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden: es schien aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwelte indess über meinen Zustand in den ängstlichsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür, und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftritts mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Haufe. Erst auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefste Mitleid das ich ihnen einflößte:

Äußerungen die mir die Seele nicht milder durchbohrten als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von Ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich: sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhällte ihr schönes Antlitz in ihren Schleyer, ließ den Kopf sinken, und gieng lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich sehwendend ins Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Tage war meine erste Sorge nach dem Manne im grauen Rocke überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden; und wie glücklich, wenn ihn wie mich der thörichte Handel gereuen sollte! Ich ließ Bendel vor mich kommen: er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen; ich schilderte ihm genau den Mann in dessen Besitz ein Schatz sich befand ohne den mir das Leben nur eine Qual sey. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen; beschrieb ihm alle die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu, er solle sich nach einem Dolmetschen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtluftzelt, und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Gesellschaft, ohne zu bestimmen wie, mit der des räthselhaften Mannes zusammenhieng, welcher Allen unbedeutend geschienen, und



dessen Erfcheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hätte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Last wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelfeine und Juwelen noch hinzu für einen größern Werth. «Bendel» sprach ich, «dieses ebnet viele Wege, und macht vieles leicht was unmöglich schien: sey nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern geh, und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten auf denen seine alleinige Hoffnung beruht.»

Er gieng. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von seinen Gästen (er hatte alle gesprochen) wußte sich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Telescope war da, und Keiner wußte wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demselben Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen: die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und Keiner wußte von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte seinen Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wisse woher er sie habe. Die Pferde hatten die jungen Herren die sie geritten in ihren Ställen, und sie priesen die Freygebigkeit des Herrn John, der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, dessen rascher Eifer und verständige Führung auch bei so fruchtlosem Erfolge mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster mich allein zu lassen.

«Ich habe» hub er wieder an «meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute Jemand gegeben, welchem ich

vor der Thür begegnete, da ich zu dem Gefährte ausgieng, wo ich so unglücklich gewesen. Die eigenen Worte des Mannes waren «Sagen Sie dem Herrn Peter Schle-  
mühl, er würde mich hier nicht mehr sehen,  
da ich übers Meer gehe, und ein günstiger  
Wind mich so eben nach dem Hafen ruft.  
Aber über Jahr und Tag werde ich die  
Ehre haben ihn selber aufzufuchen und ein  
anderes, ihm dann vielleicht annehmliches  
Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich  
ihm unterthanigst, und versichern ihn mei-  
nes Dankes.» Ich frag ihn wer er wäre:  
er sagte aber, Sie konnten ihn schon.»

«Wie sah der Mann aus?» rief ich voller Ahnung. Und Bendel befahl mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getren in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt nach dem er sich erkundigt.

«Unglücklicher!» schrie ich händeringend, «das war er ja selbst!» und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. «Ja, er war es, war es wirklich!» rief er erschreckt aus, «und ich Verblendeter Blödsinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt, und meinen Herrn verrathen!»

Er brach heiß weinend in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung in der er war mußte mir selber Mitleiden einfließen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihn wiederholt, ich setzte keinen Zweifel in seine Treue, und schickte ihn alsbald nach dem Hafen um wo möglich die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltstrichen, alle nach anderen Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden.

## JOSEPH FREYHERR VON EICHENDORFF.

### AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS.

#### NEUNTES CAPITEL.

**Die treuen Berg stehn auf der Wacht:**

»Wer streicht bei stiller Morgenzeit

Da aus der Fremde durch die Haid?»

Ich aber mir die Berg betracht,

Und lach' in mich vor großer Luft,

Und rufe recht aus frischer Brust

Parol' und Feldgeschrey folgende:

Vivat Oestreich!

Da kennt mich erst die ganze Rund:

Nun grüßen Bach und Vöglein zart

Und Wälder rings nach Landesart;

Die Donau blitzt aus tiefem Grund;

Der Stephansthurm auch ganz von fern

Guckt ühern Berg und fah mich gern;

Und ist ers nicht, so kommt er doch gleich.

Vivat Oestreich!

Ich stand auf einem hohen Berge, wo man zum ersten Mal nach Oestreich hinein sehen kann, und schwenkte voller Freude noch mit dem Hute, und sang die letzte Strophe: da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Musik von Blasinstrumenten mit ein. Ich dreh mich schnell um, und erblicke drey junge Gefellen in langen blauen Mänteln: davon bläst der eine Oboe, der andere die Clarinett, und der dritte, der einen alten Dreyftutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn; die accompagnierten mich plötzlich, daß die ganze Wald erschallte. Ich, nicht zu faul, ziele meine Geige hervor, und spiele und singe folgende mit. Da sah einer den andern bedenklich an; der Waldhorn-

nist ließ dann zuerst seine Bausbacken wieder einfallen, und setzte sein Waldhorn ab; bis am Ende alle stille wurden, und mich aufsehenden. Ich hielt verwundert ein, und

5 sah sie auch an. »Wir meinten« sagte endlich der Waldhornist, »weil der Herr so einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reisender Engländer, der hier zu Fuß die

schöne Natur bewundert: da wollten wir uns ein *Vaticum* verdienen. Aber mir scheint,

10 der Herr ist selber ein Musicant.« »Eigentlich ein Einnehmer« versetzte ich, »und komme direct von Rom her: da ich aber seit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, so

15 habe ich mich unterwegs mit der Violine durchgeschlagen.« »Bringt nicht viel heut zu Tage« sagte der Waldhornist, der unter-

deß wieder an den Wald zurückgetreten war, und mit seinem Dreyftutzer ein kleines

20 Feuer anzachte, das sie dort angezündet hatten. »Da gehn die blasenden Instrumente schon besser« fuhr er fort: »wenn so eine Herrschaft ganz ruhig zu Mittag speist, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vor-

25 haus, und fangen alle drey aus Leibeskräften zu blasen an: gleich kommt ein Bedienter herausgesprungen mit Geld oder Eisen, damit sie nur den Lärm wieder los werden.

Aber will der Herr nicht eine Collation mit uns einnehmen?»

30 Das Feuer loderte nun recht lustig im Walde; der Morgen war frisch: wir setzten uns alle rings umher auf den Rasen, und zwey von den Musicanten nahmen ein Töpf-

chen, worin Kaffee und auch schon Milch war, vom Feuer, holten Brot aus ihren Manteltaschen hervor, und trunkten und tranken abwechselnd aus dem Topfe, und es schmeckte ihnen so gut, daß es ordentlich eine Lust war anzusehen. Der Waldhornist aber sagte 'Ich kann das schwarze Gefäß nicht vertragen', und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen über einander gelegten Butterschnitte; dann brachte er eine Flasche Wein zum Vorschein. 'Will der Herr nicht auch einen Schluck?' Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber schnell wieder absetzen und das ganze Gesicht verzicht: denn es schmeckte wie Drey-Männer-Wein. 'Hiefiges Gewächs' sagte der Waldhornist: 'aber der Herr hat sich in Italien den deutschen Geschmack verdorben.'

Darauf kramte er eifrig in seinem Schuback, und zog endlich unter allerley Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiser in vollem Ornate zu sehen war, den Scepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete sie auf dem Boden behutsam aus einander, die Andern rückten näher heran, und sie be-rathschlagten nun zusammen was sie für eine Marshrouten nehmen sollten.

'Die Vacanz geht bald zu Ende' sagte der Eine: 'wir müssen uns gleich von Linz links abwenden: so kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag.' 'Nun wahrhaftig!' rief der Waldhornist, 'wem willst du da was vorpeifen? Nichts als Wälder und Kohlenbauern; kein geläuterter Kunstgeschmack, keine vernünftige freye Station!' 'O Narrenspößen!' erwiderte der Andere; 'die Bauern sind mir gerade die liebsten: die wissen am besten wo einen der Schuh drückt, und nehmens nicht so genau, wenn man manchmal eine falsche Note bläst.' 'Das macht, du hast kein *point d'honneur*' ver-

setzte der Waldhornist; '*odi profanum vulgus et arceo*' sagt der Lateiner.' 'Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben' meinte der Dritte: 'so kehren wir bei den Herren Pfarrern ein.' 'Gehorfamster Diener!' sagte der Waldhornist: 'die geben kleines Geld und große Sermonen, daß wir nicht so unnütz in der Welt herum-schweifen, sondern uns besser auf die Wissen-schaften applicieren sollen; besonders wenn sie in mir den künftigen Herrn Confrater wittern. Nein, nein! *Clericus clericum non decimat*. Aber was giebt es denn da über-haupt für große Noth? Die Herren Professoren sitzen auch noch im Karlsbade, und halten selbst den Tag nicht so genau ein.' 'Ja, *distinguendum est inter et inter*' er-wiederte der Andere; '*quod licet Jovi, non licet bovi*.'

Ich aber merkte nun daß es Prager Stu-denten waren, und bekam einen ordentlichen Respect vor ihnen, besonders da ihnen das Latein nur so wie Wasser vom Munde floß. 'Ist der Herr auch ein Studierter?' fragte mich darauf der Waldhornist. Ich erwiederte bescheiden daß ich immer besondere Lust zum Studieren, aber kein Geld gehabt hätte. 'Das thut gar nichts' rief der Waldhornist: 'wir haben auch weder Geld noch reiche Freundschaft. Aber ein geschudter Kopf muß sich zu helfen wissen. *Aurora Mysis amica*, das heißt zu Deutsch: mit vielem Frühstückchen sollst du dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Thurm zu Thurm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Gesebrey aus dem alten finstern Collegium heraus brechen, und im Sonnenschein durch die Gassen schwärmen: da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeister, und finden unsern gedeckten Tisch; und ist er auch

nicht gedeckt, so steht doch für jeden ein voller Topf darauf: da fragen wir nicht viel darnach, und eben, und perfectionieren uns dabei noch im Lateinischsprechen. Sieht der Herr, so studieren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vacanz kommt, und die Andern fahren und reiten zu ihren Ältern fort, da wandern wir mit unsern Instrumenten unterm Mantel zum Thore hinaus, und die ganze Welt steht uns offen.\*

Ich weiß nicht, wie er so erzählte, gieng es mir recht durchs Herz, daß so gelehrte Leute so ganz verlassen seyn sollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich selber nicht anders gienge, und die Thränen traten mir in die Augen. Der Waldhornist sah mich groß an. «Das thut gar nichts» fuhr er wieder weiter fort: «ich möchte gar nicht so reisen, Pferde und Kaffee und frisch überzogene Betten und Nachtmützen und Stiefelknacht voransbestellt. Das ist just das Schönste, wenn wir so früh Morgens heraustreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehen, daß wir gar nicht wissen welcher Schorastein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann.» «Ja» sagte der Andere, «und wo wir hinkommen, und unsere Instrumente herausziehen, wird Alles fröhlich; und wenn wir zur Mittagsstunde auf dem Lande in ein Herrschaftshaus treten, und im Hausflur blasen, da tanzen die Mägde mit einander vor der Hausthür, und die Herrschaft läßt die Saalthür etwas aufmachen, damit sie die Musik drin besser hören; und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratendunst in den freudenreichen Schall heraus gezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdröhen sich fast die Hälfte um die Muscanten draußen zu

fehn.» «Wahrhaftig!» rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, «laßt die Andern nur ihre Compendien repetieren! wir studieren unterdeß in dem großen Bilderbuche das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat. Ja, glaub nur der Herr, aus uns werden gerade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wissen, und mit der Faust auf die Kanzel schlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirschung das Herz im Leibe bersten möchte.»

Wie sie so sprachen, wurde mir so lustig in meinem Sinn, daß ich gleich auch hätte mit studieren mögen. Ich konnte mich gar nicht satt hören: denn ich unterhalte mich gern mit studierten Leuten, wo man etwas profitieren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Discurse kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin Angst geworden, weil die Vacanz so bald zu Ende gehen sollte. Er hatte daher hurtig sein Clarinett zusammengesetzt, ein Notenblatt vor sich auf das aufgestemmte Knie hingelegt, und exercierte sich eine schwierige Passage aus einer Messe ein, die er mitblasen sollte, wenn sie nach Prag zurückkämen. Da saß er nun und fingerte, und püß dazwischen manchmal so falsch, daß es einem durch Mark und Bein gieng, und man oft sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Auf einmal schrie der Waldhornist mit seiner Bassstimme «Topp, da hab' ich es!» er schlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der Andere ließ auf einen Augenblick von seinem fleißigen Blasen ab, und sah ihn verwundert an. «Hert!» sagte der Waldhornist: «nicht weit von Wien ist ein Schloß, auf dem Schloße ist ein Portier, und der Portier ist mein Vetter! Theuerste Condiscipels, da müssen wir hin, ma-

ehen dem Herrn Vetter unfer Compliment, und er wird dann schon dafür sorgen, wie er uns wieder weiter fortringt!" Als ich das hörte, fuhr ich gefchwind auf. "Bleibt er nicht auf dem Fagott?" rief ich, "und ist von langer gerader Leibesbefchaffenheit, und hat eine große vornehme Nase?" Der Waldhornift nickte mit dem Kopfe. Ich aber umarmte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreyftutzer vom Kopfe fiel; und wir befehloßen nun fogleich alle mit einander im Poffchiffe auf der Donau nach dem Schloß der fehönen Grafinn hinunter zu fahren.

Als wir an das Ufer kamen, war schon Alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gaftwirth, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, ftand breit und behaglich in feiner Hausthür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abfchied allerley Witze und Redensarten erfchallen; während in jedem Fenster ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die fo eben die letzten Pakete nach dem Schiffe fchafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Überrock und fehwarzem Halstuch, der auch mitfahren wollte, ftand am Ufer, und sprach fehr eifrig mit einem jungen fehlanfen Bürfchchen, das mit langen ledernen Beinkleidern und knapper feharlachrother Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer faß. Es fehlten mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn fie beide zuweilen nach mir hinflickten und von mir fprechen. Zuletzt lachte der alte Herr; das fehlanke Bürfchchen fehmalzte mit der Reitgerte, und fprengte mit den Lerchen über ihm um die Wette durch die Morgenluft in die blitzende Landfchaft hinein.

Unterdefß hatten die Studenten und ich unfer Caffé zufammengefehloßen. Der Schiffer lachte und fehüttelte den Kopf, als ihm der Waldhornift damit unfer Fährgeld in

launter Kupferftücken aufzählte, die wir mit großer Noth aus allen unfern Tafchen zufammengebracht hatte. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau fo recht vor mir fah; wir fprangen gefchwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und fo flogen wir nun im fehönften Morgenplanze zwifchen den Bergen und Wiefen hinunter.

Da fehlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern; hoch in der Luft hörte man manchmal die Vögel dazwifchen. Von dem Schiffe aber jubilierte und fehmetterte ein Canarienvogel mit darein, daß es eine rechte Luft war.

Der gehörte einem hübfchen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben fich ftehen; von der andern Seite hielt fie ein feines Bündel Wäfche unterm Arm: fo faß fie ganz ftill für fich, und fah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reifefchuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Waßer vor fich hinunter, und die Morgenfonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der fie die Haare fehr fauber gefcheitelt hatte.

Ich merkte wohl daß die Studenten gern einen heßlichen Discours mit ihr angefponnen hätten: denn fie giengen immer an ihr vorüber, und der Waldhornift räufperte fich dabei, und rückte bald an feiner Halsbinde, bald an feinem Dreyftutzer. Aber fie hatten keine rechte *Courage*, und das Mädchen fhlug auch jedesmal die Augen nieder, fo bald fie ihr näher kamen.

Befonders aber genierten fie fich vor dem ältlichen Herrn mit dem grauen Überrocke, der nun auf der andern Seite des Schiffes faß, und den fie gleich für einen Geiftlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor fich, in

welchem er las, dazwischen aber oft in die schöne Gegend von dem Buche auffah, dessen Goldschnitt und die vielen darin gelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenschein blitzten. Dabei bemerkte er auch sehr gut was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald die Vögel an ihren Federn: denn es dauerte nicht lange, so redete er einen von den Studenten lateinisch an; worauf alle drey herantraten, die Hüte vor ihm abnahmen, und ihm wieder lateinisch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdeß ganz vorn auf die Spitze des Schiffes gesetzt, ließ vernügt meine Beine über dem Wasser herunter baumeln, und blickte, während das Schiff so fort flog, und die Wellen unter mir rauschten und schäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Thurm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs, und endlich hinter uns wieder verschwand. «Wenn ich nur heute Flügel hätte!» dachte ich; und zog endlich voll Ungeduld meine liebe Violine hervor, und spielte alle meine ältesten Stücke durch, die ich noch zu Hause und auf dem Schloß der schönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir Jemand von hinten auf die Achsel. Es war der geistliche Herr, der unterdeß sein Buch weggelegt und mir schon ein Weichen zugehört hatte. «Ei» sagte er lachend zu mir, «ei, ei, Herr *ludi magister!* Essen und Trinken vergißt Er.» Er hieß mich darauf meine Geige einstecken um einen Imbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen lustigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tisch hinstellen lassen, und ich, die Studenten, und selbst das junge

Mädchen, wir mußten uns auf die Fäßer und Pakete rings herum setzen.

Der geistliche Herr packte nun einen großen Braten und Buttersehnitten aus, die sorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaschen und einen silbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, schenkte ein, kostete erst, roch daran, und prüfte wieder, und reichte dann einem jeden von uns. Die Studenten saßen ganz kerzengerade auf ihren Fäßern, und aßen und tranken nur sehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tauchte bloß das Schnäbelehen in den Becher, und blickte dabei schüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten: aber je öfter sie uns ansah, je dreister wurde sie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geistlichen Herrn daß sie nun zum ersten Male von Hause in Condition komme, und so eben auf das Schloß ihrer neuen Herrschaft reife. Ich wurde über und über roth: denn sie nannte dabei das Schloß der schönen gnädigen Frau. «Also das soll meine zukünftige Kammerjungfer seyn» dachte ich, und sah sie groß an, und mir schwindelte fast dabei. «Auf dem Schloße wird es bald eine große Hochzeit geben» sagte darauf der geistliche Herr. «Ja» erwiderte das Mädchen, die gern von der Geschichte mehr gewußt hätte; «man sagt, es wäre schon eine alte heimliche Liebchaft gewesen, die Gräfinn hätte es aber niemals zugeben wollen.» Der Geistliche antwortete nur mit «Hm hm», während er seinen Jagdbecher voll schenkte, und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tisch vorgelegt um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geistliche Herr bemerkte es. «Ich kanns euch wohl sagen» hub er wieder an: «die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundtschaft ausgeschiedt ob

der Bräutigam schon vielleicht hier in der Gegend sey. Eine Dame aus Rom hat geschrieben daß er schon lange von dort fort sey.' Wie er von der Dame aus Rom anfieng, wurd' ich wieder roth. 'Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?' fragte ich ganz verwirrt. 'Nein' erwiderte der alte Herr, 'aber er soll ein lustiger Vogel seyn.' 'O ja' sagte ich hastig, 'ein Vogel der aus jedem Käfig ausreißt, sobald er nur kann, und lustig singt, wenn er wieder in der Freyheit ist.' 'Und sich in der Fremde herumtreibt' fuhr der Herr gelaßen fort, 'in der Nacht *gaffatin* geht, und am Tage vor den Hausthüren schleift.' Mich verdroß das sehr. 'Ehrwürdiger Herr' rief ich ganz hitzig aus, 'da hat man Euch falsch berichtet. Der Bräutigam ist ein moralischer schlanker hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schloße auf großem Fuß gelebt hat; der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen ist; der sein Geld wohl zu Rathe zu halten weiß, wenn er nur welches hätte; der' — 'Nun, nun! ich wußte nicht daß Ihr ihn so gut kennt' unterbrach mich hier der Geistliche, und lachte dabei so herzlich, daß er ganz blau im Gesichte wurde, und ihm die Thränen aus den Augen rollten. 'Ich hab doch aber gehört' ließ sich nun das Mädchen wieder vernehmen, 'der Bräutigam wäre ein großer, überaus reicher Herr.' 'Ach Gott! ja doch, ja! Confusion, nichts als Confusion!' rief der Geistliche, und konnte sich noch immer vor Lachen nicht zu Gute geben, bis er sich endlich ganz verhuftete. Als er sich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Høh, und rief 'Das Brautpaar soll leben!' Ich wußte gar nicht was ich von dem Geistlichen und seinem Gerede denken sollte: ich schämte mich aber wegen der remischen Geschichten

ihm hier vor allen Leuten zu sagen daß ich selber der verlorene glückselige Bräutigam sey.

Der Becher gieng wieder fleißig in die Runde; der geistliche Herr sprach dabei freundlich mit Allen, so daß ihm bald jeder gut wurde, und am Ende Alles fröhlich durch einander sprach. Auch die Studenten wurden immer redfeliger, und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis sie endlich gar ihre Instrumente holten, und lustig zu blasen anfiengen. Die kühle Waferluft strich dabei durch die Zweige der Laube; die Abendsonne vergoldete schon die Wälder und Thaler, die schnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen wiederhallten. Und als dann der Geistliche von der Musik immer vergnügter wurde, und lustige Geschichten aus seiner Jugend erzählte, wie auch er zur Vacanz über Berge und Thaler gezogen, und oft hungrig und durstig, aber immer fröhlich gewesen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vacanz sey zwischen der engen düstern Schule und der ersten Amtsarbeit: da tranken die Studenten noch einmal herum, und stimmten dann frisch ein Lied an, daß es weit in die Berge hinein schallte.

Nach Süden nun sich lenken  
Die Vöglein allzumal:  
Viel Wanderer lustig sehnenken  
Die Hü' im Morgenstral.  
Das find die Herrn Studenten:  
Zum Thor hinaus es geht;  
Auf ihren Instrumenten  
Sie blasen zum Valet:  
Ade in die Läng' und Breite!  
O Prag, wir ziehn in die Weite;  
*Et habeat bonam pacem*  
*Qui sedet post fornacem!*

Nachts wir durchs Städtlein schweifen:  
Die Fenster schimmern weit;

Am Fenster drehn und schleifen  
 Viel schön geputzte Leut.  
 Wir blasen vor den Thüren,  
 Und haben Durst genug:  
 Das kommt vom Musizieren;  
 Herr Wirth, einen frischen Trunk!  
 Und siehe, über ein Kleines  
 Mit einer Kanne Weines  
*Venit ex sua domo*  
*Beatus ille homo.*

Nun weht schon durch die Wälder  
 Der kalte Boreas:  
 Wir streifen durch die Felder,  
 Von Schnee und Regen naß;  
 Der Mantel fliegt im Winde,

Zerrißen sind die Schuh:  
 Da blasen wir gefehwinde,  
 Und singen noch dazu:  
*Beatus ille homo,*  
 5 *Qui sedet in sua domo,*  
*Et sedet post fornacem,*  
*Et habet bonam pacem.*

Ich, die Schiffer, und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verstanden, stimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein; ich aber jauchzte am allervergnügtesten: denn ich sah so eben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendsonne über die Bäume  
 15 hervorkommen.

---

## LEOPOLD RANKE.

---

### DIE ROEMISCHEN PÄBSTE IM XVI. UND XVII. JAHRHUNDERT.

---

AUS DEM ZWEYTEN BUCHE.  
 IGNATIUS LOYOLA.

Von allen Ritterchaften der Welt hatte allein die Spanische noch etwas von ihrem geistlichen Element behauptet. Die Kriege mit den Mauren, die, auf der Halbinsel kaum geendigt, in Africa noch immer fortgesetzt wurden, die Nachbarchaft der zurückgebliebenen und unterjochten Moriskan selbst, mit denen man stets in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andere Ungläubige jenseit des Weltmeers erhielten diesen Geist. In Büchern 20

wie der Amadis, voll einer naiv schwärmerischen loyalen Tapferkeit, ward er idealisiert.

Don Innigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola, auf dem Schloße dieses Namens zwischen Azpeitia und Azcoitia in Guipuseoa geboren, aus einem Geschlechte welches zu den besten des Landes gehörte (*de parientes mayores*), dessen Haupt allemal durch ein besonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachsen an dem Hofe Ferdinands des Katholischen und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von diesem Geiste. Er strebte nach dem Lobe 25 30



der Ritterchaft: fehoene Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweykampfs und der Liebe hatten für ihn fo viel Reiz wie für einen Andern; aber auch die geiftliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den Erften der Apoftel hat er in diefen Jahren in einer Ritterromanze be-  
fungen.

Wahrſcheinlich jedoch würden wir feinen Namen unter den übrigen tapferer ſpaniſcher Hauptleute leſen, denen Karl V. ſo viele Gelegenheit gab ſich hervorzuthun, hätte er nicht das Unglück gehabt bei der Verteidigung von Pamplona gegen die Franzoſen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt, und obwohl er ſo ſtandhaft war, daß er ſich zu Hauſe, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweymal aufbrechen ließ (in dem heftigſten Schmerz kniff er nur die Fauſt zuſammen), auf das ſchlechteſte geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allem den Amadis. Indem er jetzt ſeine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Chriſti und einiger Heiligen zu leſen.

Phantaſtiſch von Natur, aus einer Bahn weggeſchleudert die ihm das glänzendſte Glück zu verheißen ſahen, jetzo zugleich zur Unthätigkeit gezwungen und durch die Krankheit gereizt, gerieth er in den ſeltſamſten Zuſtand von der Welt. Auch die Thaten des S. Franciſcus und S. Dominicus, die hier in allem Glanze geiſtlichen Ruhmes vor ihm erſchienen, däuchten ihm nachahmungswürdig; und wie er ſie ſo las, fühlte er Muth und Tüchtigkeit ſie nachzunehmen, mit ihnen in Entſagung und Strenge zu wetteifern. Nicht ſelten wichen dieſe Ideen freylich noch vor ſehr weltlichen Gedanken. Er malte ſich nicht minder aus wie er die Dame deren Dienſte er ſich in ſeinem Herzen gewidmet (ſie ſey keine Gräfinn geweſen, ſagt

er ſelbſt, keine Herzoginn, ſondern noch mehr als dieß) in der Stadt wo ſie wohne aufzuſuchen, mit welchen Worten zierlich und feherzhaft er ſie anreden, wie er ihr ſeine Hingebung bezeigen, welche ritterliche Uebungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von dieſen Phantaſien ließ er ſich hinreißen: ſie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je ſchlechteren Erfolg ſeine Heilung hatte, um ſo mehr bekamen die geiſtlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl Unrecht thun, wenn wir dieß auch mit daher ableiten, daß er allmählig einfah, er könne doch nicht vollkommen hergeſtellt, und niemals wieder recht zu Kriegsdienſt und Ritterlehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein ſo ſchroffer Übergang zu etwas durchaus verſchiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In ſeinen geiſtlichen Uebungen, deren Urfprung immer mit auf die erſten Anſchauungen ſeiner Erweckung zurückgeführt worden, ſtellt er ſich zwey Heerlager vor, eins bei Jeruſalem, das andere bei Babylon, Chriſti und des Satans: dort alle Guten, hier alle Breefen, gerüſtet mit einander den Kampf zu beſtehen. Chriſtus ſey ein Koenig der ſeinen Entſchluß verkündigte alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leiſten wolle, müſe ſich jedoch eben ſo nähren und kleiden wie er, dieſelben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er: nach dieſem Maaße werde er des Sieges und der Belohnung theilhaftig werden. Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmliſchen Hofe werde dann ein jeder erklaren daß er dem Herrn ſo treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm theilen, und ihm in wahrer geiſtlicher und leiblicher Armuth dienen wolle.

So phantaſtiſche Vorſtellungen mochten es ſeyn, die in ihm den Übergang von welt-

licher zu geistlicher Ritterchaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren Ideal durchaus die Thaten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten, und stieg den Berg von Monferrat hinan; nicht in Zerknirschung über seine Sünden, noch von eigentlich religiösem Bedürfnis angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen so große Thaten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden, eben so schwere Bußübungen zu übernehmen, oder noch schwerere, und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hing er Waffen und Wehr auf; eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo die Uebungen derselben so genau geschildert werden; knieend oder stehend im Gebete, immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er vor demselben; die ritterliche Kleidung in der er gekommen gab er weg: er verschah sich mit dem rauhen Gewand der Eremiten, deren einsame Wohnung zwischen diesen nackten Felsen eingehauen ist; nachdem er eine Generalbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemitanische Absicht forderte, nach Barcelona (er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet), sondern zuerst nach Manresa um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen: die Richtung die er mehr wie ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden, und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominicanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen: zu Mitternacht erhob er sich zum Gebet; sieben Stunden täglich brachte

er auf den Knien zu; regelmäsig geiffelte er sich dreymal den Tag. Nicht allein aber fiel ihm das doch schwer genug, und er zweifelte oft ob er es sein Leben lang aushalten werde: was noch viel mehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch daß es ihn nicht beruhige. Er hatte sich auf Monferrat drey Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein ganzes vergangenes Leben abzulegen: aber er glaubte damit nicht genug gethan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa; er trug vergebene Sünden nach; auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf: allein je mehr er grübelte, um so peinlicher waren die Zweifel die ihn besielen. Er meinte von Gott nicht angenommen, noch vor ihm gerechtfertigt zu seyn. In dem Leben der Väter las er, Gott sey wohl einmal durch Enthaltung von aller Speise erweicht und gnädig zu seyn bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntag zum andern aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte wie von dem Gehorsam, ließ darauf davon ab. Wohl war ihm dann und wann als werde seine Melancholie von ihm genommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt: aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung sich aus der Fensteröffnung zu stürzen.

Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des peinlichen Zustandes in welchen Luther einige Jahre früher durch sehr ähnliche Zweifel gerathen war. Die Forderung der Religion, eine völlige Veröhnung mit Gott bis zum Bewußtseyn derselben, war bei der unergründlichen Tiefe einer mit sich selber hadrenden Seele auf dem gewöhnlichen Wege den die Kirche einschlug niemals zu erfüllen.

Auf sehr verschiedene Weise giengen sie aber aus diesem Labyrinth hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Verführung durch Christum ohne alle Werke: von diesem Puncte aus verstand er erst die Schrift, auf die er sich gewaltig stützte. Von Loyola finden wir nicht daß er in der Schrift geforscht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er die Eingebungen bald des guten, bald des bösen Geistes zu erfahren. Endlich ward er sich ihres Unterschiedes bewußt. Er fand ihn darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getröstet, von diesen ermüdet und gängstigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen daß alle seine Peinen Anfechtungen des Satans seyen. Er entschloß sich von Stunde an über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder zu berühren. Es ist dieß nicht sowohl eine Beruhigung als ein Entschluß; mehr eine Annahme die man ergreift weil man will, als eine Überzeugung der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht: sie beruhet auf dem Gefühle eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luthern hätte sie niemals genug gethan: Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichter: er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich; er wollte nur das einfache geschriebene unzweifelhafte Gotteswort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantasien und innern Anschauungen. Am meisten vom Christenthum schien ihm eine Alte zu verstehen, welche ihm in seinen Qualen gesagt, Christus müsse ihm noch erscheinen. Es hatte ihm Anfangs nicht einleuchten wollen; jetzt aber meinte er bald Christum, bald

die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe von S. Domenico zu Manresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimniß der Dreyeinigkeit in diesem Moment anzuschauen glaubte; er redete den ganzen Tag von nichts andrem: er war unerschöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in mystischen Symbolen das Geheimniß der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch. Er gieng einst an dem Ufer des Llobregat nach einer entfernten Kirche; indem er sich niedersetzte, und seine Augen auf den tiefen Strom heftete den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständniß der Geheimnisse des Glaubens entzückt: er meinte als ein andrer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen seyn.

Haben wir die Grundlagen dieser so eigenthümlichen Entwicklung gefaßt, dieses Ritterthum der Abstinenz, diese Entschlossenheit der Schwärmerey und phantastischen Affectik: so ist es nicht nöthig, Innigo Loyola auf jedem Schritte seines Lebens weiter zu begleiten. Er gieng wirklich nach Jerusalem in der Hoffnung wie zur Stärkung der Gläubigen so zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein wie wollte er zumal das Letzte ausführen, unwissend wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der unterschiedenen Zurückweisung Jerusalemischer Oberrn, die dazu eine ausdrückliche päpstliche Berechtigung besaßen, scheiterte sein Voratz an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu bestehen. Indem er zu lehren und die geistlichen Uebungen, die ihm indess entstanden, mitzu-

theilen anfing, kam er fogar in den Verdacht der Ketzerey. Es wäre das seltenste Spiel des Zufalls, wenn Loyola, dessen Gesellschaft Jahrhunderte später in Illuminaten ausgieng, selbst mit einer Secte dieses Namens in Zusammenhang gestanden hätte. Und läugnen kann man nicht daß die damaligen Illuminaten in Spanien (*Alumbrados*), zu denen er zu gehören in Verdacht war, Meinungen hegten die einige Ähnlichkeit mit feinen Phantasien haben. Abgestoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Christenthums, ergaben auch sie sich inneren Entzückungen, und glaubten wie er das Geheimniß (sie erwähnten noch besonders das der Dreyeinigkeit) in unmittelbarer Erlenchung anzusehen. Wie Loyola und später seine Anhänger machten sie die Generalbeichte zur Bedingung der Absolution, und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der That möchte ich nicht behaupten daß Loyola ganz ohne Berührung mit diesen Meinungen geblieben wäre. Allein daß er der Secte angehört hätte, ist auch nicht zu sagen. Er unterschied sich von ihr hauptsächlich dadurch, daß während sie durch die Forderungen des Geistes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu seyn glaubten, er dagegen, ein alter Soldat wie er war, den Gehorsam für die oberste aller Tugenden erklärte. Seine ganze Begeisterung und innere Überzeugung unterwarf er alle Mal der Kirche und ihren Gewalten.

Indessen hatten diese Anfechtungen und Hindernisse einen für sein Leben entscheidenden Erfolg. In dem Zustande in dem er damals war, ohne Gelchrfsamkeit und gründlichere Theologie, ohne politischen Rückhalt, hätte sein Daseyn spurlos vorübergehen müssen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Bekehrungen gelungen wären. Allein indem man ihm in Alcala und in

Salamanca auferlegte erst vier Jahre Theologie zu studieren, ehe er namentlich über gewisse schwerere Dogmen wieder zu Lehren versuche, nöthigte man ihn einen Weg einzuschlagen auf dem sich allmählig für seinen Trieb religiöser Thätigkeit ein ungeahnetes Feld eröffnete.

Er begab sich nach der damals berühmtesten hohen Schule der Welt, nach Paris. Die Studien hatten für ihn eine eigenthümliche Schwierigkeit. Er mußte die Classe der Grammatik, die er schon in Spanien angefangen, die der Philosophie machen, ehe er zur Theologie zugelassen wurde. Aber bei den Worten die er flectieren, bei den logischen Begriffen die er analysieren sollte, ergriffen ihn die Entzückungen des tieferen religiösen Sinnes den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges, daß er dieß für Eingebungen des heßen Geistes erklärte, der ihn von dem rechten Weg abführen wollte, und sich der rigorosesten Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus den Studien eine neue, die reale Welt aufgieng, so ließ er doch darnn von seiner geistlichen Richtung und selbst ihrer Mittheilung keinen Augenblick ab. Eben hier wars, wo er die ersten nachhaltigen, wirkfamen, ja für die Welt bedeutenden Bekehrungen machte.

Von den beiden Stubenburfchen Loyolas in dem Collegium S. Barbara war der eine, Peter Faber aus Savoyen (ein Mensch, bei den Heerden seines Vaters aufgewachsen, der sich einst des Nachts unter freyem Himmel Gott und den Studien gewidmet hatte) nicht schwer zu gewinnen. Er repetierte mit Ignatius (denn diesen Namen führte Innigo in der Fremde) den philosophischen Curfus: dieser theilte ihm dabei seine ascetischen Grundsätze mit. Ignatius lehrte den jüngeren Freund seine Fehler bekämpfen; klüglich

nicht alle auf einmal, sondern einen nach den andern, wie er denn auch immer einer Tugend vorzugsweise nachzutrachten habe; er hielt ihn zu Beichte und häufigem Genuß des Abendmahls an. Sie traten in die enge Gemeinschaft: Ignaz theilte die Almosen die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zuließen mit Faber. Schwerer machte es ihm der Andere, Franz Xaver aus Pamplona in Navarra, der nur begierig war der Reihe seiner durch Kriegsthaten berühmten Vorfahren, die von 500 Jahren her auf seinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen; er war schön, reich, voll Geist, und hatte schon am königlichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz verläumtete nicht ihm die Ehre zu erweisen die er in Anspruch nahm, und zu sorgen daß sie ihm von Andern erwiesen wurde. Für seine erste Vorlesung verschaffte er ihm eine gewisse Frequenz. Wie er ihn sich erst persönlich befreundet, so verfehlte sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht. Er brachte diesen wie jenen dahin, die geistlichen Uebungen unter seiner Leitung zu machen. Er sehnte ihrer nicht: drey Tage und drey Nächte ließ er sie fasten; in dem härtesten Winter (die Wagen fuhren über die gefrorene Seine) hielt er Faber dazu an. Er machte sich beide ganz zu eigen, und theilte ihnen seine Gesinnung mit.

Wie bedeutend wurde die Zelle von S. Barbara, die diese drey Menschen vereinigte, in der sie voll phantastischer Religiosität Pläne entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen sie selber nicht wußten wohin sie führen sollten.

Betrachten wir die Momente auf denen die fernere Entwicklung dieser Verbindung beruhte. Nachdem sich noch einige Spanier, Salméron, Láinez, Bobadilla, denen sich allen

Ignatius durch guten Rath oder Unterstützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugesellt, begaben sie sich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Priester, las die Messe. Sie gelobten Keuschheit; sie schworen nach vollendeten Studien in völliger Armutb ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Saracenen zu widmen; sey es aber unmöglich, dahin zu gelangen oder dort zu bleiben, in diesem Falle dem Pabst ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So schwur ein jeder, und empfing die Hostie. Darauf schwur auch Faber, und nahm sie selbst. An dem Brunnen S. Denys genoßen sie hierauf eine Mahlzeit.

Ein Bund zwischen jungen Männern; schwärmerisch, nicht eben verfänglich; noch in den Ideen die Ignatius ursprünglich gefaßt hatte; nur in so fern davon abweichend, als sie ausdrücklich die Möglichkeit berechneten dieselben nicht ausführen zu können.

Anfang 1537 finden wir sie in der That mit noch drey andern Genossen sämmtlich in Venedig um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen. Von einem weltlichen Ritterthum sahen wir ihn zu einem geistlichen übergehen; in die ernsthaftesten Anfechtungen fallen, und mit phantastischer Ascetik sich daraus hervorarbeiten; Theolog und Gründer einer schwärmerischen Gesellschaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen seine Absichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg der eben damals zwischen Venedig und den Türken ausbrach an der Abreise, und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten; sodann aber fand er in Venedig ein Institut das ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeit lang schloß sich Loyola auf

das engste an Caraffa an; in dem Convent der Theatiner der sich in Venedig gebildet nahm er Wohnung. Er diente in den Spitätern über welche Caraffa die Aufsicht führte, in denen dieser seine Novizen sich üben ließ. Zwar fand sich Ignatius durch das theatinische Institut nicht völlig befriedigt; er sprach mit Caraffa über einige in demselben vorzunehmende Veränderungen, und sie sollen darüber mit einander zerfallen seyn. Aber schon dieß zeigt wie tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Priestern sah er hier sich den eigentlich clericallischen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, diesseit des Meeres bleiben, und seine Thätigkeit in den Bezirken der abendländischen Christenheit versuchen, so erkannte er wohl daß auch er nicht füglich einen andern Weg einschlagen konnte.

In der That nahm er in Venedig mit allen seinen Gefährten die priesterlichen Weihen. In Vicenza begann er nach vierzigstägigem Gehet mit dreyen von ihnen zu predigen. An dem nämlichen Tage zur nämlichen Stunde erschienen sie in verschiedenen Straßen, stiegen auf Steine, schwangen die Hüte, riefen laut, und siengen an zur Buße zu ermahnen. Seltsame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; sie sprachen ein unverständliches Gemisch von Spanisch und Italienisch. In diesen Gegenden blieben sie, bis das Jahr, das sie zu warten beschloßen hatten, verstrichen war. Dann brachen sie auf nach Rom.

Als sie sich trennten (denn auf verschiedenen Wegen wollten sie die Reise machen) entwarfen sie die ersten Regeln um auch in der Entfernung eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber sollten sie antworten, wenn man sie nach ihrer Beschäftigung fragen würde? Sie geseien sich in dem Gedanken als Soldaten

dem Satan den Krieg zu machen: den alten militärischen Phantasien des Ignatius zufolge beschloßen sie sich die Compagnie Jesu zu nennen; ganz wie eine Compagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt.

In Rom hatten sie Anfangs keinen ganz leichten Stand: Ignatius meinte, er sehe alle Fenster geschlossen, und von dem alten Verdacht der Ketzerey mußten sie hier noch einmal frey gesprochen werden. Allein indeß hatte ihre Lebensweise, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und so viele zeigten sich bereit zu ihnen zu treten, daß sie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Gesellschaft denken konnten.

Zwey Gelübde hatten sie bereits gethan: jetzt legten sie das dritte, das des Gehorfams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorsam für eine der vornehmsten Tugenden erklært, so suchten sie grade in diesem alle anderen Orden zu übertreffen. Es war schon viel, daß sie sich ihren General allemal auf Lebenszeit zu wählen beschloßen: allein dieß genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die besondere Verpflichtung hinzu alles zu thun was ihnen der jedesmalige Pabst befehlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken Heiden und Ketzern, in das er sie senden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich.

Welch ein Gegenatz gegen die bisherigen Tendenzen dieser Zeit! Indem der Pabst auf allen Seiten Widerstand und Abfall erfuhr, und nichts zu erwarten hatte als fortgehenden Abfall, vereinigte sich hier eine Gesellschaft, freywillig, voll Eifer, enthusiastisch, um sich ausschließlich seinem Dienste zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen sie Anfangs, im Jahre 1540, unter einigen Beschränkungen, und alsdann, 1543, unbedingt zu bestätigen.

Indefs that auch die Gesellschaft den letzten Schritt. Sechse von den ältesten Bundesgenossen traten zusammen um den Vorsteher zu wählen, der, wie der erste Entwurf, den sie dem Pabst einreichten, besagte, Grade und Ämter nach seinem Gutdünken vertheilen, die Constitution mit Beirath der Mitglieder entwerfen, in allen andren Dingen aber allein zu befehlen haben solle; in ihm solle Christus als gegenwärtig verehrt werden. Einstimmig wählten sie Ignaz, der, wie Salmeron auf seinem Wahlzettel sagte, sie alle in Christo erzeugt, und mit seiner Milch genährt habe.

Und nun erst hatte die Gesellschaft ihre Form. Es war auch eine Gesellschaft von *Chierici regolari*; sie beruhte auch auf einer Vereinigung von clericalischen und klosterialischen Pflichten: allein sie unterschied sich vielfach von den übrigen dieser Art.

Hatten schon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen lassen, so giengen die Jesuiten darin noch weiter. Es war ihnen nicht genug, alle klosterialische Tracht zu vermeiden: sie sagten sich auch von den gemeinschaftlichen Andachtsübungen welche in den Klöstern den græßten Theil der Zeit wegnehmen, von der Obliegenheit im Chor zu singen los.

Dieser wenig nothwendigen Beschäftigungen überhoben, widmeten sie alle ihre Zeit und alle ihre Kräfte den wesentlichen Pflichten. Nicht einer besonders wie die Barnabiten, obwohl sie die Krankenpflege, weil sie einen guten Namen machte, sich angelegen seyn ließen; nicht unter beschränkenden Bedingungen wie die Theatiner; sondern mit aller Anstrengung den wichtigsten. Der Predigt. Schon als sie sich in Vicenza trennten, hatten sie sich das Wort gegeben

hauptsächlich für das gemeine Volk zu predigen, und sich mehr eindrucklicher Bewegung als ausgewählter Rede zu hefleisigen: so fuhren sie nunmehr fort. Der Beichtel. 3 Denn damit hängt die Leitung und Behersehung der Gewißen unmittelbar zusammen; in den geistlichen Uebungen, durch welche sie selber mit Ignaz vereinigt worden, befaßen sie ein großes Hülfsmittel. Endlich dem 10 Unterrichte der Jugend. Hierzu hatten sie sich gleich in ihren Gelübden durch eine besondere Clausel verpflichtet wollen, und ob dieß wohl da nicht durchgegangen war, so schärften sie es doch in ihrer Regel auf 15 das lebhafteste ein. Vor allem wünschten sie die aufwachsende Generation zu gewinnen. Genug, alles Beiwerk ließen sie fallen, und widmeten sich den wesentlichen, wirklichen, Einfluß versprechenden Tendenzen.

20 Aus den phantastischen Bestrebungen Ignatios hatte sie demnach eine vorzugsweise practische Richtung entwickelt, aus seinen ascetischen Bekehrungen ein Institut, mit weltkluger Zweckmäßigkeit berechnet.

25 Alle seine Erwartungen sah er weit übertroffen. Er hatte nun die unbefchränkte Leitung einer Gesellschaft in Händen auf welche ein großer Theil seiner Intuitionen übergieng; welche ihre geistlichen Überzeugungen mit Studium auf dem Wege bildete, auf dem er sie durch Zufall und Genius erworben hatte; welche zwar seinen Jerusalemitischen Plan nicht ausführte, bei dem sie nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den 30 entferntesten erfolgreichsten Missionen schritt, und hauptsächlich jene Seelforge, die er immer empfohlen, in einer Ausdehnung übernahm wie er sie niemals ahnen können; die ihm endlich einen zugleich soldatlichen und 40 geistlichen Gehorsam leistete.

## ELISABETH VON ARNIM.

### AUS DEM TAGEBUCHE.

In den hängenden Gärten der Semiramis bin ich erzogen, ich glattes braunes feingegliedertes Rehchen, zahm und freundlich zu jedem Liebkofenden, aber unbändig in eigenthümlichen Neigungen. Wer konnte mich vom glühenden Fels losreißen in der Mittags-  
 sonne? wer hätte mich gehemmt die steilsten Höhen zu erklettern und die Gipfel der Bäume? wer hätte mich aus träumender Vergessenheit geweckt mitten unter den Lebenden, oder meine begeisterten Nachtwanderungen gestört auf nebelgefülltem Pfad? Sie ließen mich gewähren, die Parzen und Mufen und Grazien, die da alle eingeklemmt waren im engen Thal, das vom Geklapper der Mühlen dreyfaches Echo in den umgrenzenden Wald rief, vom Goldsandfluß durchschnitten, dessen Ufer jenseits eine Bande Zigeuner in Pacht hatte, die Nachts im Wald lagerten und am Tag das Gold sifchten, diesseits aber durch die Bleicher benutzt war und durch die wiehende Pferde und Esel die zu den Mühlen geherten. Da waren die Sommernächte mit Gefang der einfachen Wächter und Nachtigallen durchteut, und der Morgen mit Gefchrey der Gänse und Esel begonnen: da machte die Nüchternheit des Tags einen rechten Abschnitt von dem Hymnus der Nacht.

Manche Nächte hab' ich da im Freyen zugebracht, ich kleines Ding von acht Jahren: meinst Du, das war nichts? Mein Heldenthum wars: denn ich war kühn, und

wußte nichts davon. Die ganze Gegend, so weit ich sie ermessen konnte, war mein Bett; ob ich an Ufersrand, von Wellen umspült, oder auf steilem Fels, vom fallenden Thau durchnäßt, schlief, das war mir einerley. Aber, Freund, wenn die Dämmerung wich, und der Morgen seinen Purpur über mir ausbreitete, und mich, nachdem ich dem Gefang der steigenden Lerche schon im Traum gelauscht hatte, unter tausendfachem Jubel aller besiederten Kehlen weckte: was meinst Du, wie ich mich fühlte? Nichts geringer als göttlicher Natur fühlt' ich mich, und ich sah herab auf die ganze Menschheit. Solcher Nächte zwey erinnere ich mich, die schwül waren, wo ich aus den beklommenen Schlafkissen zwischen den Reihen von Tieffchlafenden mich sehlich und hinaus ins Freye eilte, und mich die Gewitter überraschten, und die breite blühende Linde mich unter Dach nahm; die Blitze feuerten durch ihre tief hängenden Zweige: dieß urplötzliche Erleuchten des fernen Waldes und der einzelnen Felszacken erregte mir Schauer; ich fürchtete mich, und unklammerte den Baum, der kein Herz hatte was dem meinen entgegen fehlte.

O lieber Freund! hätte ich nun den lebendigen Pulsschlag gefühlt unter dieses Baumes Rinde, dann hätte ich mich nicht gefürchtet: dieß kleine Bewegen, dieß Schlagen in der Brust kann Vertrauen erregen, und kann den Feigen zum Helden umwandeln: denn



wahrlich, fühl' ich dein Herz an meinem  
 schlagen, und führtest Du mich in den Tod,  
 ich eilte triumphierend mit Dir!

Aber damals in der Gewitternacht unter dem  
 Baum, da fürchtete ich mich; mein Herz schlug  
 heftig; das sehene Lied *Wie ist Natur so hold*  
 und gut, die mich am Busen hält', das konnte  
 ich damals noch nicht fingen; ich empfand  
 mich allein mitten im Gebraus der Stürme:  
 doch war mir so wohl, mein Herz ward  
 feurig. Da läuteten die Sturmglocken des  
 Klostersthurms; die Parzen und Mufen eilten  
 im Nachtgewand mit ihren geweihten Ker-  
 zen in das gewölbte Chor; ich sah unter  
 meinem sturmzerzauften Baum die eilenden  
 Lichter durch die langen Gänge schwirren;  
 bald tönte ihr *Ora pro nobis* herüber im  
 Wind; so oft es blitzte, zogen sie die ge-  
 weihte Glocke an: so weit ihr Schall trug,  
 so weit schlug das Gewitter nicht ein.

Ich allein jenseits der Claufur unter dem  
 Baum in der schreckenvollen Nacht, und  
 jene alle, die Pflegerinnen meiner Kindheit,  
 wie eine verzagte verführte Heerde  
 zusammen in dem innersten feuerfesten Ge-  
 wölh ihres Tempels, Litaneyen singend um  
 Abwendung der Gefahr: das kam mir so  
 lustig vor unter meinem Laubdach, in dem  
 der Wind raste und der Donner wie ein  
 brüllender Löwe die Litaney sammt dem  
 Geläut verschlang. An diesem Ort hätte  
 keines von jenen mit mir ausgehalten: das  
 machte mich stark gegen das einzige Schreck-  
 volle, gegen die Angst; ich fühlte mich nicht  
 verlassen in der allumfassenden Natur. Der  
 herabstömende Regen verdarb ja nicht die  
 Blumen auf ihrem feinen Stengel: was sollte  
 er mir schaden? Ich hätte mich bekümmern  
 müssen vor dem Vertrauen der kleinen Vö-  
 gel, hätt' ich mich gefürchtet.

So hab' ich allmählig Zuversicht gewonnen,  
 und war vertraulich mit der Natur, und hab  
 zum Scherz manche Prüfung bestanden;  
 Sturm und Gewitter zog mich hinaus, und  
 das machte mich freudig; die heiße Sonne  
 sehte ich nicht; ich legte mich ins Gras  
 unter die schwärmenden Bienen mit Blüten-  
 zweigen im Mund, und glaubte fest, sie wür-  
 den meine Lippen nicht stechen, weil ich  
 so befreundet war mit der Natur. Und so  
 bot ich allem Trotz was Andre fürchteten;  
 und in der Nacht in schauerlichen Wegen  
 im finstern Gebüsch, da lockte es mich hin,  
 da wars überall so heimlich, und nichts war  
 zu fürchten.

Oben im ersten und höchsten Garten stand  
 die Klosterkirche auf einem Rasenplatz, der  
 am seligen Boden hinab grünte, und mit  
 einem hohen Gang von Trauben umgeben  
 war; er führte zur Thüre der Sacristey. Vor  
 dieser saß ich oft, wenn ich meine Geschäfte  
 in der Kirche versehen hatte: denn ich war  
 Sacristan: ein Amt dem es oblag, den Kelch  
 in dem die geweihten Hostien bewahrt wur-  
 den, zu reinigen und die Kelchtücher zu  
 waschen: dieß Amt wurde nur dem Lieblich-  
 unter den jungfräulichen Kindern vertraut;  
 die Nonnen hatten mich einstimmig dazu er-  
 wählt. In dieser Thürwölbung saß ich man-  
 chen heißen Nachmittag; links in der Ecke  
 des Kreuzbaues das Bienenhaus unter hohen  
 Taxusbäumen, rechts der kleine Biengar-  
 ten, bepflanzt mit duftenden Kräutern und  
 Nelken, aus denen die Bienen Honig faug-  
 ten. In die Ferne konnte ich von da sehen:  
 die Ferne die so wunderliche Gefühle in der  
 Kinderseele erregt, die ewig eins und das-  
 selbe vor uns liegt, bewegt in Licht und  
 Schatten, und znerst schauerliche Ahnungen  
 einer verhüllten Zukunft in uns weckt. Da  
 saß ich und sah die Bienen von ihren Streif-  
 zügen heimkehren; ich sah wie sie sich im

Blumenstaub wälzten, und wie sie weiter und weiter flogen in die ungemessene Ferne; wie sie im blauen sonnedurchglänzten Äther verschwebten: und da gieng mir mitten in diesen Anwendungen von Melancholie auch die Ahndung von ungemessenem Glück auf.

Ja, die Wehmuth ist der Spiegel des Glücks: du fühlst, du siehst in ihr ausgesprochen ein Glück nach dem sie sich sehnt. Ach, und im Glück wieder durch allen Glanz der Freude durchschimmernd diese schmerzliche Wollust! Ja, das Glück ist auch der Spiegel dieser aus unergründlichen Tiefen aufsteigenden Wehmuth. Und jetzt noch in der Erinnerung wie in den Kindertagen fällt sich meine Seele mit jener Stimmung, die leise mit der Dämmerung hereinbrach, und dann wieder nachgab, wenn das Sonnenlicht mit dem Sternenlicht gewechselt hatte, und der Abendthau meine Haare losringelte. Die kalte Nachtluft stahlte mich; ich hüllte, ich neckte mich mit den tausend Augen der Finsterniß, die aus jedem Busch mir entgegenblitzten. Ich kletterte auf die Castanienbäume, und legte mich so

schlank und elastisch auf ihre Äste; wenn dann der Wind durchschwirrte, und jedes Blatt mich anflüsterte, da wars als redeten sie meine Sprache. Am hohen Traubengeländer, das sich an die Kirchenmauer anlehnte, stieg ich hinauf, und hörte die Schwalben in ihrem Nestchen plaudern: halb träumend zwitschern sie zwey-dreysylbige Töne, und aus tiefer Ruhe seufzt die kleine Brust einen süßen Wohl laut der Befriedigung. Lauter Liebesglück, lauter Behagen daß ihr Bettchen von befreundeter Wärme durchströmt ist.

O Weh über mich daß mir im Herzen so unendlich weh ist, bloß weil ich dieß Leben der Natur mit angefehlt habe in meinen Kindertagen. Diese tausendfältigen Liebesseufzer, die die Sommernacht durchstöhnen, und inmitten dieser ein einsames Kind, einsam bis ins innerste Mark, das da lauscht ihren Seligkeiten, ihrer Inbrunnst, das in dem Kelch der Blumen nach ihren Geheimnissen forschet, das ihren Duft in sich saugt wie eine Lehre der Weisheit, das erst über die Traube den Segen spricht ehe es sie genießt.

## WALHALLAS GENOSSEN

GESCHILDERT DURCH

## KARL LUDWIG AUGUST KÖNIG VON BAYERN.

ULPHILA,  
BISCHOF.Geboren wahrscheinlich um 310.  
Gestorben wenig vor 380.

**D**arinnen stimmen alle Geschichtschreiber überein, daß ULPHILA, ein Kleingoth (welche in dem, von Kaiser VALENS ihnen auf dem rechten Donauufer in Dacien, einem Theile Ungarns und Serbiens, zugewiesenen Lande angeerbte Unabhängigkeit behaupteten), zwanzig Jahre Bischof, des neuen und fast des ganzen alten Testaments erster Überfetter in seines Volkes Sprache war. Daß die gothischen Buchstaben von ihm herühren, bewies sich unbegründet. Ob er Katholike oder Arianer, darüber sind die Meynungen verschieden, nicht über seine Rechtschaffenheit. So seines Volkes Hochachtung gegen ihn, daß allgemein angenommen: 'Was Ulphila thut, muß gut seyn.' Ruhm erwarben von den Teutschen damals fast ausschließlich nur Herrscher und Helden; um so wohlthuerer darum, eines großen Mannes Streben zu seines Volkes geistiger Veredlung zu sehen, und daß es von ihm dankbar anerkannt wurde.

## DES NIBELUNGEN LIEDES DICHTER.

Von wem das Nibelungenlied herrührt? Vom trefflichsten alteutschen Dichter, welcher

aber (gleich dem Baumeister von des Mittelalters herrlichsten Werke, dem Kölner Dom) nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Ein Südtentcher war's, wenigstens seiner Geminnung nach ein Oesterreicher, vielleicht HEINRICH von Osterdingen (Esserdingen?). Dieser, (unter dessen Namen Weniges auf die Nachwelt gekommen) lebte im XII<sup>ten</sup> und XIII<sup>ten</sup> Jahrhundert, war jung am Hofe Herzogs LEOPOLD VII des Glorreichen von Oesterreich. Ihn erhob des Sängers Dankbarkeit über den von Aller Liedern weidlich gelobten anwesenden Thüringischen Landgrafen HERMANN in dem von ihm in seiner Warthurg veranstalteten Gefangwettkampf. Solches erbitterte dessen Theilnehmer, nicht den Landgrafen. Er ließ den berühmten Minnefänger KLINGSOR aus Ungarn als Schiedsrichter kommen und HEINRICH von Osterdingen erkannte dieser den Preis zu. Das Nibelungenlied ist der Teutschen Ilias und Odyssee; doch wie des Mittelalters Teutsche sich gegen des Alterthumes Griechen verhalten, so diese Gedichte zu einander. In Volksthümlichkeit wurzelnd (wahrscheinlich auf Burgundische Begebenheiten und Sagen sich gründend) ächt teutsch ist das Nibelungen Lied, in welchem dessen ganzes Ritterthum mit seinen blühenden minnlichen Frauen in fehlminderster Farbenpracht gesehen wird.

WALTHER VON DER VOGELWEIDE,  
MINNESÄNGER.

Geboren wahrſcheinlich am Rhein nach 1173.  
Geſtorben zu Würzburg 1250.

In Oeſterreich lernte WALTHER ſingen, welche Kunſt unter der Bahenberger hochſinnigen Geſchlecht dort blühte, ſo wie alles Schöne und Gute. Viel war er und freundlich angeſehen bey Oeſterreich's Herrſchern, bey den Kaiſern PHILIPP VON SCHWABEN und FRIEDRICH II, der, ſelbſt Minnefänger, ihm ein Lehen verlieh; zog mit Letzterem in's Gelobte Land, wohin ſich ſeine Seele lange geſehat. Bald in dieſer, bald in jener Stadt, hielten die Kaiſer Hof, bald da, bald dort in ihrem Lande die Fürſten, und der Freude zog der freudige Sänger nach, von Burg zu Burg, von Ort zu Ort, was ſchon wegen ſeines Unterhalts erforderlich, wie, um nicht fremd zu werden; ſehr begehrend die meiſten und WALTHER von der Vogelweide keine Ausnahme. Er gilt für einen der zwölf Stifter des Minnegefangs. Ob WALTNER leſen und ſchreiben gekonnt, iſt nicht bekannt; das Leben erzog ihn, aus dem Leben ſang er, nicht Minne, nur Vaterlands-Liebe beſetzte meiſtens ſeine Lieder; teutfcher war kein Sänger. Gerechtigkeits-Sinn, Frömmigkeit, liebenswerthe Einfalt lebt in ſeiner Dichtung, der hell ſah für ſeine Zeit. Er durchlebte des Minnegefangs ſchönſte von jener an, in der des Gemüthes ſeelenvoller Ausdruck vorherrſchend, bis zu der, in welcher des Gedankens Tiefe es war. 50

WOLFRAM VON ESCHENBACH,  
MINNESÄNGER.

Geboren zu Eſchenbach um 1175.  
Geſtorben vor 1231.

WOLFRAM FREYHERR VON ESCHENBACH aus Franken, ein nachgebornier Sohn, empfing den Ritterſchlag in Henneberg; nahm Theil an dem von ihm beſchriebenen Wartburger Wettkampf und wanderte ſein Leben lang, durch Minnegefang es erhaltend. Dieß wenige weiß man von ihm, und wenige nur ſeiner vielen Lieder ſind noch bekannt, obgleich einer der fruchtbarſten Minnefänger des ſchwäbiſchen Zeitalters und der beſten. ESCHENBACH verteuſchte manches franzeſiſche und provençalische Lied, konnte aber ſogar ſeine Mutterſprache nicht ſchreiben, geſteht es in ſeinem Parcival ſelbſt. Es war, obgleich öfters nicht ſorgenleer, reizend des Minnefänger's Leben; gerade der Wechſel erhob des Schönen Genuß. Freudig ward der Freudebringende empfangen, und wie er weiter wallte nach kurzem Aufenthalte, ſo zogen auch an ſeiner Seele, in deſto jugendlicherer Lebendigkeit, mit des erſten Eindruckes ungeſchwächtem Feuer, die Begehrenheiten vorüber. 50

JOHANN TURMAYR, GENANNT AVENTIN,  
GESCHICHTSCHREIBER.

Geboren zu Abensberg 1477.  
Geſtorben zu Regensburg 1534.

Weil aus dem niederbayeriſchen Städtchen Abensberg JOHANN TURMAYR, darinn (latiniſirt) AVENTIN genannt. Kein Brodſtudium ſcheint derſelbe, nur den rein menſchlichen Sinn nährende, ſtärkende Wiſſenſchaften 50

(*humaniora*) ergriffen zu haben. Er lehrte dann auf mehr denn einer Universität classische Literatur. Ihm vertraute sein Herzog die Erziehung seiner zwey ältesten Söhne, welche er, fern vom Hofe, treulich besorgte, und wurde, mit dem jüngsten von einer Reise nach Italien zurück, bayerischer Historiograph. Frey schrieb *TERMAVER* Bayerns Geschichte, ihr Vater durch seine *Annales Bojorum*, später von ihm vertentficht, verbessert, bereichert, voll Ernst und Kraft; doch ließ Vaterlandslicbe ihn manches Ungegründete als wahr annehmen. Das Göttliche (*Θεϊον*) erfüllte seine Werke; er war von edler Einfalt in Allem, Jedem mild, ein redlicher Mann, ohne Eigennutz. Den an hunderterten von Orten befindlichen, häufig verborgenen Stoff zu Bayerns Geschichte hatte er zu sammeln, theils erst zu entdecken; eine ungehenere Arbeit! Aus seinem Haufe in Abensberg ließen Geistliche den gegen ihre Mißbräuche sich erklärenden hellen Denker in's Gefängniß schleppen, woraus jedoch der Herzog ihn sehr bald befreyte; aber seine Heiterkeit war dahin und die in spätem Jahren geschlossene Ehe trübte diese noch mehr.

---

**ÆGID TSCHUDI,**

GESCHICHTSCHREIBER.

Geboren in Glarus 1505.

Gestorben in Glarus 1572.

---

Jung arbeitete *Tschudi* bereits an seines Vaterlandes Geschichte, betrieb eifrigst das Quellen-Studium. Glaubenszwietracht begann in der Schweiz zu wüthen, da gab es auch in ihr Katholiken und Protestanten nur, Eidgenossen keine mehr. *Tschudi* hieng an der Väter Glauben, wollte gütliche

Beylegung, hielt die Glarner ab von dem Kriege der Schweizer gegen die Schweizer. Vier und zwanzig Jahre alt schon Landvogt in Sargans, stieg er in seinem Ort (Canton) von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Stelle, der eines Landammannes, dazwischen acht Jahre in französischem Kriegsdienst und mehr denn einmal seiner Heimath Gesandter, dabey immer der Erforschung schweizerischer Geschichte obliegend. Der wohlthätige, redliche, milde Mann mußte, als der einheimischen Katholiken Hauptstütze, obrigkeitlichem Willen gemäß, Glarus in seinen alten Tagen verlassen, doch kehrte er zurück, seine Mitbürger verlangten es. Der Schweizer Geschichte Vater ist *Tschudi*, welcher »fast alle Zeiten der Schweizerländer mit einer solchen Belesenheit, mit so getreuem unermüdeten Fleiße und alter Würde beschrieb, daß er alle älteren und neueren Geschichtsschreiber dieses Landes hinter sich gelassen;« so urtheilt ihr Größter: *Johannes Müller*.

---

**GOTTFRIED WILHELM FREYHERR VON LEIBNITZ,**

WEISER, GELEHRTER UND STAATSMANN.

Geboren in Leipzig 1646.

Gestorben in Hannover 1716.

---

Raum vierzehnjährig begann *Leibnitz* die Universitäts-Studien, in solchem Alter bey nahe jedem schädlich, ihm nützlich. Der Weltweisheit und Größenlehre befiß er sich vorzüglich, sie blieben ihm die liebsten Wissenschaften, so vielen auch sein immer reger Geist sich mit Auszeichnung widmete, darunter Gottesgelehrtheit, Geschichte, Völkerrecht, Naturkunde, Chemie, selber der Alchymie nicht fremd, der clas-

fischen und vieler lebenden Sprachen mächtig, war Dichter, Staatsmann; und fast ungläublich, wie viel, als des Nachdenkens Frucht, er schrieb, bey der Menge seiner Beschäftigungen, nebst dem sehr ausgedehnten, fleißig geführten Briefwechsel. Panhstor war LEIBNITZ, (mit dem der Neuere keiner, der Alten nur PLINUS zu vergleichen). Bewunderung, Staunen erregend, der jedoch kein Vorbild werden darf; denn ein Univerfalgene ist des Seltenern Selteneres. In des Churfürften von Mainz, des erhabenen JOHANN PHILIPP von Schönborn Dienste, nach dessen Tod in Hannover'schen, reisend nach Berlin und Wien, in Frankreich, England, Italien von den angefehenften Männern jeder Religion hochgeschätzt, brachte LEIBNITZ, den Verdienst in den Adelftand erhoben, sein äufferft thatiges Leben zu in der großen Welt, in der Studierftube, in öffentlichen Gefchäften, in den umfaßendften gelehrten Arbeiten; fand zu Allem Zeit, weil er fie finden wollte, keine yerlor. Philofophifche Systeme entftehen und vergehen, aber LEIBNITZENS Ruhm währt unerschütteret.

---

NICOLAUS LUDWIG GRAF VON ZINZENDORF,  
STIFTER DER BRUEDERGEMEINDE.

Geboren in Dresden 1700.

Gestorben in Herrnhut 1760.

---

Fromm war ZINZENDORF's Erziehung und ganzes Leben; Gottes Wort verkündigen, fromme Vereine stiften, schon dem Kinde angelegener Herzenswunsch. Doch auch ihn verschonte nicht der Zweifel; ja! es geschah, daß er den Glauben verlor, nahe der Gottesläugnung kam, aber die Liebe zu Christus siegte. Jurisprudenz aus Gehor-

sam, Theologie aus Neigung lernte er, nahm, unter vielen Thränen, eine Justizstelle in Dresden an. Als bereits die Absicht, christliche Vereine zu stiften, von ihm aufgegeben, geschah es im Jahre 1722, daß drey Mährische Brüder mit ihren Frauen auf seiner Besizung in der Lauftiz ein Haus bauten, das war Herrnhuts Anfang. Freundlich wurden sie von dem zurückkehrenden ZINZENDORF empfangen, wollte jedoch keinen Andrang, der aber nicht ausblieb. Die Sächfische Regierung verwies ihn des Landes, hielt ihn an, seine Güter zu veräußern; der Name seiner Feinde war Legion, gegen ihn dreyzehnhundert Befchuldigungen. 'Wenn ich nur meinem Heilande gefalle, mögen doch die Leute, die Ihn nicht lieb haben, und wenn es die ganze Welt wäre, mir gram seyn, was schadet es!' so sprach, so dachte ZINZENDORF, dessen ganzes Wesen selten unterbrochene Heiterkeit, der glaubte, weil er liebte, unzertrennlich an Jesus hieng; seine Leidenschaft NUR ER, NUR ER.' Von zwey protestantischen Mährischen Bischöfen ließ sich ZINZENDORF zum Priester weihen, reifte in Religious-Angelegenheiten nach der Schweiz, Dänemark, Preußen, Liefland, England, nach Westindien, Nordamerika, sogar zu den dortigen Wilden, in welchen meisten Ländern Brüdergemeinden entftanden, verwendete für sie sein Vermögen. Daß seine Verbannung aus Sachsen nach zehn Jahren aufhören würde, und dieses nicht allein, sagte er voraus. Seine Privatansichten nicht zu vertheidigen, bat er auf der letzten, von ihm gehaltenen Synode, wollte kein Sectenstifter seyn. Vier Tage nur krank, schmerzlos, heiter, ging er hinüber.

## JOHANN WINCKELMANN,

KUNSTFORSCHER.

Geboren in Stendal 1717.

Gestorben in Triest 1768.

Ein<sup>5</sup>es sehr armen Schusters Sohn, galt der Knabe WINCKELMANN als Beyspiel des Fleißes in Erlernung der Sprachen Hella's und Latium's. Claſſiker bey einer Versteigerung 10 erwerben zu können, erbat er sich das Geld auf einer deßwegen unternommenen Fußreise. Dürftiger Conrector geworden, schloß er, um mehr in der Vorwelt zu leben, während fünf Jahren wenige 15 Stunden nur in einem Armstuhle, schrieb dann dem Grafen BÜNAU um einen Winkel in dessen Bücher-Sammlung.' In ihr sagte ihm der Nuntius: 'Nach Italien müssen Sie reifen.' Nach Italien, nach Rom, 20 dessen Kunstwelt ergründen, das sein Beruf, dieß fühlte WINCKELMANN jetzt. Lange war er in Anschauung versunken, bis er dann über Kunst schrieb; beschrieb begeistert der Begeisterung Werke. Der die 25 Bahn eröffnet, sie so eröffnet, dem bleibt höchster Ruhm, mag sich gleich derselbe in Einigem geirrt haben. Italienische Wärme vereinigte er mit teutschem Fleiße; seine eigene, die saltenreiche, anschauen machende 30 und schöne Schreibart ist um so verdienstlicher, weil sad damals die fast aller teutschen Schriftsteller. Antiquario della Camera Apostolica wurde er, bereits Vorstand der reichen Antiken-Sammlung seines Freun- 35 des, Cardinal ALEXANDER ALRANI'S; WINCKELMANN war glücklich. Sein Fühlen glich dem des edelsten Hellenen, Plato's; Schwärmerey nemt's die Menge, welche dieß erhebende, beseligende nicht kennt. Nach zwölf- 40 bis dreyzehnjährigem, nur wenig unterbrochenem Aufenthalt in Rom unternahm er,

dringend dazu eingeladen, eine Reise nach Teutschland, wo er ausgezeichnet behandelt, ansehnliche Geschenke bekam, seines frühzeitigen Todes Ursache. Wenige Stunden, nachdem er fünf Meßerstücke empfan- 5 gen, seinem Mörder vergebend, starb WINCKELMANN, der offen, treu und gut, den Römern Rom's alte Kunstschätze kennen gelehrt.'

## ALBRECHT VON HALLER,

ARZT, DICHTER, GELEHRTER.

Geboren in Bern 1708.

Gestorben in Bern 1777.

HALLER, als Kind schon gelehrt, wurde in und außer dem Vaterhause, auf Tübingens Hochschule noch, gering geschätzt; doch er blieb beharrlich. Die Ehrfucht lag in ihm, durch Fleiß und Geschicklichkeit immer der erste zu seyn. In Leyden zog es ihn zu dem großen BOERHAAVE, lebte dann in London und Paris ausschließlich der Heilkunde, als gäbe es keine andere Wissenschaft. Der Krankheit Ursache zernichten, darin bestand sein vorzüglichstes Verdienst, erfand Mittel, wenn keine bestanden. Nicht Pflanzen 30 nur, auch Stoff zu Gedichten sammelte er auf seinen Alpenreisen. Den seine Vaterstadt vernachlässigte, um den bewarb sich Hannover's hochverdienter Minister von MÜNCHHAUSEN für sein Göttingen, zu dessen Glanz HALLER viel beytrug, nicht bloß durch das, was er als Professor leistete, sondern gleichfalls durch die von ihm bewirkten Anstalten. Über Heilkunde, Naturlehre, Völker-, Gelehrten-, Kirchen- und Natur- 40 Geschichte, über alte Literatur, Theologie, Logik, Metaphysik, Botanik, Physiologie, Chirurgie schrieb HALLER und das gut, hatte

inne die griechische, lateinische, hebräische Sprache, lernte ohne Wörterbuch die französische, englische, italienische, schwedische, dänische, holländische und spanische. Nicht allein großer Gelehrter, was mehr, trefflicher Mensch war er, für das was recht, immer entschieden. Endlich dachte Bern an den bereits von Kaiser und Königen ehrenvoll Ausgezeichneten, ertheilte ihm dieses Freystaates vierte Stelle. In seinem Hause von dem, in den Adelsstand ihn erhohen habenden Kaiser JOSEPH II. besucht, starb ALBRECHT VON HALLER noch in dem nämlichen Jahre.

---

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING,

GELEHRTER UND DICHTER.

Geboren in Kamenz 1729.

Gestorben in Braunschweig 1781.

LESSING, eines armen frommen sächsischen Predigers Sohn, hatte Lust, Alles zu lernen, was ihm vorkam, gegen Theologie aber Abneigung, verfaßte jedoch in spätern Jahren viele theologische Schriften, als ihn die dramatischen aneckelten. Die wider seinen Tadel eines Modestückes gerichtete Äußerung: 'leichter sey tadeln als besser machen,' hatte hingereicht, damit er Schauspiele schrieb. Vergessen sind fast alle, aber des Trauerspieles Emilia Galotti Ruhm währt fort. Scharffinniger Sonderer war LESSING, der teutschen Kritik Vater, räumte viel auf, ging aber, (wie solches gewöhnlich) zu weit. In einer Zeit fast noch allgemeiner Unduldsamkeit lebend, in der jedoch Zweifelsucht mächtig begann, schien rühmlich zu verwerfen, was als unumtöblich galt. Scharffinn ist in LESSING hervorstehend, darum geriethen ihm Sinngedichte

am besten; zu viel desselben enthalten seine Schauspiele; der Erften Einer, welcher die so tief gesunkene teutsche Sprache hob. Äußerst wohlthätig war er, ein literarischer Kämpfer, ohne Seelenheiterkeit ertheilenden ächtebriftlichen Sinn, schwermüthig; ihm schien, daß es gleichviel, hätte er auch nicht gearbeitet. Der weder als Knabe, noch als Mann nach Anderen sich zu richten gewußt, selbstständig seinen Weg gegangen, starb als Bibliothekar der an seltenen Handschriften reichen Wolfenbüttler Bücherammlung. 'Teutschland kann stolz seyn, daß LESSING sein Bürger' sagt der große JOHANNES MÜLLER.

---

JUSTUS MOESER,

ADVOCATUS PATRIÆ.

Geboren in Osnabrück 1720.

Gestorben in Osnabrück 1794.

So frühe besaß sich JUSTUS MOESER der Wissenschaften, daß er schon in seinem zwölften Jahre mit den Gespielen eine Akademie errichtete. In seiner, herrlich hervorragenden, leider! unvollendeten Osnabrück'schen Geschichte sehen wir den Widersehein vorgeschichtlicher Zeit. Partheylos, nur nach Wahrheit forschend, an tief greifenden Bemerkungen reich, spricht JUSTUS MOESER sonder Wortgepränge sellicht aus, was kaum zwey Jahrzehente nach ihm Viele, als wären es ihre Entdeckungen, rednerisch verkündigen. Seine wahrhaft 'patriotischen Phantastien' zeigen manches Gute, was war und warum es nicht mehr; desgleichen die Mittel, wodurch Besserung zu erreichen. Von zu ergreifenden Staatsmaafregeln bis zum Einzelnen in den Haushaltungen erstreckt sich seine Sorgfalt durch Ernst und Scherz.



Wie er schrieb, handelte er, stets seinem Gewissen nach. Lange, zwar ohne es zu heißen, Verwalter des Bisthums Osnabrück, hielt er ebenso auf die landesherrlichen als landständischen Rechte, diente zwey und fünfzig Jahre. JUSTUS MOSEK hatte die Stelle eines Osnabrück'schen *advocatus patriæ*; der von Teutschland war er.

---

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER,

DICHTER.

Geboren in Wommerswende 1743.

Gestorben in Göttingen 1794.

Predigersohn aus dem Halberstädtischen wuchs BÜRGER sehr langsam an Körper und Geist, konnte bis in sein zehntes Jahr bloß Teutsch lesen und schreiben, dichterische Einbildungskraft aber zeigte sich frühe schon in dem, Einfamkeit, fehnerliche Orte Suchenden. Zur Gottes-Gelehrtheit bestimmt, wurde sie jedoch bald aufgegeben, die Rechtskunde ergriffen; auch sie gefiel ihm nicht, nur Dichten. Unglücklich, nicht ohne eigene Schuld, fast sein ganzes Leben; auch hatten sich Nahrungsorgen zeitig bereits zu ihm gefellt, und verließen sie ihn, geschah es nur, um gar bald zurückzukehren. Der lange seinem Vaterlande ein Lieblingsdichter, mußte in derselben Zeit, um sein kümmerliches Brod zu gewinnen, für Buchhändler Lohnübersetzungen verfertigen. Endlich in Göttingen außerordentlicher Professor, wobey jedoch keine Befoldung, war er's ziemlich lange, als er starb. Ideal blieb ihm fremd, dem Sinnlichen fröhnten seine Gedichte; von SCHILLER durchaus verschiedener Richtung. Kein Nachahmer, Urdichter (*original*) ist BÜRGER, in Balladen seines Vaterlandes größter. Weil er der

IV. Bd. Prosa seit 1740.

teutschen Sprache lebendigen Ausdruck fand, auf's Meisterhafteste anwandte, darum wurde ihm eine Stelle Walhalla's. Wie wenn das Auge ein unbekanntes holdes Land erblickt, so ist es dem, BÜRGER'S Werke lesenden Teutschen; freudig überrascht sieht er seiner Sprache ungeahnete Schenheit.

---

10

FRIEDR. GOTTLÖB KLOPSTOK,

DER HEILIGE SÄNGER.

Geboren in Quedlinburg 1724.

Gestorben in Hamburg 1805.

KLOPSTOK, eines Pächters Sohn, empfing für Geist und Körper günstige Erziehung. In der hochverdienten Schulpforte, der griechischen und lateinischen Sprache sich vorzüglich heftig, sprühte sein Geist die ersten dichterischen Funken, entwarf er die Messias, welches Epos schon allein seinen Namen erhebt über viele unsterbliche. Mehr als Worte hatte Teutschland dem nicht gegeben, auf welchen es stolz, als Danemark in sorgenfreyer Lage ihn setzte. Dem Erhabenen nur, dem Edlen tönnte Klopstok's Leyer. Einzig, nicht vergleichbar, steht er unter den Teutschen; dem Schwunge seiner Messias, seiner Oden naht keiner, und die wenigsten fogar kennen ihre Sprache hinlänglich, sie ganz zu verstehen. «Nie endlich, seit die Herrlichkeit Roms und seine tönende Sprache unterging, war der stolze hexametrische Rhythmus in einer neuen versucht worden und erklingen, wie in der teutschen.» Klopstok war Christ und Teutscher, (dieß drückt seiner Gedichte hohe Begeisterung aus) tugendhaft, heiter, schwelgte im Aublicke der Natur, von froher Jugend gerne umringt; die sich selbst die gute nennende Gesellschaft sah ihn selten. Als Greis

freute er sich noch des Lebens; dem Tugendhaften blüht immer Genuß. Ein Begräbniß, feyerlich wie das seinige, hatte, wenigstens seit der Minnefänger Zeit, kein teuffcher Dichter. Klopsrok's Todtenfeyer begingten mehrere Städte.

---

WILHELM HEINSE,

SCHRIFTSTELLER.

Geboren in Langenwieson 1749.

Gestorben in Afchaffenburg 1805.

---

Geringen Standes, unwissend, HEINSE'S Ältern, welcher, die classischen Sprachen inne, auf seiner heimatlichen Thüringer Hohenfchule lernte, am meisten jedoch auf der höchsten — der des Lebens. Genialischen Geistes war er, aber in keiner Brodwissenschaft gelehrt, in der Vorwelt daheim, und in der Kunst, vorzüglich in der Tonkunst. Nach Italien sehnte es ihn, beyde waren für einander, schade daß er nur vom Irdischen durchdrungen, das Himmlische ihm verschlossen blieb. Drey Jahre da gelebt, kam er in des großsinnigen Churfürsten von Maynz, KARL FRIEDRICH'S VON ERTHAL Dienste, später dessen Bibliothekar. HEINSE schreibt nicht, er malt, wie COREGGIO, (sein Lob, sein Tadel); in des Südens Glut taucht sich sein Pinsel, Flamme jeder Zug, jedes Wort Bild. Es erstaunt, seine Werke lesend, der Teuffche über seine Sprache, wird (und wie anders noch, als in BÜRGER'S) überrascht; wclch' neue Welt derselben öffnet sich ihm! Leider, daß ein unreiner Geist in jedem seiner Werke herrscht. Mißvergnügen empfindet die nach dem Hehren verlangende Seele ob solch' herrlicher Gaben Anwendung. Er brachte, in späteren Jahren wenigstens, seine Gedanken nicht mit der Feder zu Pa-

5 pier: sie verwehen, indem diese eintaucht, hatte deswegen immer ein Dutzend gespitzter Bleyfifte neben sich. Die letzten Jahre litt HEINSE viel an Schmerzen im Kopfe, welcher zu sehr angestrengt worden. Claf- fiker lesen war seine Erholung.

---

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER,

GELERTER.

Geboren in Morungen 1744.

Gestorben in Weimar 1803.

---

13 Ostpreuffe war HERDER, sein Vater ein nur frommer Mann, unterster Schullehrer. Der Gottesgelehrsamkeit sich besessen, reifte er, wollte die Welt sehen ohne welches sie nicht zu kennen. Hofprediger und Superintendent in Bückeburg wurde er; Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath in Weimar, blieb da für immer; erwarb sich hier erst seines Ruhmes Größe. Idealisch sein Sinn und das Ideale waltet vor in seinen Werken, dichterisch alle, obgleich die Gedichte nicht die vorzüglichsten. Drey Abschnitte bildet sein Schriftstellerleben, jedes auffallend verschieden; im fehnsten weht von seinen Blättern des Morgenlandes balsamischer Duft aus der Menschheit früheren Zeit. Humanität seines Strebens Zweck, übte sie doch nicht immer selbst; der überall Freyheit athmete, befahl öfters mit Stolz und Härte in des Geistes Gebiet, somit ging es dann auch ihm, wie Vielen, dem an Verdienst aber nur Wenige gleich. In fast keiner Wissenschaft fremd, als Theolog, Ästhetiker, als Sprach-, Natur-, Geschichtsforscher ausgezeichnet. Zum Christenthume kehrte 40 HERDER in seines Lebens letztem Zeitraume zurück. Größe hatte seine Denkart, Kindlichkeit sein Gemüth, Fröhlichkeit sein Geist;

für Gott und Menschheit glühte sein Herz. **LEBEN, LIEBE, LICHT**, der in sein Siegel eingegrabene Wahlspruch, ist es in seinem Grabsteine. Von Weimar's vier Sternen der erste, welcher erlosch.

---

**IMMANUEL KANT,**

WELTWEISER.

Geboren in Königsberg 1724.

Gestorben in Königsberg 1804.

---

Von armen Ältern geboren, blieb KANT in seiner Kindheit meist sich selbst überlassen, entwickelte sich langsam; lernte und lehrte in Königsberg, kam nie weiter als sieben Meilen. Er war ein scharf untersuchender Denker, ein Verstandesmann, trocken an Seele wie an Körper, nicht lachend, doch in munterer Gesellschaft gerne und kein größerer Kenner des weiblichen Putzes, als dieser Philosoph. Des Gefühls Seligkeit blieb ihm fremd, verschlossen der Himmel, Feind der Phantasie, Musik, (die Freundin des Menschen) mochte er nicht, Mathematik hingegen sehr, metaphysischen Scharfannes, wie kein Anderer seiner Zeit; doch er sogar sah ein, daß nicht Alles zu beweisen. Den Schüler nicht Philosophie, sondern philosophiren lehren, sein Vorhaben; er lehrte Rechtfchaffenheit durch Wort und That. Ächter Nordländer, seines Königs treuer Preusse war KANT; dennoch brachte FRIEDRICH WILHELM'S II Befehl ihn nicht zum Widerruf des gemäß Überzeugung Gesagten. Nicht Bücher-Parade wollte er und hatte keinen Haug, Schriftsteller zu seyn, wurde es spät erst, von Anderen bewogen, war WELT-Weiser, der ausgezeichnetsten einer, Stifter einer philosophischen Schule; aber wie sie Anderer Ansehen gestürzt, ward es auch das ihrige

durch neuere. Unzählbar sind die einander folgenden, sich verdrängenden philosophischen Systeme. Wo Wahrheit? fragt seit Jahrtausenden fehnend der Forscher, und überfieht das, was vor seinen Augen sie enthält, — das BUCH, (die heilige Schrift).

---

**FRIEDRICH VON SCHILLER,**

DICHTER.

Geboren in Marbach 1759.

Gestorben in Weimar 1805.

---

In Ludwigsburg's trefflicher Karlschule ging es plötzlich SCHILLER'S auf; er entwarf bereits Stellen seiner Räuber. In Diensten seines Landesherrn, des Herzogs von Württemberg, wurde er Regimentsarzt, Wundarzt war sein Vater. Das Gelübde, zwey Jahre nicht zu dichten, streng beobachtet, sang SCHILLER mit verstärkter Luft und Liebe wieder an, kam, nach einigen in Mannheim zugebrachten Jahren nach Weimar und dahin zurück, als seine geschwächte Gesundheit ihn bewog Jena's Lehrstuhl der Geschichte zu verlassen. Wie ein in seinem Laufe gehemmter Strom, sprengte er die sperrenden Schranken, daß die Wogen über die Ufer gewaltig schloßen; aber wie des Rheinfalls wildschäumende, alles mitfortreißende Fluten späterhin geräuschlos fließen in herrlicher Kraft, so auch SCHILLER, dessen Schriftstellerleben in drey Zeiträume abzutheilen: glühender ungeregelter Phantasie im ersten; philosophischen Forschens im andern; hehren Gefühls mit größerer Gründlichkeit verbunden in dem dritten, der mit Wallenstein beginnt. Auf der Erde konnte es für ihn keine Befriedigung geben; ahnend ergriff es ihn! der noch größer als lyrischer Dichter, denn als dramatischer. Der Teutischen Lieblingsdichter ist SCHILLER; dennoch ist TEUTSCH, selber sein Weltbürgerinn.

Indem er begeistert zu des Himmels heiligen Räumen schwingt, schweht er selbst ergriffen mit; weil er fühlt, was er sagt, fühlt der Hörer auch. Ein inneres Leben nur war in seiner Zeit das edlere Teufchen; aus verflachter Gegenwart Sehnsucht nach einer längst dahin gefchwundenen großen Vergangenheit; sehen wurde gefehrieben, dieß war alles. Rein, wie seine Muse, sein Leben, gut, liebevoll. Urdichter ist SCHÜLLER von Vielen nachgeahmt und schon deswegen nicht erreicht.

---

JOHANN VON MÜLLER,  
GESCHICHTSCHREIBER.  
Geboren in Schaffhausen 1752.  
Gestorben in Kassel 1809.

---

DES KNABEN JOHANNES MÜLLER ansehnliche feurige Erzählung Schweizerischer Schlachten erregte Bewunderung, Staunen und ungeheures Gedächtniß. Was des Alterthums größte Geschichtschreiber, könnten auch wir, meynete JOHANNES MÜLLER; er konnte es; gedrängt, inhaltföhrer seine Worte; alles von ihm erhebt, begeistert; wir leben in dem, was er spricht; Vergangenheit wird Gegenwart. Die (leider! unvollendete) Geschichte der Schweiz und die kurze Weltgeschichte sind seine vorzüglichsten Werke; hielt Quellen-Studium für unerläßlich, hatte so viel Stoff gesammelt, daß ein Menschenleben fast zu dessen Verarbeitung gehört. Er hing an seinem heimatlichen Freystaate, der Schweiz, doch dafür, daß jedes Land an die von den Vätern geerbte Verfassung halte, wenn sie aber gestürzt, es blindes Streben sey, sie berzustellen; war für das positive Recht. Gegen Weltherrschafft, als das Grab des Edlen in der Menschheit, sprach

er sich aus, bestimmt, kräftig, offen als Christ; vertraute auf Gottes Fügung, liebend, kindlich. In Heffen-Kasselsche, Maynzische, Oesterreichische, Preussische und Westphälische Dienste kam er, der nicht für's Geschäftleben, in letztere durch NAPOLEON, der auch an ihm bewährte, daß er für Augenblicke wie durch Zauber hinzureißen wußte. Seine Ernennung zum Minister-Staatssecretar überraschte ihn nicht freudig, und gerne ward von ihm diese Stelle bald gegen die eines Vorstandes des Studien-Wesens vertauscht, in der er viel Beses hintertrieb. Gekränkt durch Menschenurtheil büßte der seinem Beruf entriffene, (teufchen Herzens Geliebene) einen schwachen Augenblick schwer, und vor der Zeit brachte ihn derselbe in's Grab. Was THUKYDIDES Hellas, TACITUS Rom, war JOHANNES MÜLLER seinem Vaterlande.

---

CHRISTOPH MARTIN WIELAND,  
DICHTER.  
Geboren in Biberach 1755.  
Gestorben in Weimar 1815.

---

Nicht der seiner Werke bestimmt des Schriftstellers Werth, sondern ihrer Entstehung Zeit und dessen Lage, darnm währt WIELAND's Ruhm, obgleich vorüber jener seiner Gedichte. Des heidnischen Alterthums Gediegenheit, des christlichen selige Erhebung nicht im Zeitalter des WIELAND'schen Glaubens. Immer sittlichen Lebenswandels, doch lästerner Dichter war er, zart und leicht Prosa und Verse, aber zu gedehnt, da er Geist sehr mit Wasser verdünnt; französirt seine Grazie; Dichten ihm vergnügliche Unterhaltung. Zum Rathsherrn ernannte WIELAND's seine Geburtsstadt, die ihm verzieh,

Dichter zu feyn, kam dann als Professor nach Erfurt, bald darauf als Erzieher des Herzogs und seines Bruders nach Weimar, blieb daselbst. Nach der Jenaer-Schlacht entging er dadurch der Plünderung, daß die Franzosen ihn für Deutschlands Voltaire hielten, was er nie gewollt; mehr bestrebt, ein guter Mann zu feyn und zu heißen, als ein berühmter. Weil er genügsam, einfach in Allem, weder Ehrgeitz noch Habfucht kannte, und nicht des Fortsehens unlöfchbaren Durft hatte, aber heiteren Sinn, lebte WIELAND so lange und so vergnügt.

---

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,

DICHTER UND GELEHRTER.

Geboren zu Frankfurt am Mayn 1749.

Gestorben zu Weimar 1852.

---

Einem angefehenen Frankfurter Bürgerfamilie angehörend, war Goethe zum Rechtsstudium von seinem Vater bestimmt, nicht von der Natur, wie er denn auch, obgleich dessen beflissen, es nicht anwandte. Aus Italien zurück, führte ihn ein freundliches Geschick nach Weimar, wurde Freund, späterhin Minister des geistreichen Herzogs KARL AUGUST; einwirkend vielseitig, wie seine Bildung und Kenntniße. Nebst SCHILLER Deutschlands grösserer Dichter, das ist Goethe, und nicht zu verübeln dem Dichtkunstfreunde der Wunsch, daß er nur hätte dichten sollen in gebundener und in ungebundener Rede, und weit mehr, als es gesehen, sich beschäftigen mit dem Dra-

matisthen; aber wie manche große Männer liebevoll beflissener dessen sind, worin sie nicht ausgezeichnet, so er der Farbenlehre, über 10 Jahre lang. Frühe schon war Goethe mit sich im Reinen und mit Allem; ihn ergriff nichts mehr, er schwebte wie ein Gott über der Welt, gestaltend nach Belieben. Hohe Klarheit sein Wesen, die sich auch in seiner unerreichten Schreibart zeigte. Verstand, wie in seinen meisten Schriften, in seinem Leben vorherrschend; er gehorte dem heidnischen Alterthume an, wäre einer seiner tiefsten Denker gewesen, und, wie Sinnlichkeit dasselbe durchdringt, ist sie fast mit allen seinen Werken verwebt. Hätte Goethe auch nur seinen Faust geschrieben, sein Name wäre schon unsterblich. Vom Glücke begünstigt, nicht als wenn Reichthum ihm zugestremt, aber dadurch, daß ihm bequemes Auskommen zeitig geworden, ohne einem Brodgeschäfte sich unterziehen zu müssen, daß er seinem Genius leben durfte, frühe bereits Anerkennung gefunden, und wie ungewöhnlich lang er auch gelebt, sich nicht überlebte, ohne Körpersgebrechen thätige Geisteskraft behalten, bis er leidenslos, ruhig entschlief. Lange entschied in der Kunst und Dichtung großes Gebiete Goethe's Ausspruch, und wurde gleich in der Zeit, in welcher jedes Hohe zu erniedrigen getrachtet werden, versucht ihn zu verkleinern, so wird dennoch sein Ruhm fortwährend über Alles glänzend ragen, wenn sie mit ihrem ganzen Treiben längst schon in Vergessenheit wird versunken feyn. Mit Goethe erlösch der vier Sterne, welche in Weimar geleuchtet, letzter.

---



## INHALTSVERZEICHNISS.

- Abbt, Thomas* — vom Verdienste: Vom Verdienste des Schriftstellers, des Künstlers und des Proligers 555.
- Arnim, Elisabeth von* — Tagebuch 1437.
- Arnim, Ludwig Achim von* — Armut Reichthum Schuld und Buße der Gräfinn Dolores: Der Dichter Walter und seine Frau, Traugott und Alonso 1243.
- Bettina f. Arnim, Elisabeth von.*
- Breitinger, Johann Jacob* — Critische Dichtkunst: Von der Wohl der Materie 3.
- Chamisso, Adelbert von* — Peter Schlemihls wunderbare Geschichte 1445.
- Claudius, Matthias* — der Wandlsbecker Bote.  
Über das Genie 717.  
Oden (von Klopstock) 725.  
Eine Correspondenz, angehend die Orthodoxie und Religionsverbesserungen 727.
- Eichendorff, Joseph Freyherr von* — aus dem Leben eines Taugenichts 1439.
- Engel, Johann Jacob* — der Philosoph für die Welt.  
Tobias Witt 337.
- An Herrn Z.* (das Schöne und das Gute) 362.  
Entzückung des Las Casas 370.
- Fichte, Johann Gottlieb.*  
Die Anweisung zum seligen Leben oder auch die Religionslehre: fünfte Vorlesung (die fünf Weltansichten) 1055.  
Reden an die Deutsche Nation: vierzehnte (Schluß) 1031.
- Gellert, Christian Fürchtegott* — Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen 75.
- Grutz, Friedrich von* — Sendeschreiben an Friedrich Wilhelm III. 1137.
- Gesner, Salomon* — Idyllen.  
Ilas, Mycon 163.  
Amyntas 167.  
Die Gegend im Gras 168.  
Der Wunsch 171.
- Görres, Jacob.*  
Die deutschen Volksbücher (Faust) 1175.  
Ergleitung zu den Altdeutschen Volks- und Meisterliedern 1137.
- Gaethe, Johann Wolfgang von.*  
Von deutscher Baukunst 345.  
Götze von Berlichingen 335.  
Die Leiden des jungen Werthers 373.  
Tagebuch der Italienischen Reise 337.

- Verdeutschung von Joh. v. Müllers Rede über Friedrich den Großen* 397.
- Aus meinem Leben: der Kränzungstag* 609. *der Zustand der Deutschen Literatur* 621. *die Deutschen Dichter* 641. *Zu brüderlichem Andenken Wielands* 647. *Shakespeare und sein Ende* 675. *Novelle (die Jagd)* 689.
- Grimm, die Brüder Jacob Ludwig Karl und Wilhelm Karl.**  
*Kinder- und Hanswärtchen* 1535.  
*Deutsche Sagen* 1537.
- Grimm, Jacob Ludwig Karl** — *Vorrede zur ersten Ausgabe der Deutschen Grammatik* 1409.
- Haller, Albrecht von** — *Vorrede zur Übersetzung von Buffons Naturgeschichte* 23.
- Hamann, Johann Georg** — *Ästhetica in nuce* 279.
- Hebel, Johann Peter** — *der Rheinländische Hausfreund.*  
*Ramitwerftan* 1261.  
*Der geheilte Patient* 1264.  
*Der Schneider in Penfa* 1267.  
*Der Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität* 1274.  
*Vom Tabackrauchen* 1279.  
*Standrede über das glückliche Loos des Schneiders* 1285.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich** — *Wissenschaft der Logik: allgemeine Einteilung der Logik* 1223.
- Herder, Johann Gottfried von.**  
*Über die neuere Deutsche Litteratur* 591.  
*Reitfere Wälder: erstes Wäldchen, Lessings Laxoon gewidmet* 409.  
*Von deutscher Art und Kunst (Shakespeare)* 427.
- Predigt über das Gleichniß vom mancherley Saamenlande* 459.  
*Älteste Urkunde des Menschengeschlechts: Plan* 461.  
*Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit (Völkerwanderung und Christenthum)* 471.  
*Vom Geist der Ebraischen Poesie (Naturpoesie)* 477.  
*Schulrede von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie* 483.  
*Briefe zur Beförderung der Humanität: Haben wir noch das Vaterland der Alten?* 495.
- Hippel, Theodor Gottlieb von** — *Beschluß der Lebensläufe nach aufsteigender Linie* 751.
- Humboldt, Alexander von** — *über die Steppen und Wästen* 1161.
- Iselin, Isnaak** — *über die Geschichte der Menschheit (die Tugenden der Griechen und der Römer; die Freyheit)* 525.
- Jacobi, Friedrich Heinrich** — *von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (das Moralprincip)* 787.
- Jean Paul f. Richter.**
- Jung f. Stilling.**
- Kant, Immanuel** — *Der Critik der practischen Vernunft zweyter Theil: Methodenlehre der reinen practischen Vernunft* 379.
- Kerner, Justinus** — *Reiseshatten von dem Schattenspieler Luchs* 1427.
- Kleist, Heinrich von** — *das Bettelweib von Locarno* 1237.
- Lavater, Johann Caspar.**  
*Aus dem geheimen Tagebuche* 303.



- Physiognomische Fragmente: von der Wahrheit der Physiognomie* 311.  
*Friedrich, der König von Preussen, zu Pferde* 320.  
*Pontius Pilatus: Was ist Wahrheit?* 323. *Pilatus und Herodes* 351. *Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern* 353.
- Lessing, Gotthold Ephraim.*  
*Miss Sara Sampson* 179.  
*Fabeln* 189.  
*Litteraturbriefe (Gottsched und das Theater, Faust)* 195.  
*Laokoon oder über die Grenzen der Malerey und Poesie (Homer)* 199.  
*Hamburgische Dramaturgie (Shakepear, Mitleid und Furcht; Zweck und Erfolge der Dramaturgie)* 217.  
*Antiquarische Briefe (Perspective der Alten)* 259.  
*Über den Beweis des Geistes und der Kraft* 237.  
*Das Testament Johannis* 263.  
*Zweyter Anti-Göze* 275.
- Lichtenberg, Georg Christoph.*  
*Paralelor oder Trostgründe für die Unglücklichen die keine Originalgenies sind* 799.  
*Anschlagzettel im Namen von Philalclphia* 805.  
*Fragment von Schwänzen* 803.  
*Die Bedienten* 807.
- Ludwig, König von Bayern: Mathal-las Genossen* 1495.
- Mosser, Justus — Patriotische Phantasien.*  
*Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande* 299.  
*Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes* 502.
- Gründe, warum sich die alten Sachsen der Bevölkerung widersetzt haben* 506.  
*Schreiben des Herrn von H. (Jagerrey)* 510.  
*Über die Art und Weise wie unsre Vorfahren die Proceffe abgekürzt haben* 515.
- Mosser, Friedrich Karl Freyherr von.*  
*Beherzigungen (die Freyheit)* 37.  
*Reliquien* 97.
- Müller, Friedrich (Mahler) — Bacchidon und Milton* 771.
- Müller, Johannes von.*  
*Gefechten der Schweizer: Vorrede* 311.  
*Schlacht von Sempach* 319. *Ludwig XI. und Karl der Kühne* 351.  
*Rede über Friedrich den Großen* 397.
- Niebuhr, Barthold Georg — Römische Geschichte: Anfang und Art der ältesten Geschichte* 1529. *Die Sage von Coriolanus* 1554.
- Pestalozzi, Johann Heinrich — Lienhard und Gertrud: der Abend vor einem Ersttage im Hause einer rechtschaffenen Mutter* 341.
- Rabener, Gottlieb Wilhelm.*  
*Versuch eines Deutschen Wörterbuchs* 47.  
*Satirische Briefe* 37.  
*An Herrn Cabinetssekretter Ferber in Warschau* 67.
- Ranke, Leopold — die Römischen Päpste im XVI. und XVII. Jahrhundert: Ignatius Loyola* 1471.
- Ranmer, Friedrich Ludwig Georg von — Geschichte der Hohenstaufen: Hinrichtung Conrads* 1559.
- Reinhard, Franz Volkmar — Landtagspredigt (am Schluß des 18. Jahrh.)* 1009.

**Richter, Jean Paul Friedrich.**

*Grænländische Proceffe: Fragment aus einem zweyten Lobe der Narrheit* 893.

*Aus dem Leben Fibels: Nahecapitel* 899.

*Die Schönheit des Sterbens in der Blüte des Lebens, und ein Traum von einem Schlachtfelde* 925.

*Die wenig erwogene Gefahr die beiden Herrschaften Walchern und Lizelberg zu gewinnen* 945.

**Rumohr, Karl Friedrich von.**

*Italienische Forschungen: Vorgermanische und germanische Bauart* 1543.

*Schule der Heftlichkeit für Alt und Jung: Vom erheblichen Nutzen der Grobheit im Allgemeinen* 1531.

**Savigny, Friedrich Karl von —**

*vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft: Entstehung des positiven Rechts* 1255.  
*Unser Beruf zur Gesetzgebung* 1259.

**Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von.**

*Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freyheit (Gott, Schöpfung, Mensch)* 1075.

*Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums: über das Studium der Historie und der Jurisprudenz* 1085.

**Schiller, Johann Christoph Friedrich von.**

*Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?* 965.

*Geschichte des dreißigjährigen Krieges (Eroberung Magdeburgs)* 981.

*Über den moralischen Nutzen aesthetischer Sitten* 997.

**Schlegel, August Wilhelm von —**  
*Athenäum: Litterarischer Reichsan-*

*zeiger* 1097. *Notizen (Voss Schmidt Matthiffon)* 1102.

**Schlegel, Friedrich —** *über die Sprache und Weisheit der Indier: Vom Ursprunge der Sprachen* 1109. *Vom orientalischen und indischen Studium überhaupt und dessen Werth und Zweck* 1116.

**Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst.**

*Monologen: Jugend und Alter* 1191.

*Academischer Vortrag über Platons Ansicht von der Ausübung der Heilkunst* 1203.

**Steffens, Heinrich —** *Walfeth und Leith* 1293.

**Stilling, Heinrich —** *Jugend (Joringel und Jorinde, Tod Eberhards)* 737.

**Sturz, Helfrich Peter.**

*Fünfter Brief (Georg III. von England)* 759.

*Pitt* 744.

*Röpslock* 730.

**Tieck, Ludwig.**

*Der getreue Eckart* 1121.

*Prolog zum zweyten Theile des Fortunat* 1153.

*Der Aufruhr in den Cevennen* 1131.

**Varnhagen von Ense, Karl August —** *Lebensbeschreibung Blüchers (Charakteristik)* 1515.

**Wagner, Johann Ernst —** *Reisen aus der Fremde in die Heimat (Jugenderinnerungen)* 1287.

**Wieland, Christoph Martin.**

*Empfindungen eines Christen (Psalmen)* 105.

*Geschichte des Agathon (Aristipp, Dionys, Republik und Monarchie) 109.*

*Die Abderiten (Vorbericht; Geschichte von Abdera; Reden um des Efels Schatten) 141.*

*Wückelmann, Johann — Geschichte*

*der Kunst des Alterthums: von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der Griechischen Kunst vor andern Völkern 533. von dem Wesentlichen der Kunst 576.*

---



---

BEMERKTE DRUCKFEHLER.

- 
- Sp.* 934. *Z.* 57. 600 *lies* 6000  
 • 1563. • 55. wollte • wollte gern  
 • 1566. • 3. der • ihr  
 • • • 6. so • ja  
 • • • 27. einem • einen  
 • 1567. • 40. abgeliefert *l.* ausgeliefert  
 • 1571. • 51. 52. er aber *l.* aber er  
 • 1576. • 53. 56. erst den Wein *l.* den Wein erst  
 • 1579. • 5. Tochter folgte *l.* Thiere folgten  
 • 1581. • 51. Knechte *l.* Leute  
 • 1585. • 20. die Königin *l.* die junge Königin  
 • 1583. • 24. zur rechten *l.* zu rechter
-









